This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Bücherei
Auguſtin Krämer

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller Länder und Völker,

ihrer Religionen, Sitten, Gebräuche u. s. w.

Mit vielen bildlichen Darstellungen von Lagen wichtiger Orte, alten und neuen Denkmälern, Trachten, Geräthschaften, Kunstsachen, verschiedenen anderen Gegenständen und Karten.

Aus dem Französischen

von

Dr. C. A. Mebold.

OCEANIEN.

Erster Band.

Jomeny de Rienzi, [illegible] Louis

DIE MALAIENLANDE. MIKRONESIEN.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

1837.

D20
U4714
ser. 5
v. 1

Ueberſicht der Abbildungen zu Oceanien.

Blatt		Seite
1	Porträte von Bougainville, Cook, Laperouſe und Baudin	10
2	Früchte des Vaquois, des Papaya, des Rima, der Flinderſia. Berauſchende Pflanzen	7
3	Kangaru, Babi-Ruſſa, Ameiſenigel, Schnabelthier	7
4	Großer Paradiesvogel, auſtraliſcher Caſoar, Rouſſetten-Vampyre	51
5	Leyerfiſch, Hammerfiſch, Oſtracio tricornis, Python	56
6	Haliotide, marmorfarbiger Turbo, Tridacne, d'Urville's Aplyſia	57
7	Labophyllia, Cuvieria, Univerſibranche, Phyſſophora	46
8	Orang-hutan, der mit dem Verfaſſer ſpeist	52
9	Bewohner der Malaienlande	21
10	Meſtizze von Manila, Tagaler, Neu-Seeländer, Caroliner	21
11	Tonga, Papua, Auſtralier, Bewohner von Tauna	21
12	Götzen	58
13	Pirogen	92
14	Malaiiſche Wohnung, Hütte der Wilden von Arnheimsland	91
15	Waffen und muſikaliſche Inſtrumente	89
16	Masken und theatraliſche Trachten	90
17	Tempel	59
18	Kawageſellſchaft	71
19	Menſchenopfer	21
20	Waſſerhoſen	44
21	Malaiiſche Wohnung mit einem zahmen Maiba	98
22	Pfefferſtaude, Manguſtan, Vaquois, Raffleſia	134
23	Malaien und ſolotiſche Soldaten	148
24	Javaner der mittlern Klaſſe, Hofmann, Krieger, Tänzerin	101
25	Javaniſches Brautpaar	162
26	Argus	161
27	Tempelhüter	170
28	Tempel von Jabang	174
29	Tempel von Boro-Bodo	172
30	Drei Götterſtatuen im Tempel von Loro-Dſchongrang	171
31	Statuen zu Sing 'a Sari, der Stier Nandhi	174
32	Mahadewa, Buddha	172
33	Palaſt von Kalaſſan	172
34	Javaniſcher Thierkreis	182
35	Eine Göttin des brahmaniſchen Kultus	174
36	Antike Skulptur	172
37	Tempel von Brambanan	171
38	Statue Ganeſa's	175
39	Anſicht von Anyer	169
40	Bewohner von Bali. Rammohun-Roy, der Brahmane	219
41	Hindoſtaniſches Grabmal	215
42	Rampock	224
43	Gräber	224
44	Trachten	224
45	Frauen beim Tſchukaſpiel	224
46	Harfenſpielerin	224

Blatt		Seite
47	Häusliche Beschäftigungen	224
48	Bauplatz	224
49	Chinesischer Tempel	224
50	Chinesischer Hut, Waffen und Geräthe	224
51	Chinesische Frauen beim Schachspiel	224
52	Porträte	224
53	Chinesisches Inneres	222
54	Gräber	222
55	Tanz	222
56	Wasserfall von Tondano	243
57	Straße von Tondano	243
58	Warme Quelle von Passo	243
59	Kriegertrachten	246
60	Chinesisches Schiff	154
61	Menschenfresserkampf	275
62	Upasbaum	240
63	Kampher und Bambus	110
64	Gerippe von Affen und Menschen	21
65	Scorpene	264
66	Krokodil von Borneo, Actinien	264
67	Alfuras in Festtracht, musikalische Instrumente	275
68	Einhörniges Nashorn, Tiger	262
69	Passigfluß	309
70	Ansicht von Manila	309
71	Ruinen in einer Vorstadt von Manila	309
72	Inneres der Insel Luçon	309
73	Wohnung auf Luçon	309
74	Vulkan von Taal	312
75	Wasserhose	299
76	Tagaler, junger Aëta	17
77	Trachten	312
78	Ländliche Kapelle von Bacor	508
79	Hahnenkampf	318
80	Urwald von Maindanao	316
81	Urwald von Munin-Sima	330
82	Wohnung Schiffbrüchiger	330
83	Andere Ansicht von einem Urwald auf Munin-Sima	330
84	Loths Weib	527
	Karte von Oceanien.	
	Karte der malaiischen Inseln.	

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller

Länder und Völker, ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u. s. w.

OCEANIEN oder DER FÜNFTE WELTTHEIL

von

Domeny de Rienzi.

Deutsch

von

Dr. C. A. Mebold.

Oceanien

oder

der fünfte Welttheil

von

Domeny de Rienzi.

Vorwort.

Meine gelehrten Mitarbeiter an der Weltgemäldegallerie haben den unermeßlichen Vortheil, daß sie Völker beschreiben, die eine mehr oder weniger ausgedehnte Geschichte besitzen. Ueber Oceanien existirt kein spezielles und ausführliches Werk. Unter den zahlreichen civilisirten oder barbarischen Nationen und den wilden Stämmen, von welchen ich sprechen soll, gibt es wenige, die geschriebene Annalen haben, und wenn, so sind sie verstümmelt und mit Fabeln vermischt oder reichen in eine nicht sehr ferne Epoche hinauf. Die Abgeschiedenheit, in welcher die meisten dieser Gegenden sich befinden, und ihr fast allgemeiner Mangel an Literatur sind hievon die vornehmste Ursache. Gleichwohl bieten Hauaï, Taiti, Tonga und besonders Java eine so neue als ergiebige historische Ernte. Unser Werk wird ein Resumé der besten bekannten Reisen so wie der verschiedenen, meist ungedruckten, ältern und neuern Reisen des Verfassers selbst, eine Sammlung der beglaubigtsten Sagen, kurz eine pittoreske ethnographische und manchmal encyklopädische *) Uebersicht Oceaniens geben. Wir dürfen es

*) Wir haben uns alle Mühe gegeben, um namentlich die Malaienländer, welche den größten, bevölkertsten, reichsten und wichtigsten Abschnitt Oceaniens bilden, und die wir fast in allen Richtungen durchlaufen haben, in ihren Theilen so vollständig zu behandeln, als der Umfang des Wissens unserer Vorgänger und unsere eigenen Kenntnisse es nur immer erlauben, so daß unser Werk ohne Uebertreibung den Stoff zu zwölf ordentlichen Oktavbänden enthält.

ohne Scheu sagen: diese Uebersicht wurde lang überdacht und gewissenhaft ausgeführt. Sie wird enthalten: 1) eine einleitende Schilderung der wichtigsten Allgemeinheiten Oceaniens; 2) die Beschreibung und Geschichte der Malaienländer oder des großen indischen Archipels; ebenso 3) Mikronesien, 4) Polynesien, 5) Melanesien. Mehrere der den Text begleitenden Zeichnungen sind noch nirgends erschienen und von dem Verfasser an Ort und Stelle entworfen, andere den geschätztesten Werken entlehnt worden. Zwölf Musikstücke, davon acht ungedruckt, zwei vergleichende idiomographische Tableau's von 42 Sprachen, zwei wichtige Inschriften, eine neue Generalkarte und vier neue Spezialkarten von Oceanien werden die Beschreibungen vervollständigen. Die nothwendige Beigabe von Abbildungen zu einem Werk neuer Art wird das Verständniß erleichtern. Solcher Abbildungen werden es ungefähr 280 werden. In Bezug auf die Orthographie der Eigennamen ist die Regel festgehalten, sie so wieder zu geben, daß ein Eingeborner, der die Worte aussprechen hörte, wie wir sie schreiben, uns verstehen würde. Daher ist Matrado geschrieben und nicht Mont-tradak, Manila, Dschokschokarta, Weguiu (statt Waigiu), Hauaï (statt Owhyée), Kangaru, Brahmane, Malayusprache, Magalhaës statt Magellan, Schongui statt Shongee, Sumâdra statt Sumatra. Fremde Gewichte, Maße und Münzen sind fast immer nach französischem Fuß, alle Längen nach dem Meridian von Paris berechnet, zweifelhafte Thatsachen, Lagen, Orte, Ziffern durch ein Fragzeichen angedeutet. Nach Vollendung des allgemeinen Bildes von Oceanien und der Beschreibung der Malaienlande bedauerte ich, und Wer wird nicht mit mir bedauern, daß Kapitän d'Urville die Bearbeitung von Polynesien, Australien oder Melanesien ablehnte, da ich nur einige Punkte dieser Gegenden berührt habe und man seinen Forschungen und seinem schönen Werk die genauere Kunde von einem so großen Theil derselben verdankt? Doch hatte er wenigstens die Gefälligkeit, mich bei Orten, die er besucht und untersucht hat und die ich nicht aus eigener Anschauung kenne, mit seinen Einsichten zu unterstützen. Bei den Inseln, die wir Beide nicht gesehen hatten, habe ich die zuverläßigsten Gewährsmänner zu Rath gezogen, aus den besten Quellen geschöpft und nie unterlassen, mich auf sie zu berufen stets mit gerechter und dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste, Was leider heutzutage nicht so gewöhnlich geschieht, als es geschehen sollte. Wenn ich durch meinen Schiffbruch, meine Unfälle und Verluste um einige Namen, Daten und Orte gekommen bin, so habe ich die Erinnerung an die Thatsachen, die Erinnerung des Herzens nicht vergessen. Es ist unmöglich, mit vollkommener Genauigkeit so viele merkwürdige Länder, so viele Völker verschiedener Abstammung zu beschreiben, wenn man sie nicht selbst gesehen und studirt, nicht den außerordentlichen Scenen angewohnt hat, welche die Natur und der Mensch vor den Blicken des Reisenden um die Wette zu entfalten scheinen. Ich wage zu glauben, daß meine fünf Reisen in verschiedenen Theilen des Morgenlands, die ich aus alleiniger Liebe zur Wissenschaft ohne andern Beistand als meinen Eifer und meinen Muth unternahm, mich in Stand gesezt haben, den von meinen berühmten Vorgängern bekannt gemachten Nachrichten einen gute Anzahl neuer Thatsachen hinzuzufügen. Die Beistimmung eines eifrigen Freundes der Wahrheit, eines strengen Feindes der Schmeichelei, die Beistimmung Dumont d'Urville's war für mich so ermunternd, daß ich mich dieser Aufgabe unterzog. Dieses Zeugniß ist mir

so kostbar, daß ich nicht umhin kann, mich darauf zu berufen, sey es auch nur als edle Belohnung für meine langen und angestrengten Arbeiten und um den zahlreichen Lesern eines so neuen als schwierigen Werkes mehr Vertrauen einzuflößen: »Paris, 20 August 1834. Mein Herr! Der mir von Seite Firmin Didots und in Ihrem eigenen Namen gemachte Antrag konnte mir nur schmeichelhaft seyn. Mit Vergnügen hätte ich zu dieser wichtigen literarischen Unternehmung mitgewirkt. Allein vielseitige Beschäftigungen und frühere Verpflichtungen, die meine ganze Zeit in Anspruch nehmen, hindern mich, auf die Sache einzugehen. Uebrigens nach den vielen Unterhaltungen, die wir über Ihre Reisen in Oceanien mit einander hatten, und nach Dem, was ich sonst über diesen Gegenstand weiß, bin ich überzeugt, daß Keiner besser geeignet ist als Sie, um die verschiedenen Länder dieser großen Abtheilung der Erdkugel in einem echten Geist der Wahrheit und der Philosophie darzustellen und die Leser in manche neue Thatsachen einzuführen. Was namentlich gewisse Theile der westlichen Carolinen, Papuasiens ꝛc., wo Sie gewesen sind und wo bis jezt kein Franzose zu landen Gelegenheit hatte, und insonderheit, Was die Malaienländer anlangt, die Sie in verschiedenen Richtungen durchstreift und von denen Sie selbst mehrere sonst unbekannte Punkte besucht haben, so sind Sie ohne Zweifel Derjenige, der sie am genauesten beschreiben kann.«

Allgemeines Gemälde.

1. Ueberblick Oceaniens.

Oceanien, für sich allein von größerem Umfang als die andern vier Welttheile zusammen, ist der wenigst gekannte, aber an Mannigfaltigkeit der Erscheinungen reichste und merkwürdigste von allen. Es ist das Land der Wunder. Es begreift die entgegengesetztesten Rassen, die erstaunlichsten Naturereignisse, die erhabensten Denkmäler der Kunst. Man erblickt daselbst den Zwerg neben dem Riesen, den Weißen neben dem Schwarzen, neben einem patriarchalischen Stamm eine Völkerschaft von Menschenfressern, nicht fern von Horden der rohesten Wilden Nationen, die vor uns civilisirt waren. Erdbeben und Aërolithen verwüsten die Felder, Vulkane verschlingen Städte und Dörfer. Auf seinem südlichen Festland bieten die seltsamsten Thiere, auf der größten Insel seines Archipels wie des Erdballs der Orang-hutan, dieses zweihändige Menschenbild, den Philosophen Stoff zu tiefem Nachdenken. Eine seiner Inseln ist stolz auf die Herrlichkeit ihrer Tempel und alten Paläste, die glänzender sind als die Monumente Persiens und Mexiko's und mit den Meisterwerken Indiens und Egyptens vergleichbar. Andere prangen mit Pagoden, Moscheen und neuen Grabmälern, die in Zierlichkeit und Anmuth sich mit dem Vollkommensten messen dürfen, was das Morgenland und China aufzuweisen haben.

Ihr geht in Lima zu Schiff, laßt Eure Augen über den Abgrund schweifen und bis auf 600 Lieues von den Küsten Peru's sehen sie Nichts als Himmel und Wasser. Nun kommen bald zahlreiche Attolons oder

Gruppen kleiner lachender Inseln zum Vorschein, einige wahrscheinlich erst seit wenigen Jahrhunderten erstanden und kaum über die Fluthen sich erhebend, andere, ältere, durch die Wolken brechend mit dem granitnen Haupt. Da sind Bäche, die von Hügel zu Hügel hüpfen und an einer mit Leuchterbäumen und Wurzelträgern bedeckten niedern Küste sich verlieren. Dort erhebt sich kühn der schwarze Basalt in prismatischen Säulen, die die brüllende Woge mit weißem Schaum benezt. Bald droht ein wüthender Vulkan eine Gegend in Asche zu verwandeln, die seine Lava hervorgebracht und befruchtet hat. Bald wird die Atmosphäre vom Hauch der Bergwinde lieblich erfrischt und mit balsamischen Düften durchwürzt aus Gebüschen, die der muntere Gesang artiger Vögel belebt und der saftige Pisang, der liebliche Jasmin und die Gardenie und die Evi mit goldenen Aepfeln zieren. Die Meere an diesen Gestaden nähren treffliche Fische und bergen in ihrem Schooß Paläste von Corallen und Madreporen und Muscheln von höchster Schönheit. Einige dieser kleinen insularischen Paradiese strecken ihre Ufer in Form eines Bogens oder einer Harfe. Schwache Polypen *) erbauen langsam die Riffe, welche sie wie eine Mauer einschließen, und zwischen diesen Riffen, die das Entsetzen unserer großen Schiffe sind, schaukeln sich die flüchtigen Piroguen der Polynesier. Zum Ersatz für seine Unwissenheit hat die großmüthige Natur dieses Geschlecht beschert mit einer fruchtbaren Erde und einem ewigen Frühling. Ohne sie zur Arbeit zu verdammen, nährt sie diese liebenswürdigen und sorglosen Kinder, die in ihrem Hang zur Lust schuldlos die Gesetze der Scham verletzen **).

Ihr verfolgt Eure Fahrt durch dieses unermeßliche Labyrinth — Ihr stoßt gegen die Mitte Eures Laufs auf ein fünftes Festland, das beinahe so groß ist als Europa und das Bild einer umgekehrten Welt darbietet. Da sind andere Sterne, andere Geschöpfe, andere Klimate. Man grüßt die aufgehende Sonne, wenn uns die Nacht in ihre Schatten hüllt. Man genießt den Frühling, wenn wir über den Winter trauern, und der Herbst erscheint, wenn wir Frühling haben. Der Barometer fällt, wenn schönes Wetter kommt, und steigt, wenn er Sturm anzeigt. Manchmal, im Dezember, fangen die Wälder Feuer, manchmal versenkt der Nordwestwind, wie der egyptische Kamsin, die Erde, verwandelt sie in Staub und vergrößert die weiten australischen Wüsten. Ihr bewundert einen Vulkan ohne Krater und ohne Lava, der unaufhörlich Flammen sprüht; riesige Pflanzen, deren einige dem Ocean entsprossen, andere dem Sand; Kirschen, an denen der Stein außen wächst; Birnen, die an dem breiten Theil der Frucht den Stiel haben; seltsame Vögel, Adler und Rothkelchen, die weiß sind, schwarze Schwäne und Kakatua, den Casuar, der geht und nicht fliegen kann; blaue Krabben; Hummer ohne Scheeren; Hunde, die nicht bellen; das Kangaru, diese wunderliche Zusammensetzung aus Katze, Ratte, Opossum und Eichhorn; den Ameisenigel, ein Säugethier ohne Brüste, das Eier legt; das Schnabelthier, zumal Robbe und Vierfüßler, Fisch und Schlange, ein fantastisches Wesen, das Gott auf die Erde geworfen hat, um mit Einem Male die Systeme

*) Das Polypenhäuschen ist die Behausung der vereinigten Polypen, wo sie Riffe und madreporische Inseln schaffen. Diese neptunischen Architekten arbeiten vielleicht an einem polynesischen Festland, indem sie die Zwischenräume zwischen den einander nahen Eilanden ausfüllen.

**) Auf einer großen Anzahl Inseln Polynesiens, zu Nuka-Hiwa, Taiti, Pelin, Hauaï ꝛc., wären die Völker ohne Widerrede die glücklichsten der Welt, wenn sie nicht meist unter dem Druck despotischer Einrichtungen lebten.

der Naturforscher über den Haufen zu stoßen und den Rath der Gelehrten zu beschämen *).

Ihr fahrt durch die gefährliche Torresstraße westwärts. Kleine Eilande, reich an Erzeugnissen ihres Bodens, unter dem herrlichsten Himmelsstrich, entfalten ihre Schönheiten. Weiterhin schaut Ihr die großen prachtvoll malerischen Lande des indischen Archipels, die gesegnetsten der Erde, längst heimgesucht von den Handelsschiffen Europa's. Aber trotz so vieler Mannigfaltigkeit werdet Ihr in dem ganzen Oceanien ein eigenthümliches Gepräge finden, womit die Natur diesen unermeßlichen Theil der Welt scharf gezeichnet hat.

Denkt Euch nun die Menschen dieser verschiedenen Gegenden vereinigt auf einem Mittelpunkt, z. B. in Sydney, so bietet Euch der Malaie seine kostbaren Spezereien, den Kampfer, die Benzoë und den grauen Ambra, den erquickenden Sagu und den aufregenden Betel, Gold, Perlen und Diamanten. Der Melanesier bietet Eisenholz, Ebenholz, das leckere Fleisch des Wombat und den einsiedlerischen Menura, dessen Schweif die Form einer Leyer hat, und diese entzückenden Paradiesvögel, die das Haupt der schwarzen Papuas und der schönen Europäerinnen schmücken. Der Polynesier bringt die Frucht des Brodbaums, das berauschende Kawagetränk, das wohlriechende Sandelholz, die furchtbare Mordkeule, er leiht Euch seine wohlgestalteten, hübschen, wiewohl gelben Töchter. Der Buguis, der älteste Sohn ihrer Gesittung, tüchtiger Seefahrer und geschickter Kaufmann, Herrscher auf diesem australischen Meer, gibt dem Malaien, dem Tagak, dem Javaner, dem Dayak, dem Papu den verhängnißvollen Kris **), Opium, Salz, Arak, Leinwand und Baumwollenzeuge: er empfängt dagegen Rotan, Bambus, Gelbwurz, Ingwer und die feinste Schildkrott, und für das Eisen- und Kupfergeschirr, die verarbeitete Seide, das Porzellan und den Thee des gewerbthätigen, schlauen Chinesen tauscht er aus diese berühmten Vogelnester, diese Hirschruthen, diese Haifloßen und diese Tripans ***), welche auf die Tafeln der Sybariten des himmlischen Reichs kommen. Der Australier, dumm und nackt, wird keinen Theil nehmen an diesem großen Verkehr und der Europäer, der schon über einen Theil dieser Völker herrscht, wird mitten unter ihnen erscheinen, um sie zu unterrichten oder zu unterwerfen, um zu richten oder zu kämpfen, zu forschen oder sich zu bereichern.

2. Zustand der geographischen Kenntnisse.

Die Alten sezten die ganze bewohnbare Erde in ein Viereck im Norden des Aequators. Manilius, Pomponius Mela, mehrere andere Geographen gaben indeß zu, daß es ein großes südliches Festland gebe und sie nannten seine Bewohner Antichthonen. Insgemein glaubte man, die alte Welt sey doppelt so lang von Osten nach Westen als breit von Norden nach Süden. Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfaßte Ptolemäus unter Zugrundlegung des später verloren gegangenen Werks des Tyriers Marinus, das er verbesserte, seine Tafeln: er berichtigte die Ideen und Arbeiten seiner Vorgänger, übertraf sie und wurde nicht übertroffen.

---

*) S. Blatt 3.

**) Ein gerader oder zickzackiger Dolch, manchmal vergiftet.

***) Seedigsen (holothuries), eine eigenthümliche Art Zoophyten von cylinderischer Form, welche hermaphroditisch zu seyn scheinen.

Nach den berühmten ptolemäischen Tabellen erstreckten sich die geographischen Kenntnisse der Alten in Europa bis zum 60° nördl. Breite, in Afrika bis zu den glückseligen Inseln oder Canarien und an der Westküste bis zum Cap Joby, in Südafrika bis zum Vorgebirge Prasum (Cap Brava) durch den 10° südl. Breite hindurch; in Westasien bis zum Land der Kirgisen oder Alanen; in Ostasien bis zu dem Grenzgebirge zwischen Tibet und China, östlich von Lassa. Catigara oder Chetigera, etwas südlich von Thinä (Tanaserim), im Lande der Sinä (Siam), ist der lezte östliche Punkt, den der Geograph von Alexandrien kennt. Einige Zeit nachher durchlief man die Küste der Halbinsel Malakka und des Golfs von Cambodscha bis zu der Landspitze dieses Namens (notium promontorium). Diese Entdeckungen wurden in die ptolemäischen Verzeichnisse eingetragen. Wahrscheinlich kannte man in Oceanien die Insel oder einen Theil der Insel Jaba Diw im Süden der goldenen Halbinsel oder Malakka's, welche an die Insel Java erinnert, das Ziel der Kenntnisse der Alten in diesen Regionen der Welt. Natürlich ist anzunehmen, daß sie auch die zwischenliegenden Inseln Andamen und Nicobar und die große Insel Sumädra kannten.

Nach Eroberung eines großen Theils der alten Welt legten sich die Araber auf den Anbau der Wissenschaften und der Literatur und begannen dann nützliche Unternehmungen. Alles scheint anzuzeigen, daß dieses Volk von den fernsten Zeiten her Schifffahrt und Handel trieb und die verschiedenen Märkte des Orients besuchte. Ceylan, das alte Tabrobana, das Serandib der Araber, war, wenn wir uns auf das Zeugniß von Cosmas*) verlassen dürfen, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts der Mittelpunkt des indischen Zwischenhandels und vornehmlich sind es die Araber, welchen Ceylan während des Mittelalters bis zur Epoche der portugiesischen Eroberungen seine merkantilische Wichtigkeit verdankt. Auf der Ostküste von Afrika errichteten sie Kolonien bis Sofala, sie drangen im Innern dieses unermeßlichen Kontinents durch die Sahara bis zu den Ufern des Niger, siedelten sich auf Madagascar und auf mehreren malaiischen Inseln an und verbreiteten den Islam bis auf die Küste von Neu-Guinea. Im neunten Jahrhundert eröffneten sich zwei Araber edeln Muthes den Weg in das chinesische Reich.

Der unerschrockene Venetianer Marco Polo widmete ein zwanzigjähriges Wanderleben der Erforschung des Morgenlandes. Er ist der erste Europäer, der im dreizehnten Jahrhundert einige der malaiischen Inseln besuchte, aber Dank der Ungerechtigkeit der Menschen, besonders seiner Mitbürger, sechshundert Jahre lang ist das Gedächtniß dieses großen und wahrhaften Reisenden, der auf dieselbe Rangstufe gestellt werden sollte wie Columbus und Magalhaës, verleumdet worden und sein Verdienst vielleicht noch nicht gewürdigt.

Christoph Columbus entdeckte im Jahr 1492 Amerika, indem er von Westen her in Indien zu landen hoffte und man wußte endlich, daß eine Hälfte der Welt der andern unbekannt war. Americus Vespucius, Pilote des spanischen Kapitäns Ojeda, hatte die Ehre, diesem Festland seinen Namen zu geben, aber man hat mit Unrecht behauptet, er sey des Entdeckers

*) Cosmas Indicopleustes bei Montfaucon. S. 344.

Gegner gewesen: sie waren vielmehr stets eng verbundene Freunde. Den Weg längs der afrikanischen Küste verfolgend, hatte Bartholomäus Diaz im Jahr 1486 das Cap der Stürme, das jetzige Cap der guten Hoffnung, umsegelt. Es vergingen jedoch noch zwölf Jahre, bis die Flagge Vasco's de Gama in den Häfen Indiens wehte.

Vasco Nunez de Balboa fand, Was Gama nicht vermuthete und Columbus vergeblich suchte — den westlichen Weg nach China und Indien. Schon war auf der Landenge von Darien die Kolonie Santa Maria angelegt, die Landenge selbst noch nicht überschritten, als Balboa, Statthalter von Santa Maria, im Jahr 1513 sich einen Berg zeigen läßt, auf welchem man, wie man ihm sagte, das Meer sehen kann: da stürzt er fort, allein, erreicht den Gipfel, betrachtet diesen dem atlantischen entgegengesezten majestätischen Ocean, fällt auf die Kniee, dankt Gott für die wichtige Entdeckung, die er gemacht hat, durcheilt rasch den Raum, der ihn vom Ufer trennt, wirft sich in die Fluthen und mit seinem Schild bedeckt, den Degen in der Hand, ergreift er im Namen seines Königs Hernando von Spanien Besitz von einem Meer, das die Hälfte der Erdkugel bedeckt, wohl ohne zu denken, daß es eine zweite neue Welt einschließe. Diese unermeßliche Ausdehnung blieb noch sieben Jahre unbekannt.

Das Ende des fünfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts waren eine wundervolle Zeit: der Ruhm der Conquistadores überstrahlte jeden andern Ruhm, hätte er nur nicht so oft der Menschheit Seufzer ausgepreßt. Welche Menschen und welche Thaten! Welch ein Stolz damals, Spanier oder Portugiese zu seyn! Die andern Nationen schienen nur gearbeitet zu haben für diese beiden Völker. Die Erfindung des Kompasses, des Schießpulvers, der Buchdruckerei, dieser Bereicherin der Neuzeit mit den Kenntnissen des Alterthums, und die Fortschritte der Erdkunde schienen Alles vorzubereiten zu neuer Verherrlichung der pyrenäischen Halbinsel! Nie war der Mensch größer, denn da er, ein Gefangener auf einem schwachen Fahrzeug, der Wuth der Stürme, den Gluthen der heißen Zone, den Schrecken des Hungers und des Dursts und den Qualen der Sklaverei trozend, den Umfang unserer Kugel durchmaß, um neue Welten zu suchen und neue Glieder der großen Familie der Menschen. Der kühne Magalhaës, ein Portugiese, war der Erste, der sich auf die grenzenlosen Räume des geheimnißvollen Oceans wagte, der auf der Straße, die seinen Namen empfing, die äußerste Spitze von Südamerika umfuhr und zwei wichtige Archipel entdeckte, die Marianen und die Philippinen, wo er von der Hand der Insulaner von Mactan umkam. Durch ihn wurde man gewiß, daß kein Festland nördlich vom Aequator in diesen Meeren existire und sein Schiff, das am 10 August 1519 von Spanien absegelte und am 17 September 1522 in den Hafen von San Lucar einlief, hatte somit die erste Fahrt um die Welt gemacht, welche den Beweis lieferte für die Kugelform der Erde.

Bald wurde das stille Weltmeer nach verschiedenen Richtungen durchmessen. Im Jahr 1526 stieg Alvar de Saavedra in Mexico zu Schiff: er nahm seinen Lauf nach den Molukken. Auf dem Rückweg von Timor entdeckte er im folgenden Jahr Neu-Guinea. Im Jahr 1542 machte Juan Gaëtan zahlreiche Entdeckungen und untersuchte mit vielem Fleiß dieses große Land. Man kann den Verlust seiner Reisetagebücher nicht genug bedauern. Im Jahr 1587 besuchte Mendana die Salomonsinseln, er

konnte sie aber auf seiner zweiten Reise, im Jahr 1595, nicht mehr auffinden. Dafür entdeckte er die Inseln Nuka-Hiwa oder die Marquisen und einige andere und endlich die reiche Insel Santa Cruz, wo ihm jedoch trotz aller Anstrengungen die Gründung einer Kolonie mißlang. Ferdinand Quiros, Pilote bei Luis Paz de Torres, bewirkte wichtige Entdeckungen im Süden des Aequators. Er ist es, der uns zuerst Taiti und die Heiligen-Geist-Inseln (Bougainvilles Cycladen) kennen gelehrt hat. Die allgemeine Meinung ist, daß Torres durch die gefährliche Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland, die seinen Namen trägt, nach dem uneigentlich so genannten großen asiatischen oder indischen Archipel zurückgekehrt sey. Zwei Holländer, Schuten und Lemaire, fanden in den Jahren 1615 und 1616 mehrere Inseln. Sie befuhren die Nordküste von Neu-Guinea und bestimmten annähernd deren Gestalt. Nach einigen Schriftstellern wären die Portugiesen zuerst nach Neu-Holland gekommen und hätten aus eifersüchtiger Politik ihre Entdeckung geheim gehalten, nach Andern wäre Torres der Erste an der Nordküste des australischen Festlandes gewesen. Gewiß ist, daß dessen Westküste im Jahr 1616 von Dirk-Hartighs besucht und nach dem Namen seines Schiffs Endraghtsland genannt wurde. Von 1616 bis 1619 wurden von den Holländern Hertog, Edels, Nuitz, Witt, Carpenter und Pelsart nach und nach verschiedene andere Puukte Neu-Hollands auskundschaftet, keineswegs aber, wie man gewöhnlich annimmt, der Carpentaria-Golf von Carpenter. Dieß ist eines der Verdienste Abel Tasmans, der von 1642 bis 1644 Neu-Seeland und mehrere der Tonga- und Vitiinseln entdeckte, einen Theil der Südküste von Neu-Guinea befuhr und die Grenzen Neu-Hollands gegen Osten festsezte. Dampier hatte lange als bloßer Abenteurer den stillen Ocean durchstreift, als ihm im Jahr 1699 die englische Regierung eine Sendung übertrug. Er erschaute einige neue Inseln im Norden von Neu-Guinea und Neu-Britannien. Seine Berichte beurkunden einen einsichtsvollen Seefahrer, einen geschickten und genauen Beobachter. Admiral Anson durchschiffte im Jahr 1741 diese Meere, ohne daß ihm ein neues Land aufstieß. Sein sorgfältig geschriebener Reisebericht enthält nützliche Aufschlüsse über die Gegenden, die er heimsuchte. Im Jahr 1767 fanden Wallis und Carteret mehrere interessante Inseln. Der größte Seefahrer Frankreichs ist Bougainville*): er zeichnete sich durch die schönsten Entdeckungen aus. Einige Inseln des gefährlichen Archipels (Pomotu), die Inseln der Schiffer, der Louisiade und der Einsiedler wurden von ihm zuerst angezeigt, die Salomons- und Heiligen-Geist-Inseln wieder aufgefunden. Seine äußerst belehrende und anziehende Erzählung ist eines der schönsten Denkmale des achtzehnten Jahrhunderts. Er wurde mächtig unterstüzt durch den gelehrten Commerson.

Noch war die Geographie dieses Drittheils des Erdballs voll Finsterniß, als der unsterbliche Cook**) seine Weltumsegelungen anfing. Dieser so unerschrockene als in seinen Leistungen glückliche Seemann machte dreimal die Fahrt durch den großen Ocean. Von ihm ist die Entdeckung Neu-Caledoniens, der neuen Hebriden und der Sandwichinseln, von ihm die schönen Untersuchungen Taiti's und mehrerer andern Inseln, so

*) S. Blatt 1, Nr. 1.
**) S. Blatt 1, Nr. 2.

wie der Torres-, Cooks- und Behringsstraßen. Sir Joseph Banks, Solander, Anderson und die beiden Forster haben sich würdig seinem Ruhm beigesellt.

In Cooks Fußtapfen trat der berühmte und unglückliche Lapérouse *): er machte unter Anderem die Entdeckung zweier großen Inseln in dem Archipel der Schiffer (Hamoa). Nach einigen Untersuchungen vom höchsten Interesse verlor er sich in den Klippen von Vanikoro. Vancouver und besonders d'Entrecasteaux, welche ausgeschickt wurden, um Lapérouse aufzusuchen, verherrlichten sich durch wichtige Forschungen. Beautemps-Beaupré, de Rossel und Labillardiere haben Jeder eine Beschreibung der Reise von d'Entrecasteaux herausgegeben. Nun sind es meist nur Engländer und Franzosen, die die Kenntnisse über Australien erweitern. Von 1800 bis 1804 unternahmen Baudin **) und Flinders, der Eine im Auftrag Frankreichs, der Andere Englands, Entdeckungsreisen nach Australien. Die Beobachtungen der Jenen begleitenden Naturforscher sind verzeichnet in dem merkwürdigen Berichte Perons. Die hydrographischen Arbeiten des Britten bereicherten die Wissenschaft mit einer Menge neuer Thatsachen. In den Jahren 1804 und 1805 durchlief Krusenstern den Ocean und mit ihm erschien dort zum ersten Mal die russische Flagge. Dieser Seefahrer gab über diese Regionen treffliche Denkwürdigkeiten heraus. Und ein anderer russischer Seefahrer, Kotzebue, machte im Jahr 1816 die Entdeckung verschiedener Inseln, namentlich in den östlichen Carolinen. Die Bemerkungen seines Begleiters, des gelehrten Chamisso, eines in Preußen ansäßigen Franzosen, bilden einen würdigen Anhang zu Kotzebue's Arbeiten. Choris, der Künstler der Expedition, fügte seinen Zeichnungen gehaltvolle Noten bei. Ins Jahr 1823 fällt die Weltumseglung von Bougainville und du Camper: diese wichtige Reise ist mit Ausnahme eines kostbaren Tagebuchs noch nicht gedruckt. Freycinet, Duperrey, Billinghausen, Beechey und Lütke beschenkten die Wissenschaft nach einander mit nützlichen Entdeckungen. Ersterer brachte reiche Materialien für die Naturgeschichte mit. Arago, Bruder des berühmten Astronomen und als Zeichner bei dem Seezug der Urania angestellt, gab seine Beobachtungen unter dem Titel: Promenade um die Welt, heraus. Diese sehr angenehme Promenade ist mit reizenden Zeichnungen geschmückt. Von hohem Interesse sind die Beobachtungen Beechey's gleichwie die Arbeiten von Lütke und Martens und diejenigen Duperrey's, dessen Bericht mit Blosseville's, d'Urville's, Lessons und Garnots gelehrten Forschungen ausgestattet ist. In den Jahren 1826 bis 1828 durchfurchte der Astrolabe unter Leitung des Kapitäns Dumont d'Urville die australischen Gewässer. In geographischer Beziehung waren das Ergebniß dieses Seezugs die Untersuchung Neu-Seelands, des Archipels Viti und der Loyalitätsinseln in einer Ausdehnung von 400 Lieues, ferner der ganzen Südküste von Neu-Britannien und des nördlichen Theils von Neu-Guinea in einer Ausdehnung von 360 Lieues und der Inseln Vanikoro, Hogoleu und Peliu. D'Urville erwarb sich den Ruhm, zu Vanikoro auf der Stelle, wo ein Freund der Menschheit, Lapérouse, umkam, ein Denkmal zu errichten. In all seinen Arbeiten empfing er einen eben so eifrigen als talentvollen Beistand von Jacquinot, Lottin, Quoy und Gaymard. Endlich

*) S. Blatt 1, Nr. 3.
**) S. Blatt 1, Nr. 4.

haben der Amerikaner Morrell und der Franzose Laplace, Jener 1829 bis 1830, Dieser von 1830 bis 1831, Theile Oceaniens bereist. Morrells Reise ist nicht ohne merkwürdige Einzelheiten, welche freilich mit ziemlichen Uebertreibungen vermischt sind, und auch Laplace hat anziehend und mit Geschmack geschrieben.

Wir haben einige andere Seefahrer nicht erwähnt, weil sich an ihre Namen nicht dasselbe Interesse knüpft wie an die großen Seefahrer, wiewohl wir keineswegs den Bligh, Cowley, Spielberg, Padilla, Drake, Delcano, Cavendish, La Barbinais, Roggewein, Byron, Shortland, Pages, Surville, Marion, Crozet, Marchand, Forest, Meares, Turnbull, Edwards, Wilson, Malespina, Vlaming, Portlok, Dixon, King, Hall, Dillon und Andern die Achtung schmälern wollen, wozu ihre Leistungen sie berechtigen, ihre Leiden oder ihr Streben. Und so fordert die Gerechtigkeit, daß wir auch der französischen Seemänner gedenken, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben durch Vergrößerung seines Handels. Seit 1825 haben mehrere Kapitäne auf langen Fahrten Theile der malaiischen Gewässer und des großen Oceans durchlaufen. Wir nennen Roquefeuille, Duhautcilly, Chemisard, Jh. Deesse, Darluc, Beaufort, Dussumier, Renaud, der zwei Reisen um die Welt machte, Lafond, den ich um die Zeit meines Schiffbruchs zu Singhapura sah und von welchem mehrere Inseln Polynesiens und der Philippinen untersucht wurden, Amanieu, den einzigen Seemann, der die Weltumseglung auf einer schwachen Goelette mit Erfolg unternahm. Ich schätze mich glücklich, daß ich diesen tapfern und unterrichteten Offizieren, die besser gewürdigt werden sollten, ein Paar Zeilen widmen kann.

Nicht vergessen dürfen wir die Reisenden in Oceanien, die oft fruchtbarere Beobachter waren als die Seefahrer, sofern sie meist eine speziellere Bildung und freiere Muße hatten. Sie konnten in das Innere der Länder eindringen, die Sitten und Ueberlieferungen der Völker gründlich studiren, zumal wenn sie ihre Sprache redeten. Umgekehrt gestatten die nautischen Expeditionen nur einen sehr kurzen Aufenthalt an den Küsten, die untersucht werden sollen. Ihre Anführer vermögen sich bei den Eingebornen nicht heimisch zu machen und ermangeln folglich der Gelegenheit eines tiefern Eingehens in die Natur- und Menschenkunde, diese mächtigsten aller Wissenschaften in den Augen des philosophischen Reisenden. Von Marco Polo, der den Reigen eröffnet, ist bereits Meldung geschehen. Unter die frühesten Erforscher der malaiischen Inseln und eines Theils Polynesiens gehören hierauf die katholischen Missionäre. Clain, Cantova, Legobien, Zuniga, Taillandier, Duberron und Cortil, Gervaise, Bernardo de la Fuente ꝛc. haben der Erd- und Sprachkunde Dienste geleistet, sie besaßen aber bei Weitem nicht das Wissen ihrer Amtsbrüder in China und Amerika. Die protestantischen Missionäre, Amerikaner und Engländer, Ellis, Bingham, Thurston, Stewart, W. Williams, Yate, Stack, H. Williams, R. Davis, Fleetcover, Jefferson, Threlkeld, Nott ꝛc. haben über Polynesien kurzgefaßte, aber interessante Nachrichten herausgegeben. Die Abenteurer Mendez Pinto und Beniowski erregen, ungeachtet ihrer Uebertreibungen und ihres geringen Wissens, noch jezt unsere Theilnahme durch ihre höchst lebendigen Erzählungen über ihre Schicksale. Ueberdieß haben sie die Sitten der Völker, unter denen sie waren, gar nicht übel geschildert. Camoëns besuchte einige malaiische Gegenden und seine Lieder

haben zumal die Helden seines Vaterlandes, den Schauplatz seiner Wanderungen und seine unglücklichen Begegnisse verewigt. Pigafetta, Gemelli Carreri, Foreſt und Sonnerat haben über die Molukken und Neu-Guinea nützliche Bemerkungen hinterlaſſen. Leyden und Crawfurd haben ſich mit großer Gelehrſamkeit in ihren hiſtoriſch-philologiſchen Forſchungen über den malaiiſchen Archipel verbreitet. Marsden hat die Inſel Sumadra gut beſchrieben. Java hat an Sir Stamford Raffles einen vorzüglichen Geſchichtſchreiber. Unter den ältern Schriftſtellern müſſen mit Auszeichnung genannt werden: Radermacher, Rumph, Stavorinus, Valentin, Argenſola, Wurmb, Poivre; Villalobos, Beckmann, Meinungen, Wolzongen, Raynal; unter den neuern: Horſefield, Blum, Anderſon, Criſp, Woodard, Graaf, Vollangen, Dalton, Temmink, Blancard, Bromm, Miller, Reinwarts, Hamilton, Milburn, Graf Hogendorp Sohn, Obriſt Nahuijs, de Jouy, Verfaſſer des Sylla und der Eremiten, Obriſt Bonelle, Boze, Deschamps, Leſchenault de la Tour, Duvaucel und Dyard. Naturgeſchichte, Sprachkunde, Handel und Gebräuche der verſchiedenen Völker der weſtlichen Malaienländer wurden von ihnen vielfach erläutert. Gaudichaud, Grant, Collins, Brougthon, Wentworth, Cunningham, Mitchell, Brown, Oxley, Evans ꝛc. haben die Wiſſenſchaft mit einer großen Anzahl Thatſachen über Auſtralien und Tasmanien bereichert, ſo wie Mariner, Marsden, Leigh, F. Hall, Liddiard Nicholas, Richard Cruiſe, John Savage, Kendall, Ellis, Tombe, Johnſon und der gelehrte Meyen über Tonga, Neu-Seeland und einen Theil von Polyneſien. Von Marquis von Sainte-Croix, von Comyn und dem Obriſt Don Ildefonſo von Aragon ſind genaue Nachweiſungen über die Statiſtik eines Theils der Philippinen erſchienen. Ich habe mehrere dieſer eifrigen Jünger der Wiſſenſchaft, Seefahrer und Reiſende, perſönlich kennen gelernt. Ich machte zu Malakka Bekanntſchaft mit dem Franzoſen Taſſin, dem Erforſcher des Innern dieſer Halbinſel und ihrer reichhaltigen Bergwerke; auf den Sundainſeln mit dem Grafen von Vidua, einem gelehrten Archäologen; in Bengalen mit E. Chaigneau, dem würdigen Neffen des berühmten cochinchineſiſchen Mandarins dieſes Namens; zu Manila mit P. Genu, einem unterrichteten Arzt, und dem Dr. Godefroi, welcher Leztere, nachdem er ſich lange in Indien und auf den Philippinen mit Erfolg dem Studium der Naturgeſchichte und der Ausübung der Heilkunde gewidmet, jezt nach Paris zurück iſt. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe ehrenwerthen Reiſenden die Ausbeute ihres Fleißes dem Publikum baldigſt mittheilen.

Außer den Reiſenden haben aber auch manche Gelehrte, ohne ihre Penaten zu verlaſſen, eine ausgezeichnete Stelle in dieſer Literatur eingenommen. Der Präſident de Broſſe erſcheint an ihrer Spitze. Sein Nachfolger iſt der weiſe Fleurieu mit einer Denkſchrift über Nuka-Hiwa nach den von dem Handelsſchiffskapitän Marchand im Jahr 1791 angeſtellten Unterſuchungen. Von Blumenbach wurden verſchiedene Fächer der Naturkunde, von W. Humboldt Theile der Linguiſtik, von Pinkerton, Malte-Brun, Walkenaer, A. Balbi, Huot, Larenaudiere, Eyriès, Maccarthy ꝛc. die Geographie Oceaniens beleuchtet. Ernſt von Bloſſeville, des gelehrten Seefahrers Bruder, hat ein bemerkenswerthes Werk über die engliſchen Strafkolonien in Auſtralien verfaßt.

Decaisne hat der Pariser Akademie der Wissenschaften interessante Betrachtungen über die botanische Geographie der Insel Timor vorgelegt. Burney und besonders der gelehrte Dalrymple haben wichtige Sammlungen von Reisebeschreibungen herausgegeben. An sie reihen sich Ramusio und die spanischen Verfasser des Viagero universal. Die Geschichte der Reisen von Laharpe ist eine schlechte Compilation eines Gelehrten, der nicht Geograph ist. Aber seitdem besizt Frankreich mehrere Sammlungen von unbestreitbarer Nüzlichkeit: wir nennen die allgemeine Geschichte der Reisen von Baron Walkenaer, deren Fortsetzung wir lebhaft wünschen; die Sammlung der Reisen um die Welt von Berenger; die allgemeine Bibliothek der Reisen von Albert Montémont; und um die Liste der Schriften über Oceanien zu vervollständigen, das geographische Diktionnär von Kilian, das mehrere sehr gut geschriebene Artikel enthält, und das neue Diktionnär von Maccarthy; ferner die Annalen der Reisen, das Journal der Reisen, das Asiatic Journal, das Missionary Register, die Seeannalen, die Seerevüe, das Journal der Marine und die Bibliothek der Reisen von Boucher de la Richarderie — ein Werk, das einer zweiten Auflage bedürfte. Wir machen schließlich mit gerechter Anerkennung aufmerksam auf die Tafel der geographischen Positionen von P. Daussy, die General- oder Spezialkarten von Manevillette, d'Entrecasteaux, Malespina, Duperrey, Krusenstern, d'Urville, Lütke, Arrowsmith, Horsburgh, Macluer, Roß, Robinson, Espinosa, Brué, Lapie, Berghaus, Van den Bosch, King. Ich mußte alle Schriftsteller über Oceanien erwähnen, aber ich gestehe, daß ich nur diejenigen las, aus welchen ich Aufschlüsse schöpfte, und ich habe sie im Verlauf dieses Werkes immer gewissenhaft mit Namen aufgeführt. Was mich selbst anlangt, der ich einundzwanzig Jahre meines Lebens Meere durchschiffte und Länder durchwanderte, der ich mich zwölf Jahre in dem größten Theil des Orients und Indiens, in Canton und Macao, auf den Philippinen ꝛc. herumtrieb, fünf Reisen in den Gewässern Oceaniens unternahm, wo ich drei Inseln *) entdeckte und mehrere den Europäern unbekannte Länder und Völker besuchte, so ist es mir nicht erlaubt, mein eigener Richter zu seyn, aber ich freue mich, daß der große Weltumsegler Dumont d'Urville und der gelehrte Geograph und Statistiker Adrian Balbi **) meine Arbeiten ihres Beifalls gewürdigt haben.

3. Geographische Eintheilungen.

Die alte Welt bietet drei durch Lage, Dimensionen und Formen, gleichwie durch ihren physischen und moralischen Charakter unterschiedene Einthei-

*) S. das neue geographische Diktionnär von Maccarthy, das literarische Frankreich ꝛc. Eine dieser Inseln erhielt den Namen Tribun, die andere Rienzi, die dritte Ariston. Sie liegen in dem Archipel von Holo oder Solu.

**) „Wir sind," sagt Balbi (Abrége de géographie, introd. p. 107) „dem berühmten Reisenden G. Ludwig Domeny de Rienzi zu größtem Dank verpflichtet. Rienzi hat auf seinen langen und zahlreichen Reisen in den fünf Welttheilen im Gebiet der Geschichte, der Anthropologie, der Philologie und Archäologie Entdeckungen gemacht und ist mit manchen kostbaren Gegenständen zurückgekommen, die er sich nach seinem Schiffbruch verschafft hat, ohne welchen die gelehrte Welt jezt eine der reichsten Sammlungen besäße, die noch von einem Reisenden gebildet worden ist. Wir werden dem Leser unseres Werkes oft zu erkennen geben, wie Viel wir diesem unerschrockenen Forscher verdanken."

lungen dar. In dem doppelten Amerika haben die eine und die andere Hälfte ihre eigenthümlichen Züge und so hat auch Oceanien seine natürlichen Eintheilungen, die man nicht vermengen sollte, so viel widersprechende Vorschläge auch schon gemacht worden sind. In einer der geographischen Gesellschaft zu Paris in der Sitzung am 16 Dezember 1831 vorgelesenen Denkschrift über Oceanien *) nebst Klassifikation der Menschenstämme und Sprachen seiner zahllosen Inseln habe ich eine fünffache Eintheilung angenommen, nämlich: 1) Malaienland **) oder Westoceanien, Was die Engländer uneigentlich indischen Archipel nennen, mit Borneo ***) als Mittelpunkt, dem man den Beinamen Megalonesien schöpfen könnte, weil es in der That die größte Insel auf Erden und der Namen Borneo nur eine Verstümmlung ist, die einem der Fürstenthümer dieses großen Landes angehört; 2) Mikronesien oder Nordoceanien, begreifend die sehr kleinen Inseln und verlassenen Felsen südlich etwas unterhalb des Wendekreises des Krebses bis nördlich zum vierzigsten Parallelkreis, im Westen begrenzt durch die Insel Borodino, im Osten gegen den 167sten Grad westlicher Länge durch die Insel Neker, darunter am wichtigsten die Gruppe von Munin-Sima; 3) Polynesien, welches ich als die Tapuländer bezeichnen möchte, in sich begreifend die westlichen Gueden- oder St. David- oder Freewillinseln, die Insel Nevil, den großen Archipel der Carolinen mit Einschluß der Pelin- und Matroseninseln, die große Cocalinsel und die andern dieser Kette, überhaupt alle Eilande des Südmeers von dem Hauai- oder Sandwicharchipel bis zu den Inseln des Bischofs und seines Küsters (Bishop and Clerk), im Süden von Neu-Seeland, bis zu der Insel Ticopia bei Vanicoro im Westen und bis zu der Insel Sala-y-Gomez im Osten Amerika zu; 4) Centraloceanien, begreifend Neu-Guinea, dem ich den Namen Papuasien schöpfte, die anliegenden Papusinseln und alle Inseln im Osten und Südosten mit schwarzer Bevölkerung, wie die Salomons- und Vitiinseln, Neu-Ireland, Neu-Britannien 2c. 5) Endamenien oder Südoceanien (das Australasien der Engländer), bestehend aus Australien oder Neu-Holland, Vandiemensland, Neu-Caledonien, Mallicolo 2c. mit ausschließlich schwarzen, aber von den Papuas sehr verschiedenen Einwohnern von häßlicher und schmächtiger Gestalt, übrigens doch wahrscheinlich Abkömmlingen des neuguineischen Geschlechts.

Nun hielt aber in der Sitzung vom 5 Januar 1832 Dumont d'Urville über die Inseln des großen Oceans einen Vortrag, in welchem er zwar meine Eintheilung Mikronesien annahm, sie jedoch im Süden ausdehnte und sämmtliche Carolinen dazu schlug, auch das eigentliche Australien und den dazu gehörigen Archipel Melanesien †) genannt wissen

*) Man könnte es vielleicht auch das vulkanische Inselmeer nennen, weil sich fast überall Vulkane oder Spuren von Vulkanen zeigen.

**) Der Name Malaisie (nach der Sprache der Eingebornen, besser Malayousie) ist von dem gelehrten Naturforscher Lesson.

***) Der Name der sogenannten Sultanei Borneo ist Baruni, derjenige der Insel Kalamatan.

†) S. Bulletin de la société de géographie de Paris, Tom. XVII, Nr. 5, Januar 1832 und die Denkschrift über die Inseln des großen Oceans in Voyage de l'Astrolabe autour du monde, Tom. II, 2e partie. Es heißt in dieser Denkschrift: „Wir geben dem nördlichen Oceanien den Namen Mikronesien wie Rienzi, nur mit einer andern Begrenzung. Wenn wir von diesem unermüdlichen Reisenden in andern Punkten abweichen, so sind wir weit entfernt, uns zum Richter über sein System aufzuwerfen, aber mit aller Anerkennung des vielen Merkwürdigen und Neuen, was er über die Völker Oceaniens mittheilt, können wir uns nicht verbergen, daß uns sein System

wollte. Gegen dieſe Erweiterung Mikroneſiens muß ich dagegen einwenden, daß ich einerſeits keine Beziehung ſehe zwiſchen den Inſeln Munin-Sima und den Carolinen, andrerſeits ſelbſt in den Einwohnern der Gueden- oder St. Davids- oder Freewillinſeln, die zumal in Wuchs und Farbe mehr den Taitiern und Dayaks als den Biſſayas und Malaien gleichen, wahre Polyneſier erkenne, da bei den meiſten derſelben die taitiſche Trinität, das Tattowiren und ſelbſt das Tapu, unter dem Namen Peuant auf den Carolinen und Emo auf den Radakinſeln, zu finden iſt. Ich habe zudem für mich die Meinung des gelehrten Chamiſſo und des ausgezeichneten Seefahrers Lütke, welche die Völker der Carolinen ſo richtig beurtheilen. Geographiſch geſprochen, wären unſere ſtreitigen Eintheilungen von wenig Belang, wichtiger ſind ſie in ethnographiſcher Hinſicht. Indeß nach meinem Dafürhalten kennt Niemand das öſtliche und ſüdliche Oceanien beſſer als d'Urville, unter ſeiner Flagge hat der Aſtrolabe die Welt umſegelt und ſeine alte und gewichtige Autorität kann nicht aufgewogen werden durch die eines Reiſenden, der nach ſeinem Schiffbruch noch Nichts als Bruchſtücke herausgeben konnte. Da dieſes Werk nur der Vorläufer meiner langen Reiſen iſt, ſo geſchieht es ungern, wenn ich manchmal eine neue Flagge aufpflanze. Ich laſſe mir daher die von dieſem großen Seefahrer vorgeſchlagene Abtheilung Melaneſiens gefallen: denn Alles wohl erwogen, ſo umfaßt ſie einmal alle ausſchließlich von ſchwarzen Oceaniern bewohnten Länder, wenn gleich ohne Unterſcheidung des endamenitiſchen und des Papuaſtamms, und ſodann iſt nicht zu verkennen, daß dieſe beiden Stämme ſo verbreitet und in großer Entfernung von ihrem Mittelpunkt manchmal ſo vermiſcht ſind, daß ſie ſich geographiſch nicht leicht an eine meiner urſprünglichen Eintheilungen in Papuaſien und Endamenien anknüpfen laſſen. Wirklich ſind die Bewohner von Mallicolo wie von Neu-Caledonien Endamenier oder Auſtralier, während die Eingebornen von Vandiemensland oder Tasmanien Papuas ſind. Um dieſe geographiſche Schwierigkeit zu vermeiden, nehme ich d'Urville's Abtheilung Melaneſiens ganz an und verzichte auf meine zwei Abtheilungen Papuaſien oder Centraloceanien und Endamenien oder Südoceanien, ſo daß meine drei erſten Abtheilungen bleiben und in Melaneſien nur Neu-Guinea den Namen Papuaſien *) und Neu-Hollaud den Namen Auſtralien behält. Noch mehr, wir erſtrecken Oceanien bis zu den Inſeln Andaman oder vielmehr Endamen auf der einen und Kerguelen auf der andern Seite. Die Inſeln Nicobar, Pinang und Singhapura, ſo wie die Inſeln St. Peter oder Amſterdam und St. Paul werden in dieſe Grenzen fallen. Wir werden ſelbſt einen Theil von Madagascar und Formoſa und die Halbinſel Malakka als malaiiſche Kolonien betrachten.

Noch eine Bemerkung über die Namen. Wir werden die bei den

---

mehr künſtlich, das unſere natürlicher zu ſeyn ſcheint. Ohne Zweifel hat Rienzi's Klaſſifikation, auf phyſiſchen und geometriſchen Eintheilungen beruhend, einen regelmäßigeren Schnitt, dagegen wird die unſere, die ſich auf mehr oder weniger innere, immer poſitive Verhältniſſe der Völkerſchaften unter einander bezieht, den Vortheil haben, daß jede Abtheilung ſchon durch ihre Benennung an die Natur und den eigenthümlichen Charakter der Bevölkerung erinnert. So wird man gleich wiſſen, daß bei uns von kupferfarbenen Völkern die Rede iſt, welche eine gemeinſame Sprache ſprechen und Sklaven des Tapu ſind, oder von kupferfarbenen Völkern mit verſchiedenen Sprachen und ohne Tapudienſt, oder von den Schwarzen Oceaniens, je nachdem bei uns die Namen Polyneſier, Mikroneſier und Melaneſier vorkommen." (Mit der erſten Abtheilung, den Malaien, hat ſich d'Urville wenig befaßt: er hat nur einige Punkte dieſer Länder beſucht.)

*) Schon zu Anfang des Jahres 1827 ſchrieb ich an Abel-Remuſat und Malte-Brun, um ſie einzuladen, daß ſie den Namen Papuaſien annehmen möchten.

Eingebornen üblichen vorziehen nebst der Synonymik der ersten Entdecker oder der bekanntesten Seefahrer. Zu oft haben die zuletzt Gekommenen — man muß es sagen — die empörende Ungerechtigkeit begangen, daß sie die Namen der Vorangegangenen abänderten und sie durch neue ersezten, die häufig von schlechtem Geschmack waren. Cook selbst war nicht frei von dieser Schwachheit. Es wäre Zeit, daß die geographische Welt nicht wie die politische jeden Augenblick umgewälzt würde. Wer wird, um ein Beispiel anzuführen, den Archipel von Nuka-Hiva noch erkennen, wenn er bald, ganz oder theilweise, Mendoza, bald Revolution, bald Marquisen, bald Washington getauft wird? Man soll die Wissenschaft vereinfachen und sie nicht täglich mehr verwirren.

4. Astronomische Grenzen, Flächenraum, Bevölkerung, Klima und wichtige Plätze.

Oceanien liegt zwischen Asien, Afrika und Amerika und dem antarktischen Eismeer, ohne daß eine Beziehung zwischen ihm und diesen drei Welttheilen Statt hat. Seine Oberfläche beträgt Mehr als die Hälfte der Oberfläche der Erde. Es ist 2375 Lieues breit, 4650 lang.

Seine Grenzen sind im Norden die Felsen in der Nähe der 40sten Parallele, im Osten die Insel Sola im 107° und die Kupferinsel im 135° westlicher Länge, im Westen die Inseln Endamen am Eingang des bengalischen Meers und folgt man einer krummen Linie nach Südwest zu, so reichen sie zur Insel Kerguelen gegen den 67° östl. L., und im Süden bis zu den Inseln des Bischofs und seines Küsters gegen den 55° südl. Breite.

Die vier großen Regionen Oceaniens enthalten, wenn man nur das Land rechnet, einen Flächenraum von ungefähr 500,850 Quadratlieues zu 25 auf den Grad mit einer Bevölkerung von mehr als 25 Millionen, Was sich also vertheilt:

	Oberfläche in Quadratlieues.	Bevölkerung.
Malaienlande	100,000. . . .	21,600,000.
Mikronesien	1,250? . . .	. . . . . ?
Polynesien	18,600. . . .	1,150,000.
Melanesien	381,000. . . .	2,400,000.
	500,850.	25,150,000.

Diese Schätzungen sind, wie sich von selbst versteht, nur annähernd. Sie weichen, weil wir die Grenzen weiter gesteckt haben, von denen Balbi's in seinem trefflichen Abriß der Geographie ab, übertrieben sind sie wohl nicht.

Das Klima von Oceanien ist im Ganzen durch Land- und Seewinde gemäßigt. Ungeachtet der Lage zwischen den Tropen findet man wenig ungesunde Gegenden.

Die ansehnlichsten Städte sind: im Malaienland Batavia und Manila; in Polynesien Agagna auf den Marianen, Matavai und Hono-Ruru; in Melanesien Dori, die Sandelholzbai auf der Insel Viti Levu, Sidney und Hobart-Town.

5. Politische Geographie und Kolonisation.

Die Besitzungen der Holländer im Malaienland zählen etwa zehn Millionen Einwohner. Da ihre Regierung sah, daß die Engländer sich auf

der Insel Melville, im Norden Australiens, niederließen, Was auf ihre Absicht hinzuweisen schien, einen Timor entgegengesezten Punkt zu bekommen, der ihnen erlaubte, an dem Handel der Molukken Theil zu nehmen und sich vielleicht im Süden Papuasiens anzusiedeln: so hat kürzlich die Statthalterschaft in Batavia die Besitznahme der Südwestküste des großen und schönen Papuasiens beschlossen.

Portugal besizt den nordöstlichen Theil der Insel Timor und die beiden kleinen Inseln Sabrao und Solor mit 140,000 Einwohnern.

Spanien, Herr des größten Theils des Archipels der Philippinen, mit drei Millionen christlichen oder heidnischen Unterthanen, sucht sich im Innern von Leyte, Samar und Mindoro, Mindanao und La Paragua oder Palawan auszubreiten.

England besizt Pulo-Pinang und Singhapura, die Insel Melville im Norden, Norfolk im Osten, Tasmanien im Süden Australiens. Es besizt die ganze Ostküste oder Neu-Süd-Wallis, einige Punkte im Süden, Westen und Norden dieses Festlandes, das fast so groß ist als Europa und wird dasselbe eines Tags vielleicht ganz inne haben. Es hat 200,000 Unterthanen in Oceanien und bei einer geschickten Verwaltung nimmt diese Zahl täglich zu.

Und Frankreich? Es hat keinen Zoll Landes in dem unermeßlichen Oceanien. Alle diese Mächte ziehen Nutzen von seinen Vorurtheilen, seiner Sorglosigkeit und Unfähigkeit in Gegenständen der Kolonisation. Seit dem Frieden von 1814 sah es mehrere Expeditionen aus seinen Häfen auslaufen. Ihre wissenschaftlichen Ergebnisse sind ehrenvoll für die Regierung, die sie gebot, für die Anführer, die sie leiteten, für die Gelehrten, die mitwirkten. Wenn aber die Fortdauer des Friedens die Regierung in die Lage sezt, daß sie sich thätiger der überseeischen Interessen annehmen kann, so muß sie auch ihre Aufmerksamkeit auf den Handel in Oceanien, in Java, Sumadra, auf den Philippinen und vorzüglich in Celebes und Borneo lenken. Werfe sie nur einen Blick auf diese Myriaden von Inseln im Osten von Celebes, welche England, Holland und Spanien noch unangetastet gelassen haben, und ich will ihr Weguin und St. Isabella im Archipel der Salomonsinseln, die Ostküste Papuasiens, die Nordküste Borneo's zeigen, die wir zu einem Brennpunkt des Handels und der Gesittung für Oceanien machen sollten, wie es Algier für den Norden und das Innere von Afrika werden könnte. Man hat den freien Farbigen so ziemlich Rechtsgleichheit verliehen — vernichten wir allmälig die Sklaverei der Neger, nachdem wir zuvor Jeden ein Gewerbe gelehrt haben werden. Kolonisiren wir dann diese Gebiete, wo die Natur so thätig, der Mensch so träg ist. Tragen wir nach diesen jungfräulichen Ländern ohne Erinnerungen und ohne Berühmtheiten das Licht der ewigen Religion, die Segnungen der Wissenschaft, der Freiheit und der Rechtsgleichheit, die vervollkommten Werkzeuge des Ackerbaues und des Gewerbsfleißes Europa's. Bereichern wir sie zuvörderst mit den nüzlichsten Erzeugnissen der beiden Welten, damit sie ihr materielles Leben ändern, und später mit der Buchdruckerei, die den moralischen Zustand unserer Gesellschaft umgewandelt hat. Mögen ihre Verhältnisse zu uns auf diesen zwei Grundlagen ruhen — Austausch der Gedanken und Austausch der Bedürfnisse. Die Genossenschaft und der Fortschritt werden die sichersten Mittel seyn, diese Völker besser zu machen und folglich glücklicher. Suchen wir, sie nicht herrisch zu

meistern, sondern gut zu leiten und ihre Zukunft wird den Geschicken Frankreichs entsprechen. Von den Ufern der Moskowa bis zu den Spitzen der Pyramiden, von den Ebenen Louisiana's bis zu den Gestaden des Krischna hat Frankreich die Welt durch blutige Eroberungen erschüttert. Seine Gesittung verbreiten zu den Völkern, die wir Wilde heißen, ist die einzige Eroberung, nach der es heutzutage trachten soll. Ich biete meinem Land einen dieser Gedanken, welche die Oberfläche der Erde umgestalten können. Die Humanität auf neue Bahnen und zu einem gemeinschaftlichen Ziel des Glücks zu führen, ist Deine Aufgabe, Frankreich! Um einen so reinen Ruhm sollst Du werben! In keinem Theil der Welt hat Frankreich so viel Entdeckungen gemacht als in Oceanien, sich so die Achtung der Völker erworben und doch, trotz dieses Ehrgeizes, dessen man es zeiht, gibt es kein französisches Oceanien, obwohl es ein englisches, holländisches, spanisches und portugiesisches gibt. Wir haben auf diese Gegenden nicht weniger als die Völker, die daselbst herrschen, Was man in der Politik Rechte nennt. Möge die französische Regierung alle Vortheile des von mir entworfenen Kolonisationsplans weise erwägen und den Wünschen eines Bürgers Gehör schenken, der ein eifriger Freund der Gerechtigkeit und der Menschheit und nicht minder ein Freund seines Vaterlandes ist *)!

6. Anthropologie und Ethnographie oder von den Menschenstämmen, ihren Spielarten und den charakteristischen Merkmalen der verschiedenen Völker.

Der Anthropologie oder der Wissenschaft des Menschen und der Ethnographie oder der Beschreibung der Völker gebührt der erste Rang und nur durch das Reisen kann sie dereinst mathematisch genau, von aller Systematisirsucht frei, die Leuchte der Geographie und Geschichte werden. Man ist mit Klassifikation der physischen und moralischen Charaktere der Völker nach ungenauen und unvollständigen Beobachtungen zu hastig gewesen. Die Anthropologie und die Ethnographie sind noch sehr wenig vorgerückt und man darf nicht staunen, wenn vor nicht langer Zeit Linné und Buffon das Daseyn geschwänzter Menschen zugaben und einige Gelehrten nicht an das Daseyn von Völkern ohne Cultus glauben wollen.

Ein Naturforscher und Reisender, der Obrist Bory de Saint-Vincent, hat in einem Werk, in welchem Kühnheit sich mit Gelehrsamkeit verbindet, die Klassen geordnet, die sein Menschengeschlecht ausmachen. Wir haben nicht gewagt, ihn nachzuahmen. Ist es nicht wahr, daß die Natur selten gestattet, daß verschiedene Arten Thiere einander befruchten, mit Ausnahme des Wolfs und des Hunds, des Hunds und des Schakals, der Capra ägagrus und des Schafs, des Finks und des Sperlings, des Zeisigs und des Stieglitzes? Zeigt nicht die Erfahrung, daß die Mischlingsrassen sich nicht fortpflanzen, sondern erlöschen? Ganz anders verhält es sich mit den Menschen. Da haben wir unter den entgegengesetzesten Himmelsstrichen Vermischungen gesehen bei aller Unähnlichkeit in Wuchs, Farbe und selbst Körperbau und immer war eine fruchtbare Nachkommenschaft daraus entsprungen. Diese Gründe haben uns bewogen, in der großen menschlichen Familie nur Rassen und Spielarten zu erkennen.

*) Der Verfasser hatte dem Admiral Rigny als Seeminister einen ausführlichen Kolonisationsplan überreicht.

7. Die Malaien.

Der ausgedehnteste Stamm sind die Malaien. Die Heimath dieser seefahrenden und handelnden Völker scheint uns die Ostküste der großen Insel Borneo zu seyn und wir sind nicht der Ansicht Marsdens, der ihre Wiege in das ehemalige Reich Menangkarbu sezt. Sie eroberten die Halbinsel Malakka, der sie ihren Namen gaben, und wahrscheinlich wurden die Ostküsten von Madagascar und Formosa von ihnen kolonisirt. Die meisten der an die See grenzenden Staaten von Sumadra, ein Theil der Molukken und der Nicobars, Pinang, Nias, Singhapura, Linging, Bintang ꝛc. sind von diesem Stamm bewohnt.

Die auf fast allen Küsten Westoceaniens ansäßigen Malaien scheinen die Mitte zu halten zwischen Hindu's und Chinesen, aber ihre Haut nähert sich dem dunkeln Ziegelroth der Illinois und Karaiben und manchmal den Weißen oder den Schwarzen, je nach den Mischungen der Völker. Zu Timor sieht man dunkelrothe und lohfarbige Gesichter; zu Borneo ist die Farbe heller; zu Ternati ist sie sehr schwarzbraun und ins Rußbraune spielend. Die Javaner und Balier, die in Allem niederer stehen als die Malaien, betrachten wir als Mischlinge von Borneern und Hindu's. Die Erstern haben einen gelben Teint, die Andern sind weißer und besser gebaut. Der häßlichste Schlag ist in Linging, der schönste in Maindanao, die tapfersten Malaien sind die von Palembang. Die Frauen sind ziemlich hübsch, niedlich, geschmeidig und sehr wollüstig. Am schönsten sind sie in Nias, Zamboanga, Iloilo, Holo, Java, Amboina, Bulacan *), Manila und Formosa, auf den beiden leztern Inseln beinahe weiß. Die Größe des Kopfes beträgt bei den Malaien nicht ganz $\frac{1}{7}$ der Höhe. Ihr Gesichtswinkel ist ein offener Winkel von 80 bis 85 Grad. Bei Wenigen mißt er 85 bis 90 Grad, wie man ihn bei einigen europäischen Arten findet. Der Winkel, den wir genommen haben, ist gebildet aus zwei von den obern Schneidezähnen ausgehenden Linien, von welchen die eine unten an die Stirn oder die Naswurzel, die andere an die Ohröffnung gezogen ist. Ihre Nase ist kurz, dick, manchmal platt, der Mund sehr weit, selbst bei den Frauen. Die Europäer finden solche Mundstücke abscheulich, denn der Begriff der Schönheit ist relativ: die Chinesen behaupten, wir hätten Ochsenaugen und uns erscheinen die schiefen tiefliegenden Augen der Chinesen häßlich. So Viel kann ich von dem großen Mund der Malaien versichern, daß wenn, Was nüzlich, auch schön ist, ihr Mund sehr schön seyn muß. Ich erkläre mich: in der heißen Zone ist die Luft ausgedehnter als in der gemäßigten Zone, daher ist es nothwendig, daß das Organ des Athmens auch weiter sey. Die Europäer mit engem Mund ersticken fast bei der kleinsten Unpäßlichkeit. Wenn die Natur auf alle unsere Warum Antwort gäbe — unsere Theorien des Wahren, des Schönen, des Guten, über Wohl und Wehe, Nüzliches und Angenehmes würden oft über den Haufen geworfen.

Die fast auf allen malaiischen Inseln angesiedelten Chinesen verheirathen sich daselbst mit den Frauen des Landes, weil sie keine aus China mitbringen können, und von dieser Mischung kommt es her, daß viele Malaien tiefliegende und schiefe Augen haben wie die Chinesen. Aber, sonderbar! Nirgends außer Weguin konnten sie ihre Sprache verbreiten — so sehr

*) Auf der Insel Luzon.

mißfällt sie diesen Völkern, deren Sprache sanft ist wie die italienische und portugiesische.

Die Malaien sind gut gewachsen, von mittlerer, untersezter Statur, wenig beleibt, ihre Füße, obgleich sie unbeschuht gehen, sind sehr klein. Sagu, Reis, Spezereien und Fische sind ihre ordentliche Speise. Die Einen kauen Betel in einer Mischung mit lebendigem Kalk, Areknüssen und Tabak, welche Mischung in Java Siri heißt; die Andern den Gambir *), der ihnen den Gaumen, die Zunge und die Zähne so schwarz macht wie die eines chinesischen Hunds, ohne daß er das Zahnfleisch angreift. Der Betel und der Gambir scheinen sehr gesund und magenstärkend zu seyn, denn die Malaien haben einen parfümirten Athem. Die Gewohnheit, Betel zu kauen, ist auch bei den Melanesiern Papuasiens und Neu-Irelands in Schwung. Auf den Inseln Linging, Lingan, Bintang, Singhapura, Pinang, Sumädra, Java ꝛc. gehen die Leute nie nackt, sondern sie umgeben den Leib mit einem Sarong, tragen ein Unterkleid, eine Mütze oder ein Tuch um den Kopf. In Java thut der Qrang-Kaya, oder Edelmann den Mantel hinzu und manchmal eine Mütze, Kuluk genannt. Die Priester allein sind weiß gekleidet und haben eine Art Turban auf. So viel Malaien auch Muselmänner sind, so habe ich doch nie gesehen, daß sie ihre Haare gänzlich scheren. Sie lieben das Seeleben, treiben mitunter Seeräuberei, sind industriöse Handwerker, geschickte Kaufleute. Stolz und eifersüchtig, ausschweifend und treulos, aber tapfer und unabhängig sind sie außer den Städten beständig mit dem Kris bewaffnet und dieser ist oft vergiftet mit dem Harz der furchtbaren Upas-wurzel **).

8. Die Polynesier und die Dayas ***).

Der zweite Stamm sind die Polynesier. Wir glauben in dem Geschlecht der Dayas und anderer Völker Borneo's die Stammhalter der malaiischen, melanesischen und polynesischen Nationen entdeckt zu haben. Ihre weißgelblichte, mehr oder weniger gebräunte Gesichtsfarbe, ihr Gesichtswinkel, der so offen ist als bei den Europäern, die hohe Statur, die regelmäßige Physiognomie, die erhabene Nase und Stirn, die langen schwarzen Haare, die Schönheit, Anmuth und die einschmeichelnden und wollüstigen Manieren der Frauen, besonders der Tänzerinnen, die wiewohl verwischte Aehnlichkeit ihrer Sprachen, die Gewohnheit des Ackerbaues, der Jagd und des Fischfangs, die Geschicklichkeit in Verfertigung ihrer Piroguen und Geräthschaften, ihre ungeheuren Hütten, ihre religiösen Vorstellungen, die Menschenopfer †), ihre Gebräuche und die besondere Art von Weihe oder das Tapu — Alles zeigt die größte Verwandtschaft zwischen den Dayas und den Polynesiern. Die Vergleichung wäre selbst noch vollständiger zwischen diesen und den Turadschas und den Buguis von Celebes, allein diese Beiden, bei denen das Eigenthum der Großen und der Priester, wie in Polynesien und unter den Dayas, heilig und unverletzlich ist, scheinen, gleichwie die Balier, die Völker der Inseln Nias, Nassau oder Poggy, die Ternatier,

*) Es ist eine sehr adstringirende Substanz, ein Extrakt aus einer großen rankigen Pflanze, der Nauclea Gambir. Der Gambir oder Kino kann das Kachugummi vortheilhaft ersetzen. Er enthält viel Gallapfelsäure und Gerbestoff, daher er auch in China und Batavia zur Gerberei gebraucht wird.

**) S. Blatt 10 u. 11.

***) Ihr eigentlicher Name ist Daya und nicht Dayak.

†) S. Blatt 19.

die Gusslolier und die Einwohner eines Theils der Molukken, des Holoarchipels, der Philippinen und der Palaosinseln selbst dem Dayageschlecht anzugehören. Diese drei Leztern zumal scheinen Abkömmlinge aus Celebes und Borneo zu seyn, aber nach Versicherung der glaubwürdigsten Reisenden ist die Aehnlichkeit der Taitier, der Neu-Seeländer, der Battas *) mit den Dayas überraschend. Und ihre Sprache**) ist gleichsam die Mittelkette zwischen der malaiischen und der polynesischen und die Malaien und die Javaner auf den Küsten von Borneo erkennen sie als die Urbewohner, als die Orang-Benoa des Landes.

Es ist leicht begreiflich, daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche, der Verkehr mit Inseln aus der einen und der andern oceanischen Abtheilung, der Einfluß fremder Völker, die Vermischung der schwarzen und malaiischen Stämme mit den Dayas, daß neue Verhältnisse, neue Bedürfnisse, manchmal entgegengesezte Nahrungsmittel merkliche Unterschiede herbeiführen mußten zwischen diesen und den polynesischen Völkern und daß sie allein all diese Schattirungen erklären können, die man unter den Bewohnern dieses Theils der Welt trifft. So hat die Mischung der Lampuns, der Reyangs und der Chinesen den Erstern die schiefen Augen der Leztern gegeben, so die Vereinigung der Nicobarier und der Endamenier aus diesen Mulatten gemacht, und so haben auf den Inseln Luçon, Sumâdra und den Carolinen sich all die Stämme Oceaniens gekreuzt. Alle Polynesier sind mit dem Gebrauch des Bogens als einer Kriegswaffe unbekannt. Alle genießen das berauschende Getränk des Kawa und bei Einigen haben die Gesetze der Etikette schon bedeutende Entwicklung gewonnen. Am weitesten voran in der Gesittung unter allen Völkern Polynesiens ist man auf Hauaï, Taiti und Tonga. Die in wenig zahlreichen Völkerschaften vereinigten Neu-Seeländer, die unter einem rauhern Himmel und auf einem an Nahrungserzeugnissen armen Boden leben, sind hinter ihnen beträchtlich zurück. Ihre im Verhältniß zu den übrigen polynesischen Staaten ansehnliche Bevölkerung, ihre Energie, ihre Thätigkeit und ihre Tüchtigkeit zu Künsten und Gewerben lassen jedoch erwarten, daß ihre verspätete Bildung bald raschere Fortschritte machen werde.

9. Die Alfuras.

Die Reisenden und die Geographen stellen uns die Alfuras oder Harafurs als einen Stamm für sich dar, Was sie keineswegs sind. Dieses Wort bedeutet in der Sprache der Dayas wilde Menschen. Andere Borneer nennen sie Punams. So haben in den caucasischen Ländern alle Gebirgsbewohner den Namen Lesghier, wie auf Ceylan die Bewohner der unzugänglichsten Berge und vornehmlich der Wälder, welche für die Ureinwohner der verschiedenen Theile der Insel gelten, Bedahs oder Veddahs ***) heißen. So werden auch von den Hindu's in Indien die Bilhs, die Kallis, die Gönds, die Culis, die Tupahs, die Kiratas †), die Boglipurs und die Garrohs Vengalens als Urbewohner dieses weiten Landes betrachtet.

*) Die Battas stammen von den Biadschus, einem Stamm der Dayas. Die Gelehrten bezeichnen manchmal die Biadschus mit dem Namen Malem, welcher in Hindustani Gebirgsbewohner bedeutet.

**) Wir haben die Sprache der Dayas-Maruts im Norden Borneo's mit den Sprachen von Taiti, Hauaï, Neu-Seeland und der malaischen auf Sumâdra verglichen.

***) Die Purânas gedenken eines wilden Stammes Byadas, der in den Wäldern Hindostans hauste. Waren es vielleicht die wilden Jäger oder Padäi bei Herodot?

†) Ein Namen, den man in Indien allen wilden Bewohnern der Wälder gibt.

Auf Ceylan gibt es noch ein unbezähmtes Geschlecht, die Rambah-Bedahs, die nach Art der Affen leben. Als ich mit einem Gefolge von Bedahs aus den Umgebungen von Ratnapura, in Gesellschaft Layards, des Sohnes des Sammlers von Colombo, den Adamspic besuchte, konnte ich auf meine Kosten über diese dummen Banditen urtheilen: sonst kenne ich sie nur aus den Berichten der Bedahs, welche auf die Rambah-Bedahs tief herabsehen.

Wahrscheinlich haben die Schwarzen Oceaniens Urbevölkerung gebildet. Nach unserer Meinung gehören die Alfuras mit wenigen Ausnahmen zu einem endamenischen Stamm, der, nachdem er aus Borneo vertrieben worden war, sich durch den größten Theil dieses Archipels zerstreute. Borneo, diese Werkstätte der Völker Oceaniens, schloß aber auch einen Stamm Papuas in sich. Diese Papuas, die Anfangs nur in Borneo waren, haben die Endamenier besiegt und sie beinahe ausgerottet, haben hierauf die Küsten der benachbarten Inseln überzogen, die endamenischen Bevölkerungen gezehntet und in das Innere der Länder zurückgeworfen, bis sie selbst dem malaiischen Stamm unterlagen. Im Innern der Länder sieht man oft den ersten und den zweiten Stamm mit einander vermischt.

Die Eingebornen der Malaienländer wandten den Namen Alfuras nicht auf Völker von Einer Farbe oder lauter Schwarze, sondern auf verschiedene wildlebende Stämme an. Die Alfuras von Buru sind kupferfarbig, die Battas oder Alfuras von Sumâdra dunkelgelb und die Turadschas oder Alfuras von Celebes gleichen ihnen, während die Alfuras von Maindanao, Mendoro ꝛc. von einem dunkeln Schwarz sind, die von Luçon aber und von Buglas, als Mischlinge der Endamenier und der Papuas, zwei schwarze Schattirungen darbieten. Da es klug ist, sich auf die Ansicht seiner Vorgänger zu stützen, so sage ich, daß diese Bemerkung schon gemacht worden ist, aber nur in Bezug auf die Schwarzen der Insel Luçon von dem Jesuiten Bernardo de la Fuente. Dieser Padre sagt: »Diese Völkerschaften theilen sich in zwei Stämme, von welchen der eine den Negern ähnlicher ist als der andere« *).

10. Vertheilung der Melanesier, Endamenier und Papuas.

Der dritte Stamm, wenn man nach der Ausdehnung den Rang bestimmt, sind die Igoloten oder Papuas. Sie sind von gelblicht schwarzer Farbe und herrschen in einem großen Theil Melanesiens vor. Auf der Insel Borneo, aus der sie abstammen und wo sie noch vorhanden sind, werden sie Igoleten und Dayer genannt und so heißen sie sich auf Neu-Guinea selbst. Vermischt oder nicht, aber Bewohner desselben Bodens, haben die Papuas und die Endamenier, die Sieger und die Besiegten, noch einen Theil von Luçon, von Mindoro, von Buglas, von Maindanao, von Timor, von Sumâdra, von Celebes, von Java, einige Bezirke von Madagascar und das Innere von Formosa inne und andere Inseln unter dem Namen der Alâtas, Negritos, Negrillos, Zambales, Finguianes, Italones, Kalingas, Igorrotes ꝛc. **). Es ist von Wichtigkeit, zu bemerken, daß die Igoloten oder Papuas und die Endamenier oder die schwarzen Ureinwohner der Malaienlande, die man auf den größten Inseln beisammen antrifft, von

---

*) S. Hervas, Catalogo delle lingue, S. 99 und Aritmetica delle nazione conosciute.

**) Zu Sumâdra bezeichnet man sie mit dem Namen Orang-kardu, d. h. Büffelmenschen, zu Madagascar nennt man sie Binzimbers.

den Reisenden verwechselt werden. Ich kann versichern, daß die Papuas *) schwärzer sind als die Endamenier und als die Schangallas in Abyssinien, mit denen sie, mit Ausnahme der Haare, alle Aehnlichkeit, die angenehme Physiognomie und die gerundeten Formen gemein haben. Ich muß gleichfalls bemerken, daß die Endamenier, wenigstens diejenigen in Papuasien und auf Arnheimsland im Norden Australiens, häßlicher, kleiner und flinker sind und daß ihre wilden Züge, ihre grassen Augen, ihre rußige oder rauchige Gesichtsfarbe und ihre Magerkeit sie von den Papuas unterscheiden. Malte-Brun, dem die meisten Geographen folgen, hat einen großen Irrthum durch sein gewichtiges Ansehen geweiht, indem er diese beiden Negerstämme unter dem Namen der oceanischen Neger zusammenfaßt. Setzen wir hinzu, daß ihre Farbe weit weniger schwarz ist als die der Negervölker Afrika's.

11. Die Papuas.

Das Wort Papua ist ein verdorbenes Wort aus Pua-pua, braunbraun. So nennen die Malaien diesen Stamm. Derselbe mußte, nördlich vordringend, auf die Philippinen gelangen, nordwestlich nach Malakka, wo er den Namen Semang führt. Gegen Osten wird er mit den Endameniern von Neu-Guinea zusammengetroffen seyn, die er besiegte, und von da wird er sich verbreitet haben auf Louisiade, Neu-Britannien, Neu-Ireland, auf dem Salomonsarchipel, auf den Heiligen-Kreuz- oder Quirosinseln, auf den Loyalitätsinseln und in Neu-Caledonien, auf den Vitiinseln bis nach Vandiemensland. Cook hörte auf Taiti von einer Sage, wornach das erste Vorhandenseyn der Papuas auf dieser Insel in eine nicht ferne Zeit vor seiner Ankunft fällt. Auf Neu-Holland gibt es eine große Zahl dieser Schwarzen. Auch in Ualan, Hogoleu und Gulaï auf den Carolinen hat man deren bemerkt. Kapitän Lütke, von der russischen Marine, hat die Insel Punipet, eine der größten dieses Archipels, ganz von ihnen bewohnt gefunden. Die Piroguen der Papuas von Neu-Guinea und aller Inseln Melanesiens haben dieselbe Form, Was auf ihren gemeinsamen Ursprung hinweist. Von Statur sind sie ziemlich groß, ihre Haut ist schwarz und glänzend, ungefähr $\frac{1}{8}$ gelb. Ihr Gesichtswinkel hat höchstens 69°, wenigstens 63 bis 64°. Ihre Haare sind schwarz, weder glatt noch kraus, sondern wollicht, ziemlich fein und vorn stark gelockt, Was ihrem Kopf einen ungeheuren Umfang gibt. Sie sind selten tattowirt und gehen mit Ausnahme der Einwohner von Dori **) in der Regel nackt. Die Blindlinge von Neu-Guinea und Weguiu halten ihr dickes Haar durch einen hölzernen Kamm mit langem Schaft, der mit drei, fünf, sieben und mehr Aesten besezt ist. Sie gleichen mit diesem unermeßlichen zerzausten Vließ jenem Quacksalber, der auf allen Plätzen von Paris Mangkassar-Oel verkauft ***). Andere Schwarze, wie die von Neu-Britannien, lassen die Haare in geflochtenen und rothgefärbten Locken auf die Schultern herabfallen. Unter den zahlreichen Spielarten des Papuastamms scheint die von Viti den obersten, die von Vandiemensland und Mallicolo den niedersten Rang einzunehmen. Ich habe in Oberegypten Mumien und mehrere Statuen von Phtha, Usimandei und Sesostris gesehen:

*) Die Schwarzen von Buglas, Panay und andern Philippinen haben eine dunklere Farbe als alle andern Schwarzen, die wir in Oceanien gesehen haben.

**) Nicht Dorey oder Dorery.

***) S. Blatt 11.

ihr Gesichtswinkel war dem unsern ähnlich, sonst aber boten sie einen eigenthümlichen Charakter dar. Der Vorderkopf war mehr herabgedrückt, die Stirn mehr rückwärts geneigt, so auch die Nase und die Gehöröffnung erhabener als bei den Europäern, so daß ihre Ohren höher waren als die unsern. Derselbe Fall ist bei einigen Papuas.

12. Die Papu-Malaien.

Aus einer Mischung von Malaien mit Papuas entsprang eine Zwitterart, der man ungeschickt den Namen Papu's beigelegt hat. Man sollte sie von den Papuas unterscheiden und sie lieber Papu-Malaien nennen. Sie bewohnen das Küstenland von Weguiu, Saluati, Gameu und Battanta und das nördliche Neu-Guinea von der Landspitze Sabelo bis zum Cap Dori. Sie haben von den beiden Volksstämmen, aus denen sie entsprossen sind, die Gewohnheiten angenommen. Die Einen sind Mohamedaner, die Andern Fetischanbeter. Ihre Sprache wimmelt von malatischen Wörtern. Ihr Wuchs ist klein und sie sind häufig mit dem schrecklichen kleienartigen Aussatz behaftet, der unter den schwarzen Bevölkerungen des Südmeers eine sehr gemeine Erscheinung ist. Ihr Gesichtswinkel beträgt wenigstens 64°, höchstens 69°.

13. Die Endamenier und Australier.

Neu-Guinea oder Papuasien ist der Centralpunkt der Melanesier, wie Borneo ihre ursprüngliche Heimath ist. Alle Eingebornen Melanesiens sind mehr oder weniger gelblicht-schwarz, aber es gibt einen Stamm, der sich von den Papuas so sehr unterscheidet als die Buschmänner von den Kaffern: er bewohnt das Innere und vermuthlich den Süden von Neu-Guinea. Diesem Stamm schöpften die Papuas den Namen Endamenier, welcher Namen an die häßlichen Neger der Endameninseln erinnert, mit welchen Jene auch die traurigste Aehnlichkeit haben. Diese Endamenier müssen einst in Neu-Guinea sehr zahlreich gewesen seyn: jezt sind sie durch immerwährende Verfolgungen und Kriege der ihnen durch Tapferkeit und Verstand wie auch körperliche Vorzüge überlegenen Papuas selten geworden. Die meisten Endamenier, welche den Europäern zu Gesicht kommen, sind zum Kauf bestimmte Gefangene. Da mögen sie denn auf zerbrechlichen Nachen sich den Fluthen anvertraut, über die Meerenge von Torres geschifft und sich auf dem unermeßlichen australischen Festland niedergelassen haben, wo sie, gleich den Eingebornen Nordamerika's, früher oder später vor der europäischen Bevölkerung verschwinden werden. So zermalmt überall der Starke den Schwachen, der schwarze Stamm wird unterdrückt durch die gekupferten, gelben oder lohfarbenen Stämme und diese wiederum werden von den Weißen unterjocht. Wenn man die Australier beschreibt, so beschreibt man die Endamenier Papuasiens. Sie sind weniger schwarz als die Neger Afrika's, aber sie sind gelber als die Papuas und dieses Gelb spielt in eine alte matte Rußfarbe. Bei mehreren Stämmen ist die Gesichtsfarbe ein mehr schwach gelber als schwarzer Bister, die Knochenlade des Gehirns erträglich rund, die Stirn zurückweichend, das Haar flockig, nicht straff, meist kraus. Ihre Arme sind sehr lang, ihre dünnen Beine noch länger. Sie sind meist behaart, manche auch glatt. Sie haben einen ungeheuren Mund, eine sehr breite und abgeplattete Nase, gleich weite Nasenlöcher, etwas vorschüssige, aber schön glasirte Zähne.

Der untere Kinnbacken steht heraus wie bei den Hottentotten. Das Profil hat einen häßlichen thierischen Ausdruck. Ihr Gesichtswinkel ist sehr spitz und erhebt sich nicht über 60 bis 66°, während er bei dem Oran-hutan, vor dem der Australier Nichts als die Sprache voraus hat, 62 bis 65° mißt. Diese Geschöpfe existiren unvermischt nicht allein in Australien, sondern in Neu-Caledonien und auf den meisten Heiligen-Geist-Inseln, wo sie sich in ihrer ganzen Mißgestalt zeigen *). Gegenden des Westens und des Innern Australiens, besonders Edelsland, haben einigen Engländern schöner und die Einwohner daselbst weniger ungestalt geschienen. Da die Nachweisungen zu unbestimmt sind und wir selbst Neu-Süd-Wallis nicht besucht haben, so wagen wir nicht zu entscheiden, wiefern diese Australier eine abweichende Art begründen. Sonst schildert man sie in mehreren Horden als mißtrauisch und furchtsam. In Grantland sind sie rachsüchtig, diebisch und treulos: man sagt auch, sie seyen Menschenfresser. Am gescheidtesten scheinen sie bei Sidney und am dummsten in der Nähe der Glashausbai. In Sitten, Gewohnheiten sind sie unendlich verschieden, nur nicht in der Abneigung gegen die Europäer. Ihre Frauen sind breithüftiger als die Männer, haben einen ungeheuren schlappen Busen. Doch sind sie weniger garstig als die Männer. Diese elenden Wesen sind in der menschlichen Gattung Diejenigen, die sich dem Thier am meisten nähern. Sie leben paarweise oder in Horden, ohne Gesetze, ohne Künste, ohne Begriffe einer andern Religion als eines groben Fetischismus, ausgenommen einige Stämme, die an die Macht eines bösen Geistes glauben und das Daseyn eines guten Wesens verwerfen. Sie bedecken keinen Theil des Leibs als die Schultern, über die sie ein Kangarufell werfen, und den Kopf, den sie mit einem rohen Stoff bekleiden. Diese Unglücklichen haben keine Wohnungen, nicht einmal Zelte. Sie streiten sich mit den wilden Thieren um den Boden, auf dem sie ruhen. In den Umgebungen von Port Jackson erbauen sie sich Hütten oder vielmehr Nester aus verschlungenen Baumzweigen mit einem Ueberzug von Rinde. Als Waffen führen sie wie alle wilden Horden kleine Keulen. Die Nahrung, die ihnen das arme Land liefert, sind Fische, die es an den Küsten in Ueberfluß gibt, einige Opossums, die sie mit hölzernen Picken tödten, und Vögel oder fliegende Eichhörnchen, denen sie auf den Bäumen nachklettern. Wohl ihnen, wenn sie, um sich einmal gütlich zu thun, wilden Honig oder Mimosagummi finden, wovon sie leidenschaftliche Liebhaber sind! Was auch einige Kolonisten sagen, die sie immer noch schwärzer machen möchten — der Gebrauch des Feuers ist ihnen nicht unbekannt und sie essen das Fleisch der Thiere nicht roh. Sie besitzen mindestens drei sehr schätzbare Eigenschaften: sie lieben ihre Mütter, ihre Kinder und die Freiheit. Uebrigens ist ihr Daseyn nicht von langer Dauer. Blickt man auf den dicken Kopf dieser Australier und ihre Hervorragungen, ihre Geschicklichkeit im Klettern, ihren behaarten Leib, ihr sehr schmales und wie bei den Thieren nach hinten gedrücktes Stirnbein und die Bildung ihres Luftröhrenspalts, so wird man unwillkürlich an die Orang-hutans erinnert. Vielleicht sind sie seit ihrer Niederlassung in Neu-Holland noch ungestalter geworden, weil dieses Festland so sehr an Nährpflanzen Mangel leidet. Diese armseligen Stämme scheinen durchaus Einem Geschlecht, dem endamenischen, anzugehören. Ihre Sprache zwar ist sehr

*) S. Blatt 11.

verschieden: bald ist sie weich und sonor, aber ohne Analogie mit irgend einem der bekannten Idiome, bald, wie in der Glashausbai, ist sie voll von Zisch- und Schnalzlauten, die mehr thierisch als menschlich klingen. Statt sie nun durch geistige Getränke und durch den Verkehr mit den Deportirten vollends abzustumpfen und physisch und moralisch zu Grunde zu richten, wäre es gerecht und folglich nützlich, ihren schwachen Verstand zu pflegen. Allein die Europäer begnügen sich, den friedlichen Stämmen durch Verminderung ihrer Subsistenzmittel den Untergang zu bereiten und die wilden Stämme rotten sie aus. Sie fragen nicht, welches Recht wir haben, diesen Menschen ein Land zu entreißen, das ihnen vom Himmel verliehen ward, damit sie nach ihrem Sinn darauf leben, wenn es nicht darum geschieht, um sie die Wohlthaten der Bruderliebe genießen zu lassen.

14. Die Albinos.

Albinos, Menschen mit Sackgeschwülsten und Kröpfen, die man, wie überall, auch in Oceanien trifft, und diese Sklaven mit weißlichter, schuppiger Haut auf der Insel Nias darf man nur als mißgestaltete, krankhafte Erscheinungen betrachten. Die Bewohner von Pulo-Nias sind oft mit diesem scheußlichen Aussatz behaftet, der auch die Papuas ansteckt. Auf der Insel Java nennt man solche Leute Kakerlaken. Malte-Brun hat einen schweren Irrthum begangen, da er aus Einigen von ihnen einen eigenen Stamm machen wollte.

15. Die Aithalo-Pygmäen, die Pithekomorphen und die Melano-Pygmäen.

Wir sind in Verlegenheit, wie wir einige Individuen Sumâdra's eintheilen sollen. Die Einen bildeten eine Familie von drei Mitgliedern: sie waren nicht ganz schwarz, sondern rußfarbig, hatten sehr kleine Arme und Beine, überhaupt einen sehr kleinen Körper und einen außerordentlich großen Kopf und maßen nicht über 4 Fuß 6 Zoll (französisches Maß). Sie kamen aus dem Innern des Königreichs Palembang, dessen Bewohner in der Regel sehr schön gewachsen sind. Ich weiß nicht, waren sie eine Spielart oder eine eigentliche Familie von Zwergen. Die Andern waren von mittlerem Wuchs und sehr dunkler Gesichtsfarbe, ihr Körper mit langen Haaren ganz bedeckt, ihre Formen hatten die größte Aehnlichkeit mit den Affen. Sie sagten uns, sie bewohnten das Innere von Menangkarbu und bildeten eine kleine Völkerschaft. Gehören diese Menschen, obgleich ihre Haut weniger schwarz ist, zu dem Stamm der Endamenier? Wir wiederholen die Stelle aus Balbi's Abriß der Geographie, wo er unserer Entdeckung erwähnt: »Rienzi sah bei der Lampongsbai Menschen, die er Aithalo-Pygmäen nennt. So hätten also auch die glühenden Regionen des Aequators ihre Lappländer, Samojeden und Eskimo's und in Bezug auf die Kleinheit der Gestalt Völker wie jene Bewohner der Eisfelder der Borealzone! Eine andere Art, auf der Küste von Andragiri, nannten die Eingebornen Gugos, er Pithekomorphen oder Affengestaltete, mit der Bemerkung: sie übertreffen die Affen nicht an Verstand, seyen aber gleichwohl Menschen und Pascal habe Recht, wenn er sage, der Mensch sey nirgend weder Engel noch Vieh.« Außer diesen sahen wir noch auf der dreieckigen Insel Panay, einer der Philippinen, wirkliche Schwarze vom kleinsten Wuchs, jedoch wohlgestaltete

Leute. Sie hausen in den Wäldern und Bergen. Ihren Kindern legen sie den Namen eines Baumes oder eines Felsen bei: so Papaya, Batu ꝛc. Ihre Haare sind nicht kraus wie bei den Afrikanern. Sie gehen völlig nackt und sind so leicht im Lauf, daß sie oft Thiere fangen, ohne daß sie ihre Pfeile brauchen. Dann bleiben sie wie die Raben bei dem Aas, bis der Raub aufgezehrt ist. Diese Melano-Pygmäen, wie ich sie taufte, führen fern von den Bissayas und den Spaniern ein sehr friedliches Leben mit ihren Weibern und Kindern.

16. Vergleichung der wilden und der gesitteten Völker.

Da noch oft von wilden Völkern die Rede seyn wird, so glaubte ich, diesen anthropologisch und ethnographisch interessanten Gegenstand durch eine Vergleichung des Menschen in seinen verschiedenen Zuständen beleuchten zu müssen. Ich habe einst einige der wilden Stämme Amerika's und kürzlich eine große Anzahl derjenigen Oceaniens besucht. Ich habe, Rousseau zum Trotz, erkannt, daß es keine wahrhaft wilden Völker gibt und daß der sogenannte Naturzustand ein Wort ohne Bedeutung ist. Der Mensch lebt überall in Gesellschaft, die Freiheit ist für ihn ein Mittel und kein Zweck, er ist für die Vervollkommnung geboren. Unsere Revolutionen bewirken manchmal augenblickliche Rückschritte, schnell setzt sich aber die Menschheit wieder in Bewegung und ersteigt neue Stufen der Bildung. Ich habe mich des Worts Wilde nur bedient, um besser verstanden zu werden: ich hätte diese Menschen lieber halb barbarische Kinder genannt.

Die Dankbarkeit der Nationen errichtete den Erfindern des Ackerbaues und der Industrie Altäre. Die griechischen Philosophen haben die Celten, welche alle Fremden schlachteten, die in ihre Hände fielen, die Hyrkanier, die die Leichen ihrer Väter den Geiern vorwarfen, und die blutige Höhle des Cyclopen mit den schwärzesten Farben gemalt. Tacitus und Rousseau suchten, entrüstet über das Verderbniß ihrer Zeit, die sie umsonst brandmarkten, der Erste unter den Wilden Germaniens, der Andere unter den Wilden Amerika's, um das Gefühl der Scham in ihren Mitbürgern zu erwecken, Muster einer glücklichen Gesellschaft, von der sie das Urbild im Herzen trugen, aber Tacitus sagt kein Wort, daß die Germanier ihre Schwestern und selbst die Wittwen ihrer Väter heiratheten und daß sie Menschen opferten, und Rousseau hat bei den Amerikanern Nothzucht und Anthropophagie vergessen. Was mich anlangt, der ich die Geschichte und nicht den Roman des Menschen schreibe, so habe ich keine ideale Welt in den Fabeln des goldenen Zeitalters gesucht und ich habe sie nur gefunden in der Jugend der Gesittung einiger bevorzugten Nationen.

Diese Wilden, diese vermeintlichen Natursöhne haben mir mit wenigen Ausnahmen nur die Züge der Furcht, der Heuchelei, des Diebstahls, des schmählichsten Aberglaubens, der empörendsten Rohheit und selbst der Menschenfresserei gezeigt. Die Dayas, die Umbaier, die Vitier, die Battas, die Maindanaer, die Idaaner, die Neu-Seeländer, die Hamoaner, die Nukahivier und andere Oceanier sind der Beweis. Ihre ausdruckvolle Physiognomie zeichnet alle Leidenschaften mit einer schwer zu fassenden Beweglichkeit. Bald liegt darin Drohung und Wuth, bald närrische Munterkeit, aber stets etwas Falsches und Unheimliches. Das Mißtrauen und die Undankbarkeit sind ein Grundzug ihres Charakters. Geschenke reizen ihre Gier: Was man ihnen verweigert, versuchen sie mit Gewalt zu nehmen, ohne daß die Gabe, die sie

empfangen hatten, ihnen das geringste Gefühl der Gerechtigkeit oder des Wohlwollens einflößen. Sie verkennen nicht selten sogar das Ansehen des Familienvaters: einige vergreifen sich an ihren Töchtern, Schwestern und Müttern in ihrer viehischen Brunst. Bei ihnen sind die Frauen insgemein Sklaven oder sie werden wenigstens nur betrachtet als Lastthiere, als Geschöpfe ohne Seele, denen die mühsamsten und niedrigsten Arbeiten zum Loos geworden sind. Nie habe ich gesehen, daß ein Wilder eine Person seines Geschlechts oder selbst des andern Geschlechts umarmt hätte. Sie sind in einigen Eigenschaften uns überlegen. Ihr Gedächtniß ist wundervoll. Ihr Geruch, ihr Gesicht, ihr Gehör gewinnen durch immerwährende Uebung eine Schärfe, eine Kraft, eine Feinheit, welche Menschen nicht begreifen, die, wie wir, ihre kostbarsten Sinne so wenig gebrauchen. Das Moos der Bäume, die Bewegung der Sonne und der Sterne, die Fußtapfen von Menschen oder Thieren sind ihre Wegweiser mitten durch die dichtesten Wälder. Sie kennen ihr Land so gut, daß Mehrere mir mit größter Genauigkeit Karten in den Sand gezeichnet haben. Sie theilen einander durch das Tattowiren oder andere hieroglyphische Charaktere ihre Gedanken mit. Sie sind gastfrei: man wird zum Mahl des Oceaniers und des Amerikaners zugelassen, ohne daß sie Einem mit unbescheidenen oder demüthigenden Fragen zusetzen. Jener theilt mit dem Fremden seine Cocosnüsse und Fische, Dieser seine Sagamite und sein Wildprät, das er sich oft mit vieler Mühe verschafft. Der Polynesier bewirthet ihn mit Kawa, der Amerikaner raucht mit ihm die Friedenspfeife. Leidenschaftliche Freunde ihrer Unabhängigkeit ziehen der Eine und der Andere sie allen Gütern vor. Der Wilde bezahlt nicht wie der Europäer Luft, Wasser, Feuer, Kleidung, Speise, Geburt, Korrespondenz, Reiseerlaubniß, Hochzeit, Alles bis auf die Spanne Erde, in der seine Asche ruht. Der Boden, den er bewohnt, bringt ungepflegt Früchte hervor, und die Wasser versehen ihn reichlich mit Fischen. Aber der gebildete Mensch müßte nur weisen Gesetzen unterworfen, sein Wandel durch eine gute Erziehung geregelt, unser gesellschaftlicher Zustand verbessert, wir weniger verbrecherisch und somit gerechter, gemäßigter seyn, damit man uns glücklicher preisen dürfte als diese zu sehr gerühmten Wilden. In Bezug auf die Körperkraft, die man bei ihnen so übertrieben hat, haben sie vor den Europäern Wenig voraus und ihre Einsichten sind sehr beschränkt, ja Einige, wie die Endamenier und die Australier, stehen darin schwerlich über den Orang-hutans. Es ist ein trauriger Gedanke, daß kaum der sechste Theil der bewohnbaren Erde von ackerbauenden und gesitteten Nationen eingenommen wird und selbst unter diesen welch verschiedene Stufen der Gesittung!

Doch dürfen die Taitier, die Caroliner, die Tongas, die Rienzier, die Insulaner von Freewill und einige Andere, die in einem Mittelzustand von Barbarei und Gesittung leben, nicht verwechselt werden mit den treulosen und anthropophagischen Wilden. Die Caroliner und die Rienzier scheinen sich im Frühling ihres sozialen Lebens zu befinden. Die liebenswürdige Einfachheit, die in ihren Sitten und Manieren herrscht, dieser biedere und edelmüthige Patriotismus, der alle Herzen beseelt und alle Arme waffnet, gewähren das anziehende Schauspiel werdender Bildung, das dem Verderbniß einer zu vorgerückten Bildung, der Ueppigkeit, der Verweichlichung und der traurigen Eitelkeit unserer Zeit das Urtheil spricht, das sich ausnimmt wie eine Satyre auf das grämliche, gierige und unruhige Greisenthum der europäischen Reiche mit ihren Spionen, Angebern und Aufreizern, mit ihren Ehrlosigkeiten und

Liederlichkeiten und diesen abscheulichen Schmeichlern, die fort und fort zu den Völkerhirten sagen, Was sie schon zu den Tiberen, den Neronen und Caligula's sagten. Da geht Alles gut, während Ehrgeiz, Kabale, Neid, Verleumdung, Feigheit, Mangel an Vaterlandsliebe und Ueberzeugungen, Ungerechtigkeit, Falschheit, Argliſt, fesselloſe Liebe des Golds und der Wollust und diese Selbstsucht, der eigentliche Krebsfraß der Gegenwart und aller andern Laster Inbegriff, unsere wirklichen moralischen Fortschritte sind. Begünstigter als wir könnten diese jugendlichen Völker Polynesiens, wenn ein philoſophischer Gesetzgeber sie zur Gesittung führte, für ein edles Verhängniß reifen, ein Zustand von Glück könnte ihnen winken, wie ihn Sterbliche nur hoffen mögen. Aber verlassen wir eine tröstliche Hypotheſe gegen eine kläglliche Wirklichkeit und schildern wir die Menschen, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn könnten. Immerhin ist man unter dem Scepter von Gesetz und Recht weniger unglücklich als diese Wilden, welche keinen Zügel erkennen und bei denen ein ungeregeltes Selbstständigkeitsgefühl und das Walten des Wahns Laster und Verbrechen erzeugen, wofür keine großen Tugenden und Talente, keine schönen Handlungen und erhaltenden Gewohnheiten Ersatz bieten. Halten wir fest, daß der Mensch für die Gesellschaft geboren, der angebliche Naturzustand unglücklicher und weniger natürlich als der gesittete Zustand und der Wilde zuchtloser ist als wir, daß von allen Wilden die, welche unter dem sanften Himmel Oceaniens Ackerbau und Fischfang treiben, weiter gediehen sind als die Jägervölker Amerika's und die nomadisirenden Wilden Afrika's und Asiens und daß manche Bauern Irelands und der Nieder-Bretagne, Beide celtischen Ursprungs, über manche Wilden Oceaniens nicht eben emporragen.

Um aber diese Fragen gerecht und richtig zu würdigen, darf man nie vergessen, daß ohne die Anatomie und Physiologie des zweihändigen, Alles essenden Säugethiers, dieses cosmopolitischen, mehr vernünftelnden als vernünftigen, so erhabenen als gemeinen Wesens, das man Mensch nennt, Metaphysik und Psychologie eitle Wissenschaften sind, daß man ohne Idiomographie die Geschichte der Nationen nicht verstehen kann und daß diese sehr verschiedenen Studien, ohne sich je zu verschmelzen, wechselsweise einander unterstützen müssen. Nur mit ihrer Hülfe wird man über ferne Völker ins Klare kommen und nur, indem man sie mit nützlichen Produkten und Thieren bereichert, und nicht, indem man ihre Länder verheert und ihnen statt Unterricht Knechtschaft bringt, wird man das Vertrauen unserer Brüder erlangen, ob sie nun Pygmäen seyen oder Patagonier, ihre Haut schwarz, rußig, gelb, roth, grünlich, weiß oder lohfarbig, ihre Gestalt angenehm oder affenartig. So allein wird man das Loos dieser mehr oder weniger starken, mehr oder weniger aufgeklärten, mehr oder weniger schlechten Mitglieder der großen Famlie des Menschengeschlechts und die Lage dieser elenden und engen Welt verbessern, in der man seufzt und einander stoßt und pilgernd vorübergeht.

Frankreich und England haben im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert Astronomen reisen lassen, um die Erdkugel zu messen und die Parallaxen des Mars und der Venus zu entdecken, Seefahrer, um die Seelängen zu bestimmen, die Abweichungen der Magnetnadel und die Variationen des Pinduls zu berechnen, und Naturforscher, um unsere Gärten zu verschönern und unsere Sammlungen zu vermehren. Wann wird ein neuer Pythagoras erscheinen, der einzig reist mit dem Zweck, den Menschen zu studiren, dessen Stämme und Spielarten? Unter dem Schutz eines Marc-Aurel oder eines

Colbert würde er den Eskimozwerg beobachten im Polarkreis, den riesigen Patagonier an der magellanischen Meerenge, die Buschmänner im Hottentottenland, die Kimos auf Madagascar, die Kimoïs in Annam, die Reste der unglücklichen Caraiben in Amerika, die Endamenier in den glühenden Sandwüsten Australiens, die Polynesier auf den Eilanden des Südmeers, den Orang-hutan in den jungfräulichen Wäldern von Borneo. Und zum Ruhm seines Mäcens und im Interesse der Menschheit und der Wissenschaft würde er überall das Reich der Vernunft ausbreiten und sein Vaterland bereichern mit den Segnungen des Wissens und wenn dieser philosophische Wanderer Gesetzgeber werden könnte, so würde er die Sklaven des Morgenlandes und die freien Menschen des Abendlandes, die Republikaner Amerika's und die Hörigen Oceaniens unter den heiligen Gesetzen der allgemeinen Liebe zu vereinigen suchen.

17. Der Orang-hutan.

Ehe wir uns an die Naturgeschichte und insbesondere an die Zoologie Oceaniens machen, glauben wir, den Orang-hutan *) als dasjenige zweihändige Geschöpf schildern zu müssen, das zwischen dem Menschen und dem Affen die Mitte hält.

Wir beginnen mit dem rothen Orang. Ich sah an Bord eines Wallfischjägers ein junges Individuum dieser Art, das dem Kapitän gehörte und nach acht Tagen in meiner Gegenwart starb. Nach seinem Tod untersuchte ich es nach besten Kräften. Sein Gesichtswinkel hatte 60 bis 65°, d. h. etwas weniger als Endamenier, Australier, Buschmänner und Hottentotten. Es glich dem Menschen in Hinsicht des Magens, der Leber, des Herzens, des Blinddarms, der Bildung des Zungenbeins, des nur stärkeren Zahnsystems, der Hände und der platten Nägel, noch mehr durch die gerundete Form des Kopfs und das Volumen des Hirns. Bloß sein Luftröhrenspalt war von dem menschlichen verschieden. Es hatte weder den Schwanz, noch die Backentaschen, noch den schwieligten Hintern gewisser Affen. Sein Wuchs betrug 3 Fuß 4 Zoll.

Ich selbst habe einen echten rothen Orang drei Monate lang im Besitz gehabt. Er war auf der Insel Borneo, südlich von der Malodubai, in einer Fallgrube gefangen, mit Mühe aus dem Loch herausgezogen und an Bord gebracht und um zehn Mattas (etwa vierzig Franken) von mir gekauft worden. Er hatte eine breite, flache Nase, kleine, tiefliegende Augen, eine sehr vorstehende untere Kinnlade, hohe Ohren, niedere Stirn und Backenknochen wie die Mongolen, große und starke Zähne, welche einige Aehnlichkeit mit denen des Löwen zeigten, sehr weiten fleischfarbenen Mund, graulichtes, langes, bleiches Gesicht, gewölbte Brust, sehr dicken Bauch, Arme bis an die Waden **) hinab und viel fleischiger als sonst bei den Affen. Er war kaum mannbar und doch schon 4 Fuß hoch. Seine gewöhnliche Haltung war die eines Aufrechtsitzenden mit gegen die Brust vorgebeugtem Kopf. Sein Leib war mit fahlrothen Haaren von ziemlicher Länge bewachsen, außer im Innern der Hände, am Bauch, im Gesicht, an den Ohren und auf dem

*) Nicht Orang-utang, wie die Europäer schreiben. Das Wort Orang ist malaiisch: es bedeutet einen Menschen und Hutan einen Wald (wogegen Utang so viel als Schuld heißt).

**) Die Australier von Arnheimsland geben in der Länge der Arme diesem Orang Nichts nach; ihre Beine sind eben so dünn als die ihren.

Scheitel des Kopfs, welcher ein Wenig kahl war. Als man ihn in den Wäldern fand, führte er, wie andere Orangs, eine Art Stock, ähnlich demjenigen, dessen sich die meisten unserer Landleute bedienen, und so schritt er stolz auf die Dayas zu. Später ging er nicht anders als so, daß er sich rechts und links an einem Verschlag, einem Möbel, an den Mastbäumen oder der Schiffswinde stützte und langsam kletterte er auf den Rahen und den Wandtauen herum. Daß diese Zweihänder sich nicht aufrecht zu halten vermögen, wie der gelehrte Doktor Clarke Abell, vielleicht von einem schwachen und kranken Individuum auf die ganze Gattung schließend, behauptet hat, ist nicht richtig. Zwischen dem rothen Orang und dem Affen ist ein bedeutender Unterschied. Bagus *) (so hieß ich den meinigen) hatte weder die Gedankenlosigkeit des Makak, noch die Wildheit des Pavian, noch die Bosheit, das mürrische Wesen und die Fratzen der Guenon, noch den Muthwillen des Magot, noch die Geilheit des Hundskopfs, noch die Unsauberkeit des Saguinchens — er hatte von den zahlreichen Affenarten Nichts als das Nachahmungsvermögen. Ein Biadschu sagte mir, die Orangs verständen, Feuer anzuzünden. Gewiß ist, daß sie sich kleine Hütten bauen, darin sie wohnen, daß sie am Rand des Meeres Krabben und Weichthiere sammeln, die Muscheln an den Felsen aufklopfen und Steine in die Taclovos oder Weihkesselmuscheln **) werfen, um den Inhalt ohne Gefahr für ihre Hände herauszulangen, zu verzehren oder zur Vermehrung ihrer Vorräthe nach ihren Hütten zu tragen, und daß sie von außerordentlicher Zärtlichkeit zu ihren Weibchen und ihren Kleinen erfüllt sind. Bagus war gelehrig, verständiger Nachahmer, anhänglich an mich und meinen Diener, der ihn pflegte. Sein Charakter war sanft, seine Physiognomie hatte das Gepräge der Schwermuth. Der Orang ist in seinen Wäldern eben so tapfer, daß er mehreren Menschen trotzt und sie zu Boden schlägt, als er sich leicht unserer Erziehung schmiegt. Ich hatte den meinigen ohne Anstand zu mehreren häuslichen Geschäften abgerichtet und seine Gewohnheiten waren von Natur reinlich. Bagus aß gern Milch, Hülsenfrüchte, Reis, Obst, Honig, Fisch und Fleisch. Er trank viel Thee und war ein ungemeiner Freund von chinesischem Backwerk und Zuckerwaaren. Wenn ich manchmal Etwas in meine Taschen steckte, so ermangelte er nie, sie zu leeren. Er konnte eine Flasche entpfropfen, trug meinen Karpus ***) und meinen Turban, öffnete und schloß die Thüre, machte sein Bett und da er sehr empfindlich für die Kälte war, so hüllte er sich in Decken und Teppiche bis zum Schwitzen. Eines Tages hatte er Kopfweh. Da wickelte er meinen Shwal um den Kopf und legte sich nieder. Eine hübsche Dayatänzerin, die er gewöhnlich mit freundlichen Augen ansah, wollte ihn trösten, er schien sie aber zu bitten, ihn allein zu lassen und kein Geräusch zu machen. Mein Orang wartete mir bei Tisch auf: er war vergnügt, wenn er mit mir speisen oder aus meiner Huka rauchen durfte und ließ sich nicht lange zwingen, ein Glas Porto auf meine Gesundheit zu trinken †). Dann glich er ziemlich einem kleinen Endamenier von 15 bis 16 Jahren, der etwa taubstumm gewesen wäre. Der interessante Bagus hatte nur einen Fehler: er war ein Wenig diebisch. Man vergaß

*) Dieses malaiische Wort bedeutet artig, hübsch.
**) Die größte Art Austern, die man kennt und die bis hundert Pfund wägen. Eine solche wahrhafte Riesenmuschel ist in der Kirche St. Sulpice zu Paris.
***) Eine malaiische Mütze.
†) S. Blatt 8.

ihm Dieß aber wegen seiner sonstigen vorzüglichen Eigenschaften. Konnte ich von einem Orang-hutan erwarten, daß er das Recht des Eigenthums kannte, das ein großer Theil der gesitteten Menschen so wenig achtet? Ein Anderes, was mir an ihm widerwärtig wurde, obwohl er dafür Nichts konnte, war das heißere Grunzen, das er von sich gab, so oft er mir seine Freude ausdrücken wollte: es war wie von einem Schwein und schnell und gestoßen wie das Knallen einer Peitsche, und er brachte diesen Ton hervor, indem er die untere Kinnlade, zumal verlängert und erhöht, lebhaft hin- und herbewegte. Durch dieses abgeschmackte Grunzen fühlte ich mich in dem Interesse, das ich für den gut gearteten Bagus hegte, unwillkürlich entzaubert. Ich hatte das Unglück, ihn an Bord zu verlieren: er wurde von der Mannschaft bedauert und ich werde ihn stets bedauern.

Ein Weibchen von der Art der rothen Orangs wurde im Jahr 1808 nach Paris gebracht. Napoleon ließ es nach den Tuilerien kommen. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie der größte Feldherr der neuen Zeit, der Diktator von Europa, der Sorgen seines weiten Reichs vergaß, um ein armseliges Geschöpf zu beobachten und mit dieser Hand zu streicheln, welche die Welt erschütterte! Welche Empfindungen mochten in dem Gesetzgeber Frankreichs aufsteigen, wenn er gedachte, daß dieses Wesen mit menschlicher Gestalt vielleicht von einer entarteten Gattung Menschen war, ähnlich denen, welche er mit den Strahlen seines Geistes entzündete und mit deren Hülfe er so große Dinge ausführte! Wie elend mußte ihm die Menschheit vorkommen, wenn er sie in solcher Herabwürdigung sah, und wie groß zugleich, wenn ihm sein Ruhm einfiel! Der arme Orang konnte die Ehre nicht begreifen, die ihm widerfuhr. Man kleidete ihn aus, der Tag war kalt, er bekam einen Schnupfen und starb einige Zeit nachher an einem Brustleiden. Napoleon hatte dieses Weibchen Fräulein Desbois genannt.

Ein männlicher Orang wurde im Jahr 1826 auf Java an Bord des Cäsar nach London eingeschifft, wo er glücklich anlangte. Dr. Clarke Abell, sein Mitreisender, machte sich zu seinem Geschichtschreiber. Einige Naturforscher haben daher diesen Orang Pungo Abellii genannt. Allein der Pongo Wurmbs hatte Backentaschen, Dieser hatte keine, wie aus Abells Bericht erhellt, so daß man ihre Identität schwerlich zugeben kann. »Als er an Bord war,« erzählt sein Biograph, »suchte man sich seiner durch eine Kette zu versichern, die man an einem Kabel befestigte. Nicht lange, so hatte er sie losgemacht und er floh auf das Verdeck, wohin er sie nachschleppte. Da sie ihn im Gehen hinderte, so wickelte er sie zweimal um den Leib und ließ das Ende über die Schulter hängen. Weil sie aber so nicht festhielt, so nahm er sie in den Mund. Endlich gestattete man ihm den freien Wandel auf dem Schiff und bald hatte er sich mit den Matrosen befreundet, die er durch Behendigkeit übertraf. Sie machten im Takelwerk auf ihn Jagd und gaben ihm in ihren Spielen vielfache Gelegenheit, seine Gewandtheit zu zeigen. So lange wir auf Java blieben, hauste er auf einer großen Tamarinde bei meiner Wohnung. Abends bereitete er sein Bett: er schlang kleine Aeste in einander und bedeckte sie mit Laub. Während des Tags lag er auf der Brust, den Kopf hervorgestreckt aus dem Bett, um wahrzunehmen, Was draußen vorging. Gewahrte er Jemand mit Früchten, so stieg er herab, um seinen Antheil zu bekommen. Dieses Thier war im Ganzen sehr sanft, ernst und selbst melancholisch, wenn man es aber

reizte, kannte sein Zorn keine Grenzen. Es öffnete den Mund, bleckte die Zähne und biß nach Denen, die ihm nahten. Zwei oder drei Mal konnte man glauben, es wolle sich selbst umbringen in seinem Grimm. Verweigerte man ihm eine Speise, die es heftig begehrte, so stieß es ein durchdringendes Geschrei aus, sprang mit Wuth auf das Takelwerk, kam zurück und machte noch einmal einen Versuch. Wurde ihm die Bitte wieder abgeschlagen, so wälzte es sich auf dem Verdeck wie ein zorniges Kind, erfüllte die Luft mit seinem Geschrei, hob sich plötzlich und verschwand nach der andern Seite des Schiffs. Das erste Mal, da Dieß geschah, meinten wir, es habe sich ins Meer gestürzt, bis wir es nach vielem Suchen unter den Tauen versteckt fanden. Es schnitt keine Fratzen wie die andern Affen und war nicht wie sie immer zu schlechten Späßen aufgelegt. In Gegenwart von Fremden warf es unruhige Blicke um sich und konnte ganze Stunden lang das Gesicht in seinen Pfoten verborgen halten. Wurde es durch ihre Neugierde zu sehr belästigt, so schlüpfte es in das nächste beste Versteck, das sich ihm darbot. Es bewährte seine Sanftmuth besonders auch durch die Geduld, mit welcher es Beleidigungen ertrug: sie mußten stark seyn, wenn es seiner Empfindlichkeit Raum gab. Doch wich es Denen sorgfältig aus, die es quälten. Umgekehrt zeigte es große Zuneigung gegen Die, welche ihm Wohlthaten erwiesen: es sezte sich zu ihnen, rückte so nah als möglich an sie und oft führte das arme Thier in seiner Zärtlichkeit ihre Hand an seinen Mund. Der Bootsmann, der sein Günstling war, in Betracht, daß er ihm die Hälfte seiner Portion zukommen ließ, lehrte es mit einem Löffel essen. Mit komischer Würde trank es seinen Kaffee. Mein Beruf als Geschichtschreiber nöthigt mich indeß, zum Nachtheil meines Helden zu gestehen, daß er trotz seiner Erkenntlichkeit gegen die Wohlthaten des Bootsmanns ihm oft seinen Branntwein stahl. Nach dem Bootsmann war ich vielleicht sein innigster Freund. Er folgte mir auf die entlegensten Punkte des Schiffs, nach welchen ich mich begab, damit ich ungestört lesen konnte. Hatte er sich vergewissert, daß meine Taschen nichts Eßbares enthielten, so streckte er sich zu meinen Füßen, schloß die Augen und blinzelte nur von Zeit zu Zeit, um meine Bewegungen zu beobachten. Seine Lieblingsunterhaltung war, sich mit den Armen an den Tauen zu schaukeln und mit Kindern zu spielen. Er forderte sie heraus, versezte ihnen im Vorübergehen einen leichten Schlag, entschlüpfte dann, so jedoch, daß er ihnen die Freude verschaffte und sich je und je fangen ließ. Er machte zumal Gebrauch von seinen Armen, seinen Pfoten und seinen Zähnen. Gewöhnlich schlief er auf einem Segel des großen Masts, von welchem er ein Stück über sich als Decke herzog. Wenn er sich bettete, so beseitigte er mit größter Aufmerksamkeit Alles, was die Oberfläche seiner Lagerstätte uneben gemacht hätte. Um ihn zu necken, ergriff ich bisweilen vor ihm Besitz: nun pflegte er das Segel tüchtig zu schütteln, damit ich aufstände. Half Das nicht und der Platz war groß genug, um uns Beide aufzunehmen, so ließ er sich's wohl auch gefallen und legte sich ruhig an meine Seite. Waren alle Segel ausgespannt, so sah er sich nach einer andern Decke um, entwandte die gewaschenen Hemden, welche die Matrosen trockneten, oder die Tücher der Hängmatten. Auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung litt er sehr von der Kälte, besonders Morgens, wenn er von den Masten herabkam. Das gute Thier, gewohnt an die glühende Sonne des orientalischen Archipels, zitterte an allen Gliedern, lief zu seinen Freunden, stürzte sich in ihre Arme und umschlang sie, um sich an ihnen zu

erwärmen, fest mit seinen Pfoten. Wollte man sich aus seinen Umarmungen loswinden, so stieß es klagende Laute aus. In zwei Fällen war ich Zeuge seiner Angst: das erste Mal bei der Insel Ascension, als man acht Schildkröten an Bord brachte. Sogleich erhob es sich höher, als es je gestiegen, und aus dieser Höhe herab betrachtete es die Schildkröten auf dem Verdeck. Seine langen vorragenden Lippen hatten die Form der Schnauze eines Hundes angenommen, der winselnde Ton seiner Stimme hielt die Mitte zwischen dem Grunzen des Schweins und dem Krächzen des Raben. Nach einiger Zeit kam es zwar herab, aber nicht ohne daß es fortwährend bange Blicke auf die Schildkröten warf und sich mehrere Klafter weit entfernt hielt. Sein zweiter Schrecken wurde verursacht durch die Erscheinung nackter Menschen, die im Meer badeten. Endlich zu London krank angekommen, starb dieser Orang-hutan nach 19 Monaten.«

Von einem Orangpaar aus Borneo, das im Jahr 1817 nach England geführt wurde, war das Männchen 2½ Fuß hoch, das Weibchen glich einem sieben- bis achtjährigen Kinde. Letzteres starb auf der Ueberfahrt an den Folgen der Mißhandlungen des zweiten Befehlshabers, eines dummen und grausamen Menschen, der es in einer Anwandlung von Zorn schlug. Die ganze Mannschaft hatte die Gewandtheit, Behendigkeit und Stärke des Thiers bewundert: es arbeitete im Tauwerk wie die Matrosen, die ihre Kost mit ihm theilten.

Im Jahr 1826 hatten Fish und Graigman, zwei englische Offiziere von der Brigg Mary-Anna-Sophia, zu Rambun auf der Nordwestküste von Sumadra, wo sie zur Erholung verweilten, die Nachricht erhalten, daß ein Thier vom höchsten Wuchs auf einem Baum der Nachbarschaft sitze. Sogleich wurde ausgemacht, desselben todt oder lebendig habhaft zu werden. Mehrere Jäger aus dem Land schloßen sich an. Als das Thier, in welchem sie einen Orang-hutan von der größten Art erkannten, sie kommen sah, stieg es vom Baum und machte sich auf die Flucht. Es lief auf zwei Füßen, ziemlich geschwind und half sich zuweilen mit seinen Händen und einem Baumast. Als es andere Bäume erreicht hatte, bemerkte man, welch geschickter Kletterer es war. Ungeachtet seiner hohen Gestalt und seines Gewichts faßte es schwache Zweige und bediente sich derselben so gut, als es ein Affe von der kleinsten Sorte, die man in Europa sieht, hätte thun können. Wie die Einwohner von Sumadra versichern, so schwingen sich in den ungeheuren Wäldern des Innern der Insel, wo die großen Bäume sehr nahe beisammen stehen, diese Thiere mit der Schnelligkeit eines gallopirenden Pferds von einem Baum auf den andern. Das Gehölz, nach welchem der verfolgte Orang-hutan seinen Weg genommen, war von geringem Umfang, aber seine Bewegungen waren so behend, daß die Jäger lange Zeit nicht auf ihn zielen konnten und ihn zu wiederholten Malen verfehlten. Da hieben sie mehrere Bäume nieder, damit ihm kein Zufluchtsort blieb als diejenigen, welche sie stehen ließen. Endlich rückte man ihm auf den Leib und er empfing einen Hagel von Kugeln. Er legte sich auf einen Ast, den er fest umfaßt hielt: Ströme Bluts entflossen seinem Mund. Aus den Bauchwunden hingen — schauerlich anzuschauen — die Eingeweide heraus. Die Jäger hatten ihr Pulver verschossen: nun beschlossen sie, um ihren Fang zu vollenden, den Baum zu fällen, an welchem der unglückliche Orang-hutan sich hatte angeklammert. Doch kaum berührte dieser Baum die Erde, so hatte der

Verwundete, als ob er Nichts von seiner Kraft verloren, einen andern erklommen. Wiederum griff man zur Axt und so wurden nach und nach fast alle Bäume des Gehölzes umgehauen. Zulezt genöthigt, sich auf dem Boden zu vertheidigen, zeigte das bedrängte Thier noch einen Muth, der eines bessern Looses würdig war. Uebermannt von der Uebermacht der Feinde, von Lanzen durchbohrt, bemächtigte es sich einer dieser Waffen und zerbrach sie (nach dem Ausdruck eines Augenzeugen) so leicht, als wäre es eine Rübe gewesen. Während des Todeskampfes war in dem Ausdruck seines erlöschenden Blicks und seiner Geberden, in seiner ächzenden Stimme, seiner Intelligenz und seinem Muth die Aehnlichkeit dieses Thiers mit dem Menschen unverkennbar. Trotz seiner gräßlichen Schmerzen war es nicht niedergeschlagen: es hielt die zerfezten Theile zusammen und suchte so sein Leben zu verlängern. Allein Nichts konnte die unerbittlichen Mörder erweichen, die nicht nachließen, bis ihr Opfer den lezten Seufzer aushauchte. Wie war man jezt erstaunt über die Stattlichkeit des Besiegten! Dieser Orang-hutan maß 6 Fuß 6 Zoll, er hatte schöne Verhältnisse, kleiner als die unsern, die Nase vorstehender als die andern Affen, länglicht gespaltenen Mund, haselnußfarbenen, drei Zoll langen, krausen Bart, der Lippen und Wangen beschattete, aber mehr zur Zierde schien als ein ungefälliger Anhang des Gesichts. Die Arme waren weit länger als die hintern Beine. Die Schönheit der Zähne, von welchen keiner fehlte, zeigte an, daß das Thier noch jung war. Der Pelz, welcher den ganzen Körper bedeckte, war glatt, weich und glänzend. Was die Anwesenden am meisten überraschte, war die Zähigkeit, mit welchen das Leben so zahlreichen Schlägen widerstand. Seine Muskelkraft muß sehr groß gewesen seyn, denn die Reizbarkeit der Fiebern offenbarte sich noch an dem Leichnam, als er zur Sektion an Bord gebracht wurde. Beim Abziehen der Haut, das man lange nach seinem Tode vornahm, verursachte die Einwirkung des Messers ein entsezliches Zusammenziehen der fleischigen Theile. Dieser Anblick galvanischen Lebens war so grauenerregend, daß, als man in die Rückengegend kam, der Kapitän die Arbeit einzustellen befahl, bis der Kopf vom Rumpf getrennt war. Dieser Orang, ein Bewohner der undurchdringlichen Wälder, dieses Theils der Insel, in welche sich kein Mensch hineingewagt hätte, befand sich wahrscheinlich mehrere Tage unterwegs, ehe er an den Ort gelangte, wo man ihn überfiel, denn er hatte Koth bis an die Kniee. Die zur Jagd herbeigelaufenen Landleute wollten dem Orang die sonderbaren Laute zuschreiben, die sie seit einigen Tagen vernommen: von einem der wilden Thiere der Gegend hatten sie wenigstens nicht hergerührt. Noch ausgetrocknet war seine Haut von der Schulter bis zu der Zehenspitze 5 Fuß 4 Zoll lang. Der Hals maß 3, das Gesicht 8 Zoll. Das Antlitz war vollkommen nackt mit Ausnahme des Kinns und des untern Theils der Wangen, wo der Bart anfing. Die glasurschwarzen Haare fielen auf den Seiten und an den Schläfen nieder. Die Augenlieder waren mit Wimpern besezt. Die Lippen schienen dünn. Die an dem Kopf anliegenden Ohren hatten $1\frac{1}{2}$ Zoll Höhe *). Der Fang dieses harmlosen Geschöpfes war eine Mezelei, von Grausamkeiten begleitet, welche die Moral mißbilligen muß und die für die Wissenschaft von keinem Nutzen sind. Diese Seeleute, ohne Kenntniß der Anatomie, zeichneten auf höchst ungenaue Weise die verstümmelten Reste des riesigen Orang.

*) Asiatic Researches T. XV.

In demselben Jahr gerieth ein malaiischer Orang lebendig in Gefangenschaft. Was seine verlängerte Schnauze und seine Hautfarbe betraf, so glich er fast einem Schwarzen von Mozambique. Außer den Lippen, dem Ring um die Augen, dem Innern der Hände und der Füße war der Rest der Haut eben und glatt. Er ging bald auf seinen beiden Füßen, bald so, daß er sich mit seinen längern Vordergliedern eine Nachhülfe gab. Seine braunen Augen lagen tief in ihre Höhlen eingesenkt. Die Nase war kurz, die Lippen aufgeworfen, die Schultern breit und flach, die Hinterbacken halbnackt, aber unterscheidbar. Mit den Matrosen der Oktavie, auf welcher dieser Orang eingeschifft wurde, lebte er auf dem vertrautesten Fuß: sie hatten ihn Georg getauft. Er leistete allerlei Dienste an Bord: er scheuerte das Verdeck, schöpfte Wasser, reinigte die Kleider der Offiziere wie ein Lakai und wartete bei Tisch mit Kaffee auf. Verwies man ihm einen Fehler, so zeigte er Reue wie ein Kind, das weint. Georgs Lieblingskost war Reis, aber er liebte auch Früchte, trank Thee, Kaffee und weißen Wein. Wenn er krank wurde, ließ er sich den Puls fühlen und Arznei reichen.

Es gibt in Hindustan einen Orang, den man Golok nennt, der mit dem rothen Orang unendlich viel Aehnlichkeit hat, seiner Gestalt nach aber zwischen Diesem und dem Champanzé mitten inne steht. Dieser Zweihänder scheint mir eine Spielart zu bilden in der Ordnung der Orangs oder Waldmenschen, welche drei Arten in sich begreifen, nämlich den rothen Orang, den Gibbon und den Champanzé und vielleicht den Pongo.

Einen Golok habe ich oft gesehen bei dem Statthalter zu Bombay, Mount-Stuart-Elphinstone, einem geschickten Verwalter und ausgezeichneten Reisenden *). Dieser Orang war den Tag über frei, aber unter Aufsicht seiner Wächter. Er kam gern aus seiner Hütte hervor und begab sich auf ihren Befehl dahin zurück. Gewöhnlich ging er aufrecht, aber an einer Stütze. Seine Statur war bedeutend unter der menschlichen, seine wenig behaarten Arme nicht so unmäßig lang wie die des Gibbon, sein Pelz dunkelroth, mit einem sanften Temperament viel Intelligenz gepaart. Kurz, er sah dem Orang von Borneo sehr gleich, nur daß Dieser größer war. Einem andern Statthalter von Bombay wurden zwei Orang-hutans aus dem indischen Königreich Karnat durch einen Küstenfahrer zum Geschenk geschickt: sie maßen kaum vier Fuß, gingen aber aufrecht und hatten beinahe menschliche Formen. Ihre Handlungen waren sehr nachahmend, übrigens verrieth ihre Traurigkeit, wie weh ihnen der Verlust ihrer Freiheit that. Das Weibchen erkrankte während der Reise und starb. Das Männchen wies nach allen möglichen Aeußerungen des Schmerzes, den es empfand, hartnäckig jede Speise von sich und starb gleichfalls nach einigen Tagen.

Bis jezt war es sehr schwer gewesen, die Sitten und Gewohnheiten der rothen Orang-hutans auf den Sundainseln und Borneo und des Golok in Indien zu beobachten, während man mit den schwarzen Orangs oder den Champanzé's in Angola und Congo mit weniger Mühe und Gefahr zum Zweck gekommen ist. So Viel ich aus eigener Wahrnehmung weiß, so möchte ich zu behaupten wagen, daß die rothen Orangs von Borneo in der Regel paarweise, selten in größerer Gesellschaft vereinigt und noch seltener, außer wenn sie alt sind, einzeln leben. Die indischen Orangs sind noch sanfter als die malaiischen, im Allgemeinen aber nicht so stark.

*) S. dessen Reise nach Kabulistan.

Um der Vollständigkeit der Geschichte der Orang-hutans willen geben wir einen Auszug aus den Berichten einiger Reisenden über den afrikanischen Champanzé.

Purchas hatte sie in den Wäldern des Königreichs Loango im Naturzustand beobachtet: er erzählt dem portugiesischen Reisenden Battel, welcher sich gegen achtzehn Jahre in Angola aufhielt, der schwarze Orang gehe aufrecht, ohne seine Hände auf den Boden zu stützen, er hause in den Wäldern auf den Bäumen, wo er sich eine Art Dach baue zum Schutz gegen den Regen. Seine Nahrung seyen wilde Nüsse, nie Fleisch und hätten die Eingebornen in ihren Bivuacs Nachts Feuer angezündet, so kämen nachher die Champanzé's und wärmten sich an der glühenden Asche. Gegen Angreifer würfen sie Steine. »Die Großen,« sezt Battel hinzu, »bekommt man nie lebendig, weil sie so stark sind, daß zehn Menschen sie nicht festhalten könnten. Dagegen fangen die Schwarzen, nachdem sie die Mutter getödtet haben, manche Jungen. Wenn eines dieser Thiere stirbt, so trauern die Andern und bedecken den Leichnam mit Zweigen. Ein Orang entführte einmal einen kleinen Neger, der mehrere Wochen unter ihnen zubrachte, ohne daß sie ihm ein Leid zufügten.« Labrosse, auf welchen Buffon sich beruft, geht noch weiter: Derselbe hatte, wie der beredte Naturforscher meldet, zu Loango eine Negerin gekannt, die, von den großen Affen entführt, drei Jahre in den Wäldern lebte, wo sie ihr eine Hütte von Laubwerk zur Wohnung anwiesen. Diese Negerin konnte die Behandlung, die ihr widerfuhr, nicht anders als loben.

Labrosse hatte einem Neger zwei dieser Orangs abgekauft: sie waren erst ein Jahr alt und er erwähnt Nichts davon, daß der Neger sie unterrichtet hatte, er scheint vielmehr zu glauben, daß sie Alles von freien Stücken thaten. »Diese Thiere,« sagt er, »haben den Instinkt, daß sie sich zur Tafel setzen wie die Menschen. Sie essen von Allem ohne Unterschied, bedienen sich des Messers, des Löffels, der Gabel, um zu zerschneiden und zu nehmen, Was man ihnen vorlegt. Sie trinken Wein und andere Getränke. Wir trugen sie an Bord. Bei Tisch gaben sie zu verstehen, wenn sie Etwas brauchten, und manchmal, wenn man ihnen verweigerte, Was sie begehrten, wurden sie zornig, packten Einen am Arm und bißen nach ihm. Das Männchen wurde krank, es ließ sich ärztlich behandeln, man ließ ihm selbst zweimal am rechten Arm zur Ader. So oft es sich seitdem unwohl befand, zeigte es seinen Arm, daß man ihm zur Ader lassen sollte, als hätte es gewußt, daß Dieß ihm helfen würde.«

Nach Jobson schaaren sich die Orang-hutans in Senegambien zuweilen in Haufen von 3 bis 4000 und marschiren in Reih und Glied unter Anführung des Größten von ihnen. Unter diesen Umständen zeigen sie sich sehr keck und bösartig. Jobson versichert, als er mit seiner Mannschaft vorüberzog, wären sie auf die Bäume geklettert und hätten zugeschaut. Ein anderes Mal hörte man, wie diese Bäume durch gewaltige Stöße von ihnen erschüttert wurden oder unter ihren Zähnen krachten. Man entdeckte ihren Aufenthaltsort im Dickicht. Ihre Wohnungen waren erbaut aus Pflanzen und in einander geschlungenen Baumästen und schienen ziemlich bequem. Während das Fahrzeug vor Anker lag, pflegten sie auf die Felsen und Anhöhen am Meer zu steigen: wenn dann die Schiffsleute ans Ufer kamen, liefen die Größten dieser Zweihänder auf sie zu, hüpften und sprangen, wie wenn sie sie verspotten wollten, nahmen jedoch, so bald sie etwas Feindseliges gewahrten

schnell Reißaus. Eines Tages wurde Einer durch einen Schuß aus der Schaluppe getödtet, diese war aber noch nicht am Land, so hatten die Andern ihren Kameraden schon mit fortgeschleppt.

So selten indeß die den Affen sonst so gemeine, närrisch ungestüme Hast bei diesen Orangs ist und einen so friedfertigen und ruhigen Charakter ihre Geberden und Handlungen an sich tragen, so besitzen sie nöthigen Falls Gewandtheit und Muskelkraft genug, um selbst dem Elephanten zu widerstehen, indem sie ihn mit Stockschlägen zurücktreiben oder auch nur mit ihren Fäusten und oft nicht eher nachlassen, als bis er erlegt ist. So erzählt auch Bosman, hinter dem englischen Fort Wimba auf der Küste von Guinea seyen unversehens mehrere große Affen auf die Sklaven der ostindischen Kompagnie losgestürzt und hätten sie trotz der nachdrücklichsten Gegenwehr besiegt. Meister des Schlachtfelds schickten sie sich eben an, den Gefangenen mit ihren Stöcken die Augen auszubohren, als den Leztern ein Haufen Neger noch zu rechter Zeit zu Hülfe kam. Daß häufig Negerinnen oder Kinder von den Orangs nach ihren Wohnungen entführt werden, wird von Bosman bestätigt. Ein junger Neger, der, von diesen Thieren in zartester Kindheit geraubt, über ein Jahr unter ihnen gelebt hatte, machte, als es ihm gelang, zu entwischen, von einigen derselben eine Schilderung, wornach sie so groß und stark waren wie Menschen. Auch ihm war es in seiner Gefangenschaft nicht schlecht ergangen. Von dem nämlichen Gewährsmann erfährt man, daß die Mutter ihre Jungen in der Art säugen, daß diese die Arme um ihren Leib schlingen und so an ihren Brüsten hängen. Wird ein Weibchen getödtet, so lassen sich die Kleinen ohne Widerstand fangen.

Buffons Orang ging immer auf zwei Füßen, selbst wenn er schwere Lasten trug. »Seine Miene,« sagt dieser Naturforscher, »war ziemlich niedergeschlagen, sein Gang gravitätisch, seine Bewegungen abgemessen. Er hatte weder die Ungeduld des Magot, noch die Bosheit des Babuinchens, noch die Ausgelassenheit der Guenons. Er war, wird man einwenden, unterrichtet und wohl gezogen. Allein die Andern, die ich mit ihm verglichen habe, hatten gleichfalls ihre Erziehung. Zeichen und Wort genügten, um unsern Orang-hutan in Thätigkeit zu setzen. Bei dem Babuinchen brauchte man den Stock und bei allen Andern die Peitsche: nur durch Schläge erzielte man Gehorsam. Ich sah, wie dieses Thier Personen, die es besuchten, die Hand reichte, um sie hinauszuführen, wie es mit Anstand und gleichsam als Gesellschafter mit ihnen auf- und abging. Ich sah, wie es sich an die Tafel setzte, seine Serviette ausbreitete und sich damit die Lippen abwischte, sich des Löffels und der Gabel bediente, um die Speisen zum Mund zu bringen, sein Getränk einschenkte, wenn man es aufforderte, mit dem Glas anstieß, Ober- und Unterschale holte, Zucker hineinthat, Thee zugoß und wartete, bis er zum Trinken nicht mehr zu heiß war und dieses Alles ohne anderen Antrieb als Zeichen und Worte des Herrn und oft von selbst. Der Orang that Niemand Etwas zu Leide, näherte sich selbst behutsam und als ob er um Liebkosungen bäte. Nichts ging ihm über Gutchen, Jedermann gab ihm und da er ohnehin häufigen Husten und eine angegriffene Brust hatte, so trugen diese Zuckersachen ohne Zweifel noch zu Abkürzung seiner Tage bei. Er lebte nur einen Sommer zu Paris und starb im folgenden Winter zu London.«

Vosmaër hat uns über ein im Jahr 1776 aus Afrika nach Holland gebrachtes Weibchen berichtet: »Dieser Orang-hutan machte keine Backentaschen beim Essen wie die übrigen Affen. Er war von so gutartiger Natur,

daß man nie Groll oder Tücke bemerkte, daß man ihm ohne Furcht die Hand in den Mund stecken konnte. Sein Aussehen hatte etwas Trauriges. Er liebte die Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, nur mit Auszeichnung Derjenigen, die ihn täglich pflegten oder die ihm sonst Gutes erwiesen. Gegen sie schien seine Zuneigung inniger. Oft, wenn sie sich entfernten, warf er sich in Verzweiflung auf die Erde, winselte kläglich und zerriß alle Leinwand, die er erwischte, in Fetzen, so wie er sich allein sah. Sein Wächter sezte sich manchmal neben ihn auf den Boden: da nahm der Orang von dem Heu auf seiner Streu, legte es zurecht und schien ihn auf alle Weise einzuladen, bei ihm sitzen zu bleiben. Sein ordentlicher Gang war auf vier Füßen wie bei den übrigen Affen, er konnte aber auch auf den Hinterfüßen allein gehen und mittelst eines Stabs behauptete er sich oft sehr lang in dieser Stellung. Gleichwohl sezte er die Füße nie flach wie der Mensch, sondern nach Außen gekrümmt: er hielt sich auf den äußern Seiten der Hinterfüße mit einwärts gezogenen Zehen, Was auf seine Gewohnheit des Kletterns hinwies. Eines Morgens fanden wir die Kette los und wurden ihn ansichtig, da er eben mit bewunderungswürdiger Flinkheit an den Bälken und Querlatten des Dachs hinaufstieg. Man hatte Mühe, ihn wieder zu bekommen. Seine Muskelkraft war außerordentlich: nur mit vieler Anstrengung konnte man ihn auf den Rücken legen. Zwei Männer hatten vollauf zu thun, um ihm die Füße zusammen zu drücken, ein Dritter, um ihm den Kopf zu halten, und ein Vierter, um ihm das Halsband über den Kopf zu ziehen und es fester zu schließen. In dem augenblicklichen Zustand der Freiheit hatte das Thier unter Anderem eine Flasche mit einem Rest Malaga entstöpselt und bis auf den lezten Tropfen ausgeleert und hierauf die Flasche wieder an ihren Ort gestellt. Es aß fast von Allem, Was man ihm bot. Seine gewöhnliche Nahrung war Brod, Wurzeln, besonders gelbe Rüben, allerlei Früchte, namentlich Erdbeeren. Außerordentlicher Liebhaber war es von aromatischen Pflanzen, z. B. von Petersilie und deren Wurzel. Auch genoß es gekochtes oder gebratenes Fleisch und Fisch. Auf Insekten, nach welchen die andern Affen so lüstern sind, machte es keine Jagd. Ich reichte ihm einen lebendigen Sperling: es kostete davon, warf ihn aber schnell weg. Als es ein Wenig krank war, sah ich es ein kleines Stück rohes Fleisch essen, doch ohne ein Merkmal von Wohlbehagen. Ein rohes Ei biß es auf und verzehrte es mit augenscheinlichem Appetit. Am willkommensten waren ihm Braten und Fische. Man hatte es den Gebrauch von Messer und Gabel gelehrt. Wenn man ihm einen Teller mit Erdbeeren gab, so war es eine Lust zuzuschauen, wie es eine um die andere mit der Gabel herausspießte, während es in der andern Hand den Teller hielt. In der Regel trank es Wasser, ließ sich aber alle Arten von Wein, insonderheit Malaga gefallen. Bekam es eine Flasche Wein oder Bier — schnell war mit der Hand der Stöpsel herausgenommen, der Becher hinuntergestürzt und war Dieß geschehen, so wischte es den Mund wie ein Mensch. Wenn man ihm nach dem Essen einen Zahnstocher gab, so machte es denselben Gebrauch davon wie wir. Jemand Brod und andere Gegenstände aus den Taschen zu langen, war es sehr geschickt. An Bord des Schiffs lief es frei herum, spielte mit den Matrosen und holte seine Portion aus der Küche. Mit Anbruch der Nacht ging es zur Ruhe, schlief aber nicht gerne in seiner Kammer, weil es fürchtete, eingesperrt zu werden. Vorher wurde dann die Streu wohl geschüttelt und hergerichtet, mehr Heu herbeigeschafft, um ein

Kopfkissen zu bilden: am öftesten legte es sich auf die Seite und zog, da es sehr verfroren war, eine warme Decke über sich. Von Zeit zu Zeit sahen wir es Etwas thun, worüber wir uns das erste Mal nicht genug verwundern konnten. Bei Bereitung der Lagerstätte nahm es nämlich einen Fetzen Leinwand, der in der Nähe lag, breitete ihn sauber auf dem Boden aus, streute Heu darauf, hob das Tuch an den vier Zipfeln in die Höhe und auf sein Bett, und dieser Pack wurde sein Kopfkissen. Eines Mals sah der Orang mich das Vorhängschloß an seiner Kette mit dem Schlüssel öffnen und wieder verschließen: da faßte er ein Stückchen Holz, steckte es in die Oeffnung des Schlosses, drehte es hin und her und forschte, ob das Schloß nicht aufginge. Bei seiner Ankunft war das Thier, außer dem schwarzen Pelz am Hintern, an den Armen, Schenkeln und Beinen, unbehaart. Gegen den Winter zu wuchsen ihm im Rücken, auf der Brust und an allen andern Theilen helle, dünne Haare, die längsten bis zu drei Zoll. Es lebte ungefähr sechs Monate in Holland und wurde, ausgebälgt, dem Museum des Prinzen von Oranien einverleibt.«

Wie Franz Pyrard meldet, gibt es in Sierra Leone eine Art großer und starkgliedriger Thiere, Bari genannt, die so scharfsinnig und gelehrig sind, daß, wenn man sie von Jugend auf erzieht und unterrichtet, sie dieselben Dienste leisten wie ein Mensch; daß sie im Mörser stoßen, Wasser im Fluß in kleine Krüge schöpfen und es auf dem Kopf herbeitragen. Allein wenn man ihnen an der Schwelle die Last nicht abnimmt, so werfen sie sie auf die Erde und wenn sie nun die Krüge leer und zerbrochen sehen, so weinen und jammern sie. Der Bari wird auch mit dem Namen Enschoko, Quoschas-moras und Quino-morru bezeichnet. Er nähert sich in Gestalt und Charakter auffallend dem Menschen. Ueberhaupt soll man an der Küste von Guinea von der Gewandtheit des Orang-hutan großen Nutzen ziehen, indem man ihn zu verschiedenen häuslichen Geschäften, wie zum Drehen des Bratspießes verwendet. So versichert wenigstens Barbot.

Ich muß noch ein Paar Anekdoten über den Orang-hutan anführen, der meines Dafürhaltens ehedem weit mehr verbreitet war als jezt *). Arrian, glaub ich, ist es, welcher erzählt, daß Alexander in Indien auf einen furchtbaren Heerhaufen stieß, gegen den er bereits seine Phalangen in Schlachtordnung stellte und sich zum Kampf rüstete, in der Meinung, er habe ein feindliches Heer vor sich, als Taxiles ihn fragte, ob der Sieger Persiens und Indiens sich mit Kerkopitheken **) messen wolle? Es ist jedoch aus dem Text selbst leicht zu ermitteln, daß der Orang-Golok gemeint ist. Die Kerkopitheken sind nur halb so groß als der Mensch, gehen auf Vieren, haben einen langen Schwanz und verstehen sicherlich nicht, in Reih und Glied zu treten. Der Namen Kerkopitheken wird gegenwärtig den Guenons beigelegt, deren Gesichtswinkel 50 bis 60° Grad mißt. Noch merkwürdiger ist, Was der Verfasser eines tibetanischen Werkes über die Fortschritte des Buddhismus in Indien und andern Ländern meldet. In diesem Werk, welches Klaproth aus einer mongolischen Uebersetzung ins Französische übertragen hat, heißt es: »Nachdem Schakiamuni's wahre Religion

*) Wie es scheint, war er auf den Gorgaden oder den Inseln des grünen Vorgebirgs vorhanden, denn diese Gorillen, welche der berühmte karthagische Seefahrer Hanno im Jahr 336 vor Christus erlegte, waren vermuthlich weibliche Orang-hutans. Hanno hielt sie für wilde Weiber.

**) S. Strabo, B. 15.

durch Hindostan und die Länder der entferntesten Barbaren ausgebreitet war und nun der Großpriester und Oberste des buddhistischen Glaubens sah, daß unter den Menschen Nichts mehr zu bekehren sey, beschloß er, der großen Art Affen, welche man Jaktscha oder Raktscha nannte, den Weg zur Gesittung zu weisen, ihnen die Lehre Buddha's zu predigen und sie an die Befolgung seiner Vorschriften und die genaue Beobachtung der heiligen Gebräuche zu gewöhnen. Das Unternehmen wurde einer Mission anvertraut unter Leitung eines Priesters, der als eine Incarnation des heiligen Chomschim-Botisato verehrt wurde. Dieser Priester erreichte seinen Zweck und bekehrte eine ungeheure Menge Affen zum indischen Glauben.« Waren diese Raktscha's Orang-hutans und keine Affen? Ließe sich nicht von dem berühmten Affen Hanuman, dem Anführer eines Affenheers, das in dem Krieg Rama's mit Rávana, dem König von Lanka (Ceylan), Jenem zu Hülfe kam, Dasselbe sagen? Es müßte nur Valmiki, der erste Dichter Indiens, dem dieser Krieg den Stoff zu seinem Meisterwerk, dem Ramayana, geliefert hat, mit dem Namen Affen die wilden Stämme dieses Wunderlands haben bezeichnen wollen.

Die Faune, die Satyrn, die Aegypane und andere Zusammensetzungen von Mensch und Thier, denen Paul Aemils und Phocions Töchter ihre Huldigungen darbrachten, waren vielleicht Orang-hutans. Ihre platte Nase, ihre Körperkraft, ihr Hang zur Lockerheit wären Züge, welche diese Genealogie unterstützen könnten. In der Folge hätte die dichterische Phantasie gewuchert: sie hätte das Bild des Waldmenschen weiter ausgeschmückt, ihn mit Ziegenfüßen, Schwanz und Hörnern begabt, aber der ursprüngliche Typus wäre geblieben und der Philosoph würde ihn in den fantastischen Gebilden Ovids und der griechischen Maler und Bildhauer wieder erkennen. Da die Alten nicht wußten, welche Abstammung sie den Sylvanen und Satyrn geben sollten, so hatten sie angenommen, sie wären Sprößlinge der Götter.

Umgekehrt sind in den Augen der Dayas, der Malaien und der Buguis die Orangs Menschen, welche Gott zum Verlust ihrer Würde verurtheilt und zur Sühne für irgend ein unbekanntes Verbrechen der Sprache beraubt hat. Einige Neger Afrika's meinen, es wären faule Leute, die in die Wälder geflohen seyen und sich stumm stellten, damit sie nicht zur Arbeit gezwungen werden könnten. Andere Schwarze dagegen halten die Orangs für Abkömmlinge von Affen und Negerinnen. Allein durch die Hypothese einer solchen Vermischung bekäme man statt eines zwei Probleme zu lösen.

Allerdings könnten die seit zwei Jahrhunderten in den großen Wäldern Europa's unter Wölfen und Bären als Vierfüßler gefundenen wilden Kinder, die, auch in die menschliche Gesellschaft zurückgebracht, Wenig von ihrem Stumpfsinn verloren, an und für sich wohl Orangs zu Vätern gehabt haben. Der Erste dieser Findlinge, dessen die Geschichte gedenkt, wurde im Jahr 1544 in den hessischen Wäldern entdeckt: er lebte mit den Wölfen, nach welchen man ihm den Namen schöpfte. Als er einige Worte gelernt, sagte er am Hof des Prinzen Heinrich, er würde lieber zu seinen Wölfen zurückkehren, als unter den Menschen leben. Im Jahr 1647 traf man in den Wäldern Irelands einen Vierfüßler-Menschen, der wie ein Schaf blöckte, statt aber seine Erziehung einem Philosophen anzuvertrauen, überließ man ihn Seiltänzern, die ihn auf den Märkten Hollands um Geld zeigten. Und in Frankreich haben wir den berühmten Wilden von Aveyron gehabt, der nicht Mehr gewesen ist als sein Vorgänger.

Um unsere Ansicht über die Orangs zusammenzufassen, so bemerken wir, daß die Jungen mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen darbieten als die Alten, wiewohl die Leztern einen weniger dicken Bauch haben als die Erstern. Dieses sonderbare Geschöpf scheint uns eine eigene Gattung zu bilden — wir möchten sie menschengestaltete Zweihänder nennen. Der Orang entbehrt des Tons der Rede, obwohl er selbst den Ausdruck unserer Physiognomie zu verstehen scheint. Wenn er spräche, würden wir zwar kein Bedenken tragen, ihn niederer als die meisten Menschenrassen, Caucasier, Mongolen, Amerikaner, Malaien und Polyneſier, zu setzen, aber wir würden ihn als gleich betrachten mit den Endameniern und Hottentotten und diesen Buschmännern oder vielmehr den Salb, der thierischesten Spielart des hottentottischen Stamms. Die Kretine der Alpen, der Pyrenäen und des Caucasus schienen mir mehr Maschine als mein Orang: denn Bagus hätte unbedenklich einen Diener oder Arbeiter abgeben können und einen Stellvertreter des Tyrannen und des schlechtesten der Thiere, d. h. des Menschen für alle Fälle, in welchen der Mensch nur die Gedanken eines gewöhnlichen Menschen ausführt. Es freut mich, daß ich mich für meine Ansicht auf den gelehrten Doktor Brolik berufen kann. »Der Champanzé,« sagt er, »steht höher über dem Hottentotten und dieser tiefer unter dem Neger als das Vieh unter ihm.«

Ein bewunderungswürdiger Schriftsteller, der aber bei allem Genie oft die Natur verkannt und sich über die Organisation und die Beziehungen der Geschöpfe getäuscht hat, Buffon sagt: »Die Zunge und alle Organe der Stimme sind beim Orang-hutan wie beim Menschen und er spricht nicht. Das Gehirn hat just dieselbe Form und denselben Umfang und doch denkt er nicht. Ist es nicht ein offenbarer Beweis, daß die Materie allein, so vollkommen sie auch organisirt seyn mag, weder den Gedanken hervorbringen kann noch sein Zeichen das Wort, wenn sie nicht durch ein höheres Prinzip beseelt ist?« Wenn mir es aber erlaubt ist, eine dem franzöſischen Plinius widersprechende Meinung zu äußern, so sind die Stimmorgane bei dem Orang und dem Menschen keineswegs ganz ähnlich. Die Beutel des Schildknorpels des Erstern befinden sich dem Kehlkopf gegenüber, so daß der aus der Stimmritze hervorgehende Schall sich dort fangt und einen unbestimmten, heißern Laut erzeugt, aus welchem nie eine artikulirte Sprache werden kann. Ohne diesen Unterschied würde der Orang-hutan vielleicht seine Gedanken in einer so klaren und logischen Sprache ausdrücken wie der Mensch. Und ist denn die Sprache ein so unfehlbarer Beweis eines die Materie beseelenden höhern Prinzips, da ja die Papagaye sehr deutlich sprechen lernen? Auch noch Das hat der Orang mit dem Menschen gemein, daß man ihn nirgends, selbst unter den modernsten Versteinerungen nicht, im fossilen Zustand antrifft. So ist in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Geologie und dem Zeugniß der Bibel der Orang wie der Mensch unter der Zahl der zulezt erschaffenen Bewohner unseres Erdballs.

18. Hydrographie.

Da Oceanien beinahe ganz und gar aus Inseln besteht, so kann es nur wenige große Flüsse haben. Es wäre indeß verwegen, wollte man mit mehreren Geographen behaupten, daß das große australische Festland und

Papuasien keinen großen Fluß enthalten. Wir warten, um nicht voreilig zu urtheilen, auf neue Forschungen.

Bis auf diesen Tag scheinen die größten Flüsse in Australien der Brisbane und der Hawkesbury, auf Sumâdra der Indragiri, auf Java der Solo oder Reng-Awan, auf Mindanao der Pelendschi, auf Luçon der Tajo, auf Celebes der Schinrana zu seyn. Die zwei mächtigsten Flüsse Oceaniens aber sind unstreitig, bis jezt wenigstens, der Kappuas und der Bendschermassin, Beide der Insel Borneo oder Kalamatan angehörig. Die Seen dieser Regionen lassen sich in Bezug auf Ausdehnung mit denjenigen der übrigen Abtheilungen der Welt nicht vergleichen. Der größte unseres Wissens ist der Kini-Ballu in dem nordöstlichen Theil von Borneo: die Eingebornen nennen ihn Meer. Nach ihm sind zu erwähnen: der Danao-malayu im Innern derselben Insel; der Laut-Danao in dem Gau von Priaman auf Sumâdra und der Pandgil im Norden dieser Insel; der Maindanao auf Maindanao; der Bay auf Luçon; der Tapara-Karadscha auf Celebes; der Arthursee auf Tasmanien; der Roto-Dua auf der nördlichen Insel von Neu-Seeland. Seit Kurzem soll ein unermeßlicher See, der einen großen Fluß, Murray, aufnimmt und in der Nähe des Golfs von St. Vincenz mit dem Meer in Verbindung steht, in Australien entdeckt worden seyn.

Der Seefahrer in Oceanien ist manchmal Zeuge der außerordentlichsten Erscheinungen. Schreckliche Wasserhosen kehren die Festen des Landes um und die Tiefen des Abgrunds *). Da ist ein Meer von Feuer, hervorgebracht durch die leuchtenden Aushauchungen der Wasser, oder ein Meer von Milch, dessen weißliche Fluth **) zwischen Celebes, Papuasien und den Molukken strömt. Da färben mikroskopische Schalthiere das Meer roth, daß man es ein Blutmeer nennt, oder die graulichten Eier von gewissen Seethieren geben ihm die Farbe des Staubs wie in den Umgebungen Papuasiens und an den Nordküsten Australiens. Aber die größte dieser Erscheinungen ist das Phosphoresciren dieser Meere. Bald entfalten sich die Wellen wie silberne Schärpen, bald funkeln sie den Sternen des Himmels gleich. Bald scheint ein Streifen flackernden Lichtes sich auf dem Schoos der Fluthen zu lagern, bald sind es wiederum Feuer, von denen ihre Oberfläche entzündet ist. Und armselige Geschöpfe von Zoophyten bewirken alle diese Wunder, während der Physeter, der Duyong, der See-Elephant, der Kaschalot und andere Ungeheuer ihr furchtbares Gebrüll in den Donner der Stürme mischen.

19. Geologie und Geographie.

Die zahlreichen Inseln Oceaniens gehören im Allgemeinen keiner ursprünglichen Formation an, sondern sind, mit einigen Ausnahmen, vulkanische Schöpfungen. In keinem Theil der Welt zählt man so viele Vulkane, nirgend ist die Oberfläche der Erde reicher an Unebenheiten. Die Bergketten

*) S. Blatt 20.

**) Diese Erscheinungen haben besonders in den Monaten Juni, August und September Statt. Dieses periodisch weiße Meer bedeckt namentlich die Oberfläche des Beckens, in welchem die Bandainseln liegen. Es verbreitet Nachts einen solchen Schein, daß man es mit dem Horizont verwechselt. Sein Aufwallen entfernt die Fische und wird für sie gefährlich. Dieses Wasser kommt von den Küsten Papuasiens und dem Golf von Carpentaria.

haben eine merkliche Polarität und Richtung von Norden nach Süden und gegen die Mitte zeigen sie eine große Krümmung von Westen nach Osten. Die längste und höchste Kette durchschneidet Papuasien. Da sind Berge auf Berge gethürmt, über die noch Gipfel emporragen, die in ewigem Schnee glänzen. Eine bedeutende Kette beginnt bei den Inseln Endamen und Nicobar, bildet die Inseln Sumädra, Java und Timor und verlängert sich wahrscheinlich durch das Vorgebirge Diemen nach Australien hinüber. In Melanesien machen die Salomonsinseln eine Krümmung von Südost nach Norden. Alle Archipel Polynesiens laufen von Norden nach Süden. Folgende Spitzen sind die höchsten der oceanischen Orographie:

Malaienland.	Sumädra:	Gunung-Kosumbra	2350 Toisen.
		Gunung-Passamu oder Ophir . . .	2172 —
		Berapi, Vulkan	2050 —
	Java:	Die höchsten Berge nicht über	2000 —
	Borneo:	Cristel, ungefähr	1400 —
	Luçon:	Alvay, Vulkan	1700 —
		Taal, Vulkan	1264 —
	Negros:	Cavayan, ungefähr	600 —
	Celebes:	Lampo-Batan	1200? —
		Pic von Ceram	1333 —
	Mikronesien:	Loths Weib	60 —
Polynesien.	Marinanen:	Assumptionsinsel, Vulkan	1000? —
	Hawaï:	Mauna-Roa	2483 —
		Mauna-Koa	2180 —
	Taiti:	Oroena	1705 —
	Neu-Seeland:	Pik Egmont auf dem Ikana-Mawi, ungefähr	1300 —
	Papuasien:	Arfak, ungefähr	1500 —
	Australien:	Pik östlich vom Schwanenfluß . . .	1600? —

In einer besondern Abhandlung habe ich die Vulkane, die erloschenen und die brennenden, auf der ganzen Erde zusammengezählt und gefunden 557, davon 63 in Oceanien.

Die in diesem weiten Ocean herrschenden Winde und Strömungen folgen der allgemeinen Bewegung der Atmosphäre von Osten nach Westen. Jede Insel hat ihre See- und Landwinde, die einen während des Tags, die andern während der Nacht. Dadurch werden die unter der Linie oder zwischen den Tropen gelegenen Länder beständig erfrischt.

Australien, das eigentliche Festland Oceaniens, bietet im Süden eine hohe Spitze dar, die sich in einer Kette von Bergen ziemlich weit gegen Norden zu erstrecken und alle Spielarten geologischer Gestaltungen, die primitive, secondäre und vulkanische, in sich zu begreifen scheint.

Die hohen Inseln gleichen von Ferne großen Bergen, die aus der Mitte des Oceans emporschießen. Mehrere haben eine solche Höhe, daß ihre Gipfel selten ohne Wolken sind. Diejenigen, welche ein Riff umschließt und auf denen eine fruchtbare Ebene die Ufer des Meers umsäumt, haben gemeiniglich eine sanfte Abdachung, statt daß die andern steil aufsteigen.

Alle niedern Eilande zwischen den Wendekreisen sind, wie es scheint,

entstanden durch polypenartige Thiere oder Lithophyten *). Diese Thierchen heben nach und nach ihre Wohnungen über eine unmerkliche Basis empor, die sich in dem Maß mehr und mehr ausdehnt, als der Bau höher wird. Sie gebrauchen als Material eine Art Kalk gemischt mit animalischen Substanzen. Man kann behaupten, daß die Inseln Polynesiens fast alle madreporisch und vulkanisch seyen.

Borneo, Celebes, Tasmanien, Papuasien und der größte Theil der Inseln von diesem großen Lande bis Neu-Seeland scheinen dem System der primitiven Formation anzugehören. In Frankreich unter 46° nördlicher Breite befindet sich die Linie des ewigen Schnees ungefähr 1500 Toisen über dem Meeresspiegel. Auf dem Teyde-Pik auf der Insel Teneriffa, unter 28° nördlicher Brite, trifft man den ewigen Schnee auf einer Höhe von 1800 Toisen. Der Berg Egmont auf Neu-Seeland liegt etwa unter 39° südlicher Breite, da man jedoch in den südlichen Breiten stets eine lebhaftere Kälte empfindet als in den entsprechenden Graden der nördlichen Halbkugel, so ist zu vermuthen, daß das Klima des Berges Egmont gleich dem von Frankreich und folglich die ewige Schneelinie daselbst auf 1300 Toisen zu setzen sey. Da der Schnee ein Drittheil seiner Höhe einnimmt, so mag der Berg wohl 1845 Toisen hoch seyn, Was etwas weniger ist als die Höhe des Piks von Teneriffa, welche 1904 Toisen beträgt. Die Gipfel der andern Berge im Innern von Neu-Seeland, sowohl beim Kanal der Königin Charlotte als bei der Dusky-Bai, scheinen mit ewigem Schnee bedeckt.

Als der große Beobachter Forster im Mai des Jahrs 1773 die Küste an der Dusky-Bai entlang segelte, sah er alle Spitzen der Berge mit Schnee bedeckt und diese Wahrnehmung machte er im Monat Oktober dieses Jahrs auf der andern Seite der südlichen Insel, als die entgegengesezten Winde ihn in der Ferne längs der Südostküste beinahe bis zu Bankseiland trugen. Daraus schloß Forster, daß diese Berge eine fortlaufende Kette bilden, die sich quer durch die ganze südliche Insel erstreckt und daß sie nicht weniger als 16 bis 1800 Toisen Höhe haben. Auch glaubte er (Was nicht unwahrscheinlich ist), daß eine so lange Kette so reiche als nützliche metallische Adern enthalten müsse.

Der mitten auf der großen Halbinsel Taiti oder Tobréonu gelegene Berg ist einer der höchsten auf den tropischen Inseln. Er hat in mehreren Gegenden einen leichten Abhang, ist durchschnitten von einer großen Zahl sehr tiefer Thäler, die gegen die Mitte der Insel zusammenlaufen, wo sich der höchste Gipfel befindet, der, nach einer sehr genauen Schätzung, ungefähr sieben Meilen von der Venusspitze entfernt ist. Die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesezt, so würde nach trigonometrischer Berechnung folgen, daß dieser Berg 1225 Fuß hoch wäre.

Offenbar genießen die tropischen Inseln Oceaniens seit langer Zeit ihre gegenwärtige Fruchtbarkeit. Allein die südlichsten Theile Neu-Seelands, die Macquarie-Gruppe ꝛc. sind noch in diesem formlosen Zustande, in welchem sie ursprünglich aus dem Chaos hervorgegangen sind, mit dem Unterschied, daß der Boden besser und fruchtbarer wird mit jedem Schritt, den man von dem Pol den mildern Himmelsstrichen zu thut, wo die Sonne ihren wohlthätigen Einfluß ausübt.

*) S. Blatt 7.

20. Erdbeben.

Die häufigsten Erdbeben haben in vulkanisirten Ländern oder mitten unter Vulkanen und in ihrer Nachbarschaft Statt. Die Erscheinungen, die sie hervorbringen, verglichen mit denjenigen der Vulkane, lassen sie als Wirkungen derselben Ursache — der unterirdischen Feuer — betrachten. Wenn sich ein neuer Vulkan bildet, so hören die Erdbeben auf oder machen sich nur in heftigen Ausbrüchen bemerkbar. Dieß hat man beobachtet bei Bildung der Vulkane Monte Nuovo bei Neapel und Jorullo in Mexico.

Den Erdbeben gehen gewöhnlich dumpfe Geräusche, sehr starkes unterirdisches Brüllen, oft Gasausströmungen voraus. Die Thiere geben Anzeige von Erdbeben durch ihre Unruhe und ihr Geschrei, sey es, daß sie, der Erde näher, jenes Geräusch besser hören oder daß ihre Organe den Eindruck der Gase empfangen. In Manila bekamen die Pflanzen auf den Savanen in Folge eines heftigen Erdbebens ungesunde Eigenschaften und ein Nachbarberg des Vulkans erlitt einige Veränderung in seiner Gestalt. Zu Cumana spürte man eine halbe Stunde vor der Katastrophe bei dem Hügel des Klosters San Francisco einen durchdringenden Schwefelgeruch und hier war das unterirdische Getöse am stärksten. Zu gleicher Zeit kamen an den Ufern des Rio Manzanares und in dem Golf von Cariaco Flammen zum Vorschein.

Der Brennpunkt der Erdbeben scheint in großer Entfernung von der Oberfläche unserer Kugel zu seyn: manchmal spürt man sie in den Bergwerken, ohne daß man außerhalb Etwas merkt.

Die Erschütterungen der Erdbeben, welche nicht immer von Flammen begleitet sind, öffnen Höhlen, die sich mit Wasser füllen, und diese Wasser führen zerbröckelte Trachyten, Thon, Bimssteine und andere unzusammenhängende Materien mit sich. Daher rühren die sogenannten Kothausbrüche.

21. Vulkane.

Die Vulkane arbeiten in großen Tiefen: Beweis sind das Urgestein von Granit, Gneiß und Glimmerschiefer, das sie auswerfen. Je weniger hoch, desto häufiger sind ihre Ausbrüche. Zu liegen scheinen sie alle in den Trachyten, einem porphyrartigen Gestein mit glasichtem Feldspath ohne Quarz, vor Alters trapeischer Porphyr genannt. Das Basaltsystem ist sehr oft von den noch in Thätigkeit befindlichen Vulkanen entfernt und die basaltischen Hügel scheinen von einer ältern vulkanischen Formation zu seyn.

Die Lage der thätigen Vulkane in der Nachbarschaft des Meers ist sehr bemerkenswerth, besonders wenn man bedenkt, daß es unterseeische Vulkane gibt, deren Existenz jüngst durch die Insel Julie erhärtet wurde, die im Jahr 1832 im mittelländischen Meer erschienen und wieder verschwunden ist *). Das unterirdische Tosen und Brüllen, die Erscheinung oder Vermehrung des Rauchs sind die ersten Kennzeichen vulkanischer Krisen. Bald wird das Tosen gewaltiger, die durch furchtbare Stöße erschütterte Erde zittert. Der Rauch verdoppelt, verdichtet, vermischt sich mit Asche, erhebt sich in Säulen, zieht sich zusammen zu Wolken. Glühende Steine und flüssige Massen fliegen unter entsetzlichem Gekrach auf und fallen um den Krater

*) S. Humboldt bei Kollan.

herum zurück. Inzwischen dauern die Stöße und die Erschütterungen mit zunehmender Wuth fort: die gegossene Materie gährt, steigt in den Krater, fließt über und verbreitet sich über die Seiten des Vulkans. Oft wenn die Lava sich erhob, öffneten sich schon die Wände des Bergs und sie nahm durch diese neuen Ausgänge ihren Weg. Mitten unter den Feuerströmen gehen manchmal ungeheure Wasser- und Kothgüsse aus den Vulkanen hervor, die verticsten Orte werden von mephitischen Gasen erfüllt. Oder es wurden Fische ausgeworfen, weil sie, die zu Tausenden in den unterirdischen Seen leben, bei den großen Ausbrüchen durch die Gewalt des dem Abhang der Berge entfließenden kothigen Wassers durch Spalten in die Brandstätte hineingerissen werden. So hat der fast erloschene Vulkan Imbabura in Columbien im Jahr 1691 eine solche Menge kleiner Fische, die dort zu Land unter dem Namen Prenadillas bekannt sind, ausgeworfen, daß man die damals herrschenden Faulfieber den Ausdünstungen dieser todten Fische zuschrieb. Nach dem Ausbruch hören die Erdbeben auf, die Auswürfe vermindern sich, der Vulkan scheint einen Augenblick Ruhe zu genießen, aber nicht lange, so ruft ein neuer Anfall dieselben Erscheinungen hervor, bis nach einer mehr oder weniger beträchtlichen Periode die Krisis gänzlich vorbei ist.

Die größten Vulkane der Welt sind der Popocateptl in Mexico, der sich 5500 Metres erhebt, und der Antisana mit 6000 Metres. Der große Feuerberg des Chimboraço erreicht 6700 Metres, aber Das ist ein unermeßlicher trachytischer Dom, den man nie im Ausbruch gesehen hat. Der Gunung-Api in der Bandagruppe, der Barren auf der Insel gleichen Namens und der Tomboro auf der Insel Sumbawa nehmen vielleicht den ersten Platz unter den Vulkanen Oceaniens ein. Der Kerauia auf Hanaï bietet die sehr auffallende Eigenthümlichkeit, daß er nicht auf dem Gipfel eines Berges liegt, sondern auf einer Ebene von mittelmäßiger Erhebung. Das australische Festland, das Land der Seltsamkeiten, zeigt eine nicht minder bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit in einem Vulkan ohne Krater und ohne Lava, der unaufhörlich Flammen speit.

22. Salsen.

In einigen Gegenden sieht man Wassergüsse, die durch Gase getrieben und mit Koth beladen, sich in Säulen bis auf 60 Metres erheben, von Knallen, unterirdischem Wind, Gezisch und Getös begleitet sind und manchmal centnerschwere Steine mehrere Metres weit schleudern. Man nennt diese Wasser- und Kothspeier Salsen, wegen des Salzes, das sie mit sich führen, sie bilden Trichter, die im kleinsten Maßstab an vulkanische Kegel erinnern. Solche Salsen existiren zu Timor, zu Kambing zwischen Simao und Timor, zu Java, in dem südamerikanischen Cartagena, zu Turbaco in Mexico, bei Agrigent in Sizilien, auf der Halbinsel Okerena nicht weit von Baku ꝛc. Die Ausbrüche der Salsen, die man uneigentlich auch Wasser-, Luft- und Kothvulkane nennt, sind aber wohl zu unterscheiden von den kothigen Auswürfen wirklicher Vulkane. Diese Lezteren sind unermeßlich verschieden von den Entleerungen dieser kleinen Trichter, welche aus den oberflächlichsten Erdlagen und den chemischen Prozessen herrühren, die sich durch Einführung eines mit Wärmestoff und Gas gesättigten Wassers erzeugen.

23. Wirkungen der Vulkane und Polypen.

Die Vulkane haben aufgehört zu brennen in Innern Asiens, in Auvergne, in Vivarais, in Ireland, in Luxemburg, auf dem linken Rheinufer und an andern Orten. Im atlantischen Ocean gibt es nur noch die Vulkane auf Island, im Mittelmeer den Aetna, Stromboli und Vesuv. Dieses Meer zeigt fast auf allen seinen Inseln Trichter ohne Feuer. Die vulkanische Kraft ist erloschen auf dem afrikanischen Festland, wo sie nie ausgedehnt gewesen zu seyn scheint, und im Südosten von Asien mit Ausnahme der Insel Ceylan. Sie ist im Erlöschen begriffen in Europa und in Mittelamerika, obwohl sie noch in den Cordilleren herrscht. Sie ist noch wilder auf Sumâdra, Java, den Molukken, den Philippinen, im ganzen malaiischen Gebiet. Sie befindet sich im unterseeischen Zustand in dem großen Ocean, welcher viele Vulkane, ohne Anzeige von Land oder Felsen auf der Oberfläche der Wasser, in seinem Schoos birgt. Sie hat an der äußersten Grenze des östlichen Polynesiens und gegen die amerikanischen Westküsten hin Inseln gebildet. Am mächtigsten ist sonach das unterirdische Schaffen der Natur im Malaienland und in Mikronesien. In Polynesien, scheint es, wird sie fortfahren, durch die Polypen Länder zu gebären, bis ein unermeßliches Festland ins Daseyn getreten seyn wird. Das neueste gebildete Festland aber ist Australien und Amerika, Europa und selbst Asien und Afrika sind ehedem im insularischen Zustand gewesen*). Wenn man uns aber fragte, wann diese großen Abtheilungen der Erdkugel wie der Boden der oceanischen Inseln aus den Wassern hervorgegangen seyen und wann ihre Vulkane aufgehört haben zu glühen, so wäre Dieß ein Gegenstand langer Erörterung, auf die wir uns hier nicht einlassen können.

24. Mineralogie.

Ein vollständiges Gemälde der mineralischen Schätze Oceaniens läßt sich nicht entwerfen, weil man das Innere dieser Länder zu wenig kennt, aber es kann behauptet werden, daß Borneo die reichsten Diamantengruben der Welt und die Philippinen, Celebes und Timor reiche Goldminen besitzen; daß es auf Banka, Sumâdra, Billitun, Lingan und Celebes Zinn in Ueberfluß gibt; daß man Blei und Kupfer häufig auf Luçon, Timor, Sumâdra, Neu-Süd-Wallis, Eisen auf Borneo, Sumâdrâ, Billitun, Celebes und Tasmanien, Salz auf Java, Bali und Celebes, Schwefel auf Celebes und den unwahrnehmbaren Eilanden Mikronesiens, Steinkohlen auf Sumâdra, Java und einigen minder großen Inseln, gleichwie in Neu-Süd-Wallis und Tasmanien antrifft. Auch enthalten mehrere Gegenden Marmor und Edelgestein.

Die Zinnbergwerke auf der Insel Banda, im holländischen Oceanien, liefern in einem gewöhnlichen Jahr 58 Prozent und sind sehr leicht auszubeuten, besonders wenn man damit die Minen von Cornwall vergleicht, die indeß als die ergiebigsten der alten Welt betrachtet werden. Ungeachtet der unvollkommenen Art des Bergbaues warfen die Minen von Banka im Jahr 1750: 66,000 Pikles**) Zinn ab. Dieses Produkt war nach Crawfurd von 1799 bis zur Zeit der Eroberung Java's durch die Engländer auf 10,000 Pikles herabgesunken, hatte sich aber im Jahr 1817 bereits wieder

*) Der gefeierte Laplace, der uns mit seinem Rath und seiner Freundschaft beehrte, scheint uns die ursprüngliche insularische Beschaffenheit der alten Welt dargethan zu haben.
**) Ein Pikle macht etwas Mehr als 125 französische Pfund.

herum zurück. Inzwischen dauern die Stöße und die Erschütterungen mit zunehmender Wuth fort: die gegossene Materie gährt, steigt in den Krater, fließt über und verbreitet sich über die Seiten des Vulkans. Oft wenn die Lava sich erhob, öffneten sich schon die Wände des Bergs und sie nahm durch diese neuen Ausgänge ihren Weg. Mitten unter den Feuerströmen gehen manchmal ungeheure Wasser- und Kothgüsse aus den Vulkanen hervor, die verticften Orte werden von mephitischen Gasen erfüllt. Oder es wurden Fische ausgeworfen, weil sie, die zu Tausenden in den unterirdischen Seen leben, bei den großen Ausbrüchen durch die Gewalt des dem Abhang der Berge entfließenden kothigen Wassers durch Spalten in die Brandstätte hineingerissen werden. So hat der fast erloschene Vulkan Imbabura in Columbien im Jahr 1691 eine solche Menge kleiner Fische, die dort zu Land unter dem Namen Prenadillas bekannt sind, ausgeworfen, daß man die damals herrschenden Faulfieber den Ausdünstungen dieser todten Fische zuschrieb. Nach dem Ausbruch hören die Erdbeben auf, die Auswürfe vermindern sich, der Vulkan scheint einen Augenblick Ruhe zu genießen, aber nicht lange, so ruft ein neuer Anfall dieselben Erscheinungen hervor, bis nach einer mehr oder weniger beträchtlichen Periode die Krisis gänzlich vorbei ist.

Die größten Vulkane der Welt sind der Popocateptl in Mexico, der sich 5500 Metres erhebt, und der Antisana mit 6000 Metres. Der große Feuerberg des Chimboraço erreicht 6700 Metres, aber Das ist ein unermeßlicher trachytischer Dom, den man nie im Ausbruch gesehen hat. Der Gunung-Api in der Bandagruppe, der Barren auf der Insel gleichen Namens und der Tomboro auf der Insel Sumbawa nehmen vielleicht den ersten Platz unter den Vulkanen Oceaniens ein. Der Kerauia auf Hauaï bietet die sehr auffallende Eigenthümlichkeit, daß er nicht auf dem Gipfel eines Berges liegt, sondern auf einer Ebene von mittelmäßiger Erhebung. Das australische Festland, das Land der Seltsamkeiten, zeigt eine nicht minder bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit in einem Vulkan ohne Krater und ohne Lava, der unaufhörlich Flammen speit.

22. Salsen.

In einigen Gegenden sieht man Wassergüsse, die durch Gase getrieben und mit Koth beladen, sich in Säulen bis auf 60 Metres erheben, von Knallen, unterirdischem Wind, Gezisch und Getös begleitet sind und manchmal centnerschwere Steine mehrere Metres weit schleudern. Man nennt diese Wasser- und Kothspeier Salsen, wegen des Salzes, das sie mit sich führen, sie bilden Trichter, die im kleinsten Maßstab an vulkanische Kegel erinnern. Solche Salsen existiren zu Timor, zu Kambing zwischen Simao und Timor, zu Java, in dem südamerikanischen Cartagena, zu Turbaco in Mexico, bei Agrigent in Sizilien, auf der Halbinsel Okerena nicht weit von Baku ꝛc. Die Ausbrüche der Salsen, die man uneigentlich auch Wasser-, Luft- und Kothvulkane nennt, sind aber wohl zu unterscheiden von den kothigen Auswürfen wirklicher Vulkane. Diese Lezteren sind unermeßlich verschieden von den Entleerungen dieser kleinen Trichter, welche aus den oberflächlichsten Erdlagen und den chemischen Prozessen herrühren, die sich durch Einführung eines mit Wärmestoff und Gas gesättigten Wassers erzeugen.

23. Wirkungen der Vulkane und Polypen.

Die Vulkane haben aufgehört zu brennen in Innern Asiens, in Auvergne, in Vivarais, in Ireland, in Luxemburg, auf dem linken Rheinufer und an andern Orten. Im atlantischen Ocean gibt es nur noch die Vulkane auf Island, im Mittelmeer den Aetna, Stromboli und Vesuv. Dieses Meer zeigt fast auf allen seinen Inseln Trichter ohne Feuer. Die vulkanische Kraft ist erloschen auf dem afrikanischen Festland, wo sie nie ausgedehnt gewesen zu seyn scheint, und im Südosten von Asien mit Ausnahme der Insel Ceylan. Sie ist im Erlöschen begriffen in Europa und in Mittelamerika, obwohl sie noch in den Cordilleren herrscht. Sie ist noch wilder auf Sumâdra, Java, den Molukken, den Philippinen, im ganzen malaiischen Gebiet. Sie befindet sich im unterseeischen Zustand in dem großen Ocean, welcher viele Vulkane, ohne Anzeige von Land oder Felsen auf der Oberfläche der Wasser, in seinem Schoos birgt. Sie hat an der äußersten Grenze des östlichen Polynesiens und gegen die amerikanischen Westküsten hin Inseln gebildet. Am mächtigsten ist sonach das unterirdische Schaffen der Natur im Malaienland und in Mikronesien. In Polynesien, scheint es, wird sie fortfahren, durch die Polypen Länder zu gebären, bis ein unermeßliches Festland ins Daseyn getreten seyn wird. Das neueste gebildete Festland aber ist Australien und Amerika, Europa und selbst Asien und Afrika sind ehedem im insularischen Zustand gewesen *). Wenn man uns aber fragte, wann diese großen Abtheilungen der Erdkugel wie der Boden der oceanischen Inseln aus den Wassern hervorgegangen seyen und wann ihre Vulkane aufgehört haben zu glühen, so wäre Dieß ein Gegenstand langer Erörterung, auf die wir uns hier nicht einlassen können.

24. Mineralogie.

Ein vollständiges Gemälde der mineralischen Schätze Oceaniens läßt sich nicht entwerfen, weil man das Innere dieser Länder zu wenig kennt, aber es kann behauptet werden, daß Borneo die reichsten Diamantengruben der Welt und die Philippinen, Celebes und Timor reiche Goldminen besitzen; daß es auf Banka, Sumâdra, Billitun, Lingan und Celebes Zinn in Ueberfluß gibt; daß man Blei und Kupfer häufig auf Luçon, Timor, Sumâdra, Neu-Süd-Wallis, Eisen auf Borneo, Sumâdrâ, Billitun, Celebes und Tasmanien, Salz auf Java, Bali und Celebes, Schwefel auf Celebes und den unwahrnehmbaren Eilanden Mikronesiens, Steinkohlen auf Sumâdra, Java und einigen minder großen Inseln, gleichwie in Neu-Süd-Wallis und Tasmanien antrifft. Auch enthalten mehrere Gegenden Marmor und Edelgestein.

Die Zinnbergwerke auf der Insel Banda, im holländischen Oceanien, liefern in einem gewöhnlichen Jahr 58 Prozent und sind sehr leicht auszubeuten, besonders wenn man damit die Minen von Cornwall vergleicht, die indeß als die ergiebigsten der alten Welt betrachtet werden. Ungeachtet der unvollkommenen Art des Bergbaues warfen die Minen von Banka im Jahr 1750: 66,000 Pikles **) Zinn ab. Dieses Produkt war nach Crawfurd von 1799 bis zur Zeit der Eroberung Java's durch die Engländer auf 10,000 Pikles herabgesunken, hatte sich aber im Jahr 1817 bereits wieder

*) Der gefeierte Laplace, der uns mit seinem Rath und seiner Freundschaft beehrte, scheint uns die ursprüngliche insularische Beschaffenheit der alten Welt dargethan zu haben.
**) Ein Pikle macht etwas Mehr als 125 französische Pfund.

auf 35,000 Pikles oder 2083 englische Tonnen gehoben, Was so Viel war als die Hälfte des damaligen Ertrags der Minen von Cornwall. Und während meines Aufenthalts in den malaiischen Ländern ist das Ergebniß noch weit vortheilhafter gewörden. Die aus den Minen von Matrado auf der Insel Borneo durch ungefähr 6000 chinesische Arbeiter jährlich gewonnene Quantität Goldes schäzt Crawfurd zu 88,362 englischen Unzen, die Ausbeute im Lande der Battas, in Menangkarbu und der Sultanei Aschin zu 35,530, auf Celebes, Timor und andern Inseln dieser Abtheilung zu 30,973, im Malaiischen überhaupt zu 154,865 Unzen oder 4700 Kilogrammen mit einem Werth von 2,980,000 spanischen Piastern oder 15 Millionen Franken. Man sieht, die Malaienlande nehmen unter den Goldrevieren der Erde eine ausgezeichnete Stelle ein. In einigen Thälern der Goldbezirke von Celebes hat man Stücke von reinem Gold in ihrem Gang im Gewicht von vier bis zwölf Pfund gefunden.

Die Gaue von Bendschermassin und Ponthiana auf Borneo, die Kryställberge im Norden dieser Insel und einige Thäler von Celebes bieten mit Indien, Brasilien und dem Ural die einzigen bekannten Gegenden, wo man Diamanten entdeckt. Die reichsten Minen liegen in den Umgebungen von Landak auf Borneo. Die Dayas sind die einzigen Sammler und ihre kostbaren Produkte werden geschnitten und polirt durch die Buguis. Aus den Minen von Landak kam einer der größten Diamanten nach demjenigen, welchen zu Tavernier's Zeit der Großmogul besaß.

25. Botanik.

Das Pflanzenreich *) in ganz Oceanien ist bewunderungswürdig, doch ist Polynesien und ein Theil Melanesiens bei Weitem nicht so reich wie Malaienland. Auf der Küste von Taiti sind der Brodbaum, der Pisang, der Cocosbaum und der Inocarpus edulis mit seiner nach Form und Geschmack kastanienartigen Frucht in Ueberfluß vorhanden. Das Innere dieser Insel enthält Eugenien, Mimosen, Bambus und Palmen, und die Berge mehrere Arten großer Farne. Auf den Archipeln Viti, Tonga und Hamoa oder vielmehr Samoa hat die Pflanzenwelt viel Aehnlichkeit mit derjenigen von Taiti, nur prangt in ihren dichten Wäldern die unermeßliche Sonnenschirmpalme (corypha umbraculifera), die man nicht zu Taiti, dagegen im Malaienland sieht. Sie bildet eine Säule, die oben ist wie ein Fächer: mit den Blättern bedachen die Eingebornen ihre Hütten. Im Schatten dieser Gehölze wachsen: Tacca pinnatifida, Saccharum spontaneum, Mussända frondosa und Abrus precatorius, dessen erbsenförmigen Kerne mit ihrem schönen Korallenroth und ihren schwarzen Flecken den Hals und die Arme der hübschen Polynesierinnen schmücken. Sandelholz wird zu Hauaï, zu Taiti und Nuka-Hiva gefunden. Alle diese Pflanzen sind ein Geschenk der Natur und ohne Zweifel, weil sie so freigebig in den tropischen Gegenden war, sind die Einwohner in der Regel träg, indolent und selten von Ehrgeiz geplagt. Doch bauen sie einige Gewächse wie die süßen Pataten, die Yams und die beiden Arten von caraibischem Kohl. Sie besitzen eine treffliche Frucht an dem Cythereapfel oder Evi (spondias

*) Man kann 7 bis 8000 Pflanzen auf ganz Oceanien rechnen, mehr als 4000 auf Australien und 75,000 auf die übrige Erde.

cytherea), den Papiermaulbeerbaum (brussonetia papyrifera), die Pflanze, welche die Fische berauscht *), die Pandanus odoratissima, aus deren Blättern die schönen Matten verfertigt werden, die man dem Kunstfleiß der Südseeinsulaner verdankt. Nicht vergessen dürfen wir das To oder taitische Zuckerrohr, das den geschätztesten Zucker liefert, den Kawa **), dieses geistige Getränk, das man erhält, indem man die großen Wurzeln des berauschenden Pfefferbaums (piper methysticum) über Wasser abzieht, und eine Art Baumwollestaude (gossypium religiosum), die vielfach benützt wird. Fast alle diese Gewächse finden sich auch in Neu-Caledonien: hier auf den mehr als 2400 Metres hohen Bergen gibt es Melaleucas und andere Bäume von kleinem Maßstab, obgleich sie in den Ebenen eine riesige Größe erreichen. Pandanus, Heritiera, Barringtonia breiten ihre Aeste über die Wasser aus.

Papuasien ist eine Fundgrube für den Botaniker. Unvergleichlich ist die Herrlichkeit der Schöpfung in diesen ungeheuren, undurchdringlichen Wäldern, die freilich noch lange nicht beschrieben seyn werden. Wir nennen die Orchideen und die Farne, die sich parasitisch auf dem Stamm des Cocosbaums und der Caryota urens ansiedeln. Zu den vornehmsten Bäumen gehören der Ebenbaum, der Canarienbaum, der Brodbaum, der Sagubaum, der traubenförmige Muscatbaum, der Arekabaum, der für den Schiffsbau kostbare Tekbaum (tectona grandis), der Lingoabaum, der Eisen- und der Casuarbaum, woraus die Wilden ihre Lanzen, ihre schwersten Werkzeuge und namentlich die Mordkeulen machen, die man zu Taiti Aito nennt, und die Cycas circinalis, ein Gewächs, das die Mitte zu halten scheint zwischen den großen Klassen der Monocotyledonen und der Dicotyledonen. Ihre Mandeln rösten die Papuas und genießen sie als Leckerbissen. Die Pflanzen Papuasiens sind auch in Neu-Caledonien zu Haus.

Die Marianen, die Pelin und die Carolinen prangen noch außerdem mit den meisten Erzeugnissen Polynesiens: sie haben Orangen, Citronen, Zuckerrohr, Gelbwurz und Bambus aufzuweisen.

Auf Nuka-Hiva, Biti und Hauaï ist der wohlriechende weiße Sandel gemein. Neu-Seeland und die Insel Norfolk enthalten jenen Lein (phormium tenax), welcher der schönste der Welt ist, aus dessen breiten Blättern ein Garn so fein als Seide gesponnen wird; ferner die Theemyrte und eine Art Fichte, deren Blätter ein Heilmittel gegen den Scorbut sind ***).

Ueberall, wo man Corallenriffe bemerkt, haben sich auch die Bruguieren im Salzwasser und die wohlriechenden Pandane zwischen den Felsen und im Ufersand festgesezt. Und das Meer spendet den Agar-agar, eine Art Seegras, das, in Wasser aufgelöst, einen galertartigen Stoff bildet, dessen sich die Chinesen wegen der Wohlfeilheit statt des Zuckers bedienen.

In Neu-Ireland ist der Brodbaum, und der Kubebenpfefferbaum wächst im Schatten der Wälder.

In Australien zeigt die Botanik die zierlichsten, die mannigfaltigsten und die ungewöhnlichsten Formen. Der Metrosideros gibt die schönste

*) S. Blatt 2.
**) Dieses Wort erinnert an das Kawwa oder den Kaffee der Araber. Die beiden Getränke werden warm genossen. Es ist wahrscheinlich, daß die Araber vor Zeiten die polynesischen Gewässer befahren haben.
***) S. Blatt 4.

Blüthe auf diesem Festland, aber die Bäume haben wenig Schatten, wenig Frische und ihr Grün ist düster und eintönig. Die Natur hat mit den Nährpflanzen gekargt. Der in den Malaienlanden und in Polynesien gemeine Cocosbaum vermochte nicht Wurzeln zu schlagen, das Phormium tenax konnte nicht einheimisch gemacht werden. Man findet nur den Sagubaum, die kohltragende Arekapalme, Aronwurzeln und eine Art wilder Bananen. Die unglücklichen Eingebornen nähren sich mit einigen Farnwurzeln, mit Samen von einer Art Pandanus, mit Xanthorreasstöcken, mit einigen Knollen und mit Mimosagummi und in deren Ermanglung kommen Insekten, Krabben, Opossums und Eidechsen auf die halbrohe Tafel. Die Engländer haben für ihr Bedürfniß die Gerste, das Korn, den Mais, welcher einen 200fältigen Ertrag gewährt, Aprikosen, Pfirsiche ꝛc. angepflanzt. Xanthorrea, Lepto Spermum*), Melaleuca, Casuarina, Dacridium mit den mikroskopischen Blüthen sind die kostbarsten Bäume des Landes. Andere, deren Holz in allen Farben geädert ist, sind außerordentlich geschickt für den Gebrauch der Kunstschreiner: so die rothe Ceder (cedrela australis), von welcher man röthliche Bretter erhält. Cunningham hat einen Eucalyptus entdeckt, welcher ein dem indischen ähnliches zuckriges Manna liefert. Castanospermum und Caladium macrorhizum könnten in Zeiten einer Theurung eine Nahrungsquelle werden. Die Rinde des Hibiscus heterophyllus könnte zur Verfertigung von Tauen dienen. Bemerkenswerth sind auch Flindersia australis**) und Cephalotes, Letzterer von besonderem Werth unter diesem dürren Himmelsstrich wegen seiner stets mit Wasser gefüllten kelchförmigen Blätter. Unter den mehrerlei Arten Eucalypten gibt es eine ***), die gegen 200 Schuh hoch wird. Der Eucalyptus findet sich übrigens auch auf einigen Molukken und die Melaleuka auf Timor und Amboina. Die Protiaceen, die Restiaceen, die Epicradeen und die Caustis, deren Blüthen hermaphroditisch sind, existiren nur in Australien oder auf der südlichen Halbkugel.

Aber die Malaienlande sind es, wo die Pflanzenwelt in ihrer größten Ueppigkeit und Pracht erscheint, wo sie sich der nützlichsten und der kostbarsten Gewächse rühmen darf. Unter dem schönen Himmel dieser glücklichen Inseln erheben sich der Eläocarpus monogynus mit den eleganten Blüthen, die Cussonia thyrsiflora, der Schmuck der Wälder, das Canarium commune, die Averrhoa carambola, das Ochsenherz und verschiedene andere Amonaceen und anmuthige Sträuche wie Chinaholz, Agati grandiflora, Abroma augusta, Erythrina coralloden-dron ꝛc. Hier hauchen der Muscat-, der Nelken- und der Zimmtbaum ihre Wohlgerüche aus. Der Pfeffer, der Kampfer, die Baumwolle, der Ingwer, der Kaffee, der Wasser- und der Bergreis, der Tabak, die Arekanuß, der Betel, der Gambir, der Bambus, der Rotang, der Sagu, der Zuckerbaum oder Dschagri, der Baum, welcher die wohlriechende Benzoe erzeugt, der Zuckermango, der Mangustan, der Rambutan (eine Art Litschi), die wohlriechende Eugenie, die schmackhafte Banane, der Melonenbaum †), der Brodbaum (jaquier),

*) Eucalyptus robustus.
**) S. Blatt 2.
***) Diese Art nähert sich sehr den Melaleutas.
†) S. Blatt 2.

der Goyavabaum, der Durian, die Tamarinde, deren Frucht die Gluthen des Fiebers dämpft, die Granate, die Pampelpomeranze, die Orange sind gleichfalls Produkte dieser oceanischen Abtheilung. Unter den Blumen sind auszuheben: die Ampi-Ampi, die schöne Magnolia, die Rafflesia, eine Schmarozerpflanze von seltsamer Struktur, die größte unter den Blumen, die aber sehr widerwärtig riecht. Eine kostbare Pflanze ist auch die Rienziana districha. Ich habe sie auf der Insel Bintang entdeckt und bei meiner Ankunft in Paris während der Verheerungen der Brechruhr ein Exemplar nebst einer Beschreibung der mediciniſchen Akademie überreicht. Diese Pflanze ist wie die Melaleuka, woraus man den Miniak-Kayuputi (Weißholzextrakt) gewinnt, ein nützliches Mittel gegen diese Seuche. Allein neben den schönsten Blumen, den entzückendsten Wohlgerüchen, den heilsamsten Pflanzen wachsen die tödtlichsten Gifte. Auf Java, Borneo und Celebes ist der furchtbare Upas, ein Baum von der antiarischen Gattung Leschenauts. Eine andere Art auf den Gestaden der Companyinsel, gegen die Nordküste Australiens zu, wurde von Robert Brown beobachtet, der sie unter dem Namen Antiaris macrophylla *) aufführt. Es ist eine kleine Halbstaude.

26. Zoologie.

Das Thierreich hat wenig gemeinsame Züge in den vier Abtheilungen Oceaniens. Es versteht sich, daß die großen Vierfüßler auf den kleinen Inseln Polynesiens sich nicht verbreiten konnten. Nur der Hund, das Schwein, die Katze, die Ratte und das Huhn waren vor Cook und Bougainville daselbst im häuslichen Stand vorhanden.

Die Wälder der großen Sundainseln und Borneo's nähren die Orangs, die Gibbons und deren mancherlei Spielarten. Aber nur auf Borneo, glaube ich, trifft man den Pongo, eine Art Orang mit pyramidenförmigem Kopf vom Genick bis zur Schnauze, der so stark ist als sechs Menschen. Von einer Menge Affenarten sind die Inseln Oceaniens bevölkert.

Die Kangaru's, die Phalangers, die Opossums und einige andere Arten sind Australien und einzelnen malaiischen Gegenden gemeinschaftlich. Buffon hat die drei Ersteren mit den Beutelthieren verwechselt.

Der Wombat, der ein so wohlschmeckendes Fleisch hat und den man leicht als Hausthier angewöhnen könnte, ist vorzugsweise auf den Eilanden der Baßstraße zu Haus.

Das einhörnige Rhinoceros Sumadra's und das zweihörnige Java's leben in den einsamsten Wäldern dieser beiden Inseln: so auch das zweihörnige auf Borneo. Der Elephant, der Tiger und der Maiba oder zweifarbige Tapir von Malakka finden sich auch auf Sumadra.

Fast in allen Malaienlanden gibt es Büffel und eine Zucht guter, wiewohl kleiner Pferde.

Der schwarze oder malaiische Bär, das Stachelschwein, die Zibethkatze und die Fischotter sind im Innern von Sumadra, Java und im Norden von Borneo ziemlich zahlreich. Foreſt sagt, daß die Elephanten auch auf der kleinen Insel Holo vorkommen, da er aber nicht behauptet, deren selbst gesehen zu haben, so hat er es wohl nur den Eingebornen nacherzählt und ist von ihnen getäuscht worden.

*) S. General Remarks, T. V, p. 70.

Borneo und die Sundainseln sind das Vaterland der zierlichen Bisamhirsche Napu, Kantschil und Pelandok und der niedlichen schwarzen Antilope mit graulichter Mähne, des Kambing-hutan der Malaien. So findet man auch auf Borneo, Celebes und selbst Buru den Babi-russa (das Hirschschwein), den Zebu oder den Ochsen mit Höcker oder vielmehr Speckgeschwulst und den bizarren Phalanger. Der Büffel, im wilden oder im zahmen Zustand, ist fast auf allen malaiischen Inseln vorhanden.

Die Phoken und der See-Elephant, der riesige Kaschalot mit dem ungeheuren Schlund, der Duyung, dieses seltsame Amphibium, und andere Wassersäugethiere bevölkern die Meere.

Auf verschiedene Inseln und namentlich in den Felsengrotten von Neu-Ireland findet man eine ungeheure Fledermaus, ein geflügeltes Säugethier, und ich selbst habe die gewöhnliche Fledermaus und den Taguan oder das große fliegende Eichhorn auf den Inseln Singhapura und Bintang getroffen.

Die Galeopitheken (von der Familie der Cheiropteren), die auf den Bäumen klettern wie die Katzen und sich schwingen wie die Vögel, sind auf Ternate und den Philippinen. Die Bissayas nennen sie Cologo und Caguang, die Tagaler und die Pampangans Gigua.

Auf den Inseln zwischen Borneo und Papuasien ist der Babi-hutan (das Waldschwein). In Papuasien und auf den Papusinseln ist zu bemerken der Papuhund, der daselbst wild oder halbwild lebt, je nach der Bildungsstufe der Eingebornen, denen er mehr Gesellschafter ist als Diener. Noch findet man in Australien einen Hund, der nie bellt, aber auch auf Vandiemensland den Menschen zu begleiten aufhört.

Die Thiere Australiens zeichnen sich fast insgesammt durch etwas Beutelthierartiges aus mit Ausnahme der Phoken, der großen Fledermaus oder Rousselte *) und des Hunds. Die Dasyuren sind fleischfressende Thiere von der Größe eines starken Fuchses, manchmal den Heerden gefährlich, sie scheinen jedoch auf Tasmanien beschränkt und selten soll sich eines jenseits der blauen Berge verirren. Der Wombat gleicht einem Bären im Kleinen. Der Koala, das Faulthier der Kolonisten, ist so groß als ein Hund: er klettert auf die Bäume, wo er sich von Blättern nährt. Das Kassum ist ein kleines Thier, das von Insekten lebt. Das Kangaru, dessen beide Hinterpfoten länger sind als die vordern und das fünf Fuß in der Länge mißt, überholt die schnellsten Hunde im Lauf und kann sie mit seinem Schweif niederschlagen.

37. Ornithologie.

Die furchtsamen Megapoden vom Hühnergeschlecht und der behelmte Kasuar geben der Ornithologie der Molukken einen besondern Charakter. Die Erstern sind wenig verschieden von den Megapoden auf Weguiu, Boni und den Marianen und der Kasuar findet sich auch auf den Sundainseln. Auf Sumatra ist ein Fasan von der höchsten Schönheit und der Angang oder Rhinocerosvogel, der eine Art Horn auf seinem Schnabel trägt. Nur in Australien findet man den unbehelmten Kasuar und den

*) Sie ist ein Fruchtfresser und wohl zu unterscheiden von dem Vampyr, einer Art Phyllostom, aus welcher man den Typus einer Unterabtheilung unter den insektenfressenden Fledermäusen gemacht hat.

Psittaeus formosus. Die Papagaye und Kakatuas ermüden mit ihrem heißern Geschrei die alten undurchdringlichen Wälder Papuasiens, aber um so erfreuter ruht das Auge in dieser herrlichen Gegend auf dem großen Paradiesvogel: wie ein Ballon schwingt er sich auf und die Federn unter seinen Flügeln dienen ihm als Fallschirm *). Hier und auf den Arruinseln glänzen verschiedene Arten dieses entzückenden Vogels. Ueberhaupt gibt es prächtige Vögel. Die schönste Tulpe ist nicht so schimmernd als die mannigfaltigen rothen Farben des Lori. Das Blau des Papua verschmilzt mit dem Blau des Himmels. Der Mainat-Mainu hat ein Gefieder von dunkelm, metallischem Blau, Füße, Schnabel und Schweif von funkelndem Gold und mitten auf den Schwingen einen großen weißen Flecken. Auf Java und Sumadra ist der Mainat-gracula, der durch seine Gelehrigkeit alle Papagaye übertrifft. Er zeigt die größte Geschicklichkeit, Melodien und Reden zu behalten, die ihm sein Lehrer vorsagt und wiederholt sie auf dessen leisesten Wink. Sein Gefieder hat ein schönes Schwarz: alle primitiven Farben des Lichts, die sich auf den treuen Prismen seines Trauergewands zersetzen, wirft er zurück. In Australien ist der halb gelbe, goldne und schwarz sammtene Loriot-Prinz-Regent. Der Schwan, der in Europa weiß, und der Kakatua, der in China und auf den Molukken weiß ist, sind in diesem wunderlichen Land schwarz. Da sind Papagaye von jeder Größe und jeder Farbe und die lärmenden Waldmartine (martin-chasseurs) und Fliegenfänger, deren Geschrei zum Verwundern das Knallen einer Peitsche nachahmt. In Neu-Seeland brüstet sich der Nestor, eine Papagayart, die man sonst nirgends gefunden hat. Der schwarze Calao mit dem Schnabel, der einem Widdershorn gleicht, mit dem gelben Hals und dem weißen Schweif, besucht den malerischen Hafen von Dori. Er nährt sich von Muskatfrüchten und ist, so lang er jung ist, gut zu essen. Man trifft ihn in Weguiu und Ceram. Der Cassican bewohnt die Inseln Norfolk und Neu-Caledonien. Auf Amboina entfaltet der Königsfischer (martin-pêcheur) mit Anmuth sein dunkelgrünes Gefieder. Auf Taiti sieht man mit Verwunderung den tropischen Vogel, die Fregatte, und den Manchot, einen Vogel der eisigen Zone, von welchem eine Art, Aptenodites papua, sich bis nach Papuasien und den Papusinseln verbreitet. Fast in allen Malaienländern findet man verschiedene Familien von Tauben, insbesondere die Taube mit dem Dolchstich und Galeopitheken und Salanganen, welche den Meerschaum schlürfen oder eigentlich den Fischleich, so verdünnt, daß er eine Art Kleister bildet zum Bauen jener Nester, die bei den Chinesen so gesucht sind. Borneo, dessen Ornithologie so reich und so wenig gekannt ist, enthält prachtvolle Pfauen, preiswürdige Kampfhähne und den merkwürdigen Pfeffervogel (poivrier). Auf Hanaï ist der Mohos, der die glänzendsten Farben abstuft, und der Bogenschnäbler (heorotaire), dessen dunkelrothes Gefieder den Mantel der heimischen Könige schmückt. Auf mehreren Inseln sind sehr schöne Amseln. Die Amsel mit der Halskrause in Neu-Seeland und Australien ist ein seltsames Geschöpf, ihre Zunge gleicht einem Pinsel. Der königliche Epimach vereinigt auf seinem Gefieder Smaragd und Rubin, Gagath und Saphir. Der Kukuk von Mainandanao mit seinen schwarzen, grauen, röthlichen, gelben und vergoldeten grünen Farben ist ein fliegendes Damenbrett.

*) S. Blatt 5.

Die grüne Taube von Holo prangt in lebhaftem Schimmer. Der Drache ist vornehmlich auf Java daheim gleich wie die musikalische Cicade, deren Ton Aehnlichkeit mit einer Trompete hat.

28. Blick auf die Erpetologie, Entomologie, Ichthyologie, Konchyologie, Zoophytologie ꝛc.

Der Crocodilus biporcatus ist in allen Malaienlanden, in Papuasien, auf den Vitiinseln ꝛc., wird aber in Neu-Ireland nur noch durch einen großen Tupinambis vertreten, dessen Haut als Ueberzug des geräuschvollen Tam-Tam benüzt wird. Ungeschickterweise wird der Crocodilus biporcatus Oceaniens oft mit dem Caiman verwechselt, dessen Vaterland Amerika ist, mit dem Chamses des Nils oder dem alten Crocodil und mit dem Gavial Asiens, obwohl diese Saurier merklich von einander abweichen, und ebenso verwechselt man den malaiischen Python mit der Boa constrictor, zwischen welchen der Unterschied nicht geringer ist. Die Lacerta vittata trifft man von Amboina bis Neu-Ireland und den Hemidactylus auf Taiti und Borabora. Die Hauseidechse ist sehr gemein. Der große Leguan ist auf den Philippinen: sein Fleisch gibt eine gesuchte Speise. Die malaiischen Wälder werden unsicher gemacht durch den kolossalen Python *), eine furchtbare Schlange, die, um einen Baumstamm geschlungen, auf ihr Opfer lauert, darauf losstürzt, es umfangt, zusammenpreßt, in ihren Umarmungen erstickt und mit ihren mörderischen Zähnen zermalmt. Die amplicephalische Gattung mit Doggenkopf zählt wenigstens 45 Arten, welche Java eigenthümlich sind, wo man überhaupt die schönsten Schlangen des Orients findet. Der Biß der grünen Viper enthält das feinste Gift.

Grüne Schildkröten gibt es in Arnheimsland und im Innern des Carpentariagolfs in Ueberfluß. Die Caretschildkröte und der Tripan bilden einen Hauptzweig des Handels der Malaien, der Buguis, der Biadschus und der Caroliner mit den Chinesen. Seit einigen Jahren widmen sich auch Europäer und die amerikanischen Wallfischjäger in einem großen Theil Polynesiens und Melanesiens diesem unendlich gewinnreichen Handel. Hummer, Meerspinnen und Krabben von bedeutender Größe sind in den malaiischen Gewässern. Die Krabben Australiens zeichnen sich durch eine blaue Farbe aus.

Die Myriapoden, malaiisch Alipan, im gemeinen Leben Hundert- oder Tausendfuß genannt, verwüsten die malaiischen Gärten. Skorpione und Skolopender sind auf Neu-Ireland zahlreich. Auf Java dringen Kakerlaken und kleine rothe Ameisen überall ein, verfressen und zerstören Alles. In dem weiten malaiischen Gebiet glänzen die Schmetterlinge im schönsten Farbenspiegel. Die Dipteren wie die Muskiten ꝛc. sind an Arten wenig zahlreich und werden um so seltener, je weiter man sich von den großen Ländern entfernt. Der Velia oceanica begegnet man mitten im großen Weltmeer. Auf mehreren malaiischen Inseln, insonderheit Sumâdra, trifft man das Insekt, von welchem der Lak herrührt, aus welchem man den kostbaren Firniß verfertigt, den wir, wie so viele andere Dinge, von den fleißigen Chinesen beziehen.

*) S. Blatt 5.

An den Küsten Papuasiens und der Molukken leben die merkwürdigen Phyllosomen, die Abima und Smerdis, von deren ewigen Feuern der Ocean glüht.

An Fischen süßen Wassers ist Oceanien reich. Eine Art Karpfen und der Pomfret sind die geschätzesten. Allein vorzüglich sind es die Meere, wo es von Fischen wimmelt: mehrere schmecken köstlich und die Schönheit ihrer Farben übertrifft noch die Neuheit ihrer Formen. Man sieht daselbst die Leiern (trigles-lyres), die Scorpenen, seltsame Hammerfische, die niedlichen, kleinen Skinken der Molukken mit den goldenen Streifen und dem blauen Schwanz, die glänzenden Balisten, die Serrans und die Chelmons mit dem fantastischen Schimmer, die Rüsseldrachen (chimères antarctiques), auf die man bei dem Cap der guten Hoffnung und wiederum bei dem südlichen Vorgebirge von Vandiemensland stoßt. Der dreieckige Kofferfisch und der funkelnde Stutzkopf (coryphene), der allzeit hungrige Hai- und Schwertfisch liefern sich wilde Gefechte.

Schöne Muscheln sind eine häufige Erscheinung. Auf den Admiralitätsinseln binden sich die Einwohner die Bulla ovum an ihre Scham, während der übrige Theil des Körpers gänzlich nackt bleibt. In beinahe allen diesen Meeren sind die Arche, die Tiger-Schraubenschnecke (vis tigre), allerlei Porzellanmuscheln, das Seeohr, die marmorirten Turbos *), die weiße Cerite, die Wendeltreppe (cadran escalier), die Bischofsmütze, die als Kriegstrompete dienende Tritonsmuschel, die Meerwegwarte, die Harfe, die Perlauster ꝛc. In den friedlichen Baien der Molukken wachsen und entwickeln sich schöne Muscheln: die für die Liebhaber so werthvolle glänzend weiße Scalata, die glasartige Carinaria, der papierartige Segler (nautile papyracé), der geflammte Argonaute und die äthiopische Voluta. In Australien, Papuasien, auf den Molukken und andern Inseln gibt es ebenso köstliche als niedliche Schnirkelschnecken, große Weihkesselmuscheln und Pferdemuscheln (hippopes), die Aplysia d'Urville's **) und andere Mollusken.

Die Spinnen sind in diesen wenig bekannten Gegenden nicht selten. Die Blutegel Australiens könnten medizinisch nützlich werden. Die stehenden Wasser herbergen oft merkwürdige Infusionsthierchen. Da sind die Eingeweidewürmer, die trotz der Stelle, welche ihnen der gefeierte Cuvier anweist, keine vegetirenden Thiere zu seyn scheinen. Da sind Echinodermen, Meerasseln und Polypen mit einer Wiedererzeugungskraft, daß man sie quer oder vertical durchschneiden kann und doch jedes Bruchstück einem neuen Thierchen das Daseyn gibt; ferner die madreporischen Stämme der Korallenschwämme, die ohne Verdauungsorgane nur durch die corticale Einsaugung leben; Seesterne, Gorgonen, Medusen, diese sonderbaren Thierpflanzen mit Empfindung und freier Bewegung.

29. Monotremen. Urweltliche Reste.

Es gibt in Australien wahrhaft außerordentliche Thiere, die man Anfangs als Sonderlinge behandelt hat, jezt aber als monotremische

*) S. Blatt 6.
**) S. Blatt 8.

Gattung aufführt. Dahin gehören der Ameisenigel (echidné), dessen Kinnladen zahnlos sind und dessen Zunge gleich der des Ameisenbärs dehnbar ist, und vornehmlich das Schnabelthier, das gleichsam alle Gattungen in sich vereinigt. Es bildet den Uebergang zwischen den Phoken und den Vögeln. Seine Füße verbinden Krallen mit Schwimmhäuten, sein Kiefer endigt sich in einen Entenschnabel und durch seinen innern Bau nähert es sich den Squalen und Schlangen. Mekel meint, es sey ein Säugethier, nach Geoffroi-Saint-Hilaire ist es ein Eier legendes Thier. Wenn wir unsere bescheidene Meinung äußern dürfen, so hat es die doppelte Natur Beider, obwohl diese seltsam anatomische Einrichtung sonst nirgends vorkommt. Aber der Charakter der meisten Geschöpfe Australiens ist demjenigen ihrer Geschlechtsverwandten auf der übrigen Welt entgegengesezt.

Manchmal werden in Oceanien Antholithen, Entomolithen, Crustaciten, Ichthyolithen, Amphibiolithen und andere Fossilien entdeckt. Ein allerdings wenig unterrichteter Buguis-Kapitän hat uns versichert, daß man auf St. Isabella, einer der Salomonsinseln, zahlreiche Ueberbleibsel großer Seethiere, mitunter Versteinerungen großer Vierfüßler finde, wenn wir ihn anders recht verstanden haben. Er gab uns eine Tibia von einem ungeheuren Säugethier, das uns ein Mammuth schien: Wir haben es nebst dem Zahn eines Mastodon, einem in dem Krater eines Vulkans zu Celebes gefundenen vulkanisirten Palmstamm und vielen andern Merkwürdigkeiten dem naturhistorischen Museum zu Paris geschenkt. Wenn aber so Manches erloschen ist, ist es nicht Oceanien, wo wir vielleicht neuen Schöpfungen anwohnen werden?

50. Religion.

Alle Religionen haben in Oceanien ihre Anhänger. Am verbreitetsten ist der Islam: zu ihm bekennen sich die Javaner, die Malaien von Sumädra, von Borneo, auf den Molukken, die Buguis, die Mangkassars, die Maindanaer, die Holoaner, die Lampungs und die Reyangs. Ich habe mehrere egyptische Schiffe gesehen, welche Javaner und Buguis führten, die die Pilgerreise nach Mecca machten.

Der Brahmadienst ist bei einigen Völkerschaften im Innern von Java und bei dem größten Theil der Bewohner von Madura und Bali zu Hause.

Alle übrigen oceanischen Stämme theilen sich in den Polytheismus, Pantheismus, eine Art Sabäismus und in den gröbsten Fetischismus. Einige Horden Borneo's, Luçons, Australiens und Tasmaniens haben gar keine Religion, und die meisten Melanesier haben keinen Glauben als an das Daseyn böser Geister und eine unbestimmte Vorstellung von einem neuen Leben. Einige Stämme der Carolinen verehren eine Art Trinität unter dem Namen Aluélop, Lagueleng und Olifat. Die Hauptgötter Neu-Seelands sind: Nui-Atua, der Herr der Welt, der Vater; Gott der Sohn und Gott der Vogel oder der Geist. Alle andern Götter sind dem Vater untergeordnet. Aber jeder Eingeborne hat seinen besondern Atua, eine Art Untergott, der dem Schutzgeist nach christlichen Begriffen ziemlich entspricht. So war auch der Glaube der Taitier, ehe die englischen Missionäre sie zu ihren Lehren bekehrt hatten. Die katholische, calvinische und anglikanische Kirche zählen viele Anhänger in den vier Abtheilungen Oceaniens.

Der Buddhadienst ist bei einem Theil der Bewohner Bali's und bei den nach den malaiischen Inseln ausgewanderten Chinesen eingeführt, die ihren Sitten, Gebräuchen und Glaubensmeinungen treu geblieben sind.

51. Das Tapu.

Für alle Völker Polynesiens, die von Neu-Seeland bis Hanai eine in ihren Wurzeln gemeinschaftliche Sprache reden, ist das Tapu charakteristisch. »Vor der Ankunft der Europäer,« sagt Lesson, »waren diese Völker Sklaven eines furchtbaren Aberglaubens, der ihnen eine Menge Entbehrungen aufgelegt und vielen Unschuldigen das Leben gekostet hat. Vermöge des barbarischen Gesetzes des Tapu war den Frauen bei Todesstrafe verboten, Schweinefleisch, Bananen und Cocosnüsse zu essen, sich des von Männern angezündeten Feuers zu bedienen und einen Ort zu betreten, wo sie speisten. Der Vorgänger des berühmten Tamehameha*) war so durch und durch tapu, daß ihn Niemand bei Tag sehen durfte und daß Jeder ohne Gnade des Todes war, dessen Auge sich seines Anblicks erkühnt hätte und wäre es auch aus Zufall geschehen.« Nähere Angaben über diese Einrichtung können wir aus einer Abhandlung d'Urville's schöpfen, der sich darüber ausführlich verbreitet.

Ohne Zweifel war der ursprüngliche Zweck des Tapu, den Zorn der Gottheit zu besänftigen und sie günstig zu stimmen: darum unterzog man sich einer freiwilligen Entbehrung nach Maßgabe der Größe der Beleidigung oder des vermeintlichen Zorns des Gottes. Es gibt kein Religionssystem, in das nicht irgend ein Glaube des Wahns oder Abenteuerlichkeiten dieser Art eingedrungen sind. Zu allen Zeiten und an allen Orten hat der Mensch fast immer sich einen Gott nach seinem Bilde geschaffen, ihm seine Leidenschaften und Launen beigelegt. Und es war ihm leichter, seine Sünden durch augenblickliche Entbehrungen zu versöhnen, die oft in bloße Förmlichkeiten ausarten, als durch das Bestreben, durch Besserung und durch Verdienste um Seinesgleichen Gott wohlgefällig zu werden. Es ist unnütz, für diesen kläglichen Irrthum Beispiele anzuführen: die Religionsgeschichte der meisten Völker ist nur eine lange traurige Sammlung aller Thorheiten des Menschen.

Mehr als jeder andere Bewohner Polynesiens ist der Neu-Seeländer blindlings der Herrschaft des Tapu unterworfen und ohne daß er die geringste Idee von dem moralischen Prinzip bewahrt hat, auf welchem dieser Brauch gegründet war. Er glaubt bloß, daß das Tapu dem Atua angenehm sey, und Dieß ist für ihn bestimmender Grund. Zudem ist er überzeugt, daß jedes Ding, ob lebendes Wesen oder leblos, über das ein Priester **) das Tapu verhängt hat, eben dadurch in der unmittelbaren Gewalt der Gottheit steht und jeder profanen Berührung entrückt ist. Wer einen Gegenstand, der unter solchem Bann läge, mit verruchter Hand antastete, würde den Grimm des Atua auf sich laden, der ihn zur Strafe umkommen ließe und nicht allein ihn, sondern jeden Verletzer des Tapu. So, hieß es, habe sich der Atua an dem Reisenden Nicholas gerächt: dieser Engländer hatte nämlich eine Pistole in die Hand genommen, die tapuirt worden war, weil sie dem Häuptling von Uatara gehörte, als Derselbe starb.

Am öftesten beeilen sich die Eingebornen, den Wirkungen des himmlischen

---

*) Dieser Name heißt so Viel als religiöser Bann.

**) S. Blatt 17.

Zorns vorzubeugen, indem sie den Schuldigen streng bestrafen. Ist er aus einer höheren Klasse, so kann er seines Eigenthums, seines Rangs beroubt und in die untersten Reihen der Gesellschaft verstoßen werden. Ist er ein Mann aus dem Volk oder ein Sklave, so ist oft bloß der Tod ein Sühnungsmittel für sein Verbrechen. Um die Gerechtigkeit mit der Ordnung des Tapu in Einklang zu bringen, sagte der Häuptling Tuai, hätten seine Landsleute beschlossen, daß Fremde, die das erste Mal zu ihnen kämen, entschuldbar, hingegen bei einer zweiten Reise keine Verstöße mehr nachgesehen werden sollten. Erzeugt ein Wort des Priesters, ein Traum, ein unfreiwilliges Vorgefühl in dem Eingebornen den Gedanken, daß sein Gott zürne — alsbald verhängt er das Tapu über sein Haus, über seine Felder, seine Pirogue ꝛc., d. h. er beraubt sich des Gebrauchs aller dieser Gegenstände, in so große Verlegenheit und Noth er auch durch diese Entbehrung geräth.

Bald ist das Tapu absolut und gilt für Jedermann: dann darf Niemand, ohne sich der schwersten Ahndung auszusetzen, dem tapuirten Gegenstand nahen. Bald ist das Tapu nur relativ und geht eine oder mehrere bestimmte Personen an. Wer sich persönlich unter der Wirkung des Tapu befindet, ist von allem Verkehr mit seinen Landsleuten ausgeschlossen, er darf sich nicht seiner Hände bedienen, um Nahrung zu sich zu nehmen. Ist er aus der Klasse der Edeln, so werden ihm einer oder mehrere Diener zu Bedienung beigegeben, die an seiner Abgeschiedenheit Theil nehmen. Ist er ein gemeiner Mann, so muß er, wie die Thiere, die Nahrung mit dem Mund aufgreifen.

Man fühlt wohl, daß das Tapu um so feierlicher und angesehener ist, je bedeutender die Person, von welcher es ausgeht. Der Mann aus dem Volk ist allen Tapu's der verschiedenen Häuptlinge des Stamms unterworfen, kann aber nur sich selbst mit dem Tapu belegen. Der Rangatira dagegen kann alle ihm unmittelbar Untergebenen tapuiren und der ganze Stamm genehmigt blindlings die von dem obersten Häuptling ausgesprochenen Tapu's. Eine äußerst bequeme Einrichtung für die Vornehmen, um ihren Rechten und ihrem Willen Achtung zu verschaffen! Das Tapu ist eine Art Veto von unbegrenzter Ausdehnung, geweiht durch ein religiöses Vorurtheil von der tiefgewurzeltsten Art. Die geistlichen Blitze des Vatikans übten in den Jahrhunderten der Unwissenheit keine unbedingtere Wirkung auf die furchtsamen Gewissen der Christen aus und den päbstlichen Geboten wurde nicht schneller Gehorsam geleistet als den Tapu's in Polynesien, besonders auf Neu-Seeland. Ohne positive Gesetze zu Versieglung ihrer Macht und ohne direkte Mittel zu Vollziehung ihrer Befehle haben die Häuptlinge keine Gewährschaft als das Tapu. Fürchtet ein Häuptling, es möchte wegen eines unbesonnenen Verbrauchs Mangel an Schweinen, Fischen, Muscheln eintreten, so verhängt er auf so lange Zeit, als ihm passend scheint, über diese Gegenstände das Tapu. Will er widerwärtige Nachbarn von seinem Haus, seinen Feldern entfernen, so tapuirt er sein Haus, seine Felder. Wünscht er sich des Alleinhandels mit einem europäischen Schiff zu versichern, das auf seinem Gebiet vor Anker liegt, so weist er durch ein theilweises Tapu alle Diejenigen fort, mit denen er den Gewinn nicht theilen will. Ist er mit dem Kapitän unzufrieden und will er ihm keine Art von Erfrischungen zukommen lassen, so wird allen Leuten des Stamms durch ein Tapu der Zugang zu dem Schiff untersagt. Mittelst eines geschickten Gebrauchs dieser furchtbaren mystischen Waffe kann ein Häuptling seine Unterthanen zu passivem Gehorsam

anhalten. Begreiflich wissen die Häuptlinge und die Ariki's oder Priester sich immer so zu verständigen, daß den Tapu's ihre ganze Unverletzlichkeit erhalten wird. Sie haben ein natürliches Interesse, einander gegenseitig zu unterstützen. Am gewöhnlichsten ist das Tapu nur temporär. Gewisse Worte und Formen bestimmen seine Wirksamkeit, hemmen seine Kraft und beschränken seine Dauer. Wir haben sehr wenig Nachrichten über diese Ceremonien: es wird den Missionären vorbehalten seyn, den Schleier zu lüften, in welchen sie noch gehüllt sind. Nur so Viel scheint ausgemittelt, daß, um die Wirksamkeit des Tapu aufzuheben, es darauf ankam, daß man die zuvor weiter ausgebreitete geheime Kraft auf einem einzelnen Gegenstand, wie einem Stein, einer Patate, einem Stück Holz concentrirte und sofort diesen Gegenstand an einem gegen jede Berührung von Seiten der Menschen geschützten Ort verbarg. Bis jezt hat bloß Nicholas ein Beispiel dieser mystischen Bräuche erzählt, von denen er Zeuge war, als Wirria auf vieles Bitten sich ihm zu lieb des tapuirten Kamms entäußerte, mit welchem dieser Häuptling seine Haare zu richten pflegte. Man müßte aber, um sich eine genaue Ansicht von den religiösen Meinungen dieser Insulaner zu bilden, ausführlich über ihre Bräuche unterrichtet seyn.

Gewisse Dinge sind an sich tapu oder geheiligt: so die leibliche Hülle der Verstorbenen, besonders derer, die einen ausgezeichneten Rang einnahmen. An den Menschen ist es in hohem Grade der Kopf und folglich auch das Haar am Kopf. Es ist eine große Verlegenheit für die Polynesier, sich das Haar zu schneiden. Ist dieß Geschäft vollbracht, so wird mit äußerster Sorgfalt gewacht, daß die abgeschnittenen Haare nicht an einem Platz gelassen werden, wo man darüber gehen könnte. Die geschorne Person bleibt mehrere Tage tapuirt und darf ihre Speisen nicht mit den Händen anrühren. Savage, der die wahre Ursache dieser Einschränkung nicht kannte, schrieb sie einem Reinlichkeitsgrunde zu. Die gleiche Bewandtniß hat es mit Jemand, der tatuirt worden ist: das Moko oder Tatuiren zieht gleichfalls ein dreitägiges Tapu nach sich. Aus demselben Grund mögen diese Wilden keine Art von Vorräthen in ihren Hütten dulden, zumal wenn sie eine Ausbeute von lebenden Geschöpfen sind, wie Fleisch, Fisch, Austern ꝛc.: denn wenn ihr Kopf, nur im Vorbeigehen, unter einem dieser Gegenstände sich befände, so bilden sie sich, man weiß nicht, was für Unglück ein, das daraus entstehen könnte. Savage bemerkte zuerst, daß sie nur mit Widerwillen unter einem mit Kartoffeln beladenen Netz niedersaßen. Die Europäer benüzten diesen Aberglauben, um zudringliche Besuche abzuwehren: zu dem Ende durften sie nur ein Stück Fleisch an der Zimmerdecke aufhängen. Dieses Vorurtheil war bei ihnen so fest, daß Häuptlinge manchmal Bedenken trugen, in die Schiffe hinabzusteigen, aus Furcht, es möchte Jemand auf dem Verdeck über ihnen wegschreiten. Nie halten sie deßwegen ihre Mahlzeit im Innern ihrer Hütten und es ist ihnen unausstehlich, wenn die Europäer sich bei ihnen diese Freiheit nehmen wollen. Haben Diese eine Erfrischung nöthig, so müssen sie vor die Hütte hinaus, sey es auch nur, um ein Glas Wasser zu trinken. So wäre es auch ein Verbrechen, Feuer anzuzünden, wo Lebensmittel aufbewahrt sind. Und ein Häuptling darf sich nicht an demselben Feuer wärmen mit einem Mann von niederem Rang, darf sogar sein Feuer nicht an dem Feuer eines Andern anzünden — alles Dieses bei Strafe des Zorns des Atua.

Kranke, die, wie man glaubt, tödtlich darnieder liegen, Frauen, die ihrer Niederkunft nahe sind, werden unter die Herrschaft des Tapu gestellt. Nun werden diese Personen unter bloße Schoppen in freier Luft verwiesen und von aller Gemeinschaft mit ihren Freunden und Verwandten abgeschnitten. Gewisse Speisen sind ihnen streng verboten. Manchmal sind sie oft auf mehrere Tage zu gänzlichem Fasten verurtheilt, mit der Ueberzeugung, daß die mindeste Verletzung dieser Regeln augenblicklichen Tod verursachen würde. Sind die Kranken reich, so haben sie eine Anzahl Sklaven zum Beistand, die alle Folgen ihrer Lage mit ihnen erdulden. Sind sie arm, so geht es ihnen kläglich und sie müssen mit dem Mund zusammenraffen, Was man ihnen bringt. Der Zutritt zu den tapuirten Hütten oder Kranken ist Fremden und Einheimischen verwehrt.

So schildert Nichölas den Zustand Duatara's, als seine Krankheit für tödtlich erklärt worden war. Der Atua hatte sich in seinem Magen festgesezt und kein Sterblicher vermochte ihn herauszutreiben. Duatara war von jeder Gemeinschaft mit der profanen Welt streng abgesondert und Nicholas wäre auf der Stelle ermordet worden, wenn er hätte den Bann des Tapu zu brechen sich unterfangen. Vermöge einer speziellen Ausnahme in seiner doppelten Eigenschaft als Ariki und Tohunga oder Profet genoß Marsden das Vorrecht des Zutritts. Vielleicht hätte Dieß nicht hingereicht, wenn er nicht den Eingebornen gedroht hätte, Rangui-Hu mit Kanonen zu beschießen, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrten. Der Atua, sagten sie, sey beschäftigt, Duatara's Eingeweide zu verzehren und dieser Häuptling müsse sterben (mate mac), so bald sie verzehrt seyn würden. Um jeden Verkehr mit den Fremden besser abzusperren, wollten seine Freunde ihn zum Voraus auf die öde Insel tragen, wo er begraben werden sollte. Aber Duatara hinderte sie daran mittelst einer Pistole, mit der er sie bedrohte, so oft sie ihm nahten. Einige Zeit vor seinem Tod wachten seine Frauen und seine Verwandten um ihn und harrten schweigend des Augenblicks seines Scheidens. Der Priester verließ ihn nicht mehr: er sorgte für pünktliche Beobachtung aller unter diesen Umständen erforderlichen Ceremonien und erlaubte nicht, daß Etwas ohne seine Vermittlung geschah. Im Allgemeinen hielten sie das Gebet Ware's, welcher sich für empfangene Schläge habé rächen wollen, für die Ursache von Duatara's Tod. Alle Geräthschaften, die einer Person während ihrer Krankheit dienen, sind tapuirt und können zu Nichts in der Welt mehr gebraucht werden. Sie werden zerbrochen oder bei der Leiche niedergelegt. Bei Duatara's Tod waren die Missionäre genöthigt, auf die Gefäße zu verzichten, in welchen sie ihm zu essen oder zu trinken brachten.

Wer eine Pirogue oder ein Haus baut, ist unter dem Tapu: nur beschränkt sich in diesem Fall der Bann darauf, daß er sich zum Essen nicht seiner eigenen Hände bedienen darf. Von der Gesellschaft ist er nicht ausgeschlossen. An sich tapuirt sind auch die Pflanzungen süßer Pataten oder Kumaros und es sind Wächter aufgestellt, die während einer gewissen Periode ihres Wachsthums Jeden, wer er auch sey, entfernen. Stets begleiten große Feierlichkeiten den Anbau und die Ernte dieser kostbaren Wurzeln. Die Häuptlinge erscheinen in ihrem schönsten Aufzug und schreiten mit aller möglichen Würde an diese wichtige Feldarbeit. Ein Häuptling sah eines Tages den Himmel auf eine eigenthümliche Weise von weißen Wolken durchfurcht: da bemerkte er gegen Kendall: der Atua pflanze seine Pataten im Himmel und als Atua auf Erden müsse er den Atua im Himmel nachahmen.

Als d'Urville das Dorf und die Wälder von Kawa-Kawa besuchte, vermochte alles Bitten, alles Ansehen des Missionärs, der ihn begleitete, nicht so Viel über die Eingebornen, daß sie sie im Angesicht ihrer heiligen Felder vorübergehen ließen.

Man verdammt sich zum Tapu beim Scheiden einer geliebten Person, auf die man den Segen der Gottheit herabflehen will. Die Mutter Schangui's tapuirte sich, als dieser Häuptling nach England abreiste und eine Frau wurde beauftragt, sie zu speisen. Dann ist das Tapu Dasselbe, was für andächtige Katholiken das Gelübde ist. Wenn ein Stamm einen Krieg unternimmt, so tapuirt sich eine Priesterin. Sie enthält sich zwei Tage aller Nahrung, am dritten vollzieht sie die Bräuche, durch welche die Waffen des Stamms unter göttliche Obhut gestellt werden sollen. Es gibt Jahreszeiten und Umstände, wo jeder Fisch, den man fangt, tapu ist, insonderheit wenn es sich um Sammlung von Vorräthen für den Winter handelt. Hier zeigt sich wieder der politische Zweck, welcher der Einführung der Fasten und ähnlicher Enthaltsamkeiten in Europa und anderswo vorschwebte. Eines Tags war der Häuptling Waraki zu Kendall auf Besuch gekommen, als Dieser eben am Essen saß. Da ihm nun Kendall mit Schweinefleisch aufwartete, so nahm er ein Stück zwischen die Zähne, that ein langes Gebet und warf es weg. Dann sagte er, er werde speisen wie gewöhnlich. Mittelst des Tapu schließen die Neu-Seeländer einen unverbrüchlichen Handel: wenn ihre Wahl auf einen Gegenstand gefallen ist, den sie nicht sogleich bezahlen können, so knüpfen sie einen Faden an und sprechen das Wort Tapu aus. Man darf darauf rechnen, daß sie die Waare holen werden, so bald sie den Werth auftreiben können.

Sonach spielt das Tapu die wichtigste Rolle im Daseyn des Neu-Seeländers. Es leitet, bestimmt oder modifizirt die meisten seiner Handlungen. Im Tapu liegt die Dazwischenkunft der Gottheit in den geringsten Begebenheiten seines öffentlichen und Privatlebens und man kann sich denken, wie mächtig ein Vorurtheil auf die Einbildungskraft von Menschen wirken muß, von welchem sie von Kindheit auf durchdrungen sind. Nicholas scheint der erste Reisende gewesen zu seyn, der über das Tapu gründlichen Aufschluß gibt. Er sagt: »Um den Begriff des Tapu in seinen zahlreichen und mannigfaltigen Bedeutungen zu erfassen, müßte man alle Verhältnisse des Haushalts dieser Völker zergliedern, Was über meine Kräfte geht. Es ist nicht allein maßgebend für alle ihre Einrichtungen, sondern selbst für ihre täglichen Arbeiten und kaum findet sich ein einzelner Akt ihres Lebens, mit welchem dieses wichtige zweisylbige Wort nicht zu schaffen hat. So manchen ungereimten und peinlichen Einschränkungen indeß das Tapu sie unterwirft, so ist es nichts desto weniger bei Völkern unter so unregelmäßiger Verfassung sehr nützlich. In Abwesenheit der Gesetze bietet es die einzige Gewährschaft zum Schutz der Personen und des Eigenthums, indem es ihnen einen religiösen Stempel aufdrückt, den Niemand zu verletzen wagt. Sein mächtiger Einfluß kann selbst den grausamsten und gierigsten Plünderern Einhalt thun.«

Die Neu-Seeländer glauben steif und fest an Zaubereien, die sie Makutu nennen. Das ist eine unversiegbare Quelle der Furcht und Unruhe für diese Insulaner, denn dieser Ursache schreiben sie den größten Theil der Krankheiten zu, die sie erleiden, und der Todesfälle, die unter ihnen vorkommen. Gewisse Gebete an den Atua, gewisse auf besondere Art ausgesprochene Worte, namentlich gewisse Fratzen und Geberden sind die Mittel, wodurch

diese Bezauberungen entstehen. Ein neuer Beweis, daß die Menschen sich allenthalben mehr gleichen als man denkt! So oft die Missionäre, um den Eingebornen die Ungereimtheit ihres Tapu und Makutu zu zeigen, persönlich den Wirkungen derselben zu trotzen sich erboten, so erwiederte man ihnen, sie, als Arikis und Schützlinge eines sehr mächtigen Gottes, hätten freilich den Zorn der Götter des Landes nicht zu fürchten, um so unbarmherziger würden diese aber gegen die Einwohner wüthen und sie Alle vertilgen, wenn ihnen eine solche Schmach widerführe.

Auch die Träume, zumal der Priester, sind von hoher Wichtigkeit für die Entscheidungen dieser Wilden. Nicht selten wurden lang beschlossene Unternehmungen in Folge eines Traums plötzlich eingestellt und die Krieger schlugen den Heimweg ein in dem Augenblick, wo sie sich schon der Hoffnung freuten, ihre Feinde zu vernichten und ihr Fleisch zu verschmausen. Den Eingebungen eines Traums widerstehen, wäre eine Beleidigung gegen den Atua, der ihn gesandt hat. Dillon konnte sich der Zudringlichkeiten eines Einwohners, der sich bei ihm nach England einschiffen wollte, nicht anders erwehren, als indem er ihm bedeutete, er habe geträumt, Jener werde unfehlbar umkommen, wenn er die Fahrt unternähme.

Verstorbenen, besonders wenn sie der vornehmen Klasse angehörten, wird große Ehre erwiesen. Zuvörderst wird die Leiche drei Tage lang gehütet, weil man glaubt, die Seele scheide aus ihrer sterblichen Hülle definitiv erst am dritten Tag. Der Körper wird in seine schönsten Gewänder gekleidet, mit Oel eingerieben, geschmückt und gepuzt wie zu Lebzeiten. Verwandte und Freunde werden zu dem Todten gelassen und äußern ihren Schmerz durch Thränen und Klagegeschrei und durch blutiges Zerfleischen des Gesichts und der Schultern. Noch grausamere Bezeugungen als die Männer haben die Weiber durchzumachen. Wehe einer Frau, die schnell nach einander mehrere nahe Verwandten verliert! Ihr Gesicht und ihr Busen werden bald nur Eine offene Wunde seyn, denn diese Todtenklage wird für jede Person mehrmals wiederholt. Statt daß man den Todten ausgestreckt läßt wie in Europa, werden die Glieder gegen den Bauch gebogen und zusammengepackt. Der Leichnam wird dann nach einem einsamen Ort getragen und daselbst beerdigt, das Grab mit Palissaden umgeben und tapuirt. Pfähle, Kreuze oder geschnitzelte und mit Oker gefärbte Figuren bezeichnen das Grab eines Häuptlings, das eines gemeinen Mannes wird nur durch einen Steinhaufen angedeutet. Ein Grab heißt Udu pa, Haus des Ruhms. Auf die Stätte des Todten werden Lebensmittel gelegt zur Nahrung für seinen Waidua oder Geist: denn obwohl unkörperlich, nimmt der Geist nach dem Glauben dieser Völker noch Speise zu sich. Ein Jüngling in den lezten Zügen konnte das Brod, das ihm ein Missionär bot, nicht mehr essen: er behielt es für seinen Geist. Dieser, sagte der Sterbende, werde es sich schmecken lassen, ehe er nach dem Scheiden aus dem Leib den Weg ans Nordcap antrete. Gewöhnlich wird mit einem allgemeinen Schmaus des ganzen Stamms das Trauerfest beschlossen. Man bewirthet einander mit Schweinefleisch, Fisch, Pataten, je nach den Mitteln des Verstorbenen. Die Verwandten und Freunde aus den benachbarten Stämmen werden eingeladen. Der Leichnam bleibt nur so lange in der Erde, bis das Fleisch sich von den Knochen lösen läßt. Für dieses Geschäft ist keine Zeit festgesezt: es kann drei, sechs Monate, ein Jahr anstehen. Wie Dem sey, wenn die Stunde gekommen ist, so begeben sich die Personen, die dazu Beruf haben,

nach dem Grab, langen die Gebeine heraus und reinigen sie sorgfältig. Wegen dieser geheiligten Reste findet eine neue Trauer mit religiösen Ceremonien Statt. Endlich werden die Gebeine feierlich in den Gräbern der Familie niedergelegt. Das sind natürliche Höhlen und Grotten. Die Gebeine werden in der Regel auf zwei bis drei Fuß über dem Boden erhöhten kleinen Gestellen ausgebreitet. Es scheint, daß es Umstände gibt, wo die Todten nicht begraben, sondern in hermetisch verschlossenen Särgen aufbewahrt werden. Dieß geschah mit Wiwia's Vater, mit einem Kind, welches Cruise zu Kawera-popo sah, und ohne Zweifel auch mit Koro-Koro, vermuthlich nachdem ihre Leichname so zubereitet waren, daß man keine Fäulniß zu fürchten hatte. Uebrigens sind nicht nur Verstorbene, sondern Alle, die mit der Leichenfeierlichkeit zu thun haben, dem strengsten Tapu verfallen und die Rückkehr in die Gesellschaft ist ihnen nicht erlaubt, ehe ein Reinigungsprozeß, dessen Beschaffenheit man noch nicht näher kennt, von ihnen erstanden ist. Unter all diesen Bräuchen ist aber die Beisetzung der Gebeine von überwiegender Wichtigkeit: sie ist eine unerläßliche Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder, der Kinder gegen ihre Eltern und der Gatten gegen einander. Die Beerdigung ist nur eine vorläufige Maßregel, um dem Körper Zeit zu geben, sich seines verderblichen und unreinen Theils zu entäußern und seine endliche Ruhestätte findet er erst in dem Augenblick, da die väterliche Gruft die Gebeine aufnimmt. Um diese Pflicht zu erfüllen, trotzen die Eingebornen den größten Gefahren und lassen sich die peinlichste Mühe nicht verdrießen, mag auch der Ort des Todes einer Person, die ihnen theuer war, noch so fern seyn, wenn sie nur einen Erfolg hoffen dürfen. Selbst die Gebeine in Port-Jackson verstorbener Neu-Seeländer wurden von ihren Verwandten stets zurückgefordert: nur der Besitz der geliebten Reste vermochte ihr Bedauern zu lindern. Und die Verletzung eines Grabs ist die tödtlichste Schmach für eine Familie und einen Stamm, eine Beleidigung, die einzig durch Blut abgewaschen werden kann. Der Häuptling Schongui nahm deßhalb an den Bewohnern von Wangaroa schreckliche Rache. Der Missionär Marsden berichtet: »Ich sahe Schongui nach seiner Rückkehr. Ich fragte ihn nach Neuigkeiten. Er erzählte: einige Zeit vor seiner Wanderung nach dem Nordcap habe man ihm gesagt, daß die Leute aus einem Ort unsern Wangaroa die Gebeine des Vaters seiner Frau aus der geweihten Grabstätte genommen und Angeln daraus verfertigt hätten. Er wollte jedoch, ohne das Grab selbst untersucht zu haben, diesem Bericht nicht glauben. Als er sich hinbegab, fand er Nichts mehr als einige Rippen und den obern Theil des zerbrochenen Schädels. Die Knochen der Arme und Hände wie die der Kinnbacken waren zerstückt und in Angeln verwandelt worden. Da er über die Thatsache Gewißheit hatte, so zog er gegen das Dorf, in welchem die Frevler weilten: er näherte sich am hellen Tag auf Schußweite und erklärte seine Absicht, die Heiligthumsentweihung zu ahnden. Sie leugneten ihr Unrecht nicht: da gab Schongui, ohne das Dorf selbst zu betreten, auf die Leute Feuer und tödtete fünf Menschen. Nun bat ihn die angegriffene Partei, das Feuer einzustellen: sie bemerkten, der Tod dieser Fünf werde eine hinreichende Sühne seyn für die begangene Missethat. Damit war er zufrieden und so wurde die Sache mit gegenseitiger Genehmhaltung beendigt. Der Häuptling fragte, ob wir die Entweihung der Gräber nicht auch als ein schweres Verbrechen betrachteten und ob ich nicht glaube, das Volk habe diese Züchtigung

verdient? Ich gab nun zwar zu, daß es gerecht sey, solche Unbilden zu strafen, konnte aber doch nicht umhin, mein Bedauern auszudrücken über das geflossene Blut und meine Besorgniß, es könnte daraus ein Rachekrieg entstehen. Schongui erwiederte, sie wären nicht im Stand, ihn zu bekriegen und so sey er ruhig.« In scharfem Kontrast mit dieser Sorge für die Todten steht die Gewohnheit der Neu-Seeländer, daß, wenn ein Häuptling stirbt, die Nachbarn über sein Eigenthum herfallen und Jeder nimmt, Was ihm in die Hände kommt. War der Verstorbene der erste Häuptling eines Stammes, so macht sich der ganze Stamm gefaßt, von den benachbarten Horden angegriffen und ausgeplündert zu werden. Ein solcher Todesfall ist daher ein Augenblick allgemeiner Bestürzung und Verwirrung. Ist der Stamm nicht mächtig, so daß er eine große Zahl wehrhafter Krieger zählt, so zieht oft der Tod eines Häuptlings den Untergang einer Völkerschaft nach sich. Es scheint, daß die Feinde oder die Nachbarn eines Stammes vorzugsweise diese Gelegenheit zu seiner Unterdrückung wählen, weil nicht allein in diesem Augenblick eine gebieterische Pflicht alle Kinder und Verwandten des Häuptlings zu einer absoluten Trauer nöthigt, welche sie hindert, an ihre Vertheidigung zu denken, sondern weil ein solcher Verlust für den ganzen Stamm etwas Niederschlagendes haben muß. Dagegen werden mit Verstorbenen vom gemeinen Stand wenig Umstände gemacht: sie werden ohne Feierlichkeit beerdigt. Und Sklaven genießen nicht einmal dieses Vorrecht: sie werden ins Wasser geworfen oder man läßt sie irgendwo unbegraben liegen. Hat man sie wegen wirklicher oder vermeintlicher Verbrechen getödtet, so können sie wohl auch von dem Stamm verspeist werden.

32. Priesterherrschaft.

Oceanien bietet alle Regierungsarten, fast überall aber sind sie mehr oder weniger feudalistisch. In den despotischen Reichen von Surakarta und Dschokdschokarta sind die Formen der obersten Gewalt und der Verfassung verschieden. In den malaiischen Landen sind es häufig Wahlmonarchien, deren Oberhaupt durch eine erbliche Aristokratie gewählt wird, die sein Ansehen beschränkt: so auf der Halbinsel Malakka und der großen Insel Madagascar, wohin diese Regierungsform von den Malaien verpflanzt worden ist. In dem Archipel der Molukken, bei den Dayas von Borneo und andern Völkern bildet jede einzelne Familie eine kleine Gesellschaft, deren Haupt keinen Obern erkennt. In Polynesien, wo sich der Feudalismus mit großen Schattirungen findet, macht der Adel eine abgesonderte Kaste aus, deren Stolz unerträglich ist und die das Volk in einer schwer begreiflichen Erniedrigung hält. Die Könige und Wahlfürsten Passumah's und der Reyangs, die von Sumadra, Borneo, Celebes, Maindanao, Timor, Rotuma, Nuka-Hiva haben eine sehr eingeschränkte Gewalt. Anders verhält es sich mit den Häuptlingen auf den Carolinen, auf Peliu, Radak, Hauaï, Tonga, Taiti ꝛc.: sie sind wahre Despoten. So groß aber der Einfluß ist, welchen die muselmännischen und christlichen Priester in den Malaienlanden ausüben, so war er doch Nichts in Vergleichung mit der Gewalt der polynesischen Priester, besonders in den Archipeln von Hauaï und Taiti, ehe das Christenthum Eingang fand. Auf mehreren Inseln waren sie die Männer des Schwerts und des

Rauchfasses. Auf Viti hatten sie sich über die Könige erhoben. Die Menschenopfer, die noch jezt von diesen Kalchas auf Nee-Seeland und anderswo befohlen werden, sind der traurige Beweis ihrer Macht. Bei vielen Malaien ist die Priesterwürde unbekannt.

83. Industrie und Geschichte des oceanischen Handels.

In Bezug auf Handel und Industrie sind die Unterschiede zwischen den Völkern Oceaniens genau gezeichnet. Die Tagaler, die Bissayas, die Dayas, die Javaner widmen sich mit Erfolg dem Ackerbau; die Buguis, die Malaien, die Holoaner der Schifffahrt; die Celebier, die Holoaner, die Tagaler, die Balier und die Javaner der Weberei und der Juwelierkunst. Die Einwohner von Sumâdra sind in Gold- und Silberdrahtarbeiten ausgezeichnet. Die Caroliner verfertigen schöne Gewebe aus der Rinde des Maulbeerbaums. Die Javaner verstehen sich auf das Schneiden und Poliren des Diamants und der Edelsteine. Die Europäer haben in den Malaienlanden Hüttenwerke, Zuckersiedereien, Indigofabriken, Manufakturen und Ateliers angelegt. Die Polynesier, besonders die von Rotuma, flechten niedliche Matten. Die Neu-Seeländer machen hübsche Mäntel. Die Skulptur ihrer Piroguen, ihrer Pagayen oder Ruder und ihrer Trommeln sind Meisterwerke von Zierlichkeit. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Bewohnern Neu-Britanniens und der Salomonsinseln. Die Dayas sind kundig des Bergbaues. Die Industrie der Melanesier hat im Allgemeinen vor derjenigen der Orang-hutans Nichts voraus. Doch wird die den Polynesiern unbekannte Töpferkunst von den Papuas des Hafens Dori gepflegt. In Australien ist der Handel der Eingebornen null.

Der beträchtlichste Handel wird in den Malaienländern getrieben. Die Javaner, die Buguis, die Mangkassars und die Malaien scheinen seit dem höchsten Alterthum Handelsnationen gewesen zu seyn: ihr Verkehr mit den Arabern während des Mittelalters ist bekannt. Die West-Caroliner besuchen den Hafen von Guaham in Mikronesien und tauschen dort ihre Erzeugnisse mit denen der Marianer und der Spanier von den Philippinen aus. In Polynesien verkaufen die Neu-Seeländer ihr kostbares Formium tenax an die in Australien ansäßigen Engländer. Und der Hafen von Hono-Ruru auf den Hanaï-Inseln ist der Markt der Amerikaner, die den Handel der Vereinigten Staaten mit China unterhalten und viel Sandelholz aus Hanaï nach diesem großen Reich verführen. Alle diese Meere werden von den Wallfischjägern besucht, die auf Pottfische ausgehen. Bei den südlichen Inseln von Macquarie ꝛc. fangen sie Phoken. Aber die meisten Geschäfte in Oceanien machen die Chinesen. Ihr Handel mit den Malaienlanden ist um den dritten Theil beträchtlicher als der englische. Die vornehmsten Handelsplätze sind: Batavia, Manila, Amboina, Cupang, Dilli, Mangkassar, Surabaya, Rhiu, Singhapura, Pinang, Manado, Aschin, Bevuan, Dori, Hono-Ruru, Matavaï und Papeiti, Pomotu und Nuka-Hiva, Sidney und Hobart-Town, die Inseln-Bai und Hukianga auf Neu-Seeland.

Wir versuchen eine Geschichte der wichtigsten Handelsniederlassungen.

Es war im Jahr 1510, als die Portugiesen unter den Befehlen des großen Alfons d'Albuquerque zum ersten Mal in den Gewässern von Java und Sumâdra erschienen. Dieser Held eroberte im folgenden Jahr

die Stadt Malakka: er ließ dieses Ereigniß den angesehensten Völkern Asiens und der malaiischen Inseln anzeigen mit der Einladung, sie möchten ihre Handelsverbindungen mit diesem wichtigen Platz fortsetzen. Er versprach ihnen Schutz. Anton de Abreu wurde, um diese Botschaft zu verbreiten, mit drei Schiffen ausgesandt: malaiische und javanische Kaufleute begleiteten ihn. Abreu schlug die Richtung nach Java und den Molukken ein: er landete im Hafen von Agaçai, den man für Griffé am östlichen Ende von Java hält. Er segelte nach Amboina, der ersten unter den molukkischen Inseln. Er ergriff von allen Gegenden, die er berührte, im Namen des Königs von Portugal Besitz. Eines seiner Fahrzeuge litt auf dem Rückweg Schiffbruch. Die Mannschaft rettete sich nach Banda und die Ladung wurde, nach einem zweiten Schiffbruch, nach Malakka gesandt. Während der Jahre 1520 und 1521 führte Anton de Britto ein Geschwader von sechs Schiffen nach den Molukken. Er rastete siebenzehn Tagen in Agaçai und ließ die Insel Madura untersuchen. Unklugerweise begab sich der Kapitän ohne Vorsicht ans Land und wurde gefangen: der Statthalter von Agaçai zahlte sein Lösegeld. Vier andere portugiesische Schiffe langten auf den Molukken fast in dem Augenblick an, als Britto's Geschwader Truppen ans Land sezte. Und ebenso erstaunt als ärgerlich erfuhren die Portugiesen die Ankunft des spanischen Admirals Hernando de Magallhaës, der das Cap Horn umsegelt hatte und sich damals auf den Philippinen befand. Um diese Zeit schloßen sie mit dem König von Sunda, nachher von Bantam, einen Vertrag wegen des Pfefferhandels. Johann de Barros, welcher später in spanische Dienste trat, hat uns eine Beschreibung der Insel Java hinterlassen. Sie war in zwei Länder eingetheilt: der Westen der Insel hieß Sunda, der Osten Java. Die Küsten wurden zum ersten Mal befahren von den Siamesen ums Jahr 800. Sie wollten von Siam nach Mangkassar und litten bei Bali Schiffbruch, von wo sie nach Java gebracht wurden. Die Portugiesen walteten als Herren in diesen Gegenden ungefähr 90 Jahre.

Ums Jahr 1595 saß ein holländischer Kaufmann, Houtman, in Lissabon im Schuldthurm. Er hatte das Geheimniß der Schifffahrt und des Handels der Portugiesen auf den Sundainseln gelernt: denn in dieser Epoche gab es wenig gedruckte Nachrichten über Indien und wenig Hülfsmittel des Unterrichts in der Marine. Er erbot sich, seinen Landsleuten in Holland dieses wichtige Geheimniß zu entdecken, wenn sie seine Schulden bezahlen wollten. Sein Antrag wurde in Amsterdam angenommen. Die erste Reise der Holländer nach Ostindien geschah im Jahr 1598. Houtman befehligte die Expedition. Er steuerte auf Bantam zu, dessen König mit den Portugiesen im Krieg lag. Er half ihm sie verjagen, und erhielt dafür Erlaubniß zu Errichtung einer Faktorei in Bantam. Dieß war die erste Niederlassung der Holländer im indischen Archipel. Im Jahr 1602 entstand die niederländisch-ostindische Kompagnie. Noch verfloßen acht Jahre bis zur Ankunft des ersten holländischen Generalgouverneurs Peter Both. Dieser, erkennend, daß die Lage von Bantam für eine große bleibende Niederlassung nicht günstig sey, zog im Jahr 1619 vor Jacatra, erstürmte und zerstörte diesen Platz und erbaute den 4 März 1621 in der Nähe von dessen Ruinen die Stadt Batavia. Diese Stadt bevölkerte sich schnell und wurde der Mittelpunkt des holländischen Handels, der von Jahr zu Jahr einen höhern Aufschwung nahm.

Da mittlerweile nach dem Beispiel der Holländer die Königin Elisabeth die englisch-ostindische Kompagnie neugegründet, auch im Jahr 1602 vier Schiffe unter den Befehlen des Kapitäns Lancaster abgeschickt hatte, der nach Aschin und sofort nach Bantam segelte, wo er eine Niederlassung bildete, so waren jezt drei europäische Nationen, Portugiesen, Holländer und Engländer, auf den malaiischen Inseln erschienen, wenn man die Spanier bei Seite lassen will, weil ihr Ehrgeiz sich auf die Philippinen beschränkte. Die Portugiesen, fast beinahe ein Jahrhundert lang im Alleinbesitz des Handels, begingen viele Fehler in ihrer Verwaltung. Wir beurtheilen sie heutzutag zu streng: wir bedenken nicht, daß Europa kaum aus der Barbarei des Mittelalters auftauchte. Allerdings gingen die Holländer, die nach ihnen herrschten, mit großer Klugheit zu Werke, aber sie benuzten die Lehren der Erfahrung. Ihre Niederlassungen, so schwach und unsicher sie Anfangs waren, nahmen daher fortwährend zu und erstarkten zulezt zu einem mächtigen Reich.

Die Portugiesen befrachteten ungeheure Schiffe von 1500 bis 1600 Tonnen. Diese schwimmenden Festungen waren schlecht gebaut, erlitten häufige Schiffbrüche und Beschädigungen. Eroberung und Ausbreitung des Christenthums waren ihre beiden Hauptangelegenheiten. Die Kolonisation war Nebenzweck. Ihr Bekehrungseifer machte ihnen Völker und Fürsten dieser Gegenden abgeneigt oder verdächtig: wenige Jahre und die errungenen unermeßlichen Vortheile waren verloren. So erntete Portugal nur ephemere Früchte von dem glänzendsten Seezug, dessen die Jahrbücher der Welt gedenken! Es mußte Flotten abschicken, um die Aufstände auf den Molukken zu unterdrücken, mußte im arabischen Meerbusen und im persischen Golf kreuzen lassen, um den Handel Alexandria's und Konstantinopels zu hemmen — es war bald außer Stand, so viel Truppen und Geld aufzutreiben, als es brauchte.

Als die Holländer und die Engländer in Indien auftraten, hatte die Aufklärung in Europa unermeßliche Fortschritte gemacht. Die Regierungen kannten ihre wahren Interessen besser, sie überließen die Handelsspekulationen dem Publikum. Sie bewilligten Gesellschaften Privilegien: so hatte der Staat nicht nöthig, mit Vorschüssen aufzuwarten. Dieß war der Ursprung der Macht der Niederländer in Ostindien. Sie hatten Gelegenheit, sich Malakka's zu bemächtigen: da ging der ganze Handel dieses wichtigen Platzes nach Batavia über, welches dadurch die Hauptstadt des damals sogenannten Süd- und Ostasiens wurde. Indem sie sich in die Kriege, welche die Eingebornen führten, geschickt mischten, bald mit dem einen, bald mit dem andern Theil, je nach ihrem Interesse, Bündnisse schloßen, erwarben sie nach und nach, Was sie noch jezt besitzen. Jedes Mal war ein Zuwachs an Gebiet, waren neue Handelsvortheile das Ergebniß ihrer Politik. Zwar fanden sie einen schon furchtbaren Nebenbuhler an der englischen Kompagnie, aber sie stachen sie aus nicht durch Waffengewalt, sondern als gewandtere Kaufleute. Dieses Obsiegen war um so unerwarteter, als die Engländer in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren, d. h. von 1602 bis 1617, in Patani bei Malakka, in Aschin, Tikao und Jambi auf Sumatra, in Bantam und Jacatra auf Java, auf Borneo, Celebes und den Molukken ihre Kaufhäuser hatten und die Holländer deren noch wenige besaßen. Ungeachtet dieser anfänglichen Ueberlegenheit konnten sie die Konkurrenz nicht aushalten. Sie verließen Bantam im Jahr 1633, Jacatra hatten sie schon früher verloren. Nicht

vermögend, gegen das Glück der Holländer zu kämpfen, waren sie so klug, sich in Benculen auf Sumadra zu vereinigen, wo es ihnen gelang, sich zu behaupten.

Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kam ein neuer Nebenbuhler zum Vorschein. Den König Ludwig XIV gelüstete es nach dem ostindischen Handel, er hatte Verhältnisse mit Siam angeknüpft. Forbin wurde mit einigen Soldaten hingesandt, aber das tragische Ende Constantin Foulcon's im Jahr 1690 zerstörte diese weit aussehenden Plane. Dieser schlaue Mann war erster Minister des Königs von Siam geworden und Wenig fehlte, so hätte er sich auf den Thron geschwungen. Ohne eine unvorhergesehene Umwälzung und Foulcons Sturz wäre der Handel Asiens und der malaiischen Inseln vielleicht jezt in den Händen der Franzosen.

Ohne uns auf andere Einzelheiten über die Geschichte des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts einzulassen, die wir für die besondern Abtheilungen dieses Werkes vorbehalten, bemerken wir, daß im Jahr 1808 Marschall Dändels von Ludwig Napoleon zum Generalgouverneur in Batavia ernannt wurde. Dändels war der Reformator der meisten dortigen Mißbräuche und einer der Gründer des Flors dieser Kolonien. Im Jahr 1811 wurde Holland dem französischen Kaiserreich einverleibt und General Janssens des Marschalls Nachfolger. Drei Monate nach Ankunft dieses Generalgouverneurs bemeisterten sich die Engländer der Insel Java und des ganzen niederländischen Kolonialwesens. Den 13 August 1814 wurden diese Eroberungen an Holland zurückgegeben. Den 19 August 1816 wehte ihre Flagge wieder in Batavia: Baron Van den Capellen regierte als Generalgouverneur. Debus de Gesignies ersezte ihn im Jahr 1824 als königlicher Commissär. An seine Stelle kam General Van den Bosch, später Baud und im Jahr 1834 wurde General Evens, vormaliger niederländischer Minister, mit der Oberstatthalterswürde bekleidet.

34. Sitten und Gebräuche.

Die Vielweiberei ist in ganz Oceanien wie im Orient einheimisch, aber sie ist besonders ein Gegenstand des Luxus der Großen und der Häuptlinge. Diese Völker haben eine große Zahl seltsamer Heirathsgebräuche. Die Frauen werden zum Theil gut behandelt, wie in den malaiischen Landen, wenn man die Battas und einige andere Stämme ausnimmt. Sonst ist ihr Loos nicht besser als dasjenige des Lastviehs.

In verschiedenen Theilen Oceaniens gibt es Menschenfresser, namentlich auf Sumadra, Borneo, Nuka-Hiva, auf den Viti-, Salomons-, Hamoa-Inseln, in Neu-Caledonien, Neu-Seeland und Australien. Die Sklaverei geht gleichfalls im Schwung. Celebes und die Philippinen, Pulo-Nias, Bali, Borneo, Maindanao, Timor, Aru, Papuasien ꝛc. sind der Schauplatz des Seeraubs, des Menschenhandels und aller Greuel, die sie begleiten. Den Einwohnern von Aschin, von Holo, den Buguis und den Malaien fallen die Verbrechen dieses schnöden Handels vornehmlich zur Last. Ich habe selbst auf den Holoinseln erfahren, daß die Seeräuber bloß auf den Philippinen gegen 2000 Tagaler oder Bissayas, meist Christen, wegschleppten. Auch war, wie ich auf Maindanao hörte, ein junger Pariser, der einzige Sohn einer Wittwe, einige Meilen von Missamis, einer den Spaniern gehörigen Stadt dieser Insel, entführt worden. Umsonst gab sich der biedere Obrist

Santa-Romana, Corregidor von Missamis, alle Mühe wegen seiner Befreiung. Es wurden 6000 Piaster gefordert — ein Lösegeld, das unser unglücklicher Landsmann sicherlich hätte bezahlen können, wenn er sein durch Goldwaschen in den Umgebungen von Missamis und Suriago erworbenes Vermögen zur Verfügung gehabt hätte.

Im häuslichen Leben finden sich bei allen Polynesiern dieselben Bräuche. Ihre Speisen kochen sie in unterirdischen Oefen mittelst heißer Steine. Alle machen sich Brei aus dem Fleisch des Cocos, des Taro und der Brodfrucht, statt deren die Malaien und die Papuasier Reis und Sagu nehmen. Alle sitzen beim Essen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und bedienen sich ihrer Hände statt der Gabel. Ihre Geräthschaften *) sind ziemlich dieselben. Fast Allen ist der berauschende Kawa das Lieblingsgetränk, die Würze ihrer Geselligkeit **). Ihre Wohnungen sind weitläufig und für mehrere Familien eingerichtet, die ohne Verschluß unter Einem Dache leben: so auf Taiti, Tonga, Nuka-Hiva ꝛc. ***). Die befestigten Dörfer oder Pahs der Neu-Seeländer sind immer auf Anhöhen oder schwer zugänglichen Orten erbaut, in freiem Feld und verpalissadirt, in Betracht, daß diese kriegerischen Stämme in immerwährende Fehden verwickelt sind. Bei allen Insulanern des großen Oceans sieht man eine Art Gemeindehäuser zum Behuf öffentlicher Versammlungen. Bei den meisten überreicht man einander zum Zeichen der Freundschaft einen Zweig und die Begrüßung besteht darin, daß man Nase an Nase reibt (honi).

35. Trachten.

In dem Anzug der Polynesier gewahrt man die größte Aehnlichkeit. Die Taitier, die Hauaïer, die Nukahivier tragen gewöhnlich nur eine schmale Binde oder ein Maro, um zu verbergen, Was die Scham zu zeigen verbietet. Gleichwie auch die Tongas und Rotumaier verfertigen sie einen sehr feinen Stoff, der für die Frauen bestimmt ist, und gemeinere Stoffe. Sie gewinnen den Ersteren aus der Auterinde (brussonetia papyrifera), die Letzteren aus dem faserigen Theil der Rinde des Brodbaums (artocarpus incisa) und färben sie roth mit wilden Feigen oder gelb mit Curcuma. Die beiden Geschlechter bekleiden sich mit Anmuth, wenn kalte Witterung eintritt. Die Frauen zumal legen ein breites Stück Zeug so kunstreich über die Schultern, daß ihr Mantel durch seinen wellenförmigen Faltenwurf an die Schönheit des antiken Kostüms erinnert. Die Häuptlinge allein können das Gewand tragen, das man Tiputa nennt. Die Neu-Seeländer hüllen sich in reiche Mäntel, die sie aus den seidenartigen Fasern des Formium tenax verfertigen. Alle Polynesier lieben den Putz. Die von Taiti und Hauaï bekränzen sich mit Blumen. Die von Nuka-Hiva und Rotuma geben den Kaschalottszähnen den Vorzug. Die Neu-Seeländer stecken bemalte Stäbchen in die Ohrenöffnungen und flechten Federn von allerlei Farben in ihre Haare. Die Papuasier machen manchmal Gebrauch von dem Maro. Die Vitier und einige andere Insulaner Melanesiens verrathen schon den Einfluß der Polynesier in Tracht wie in Sitten.

Das Tatu (ein aus Taiti stammendes Wort), oder die Kunst unauslöschliche Zeichen in die Haut einzuschneiden, ist bei allen Völkern Polynesiens,

*) S. Blatt 15. **) S. Blatt 16. ***) S. Blatt 20.

auf der Insel Savu, bei den Dayas von Borneo ꝛc. üblich. Es ist eine schwierige und schmerzhafte Operation. Die polynesischen Häuptlinge*) und Priester sind oft vom Kopf bis zu den Füßen tatuirt. Einige Melanesier machen sich ungeschickte Einschnitte, Andere begnügen sich, rothe, schwarze, weiße, seltener gelbe Linien auf Gesicht oder Brust zu zeichnen, ungefähr wie die Hindu's, bei welchen es aber zur Charakterisirung der Sekte geschieht, der sie angehören, während es für Jene wahrscheinlich nur eine Sache des Putzes oder eine Stammesbezeichnung ist.

Die Frauen auf Hauaï und Rotuma haben die Gewohnheit, sich mit Korallenkalk die Haare zu pudern. Auf Hauaï ist eine Zierart beider Geschlechter auch der Fächer: sie werden meist aus Cocosfasern gemacht und haben einen wohlpolirten Stiel. Cook sagt, man nehme dazu auch die Federn des Hahns und der Tropikente. Am geschätztesten sind jedoch diejenigen Fächer, die einen Arm- oder Fußknochen von einem auf dem Schlachtfeld getödteten Feind zum Stiel haben: sie werden als Kostbarkeiten aufbewahrt und vererben sich als Trophäen von unschätzbarem Werth von Vater auf Sohn. Bemerkenswerth ist, daß man auf diesen Inseln weder Männer noch Frauen mit durchstochenen Ohrenläppchen sieht und daß der Gedanke, sie mit einer Zierart zu behängen, ihnen unbekannt ist.

Noch müssen wir eines besondern Brauchs gedenken, der indeß unter dem reformirenden Einfluß der protestantischen Missionäre wahrscheinlich bereits verschwunden ist — nämlich der Masken aus großen Kürbissen, wovon Cook meldet. Sie hatten Oeffnungen für Nase und Augen, der obere Theil war mit kleinen grünen Zweigen besetzt, die man in der Ferne für flatternde Federn halten konnte, und unten waren kleine Bänder angebracht, die sich wie ein gekräuselter Bart ausnahmen. Die beiden Male, als die Engländer diese Insulaner in diesen Larven gehen und dabei lachen und alle Arten von Verzerrungen machen sahen, glaubten sie, es sey eine Maskerade. Es war ihnen nicht möglich, auszumitteln, ob sie mit dieser Maske bloß den Kopf gegen Steinwürfe schützen wollten, oder ob sie sie zu öffentlichen Spielen trugen oder Was sonst der Zweck war.

86. Arithmetik.

In ihrem Handelsverkehr benützen die Malaien häufig die Dienste der Chinesen und der Indier der Küste von Koromandel. Auf Java rechnet man mit Zahlzeichen, die von den Hindu's herrühren: sie werden gebildet durch Einschnitte auf Stücke Bambus. In der Regel werden Rechnungs- und Wechselgeschäfte von den Frauen besorgt, die in Bezug auf Gewandtheit den Männern überlegen sind.

Die Geschichte der Arithmetik dieser Länder könnte Gegenstand interessanter Untersuchungen werden. Alles läßt vermuthen, daß jedes Volk ehedem sein eigenes Zahlensystem hatte: ihre Sprachen enthalten davon die Spuren. In ursprünglicher Gestalt findet man sie noch in Tambora und Ternate. Unverkennbar liegt ein gewisser verwandtschaftlicher Charakter in der Arithmetik all dieser Völker, von Madagascar bis zu den Philippinen und selbst bis ins Südmeer.

---

*) S. Blatt 4. Schongui's Porträt nach einer von diesem berühmten Häuptling geschnitzten hölzernen Büste. Diese Leistung zeigt nicht gemeines Talent.

Die niedrigste Ordnung ist die zweiheitliche. Die Stämme mit wollichten Haaren auf der Halbinsel Malakka zählen bloß bis zwei. Die Einheit wird durch nal, zwei durch be ausgedrückt. Die vierheitliche Ordnung ist in der Endesprache, einer der Mundarten von Flores üblich. Vier heißt Wutu: man kennt die Ableitung dieses Wortes nicht. Um acht zu bezeichnen, sagt man: zweimal vier. Die Rechnung nach fünf ist in den malaiischen Inseln, namentlich bei den minder gebildeten Nationen des Ostens sehr verbreitet. In der Sprache der Celebier bedeutet Lima fünf und auch Hand. In Ende sagt man fünf und eins, fünf und zwei, d. h. sechs und sieben. Es ist möglich, daß die Gebirgsbewohner von Sunda einst nach sechs zählten: denn Ganap bedeutet sechs und Alles. Mit den Fortschritten der Aufklärung hat die zehnheitliche Ordnung in den Malaienlanden wie in der übrigen Welt obgesiegt. Tausend ist in der Zahlenreihe aller malajischen Völker, mit Ausnahme der Javaner, der höchste Begriff. Auffallend ist, daß man überall fehlerhaft zehntausend sagt statt hunderttausend und hunderttausend statt zehn Millionen. Nur die Lampuns haben diese Redensart nicht: bei ihnen bedeutet Laka genau hunderttausend. In der Hofsprache auf Java wird durch Tungill oder eins die einfachste Form, durch Kaleh oder zwei Das ausgedrückt, was mit einem Andern zusammen ist. Das Wort Drei ist sanskritisch. Vier ist Kawan: so heißt ein Büschel Haare, Was auf einen Kollektivbegriff hinweist. Die Etymologie von Gangsal oder fünf ist zweifelhaft. Die Ordinalzahl wird durch Verlängerung der Zahl mit der Partikel ka oder peng gebildet. Die Australier zählen nicht über ihre fünf Finger hinaus.

Raffles, der uns mehrere Einzelheiten über die Arithmetik geliefert hat, belehrt uns, daß die alten Javaner statt der Ort- und Zeitangaben eine symbolische Schrift anwandten, die sie Schandra Sangkala oder das Licht der königlichen Ort- und Zeitangaben nannten. Die zehn Ziffern stellen dar: 1) den Menschen, die Erde; 2) die Augen, das Gesicht; 3) das Feuer; 4) das Wasser; 5) den Wind; 6) die Jahreszeiten; 7) die Berge; 8) die Thiere; 9) die Höhlen, die Thore; 10) das Ende, die Flucht, einen Wagen. Aus diesen zehn Symbolen bildet man emblematische Sentenzen. Wir denken, es wäre nützlich, dieses System zu prüfen: es könnte vielleicht über die Kosmographie und die Moral einiger indischen Völker Aufschluß geben. Denn unseres Dafürhaltens hat Indien die Wissenschaften einerseits nach Egypten, andererseits gegen die Malaienlande ausgebreitet.

57. Maß und Gewicht.

Das kleinste Getreidemaß in Malaienland ist Gagam, d. h. so viel Reis, als in eine hohle Hand geht. Drei Gagams geben ein Poschong, d. h. so Viel, als man mit den hohlen Händen fassen kann. Zwei Poschongs geben ein Gedeng, fünf Gedeng ein Songgo. Das ist in mehreren Provinzen das größte Maß. Das gebräuchlichste Maß ist das Hamat, so Viel als 24 Songgos.

Das ordentliche Flüssigkeitsmaß ist eine Cocosnußschale.

Die Chinesen in Malaienland haben als Gewichtmaß das Tahel, das sehr verschieden ist. Zehn Tahels sind so Viel als ein Kati oder zwanzig Unzen. Hundert Kati's machen ein Pikle oder 125¾ französische Pfunde und 30 Pikles ein Coyan. Dieß sind die gewöhnlichsten Maße

im Verkehr mit den Europäern. Es gibt ein Gewichtsmaß für den Pfeffer: es heißt Bahara. Seine Schwere wechselt auf den verschiedenen Inseln dieses Theils Oceaniens zwischen 396 und 560 Pfund brutto. Um Gold zu wägen, bediente man sich in Sumátra und der Nachbarschaft der Reiskörner, ehe die Fremden ein genaueres Verfahren lehrten. Im Allgemeinen wurden die Bezeichnungen für Maß und Gewicht vom Festland entlehnt. Vierundzwanzig rothe Erbsen mit schwarzer Spitze, Rakat genannt, machen ein Mas, 16 Mas ein Tahel. Das Wort Rakat ist offenbar das Raktika oder Retti der Hindu's, Was ihr Maſcha, wie Tahel ihr Tola oder Tolaka. Ihre Wage, Trazu oder Traju, stammt, wie schon der Name zeigt, aus Westasien. Peſon oder Daſchin wäre aus demselben Grund aus China, gleichwie Kati und Pikle, welche gleichfalls chinesische Benennungen sind.

Die Längenmaße sind weniger genau als die Gewichtmaße. Die Theile des menschlichen Körpers liefern die kleineren Bezeichnungen, z. B. das Schankat ist die Länge eines Menschen von den Füßen bis zum ausgestreckten Ende der Hand. Da wo es keine großen Straßen gibt, wo man eine große Zahl Umwege machen muß und wo die meisten Transporte zu Wasser geschehen, kann man kein scharf bestimmtes Wegmaß haben. Daher rechnet man meist nach Tagreisen, welche ungefähr zwanzig englische Meilen oder acht Stunden betragen mögen. Ein Marsch von 20½ Meilen heißt Unjutan. Nach diesem Marsch machen die Träger Halt. Nicht genauer sind die Flächenmaße. Die Sundas oder Javaner der westlichen Gebirge nennen ein Stück Landes überhaupt Luwak. Sonst wird ein Flächenraum annähernd nach der Arbeit von Büffeln geschätzt.

58. Münzen.

In Palembang, Aschin, Bantam und Scheribon bedient man sich einer Scheidemünze von Zinn, in Form eines unregelmäßigen Plättchens. Es ist in der Mitte durchbrochen und unter dem Namen Piſchis bekannt: 560 Pischis sind gleich einem spanischen Piaster. Sonst hatte man auf Java, insbesondere während des majapathischen Reichs Kupfermünzen mit fantastischen, jezt unverständlichen Figuren.

Die alten Goldmünzen sind in Malaienland selten, nur zweimal hat man Silbermünzen entdeckt. Gleichwohl liefert dieses Land in unsern Tagen den achten Theil des in der ganzen Welt in Umlauf befindlichen Golds und die Diamantminen von Borneo haben trotz ihrer schlechten Bewirthschaftung schon einen Diamant hervorgebracht, welcher der drittgrößte und schönste in der Welt ist. Hätten nicht die Holländer wie die Spanier in Amerika in den Händen unwissender Leute ihren Bergbau gelassen, welche Reichthümer könnten sie aus diesen malaiischen Kolonien schöpfen! Wahrscheinlich wurden die Goldmünzen erst nach Einführung des Islams geprägt, denn sie enthalten arabische Umschriften und die Namen muselmännischer Fürsten. In Aschin, Mangkassar und Kedda heißen die Goldmünzen Mas. In der Provinz Aschin bilden 15 Piſchis ein Mas und dieses hat einen Werth von 18 Franken.

Auf den Philippinen wird nur mit spanischen Piastern bezahlt. In Australien gehen alle englischen Münzen. In mehreren Theilen Polynesiens dienen Wallfischzähne als Scheidemünze.

59. Idiomographie oder von den Sprachen und ihren Dialekten.

Neben den anthropologischen und ethnographischen Eintheilungen Oceaniens ist eine Vergleichung seiner Sprachen eines der sichersten Mittel zur Kenntniß des Ursprungs der Beziehungen der Bevölkerung. Um die Wichtigkeit dieser Studien zu zeigen, mag ein Beispiel genügen. Legobien hat behauptet, die Einwohner der Marianen hätten zur Zeit der Entdeckung durch die Spanier keine Idee von Feuer gehabt. Wie wäre Dieß aber möglich, wenn dieses Volk die Worte Feuer (guafi), Brennen (sonog) ꝛc. in seiner Sprache hat?

Wenn man annimmt, daß die Sprache der Dayas die Mutter der polynesischen sey, so würden ungeachtet ihrer Unähnlichkeiten die taitische, die Tonga-, die Mawi- *) oder neuseeländische Sprache und ebenso die Sprachen von Hauaï, Rotuma und Waihu aus derselben Quelle entspringen. Wirklich habe ich einhundert der nöthigsten polynesischen Worte im Daya gefunden. Die Buguisprache, eine Tochter der Dayasprache und ihre ausgebildetste Mundart, ist die Mutter des Batta von Sumädra, des Holoanischen und des Maindanaischen. Viele Wörter des Tagalischen, des Bissaya, des Ende, des Sumbawua, des Ternati, des Timuri, des Lombok, des Butong, des Salayer und anderer Sprachen sind aus ihr entlehnt. Sie begreift eine gute Zahl Sanskritwörter in sich und wird eingetheilt in das gemeine Bugui und in das alte Bugui, das für die religiösen Schriften bestimmt ist. Sie hat Hieroglyphen aufbewahrt, welche die Beachtung der Philologen verdienen würden.

Wir können die Kindschaft und die Verwandtschaften des Papua nicht nachweisen, weil jedes Bruchstück dieses in Stämme zertheilten Volks sich sein besonderes Kauderwelsch geschaffen hat. Eben so verhält es sich mit den Australiern und diese Bemerkung gilt von den zahllosen Sprachen der zahllosen melanesischen Horden. Doch gibt es in dem Papua von Neu-Guinea mehrere wesentliche Worte, die aus der Sprache der Igoloten von Borneo sind.

Die malaiische Sprache, die verbreitetste von allen, ist auf der Insel Sumädra heimisch und hat sich daselbst vornehmlich in dem Lande Reddak in ihrer Reinheit erhalten. Auch spricht man sie auf allen Küsten der malaiischen Inseln, in einem Theil der Halbinsel Malakka, und Was noch außerordentlicher ist, auf Madagascar in der Nähe der Küsten von Afrika und auf der Insel Formosa bei China und Japan. Sie hat sanskritische, talingische und arabische Wörter aufgenommen. Das Malayu, so sanft als das Italienische und das Portugiesische, ist die Handels- und Geschäftssprache, wie das Hindustani in Indien, das Fränkische in Algier und der Levante und das Französische in Europa. Das Malayu hat das asiatische Festland berührt, sich dem afrikanischen genähert, hat aber nicht in Amerika gelandet, und aus den Sprachen dieser beiden Welttheile sich kein Wort angeeignet. Eben so Viel läßt sich von dem Polynesischen sagen. Die meisten andern Sprachen der Malaienlande und selbst etliche von Polynesien bieten eine Menge malaiischer

*) D'Urville hat diesen Namen vorgeschlagen, weil die fruchtbarste und wichtigste der beiden Inseln, welche Neu-Seeland bilden, die nördliche, bei den Einwohnern Ika na Mawi heißt. So könnte man die Neu-Seeländer Mawier nennen.

Wurzeln, besonders das Bissayische und das Tagalische auf den Philippinen. Aber Zuniga ist sehr im Irrthum, wenn er zwischen dem Tagalischen und den Mundarten der Araucaner in Chili und der Patagonier Aehnlichkeit finden will. Die Schriftsprache der reinen Malaien heißt Dschawi, ein correlatives Wort von Kawi, Was so Viel bedeutet als einen javanischen Gelehrten.

Von Geographen und Philologen ist behauptet worden, daß alle Völker des malaiischen Stamms von Madagascar bis zur Insel Waihu Mundarten einer und derselben Sprache reden. Allein Dem ist nicht also. Das Sunda ist die Sprache der Gebirgsbewohner des westlichen Java, das Madurische ist in Madura üblich. Das Balinische, welches von einer halben Million Menschen in Bali gesprochen wird, ist wenig bekannt, scheint aber mit sanskritischen Worten stark vermischt zu seyn. Das Tidorische, die Mundarten von Guilolo, Timor-Laut, Amboina, Oby, Arru, Salibabo, Buro, Bo, Popo, Kisser, Moa, Sermatta ꝛc. sind allerdings Dialekte des Malayu, dagegen ist das Ternati sehr verschieden und ebenso die Sprachen von Sanguir, Ceram, Saparua, Sumbava, Ende, Timor und Samba oder Sandelbosch, welche eine Anzahl Worte aus dem Bugui geborgt haben. Auf den Gruppen von Sumbava und Timor spricht man mehrere besondere Sprachen. Auf der leztern Gruppe macht Freycinet die Sprache der Vaiquenos im Südwesten und die der Bellos im Nordosten namhaft: er versichert, die 63 Städte und Stämme dieser Insel hätten je ihre eigenen sehr verschiedenen Dialekte. Wenn man in diesen Sprachen sehr oft auf malaiische Wörter stoßt, so kommt es daher, daß dieses unternehmende und gebildete Volk sich fast überall mit den Molukkern vermischt oder ihre Küsten bewohnt. Daher findet man bis nach Polynesien hinein malaiische Wörter, sogar einzeln bei Stämmen der Papuas und den Australiern. Noch auffallender ist, daß fast alle Völker Oceaniens, wie die Malekasser, die Sideianer oder Formosaner und die Malakkanet mit mehr oder weniger Abweichungen die malaiische Zählungsweise haben. Wir fügen hinzu, daß man in der Gebirgsgegend der Halbinsel Malakka nicht mehr die Sprache der Sieger spricht, sondern wie auf der caucasischen Landenge eine große Anzahl Dialekte von ganz anderer Art. Die javanische Sprache ist nach unserer Meinung die Tochter des Bugui, mit einer Mischung von Malayu und Sanskrit. Wie dieses und das Taitische hat sie eine heilige Sprache und noch mehr eine Hofsprache, welche von den Javanern Basa-krima genannt wird. In Polynesien stehen die carolinischen und die marianischen Sprachen in mancherlei Beziehungen zu dem Malayu und dem Tagalischen.

Die Alphabete der Buguis und der Battas haben unter einander die größte Aehnlichkeit, dasjenige der Tagaler ist complicirter. Die grammatikalischen Formen von Taiti und Hawai lassen auf alte Gesittung schließen. In der polynesischen Sprache, die in ihren Wurzeln und ihrer Wortfügung so gut bestimmt ist, erkennt man das System der malaiischen Sprache in seiner einfachsten Erscheinung. Was aber wohl bemerkt zu werden verdient, das Polynesische gleicht nicht sowohl dem Malayu als dem Malekassu und das Tonga, das vielleicht sein polirtester Dialekt ist, hat mehr Gemeinschaft mit dem Tagalischen als mit dem Malayu. Das Malekassu hat in Bezug auf Aussprache und selbst Bezeichnung die überraschendsten Analogien mit allen oceanischen Sprachen, insonderheit der malaiischen, Was die Construction der zusammengesezten und abgeleiteten Worte betrifft. Diese

Sprache hat weder Deklinationen, noch Bestimmungen des Geschlechts, der Einheit und Mehrheit, noch Hauptwörter und Beiwörter. Sie hat Partikeln, die man vor die als Adjektive genommenen Wörter sezt, um die Grade der Vergleichung auszudrücken. Die Namen von Titeln oder Aemtern fangen gewöhnlich mit on oder omp an: diese Sylbe wird dem Wort vorgesezt, welches das Verbum von derselben Bedeutung bildet. Die malekassischen Pronomina sind den unsern ähnlich. Diese Sprache hat ferner keine Conjugation. Die Verba haben nicht Personalendungen, nicht Zeit-, Geschlechts- und Verbindungsformen. Statt derselben hat sie Partikeln und um die Personen anzuzeigen, ist man immer genöthigt, die Pronomina mit den Zeitwörtern zu verknüpfen. Die Zeitwörter theilen sich in aktive oder gegenseitige, in passive, potentielle, imperative und unitive oder solche, welche eine gesellschaftliche Handlung ausdrücken, wie zusammenreisen ꝛc. Dieses Malekassu, welches die ganze Bevölkerung der Insel Malekassar (uneigentlich Madagascar) spricht, ist eine so weiche als harmonische Sprache mit einfachen, aber reichen und sinnigen Formen in ihrer Wortfügung und von doppeltem Interesse für Frankreich, weil es einen Theil dieses schönen Landes besezt hat.

Angenommen also, der ursprüngliche Ausgangspunkt der Polynesier sey auf Borneo zu suchen und bei den Dayas, namentlich Marut- oder Ida-Dayas *) im Norden dieser Insel, so ist die große Schwierigkeit gehoben. So hätten sich eine Sprache und ein großes oceanisches Volk von Borneo verbreitet bis nach Madagascar, 1400 Lieues westlich, wiederum von Borneo nach Waihu (Osterinsel) 2520 Lieues östlich, und von Formosa und Hanal im Norden bis Neu-Seeland 1800 Lieues südlich. Durch Revolutionen, Vermischungen und andere Ursachen mußte natürlich diese daya-polynesische Sprache allerhand Modifikationen erleiden, vornehmlich auf den Marianen und den Carolinen, welche vor Zeiten von den Chinesen und Japanern, vielleicht auch von den Arabern besucht worden sind und die gegenwärtig mit den Tagalern, den Bissayas, den Nukahiviern, den Buguis und den Europäern verkehren. Diese Einwirkungen konnten aber den Ursprung nicht verwischen. Während Balbi meiner Ansicht seine Zustimmung gab, glaubte Lesson die Wiege der Polynesier bei den Mongolen zu finden und d'Urville läßt sie sogar aus Westasien kommen. Andere Gelehrte machen sie zu Abkömmlingen der Hindu's, andere der Amerikaner. Eine zuverläßige Lösung dieser wichtigen Frage wird man wohl so bald nicht erlangen. In Erwartung eines Bessern gebe ich einstweilen dem Leser eine vergleichende Uebersicht von 21 Sprachen Oceaniens. Das Taitische habe ich den Wörterbüchern Forsters und Bougainville's entnommen, das Mawi aus Kendalls Grammatik, das Formosanische und Australische aus Balbi's ethnographischem Atlas. Von dem Daya-Marut, dem Holoanischen, Guap, Ulia oder Gulai und dem Bugui habe ich die Sprachproben aus Oceanien mitgebracht. Die beiden ersten Vocabularien waren bis jezt ungedruckt. Die zwei folgenden enthalten einiges Abweichende von den Chamisso'schen und ebenso das Vocabularium des Bugui von demjenigen bei Sir Stamford Raffles.

*) Die Marut- oder Idasprache wird mit einigen Verschiedenheiten vom Norden bis zum Osten von Borneo und vermuthlich im größten Theil dieses unermeßlichen Landes gesprochen.

Deutsch.	Malaiisch Dschawi. (Schriftsprache.)	Javanische Volkssprache.	Batta.	Moluk. Ternati.	Borneo. Daya. Marut.	Bugui. (Schriftsprache.)	Polyn.	Philippinen. Tagalisch.	Car. Guap oder Yap.
Eins.	Sa.	Sidschi.	Saba.	Rimi.	Uni.	Sadi.	Issa.	Yssa.	Rep.
Zwei.	Dua.	Loro.	Dua.	Romodidi.	Dui.	Dua.	Dana.	Dalawa	Ru.
Drei.	Tiga.	Telu.	Tolu.	Roangi.	Toru.	Telu.	Tulu.	Tat.	Talep.
Vier.	Ampat.	Papat.	Opat.	Raa.	Ampat.	Mpa.	Apat.	Apa.	Emenga
Fünf.	Lima.	Lima.	Lima.	Romatoha.	Rima.	Lima.	Lima.	Lima.	Lahl.
Sechs.	Nam.	Nam.	Anam.	Nara.	Anam.	Mna.	Anam.	Anim.	Hen.
Sieben.	Tudschu.	Pitu.	Pitu.	Tombi.	Pitu.	Pitu.	Pitu.	Pito.	Medelip.
Acht.	Delapan.	Wulu.	Ualu.	Trfkandschi.	Paala.	Harua.	Walu.	Walo.	Merru.
Neun.	Sambelan.	Sanga.	Sia.	Siyu.	Sui.	Hassera.	Siau.	Siyam.	Merep.
Zehn.	Sapulu.	Sa-pulu.	Sa-pulu.	Badschimoi.	Sa-pulu.	Sa-pulu	Sapulu.	Polo.	Ragge.
Bart oder Haar.	Dschengot.	Ulu.	—	—	—	Wuloa.	—	—	Kumi.
Mund.	Mulut.	Schangkam.	—	—	Baba.	Timura.	Babu.	Bibig.	Langasch.
Häuptling oder Edler.	Kapala.	Ratu.	Kapala.	—	Janadi und Radschah.	—	Datu.	—	Tamole
Cocosnuß.	Kalapa.	—	Kalapa.	—	Kalapa.	Kalapa.	—	—	Niu.
Begattung.	Tschuki.	—	—	—	Tschuki.	—	—	—	Ahi.
Frau.	Varan puan.	Ildan.	Boru-boru	—	Bainu.	Makonrei.	—	—	Buhin.
Brodbaumfrucht.	Sukan.	Timbul.	—	—	—	Gomak.	—	Uru.	—
Groß.	Bessar.	Guedé.	Bessar.	—	Bessa.	—	—	—	Polga.
Mensch.	Orang.	Lanang.	Dschalma.	—	Urang.	Urani.	Urang.	—	Rauan
Sprache.	Lidah.	Jlat.	Lida.	—	Lila.	Lila.	Dila.	Lila.	Alaen.
Mond.	Bulan.	Wulan.	Bulan.	Bulan.	Bulan.	Bulang.	Ulaulang.	Buan.	Pul.
Haus.	Rumah.	Umah.	—	—	Rumah.	—	Luma.	—	Naun.
Meer, manchmal Wasser.	Laut.	Segharaguedé.	Ais.	Afi.	Danau.	Ilai.	Ai.	Tubig.	Lao.
Mutter.	Mama.	Biang.	Indu.	Haya.	Ini.	Indunna.	Ina.	Ina.	Langhelin.
Auge.	Mata.	Mata.	—	Tako.	Mata.	Mata.	Mana.	Mata.	Jauteg
Vater.	Bapa.	Bapak.	Ama.	Baba.	Ami.	Ambeni.	Amma.	Ama.	Tamang.
Klein.	Ketschil.	Tschilik.	Ketschil?	—	Kerschi.	—	—	—	Betik.
Pirogue.	Prahu.	Prahu.	Prahu.	Prahu.	Wanka.	Prahu.	Prahu.	Proa.	Bihtemu.
Schwein.	Babi.	Guendgik.	Babi.	Babi.	Babui.	Babi.	Babi.	Babui.	Bua.
Heilig, manchmal verboten.	Kudus.	Kudus.	Kudus.	Kabak.	Habu.	Kudu.	—	—	Penant
Sonne.	Mata.	Sreng'engh.	Matamari	Matahari.	Matananang.	Matafo.	Senang?	Arao.	Al.
Erde.	Tanah.	Tanah.	Tana.	Kaha.	Tanah.	Tana.	Lapa.	Lupa.	Bana.
Kopf.	Kapala.	Andas.	Ulu?	Dopolo.	Takulu.	Ulu.	Alo.	Olo.	Kadu.
Todt oder getödtet.	Bunu und Mati.	Mati.	Bunu.	—	Matu.	Mati.	Mata.	Mata.	Matemal.

Proben.

Schamorro oder Marianisch von Guaham.	Hanai oder Sandwichisch.	Taiti.	Mawi der Neu-Seeländisch.	Papua von Dori.	Neu-Caledonisch.	Australisch in der Umgegend von Sydney.	Tasmanisch.	Malaiisch-asiatisch. Malekkanisch.	Malaiisch-asiatisch. Sideisch oder Formosanisch.
Hatschihai	Kahi.	Tahi.	Tahi.	Oser.	Pa-rai.	Uaglé.	Metann.	Sa.	Sat.
Hughiyei.	Lua.	Rua.	Dua.	Siru.	Pa-ru.	Bula.	Pular.	Dua.	Rauha.
Turghieyfei.	Kolu.	Turu.	Todu.	Kioré.	Par-ghen.	Brui.	Kalarba.	Tiga.	Tauro.
Fatfatai.	Eha.	Raa.	Wa.	Tiaké.	Par-bai.	Karga.	Talkunn.	Ampat.	Hpat.
Limiyai.	Lima.	Hima.	Dima.	Rimé.	Panim.	Blauré.	Brebra.	Lima.	Rima.
Gunmiyai	Ono.	Hono.	Ono.	Uauiné.	Panim-ghi	Blauré-uaglé.	—	Nam.	um.
Fedghiyei.	Hitu.	Hiddu.	Witu.	Fiké.	Panim Ru	Blauré-bola	—	Tudschu.	Pitto.
Guarghiyai.	Naru.	Uaru.	Wadu.	Uaté.	Panim-Ghen.	Blauré-brui	—	Delapan.	Kauihpa.
Sighiyai.	Iva.	Hiva.	Iwa.	Sihu.	Panim-bai	Blauré-karga.	—	Sambelan	Matauda
Manutai.	Umi?	Huru.	Ngaudu	Samsur.	Pa-zunik.	—	—	Sapulu.	Kitti.
Atschai.	Umi.	Umi.	Pai e au	Suabur.	Pun-wang	—	Kidé.	Dschengot.	
Patschud.	Waha	Waha.	Waha.	Suamberi	Nu-anya.	Karga.	Mona.	Mulut.	Montaus
Schamorro	Arihi.	Arihi.	Ariki.	Radschah.	Alighi.	—	—	Kapala.	—
Nidschu.	Niau.	Niahu.	—	Seri.	Nu.	—	—	Kalapa.	—
—	—	Ahi.	Ahi.	Uki.	—	—	Drugué.	Tschuki.	—
Palanan.	Wahiné.	Wahiné	Wahiné	Bihuné.	Tama.	—	Lubra.	Paranpuan.	—
Lemmai.	—	Uru.	—	—	—	—	—	Sukan.	—
Dankulu.	Nui.	Rai.	Nui.	Mias.	—	—	Elbenia.	Bessar.	—
Nanan.	Tangata.	Tahata	Tanata.	Sunuman.	Ait.	—	Louduen.	Orang.	—
Hula.	Neru.	—	Arero.	Kaprembi	—	Tallang.	Guenerueru.	Lidah.	Dadila.
Pulan.	Marama.	Marama.	Marama	Paik.	Malok.	Yenadah.	Tegura.	Bulan.	Baural.
Guma.	Hare.	Waré.	Waré.	Rum.	Uma.	—	—	Rumah.	—
Tahssi.	Tai.	Tai.	Tai.	Massena.	Dallai.	Bado.	Legana.	Laut.	Rataum.
Fumagrago.	Tai.	Tai.	Tai.	Lai.	—	Wianna.	Blemana.	Mama.	Rina.
Mata.	Mata	Mata.	Kanohi.	Roben.	—	Mi.	Elpina.	Mata.	Matta.
Lumilis.	Medua.	Medua	Matua.	Mangra.	—	Bianna.	Nimermena.	Bapa.	Ama.
Dikiki.	Iti.	Iti.	Iti.	—	—	—	Bodenevued.	Ketehil.	—
Proa.	Baha.	Baha.	Waka.	Ua.	Ti-wagga?	Maragan.	—	Prahu.	—
Babué.	—	Puhan.	—	Baien.	—	—	—	Babi.	—
—	Tabu.	Tabu.	Tapu.	—	—	—	—	Kudus.	—
Addau.	Ra.	Ra.	Raß.	Ori.	At.	Coing.	Tegura?	Mata.	Uai.
Tano.	Hena.	Henua.	Wenua.	Sabru.	Haiap.	Permul.	—	Tanah.	Nai.
Ilu.	Poho.	Upoho.	Kadu.	Bumberi.	—	Caberra.	Elura.	Kapala.	Bungo.
Matai.	—	Maté.	Madu.	Muapi.	Hallik.	—	Kragbaga.	Bunu und Mati.	Ka-Patei

40. Literatur.

Die oceanischen Völker besitzen meines Wissens keine Abhandlungen über die Wissenschaften, aber die Javaner, die Malaien, die Tagaler und besonders die Buguis haben einige Begriffe von Astronomie. Sie kennen die Planeten und ihren Lauf, den Sirius, Orion, das Skorpionherz und den großen Bären und richten sich nach den Sternen bei ihrer Schifffahrt. Die Mangkassars bezeichnen ihre Mondsmonate mit den durch ihre Religion geheiligten arabischen Namen. Die Buguis theilen ihr Sonnenjahr von 365 Tagen in 12 Monate: sie beginnen es mit dem 16 Mai. Sie haben eine große Anzahl Werke über Geschichte, Religion und Gesetze, Uebertragungen aus dem Arabischen, Malaiischen und Javanischen, Erzählungen und historische Gesänge, Galigas genannt und auf Volkssagen gegründet. Mehrere dieser Gesänge feiern die Thaten Sauira-Gadings, des ersten Oberhaupts der Staaten von Luvu, der seine Eroberungen bis in die Meerenge von Malakka ausgedehnt hatte. Die Gesetzbücher von Uadschu, Boni, Mangkasara und Mandhar genießen eines verdienten Rufes in den Malaienlanden: mehrere ihrer Verordnungen wurden von den malaiischen und javanischen Fürsten angenommen. Die javanische Literatur ist reicher als die buguiische, aber nur an Uebersetzungen: Was daher kommt, daß Java zu drei verschiedenen Malen ein großes Reich war, während Celebes noch jezt in mehrere oft feindselige kleine Staaten getheilt ist. Da gibt es Romane, unter anderen die fabelhafte Erzählung von dem unglücklichen Pandschi; Apologen, aus dem Sanskrit übersezt; Lieder und Stücke alter einheimischer Poesie; Paraphrasen der zwei großen epischen Gedichte Indiens, des Mahabhârata von Viâsa und des Ramâyna von Valmiki. Die Tagaler und die Bissayas haben einige schwache Uebersetzungen religiöser spanischer Dramen und einige Gesänge.

Wir theilen zehn Belege mit: nämlich vier aus der javanischen Literatur und ein Fragment eines celebischen Gedichts; ein Pantun von den Einwohnern der holoanischen Insel Rienzi; ein buguiisches Lied; ein Kriegs- und Seelied von den Carolinen; eine tagalische Romanze aus Luçon; ein Trauerlied einer Frau aus Hauaï. Die javanischen Bruchstücke sind aus den Schriften von Raffles und Crawfurd. Die andern, mit Ausnahme des hauaiischen und caroliniischen, welches leztere wir jedoch nicht ganz so geben wie Chamisso, erscheinen zum ersten Mal in einer europäischen Sprache.

Das Brata-Yudha, von welchem der Radscha von Blelling auf der Insel Bali die vollständigste Handschrift besizt, ist ein episches Gedicht von Pusêda, bestehend aus 719 Stanzen von verschiedenen Rhythmen. Es wurde verfaßt im Kawi ums Jahr 784 nach Christus, nach Andern ums Jahr 1167. Dieses Werk enthält Schönheiten, die es den großen Kompositionen unserer alten und neuen klassischen Literatur an die Seite setzen. Obgleich die Javaner nicht das Mindeste von unsern großen abendländischen Dichtern wissen, so hat dieser heilige Krieg Stanzen, die ganz homerisch, shakspearisch oder miltonisch sind. Die Schilderung des Zugs der Kinder Pandu's, der Schmerz Ardschuna's *) in dem Augenblick, wo dieser

*) Einer der fünf Söhne Pandu's, Königs von Astina.

held wider sein eigenes Geschlecht streiten soll, die Episode von der Wittwe von Salia von dem Traum an, der ihr das Verhängniß ihres Gatten verkündet, bis zu ihrer Wiedervereinigung im Himmel — sind von höchstem poetischem Werth. Hier ist eine Stelle: »Da läßt Krischna *) freien Lauf seinem Zorn: es kocht in seinem Busen, gährt wild. Er erhebt sich furchtbar, strahlend, dem allmächtigen Wischnu ähnlich. Sein Anblick vereinigt die Kräfte der drei Gewalten und der drei Welten. Vier Arme gehen aus zwei Schultern, auf ihnen erstehen drei Köpfe und drei Augenpaare. Macht und Herrlichkeit jedes Gottes sind offenbar in seiner Person. Sein Leib wächst, seine Brust stoßt ein Gebrüll aus, schrecklich wie die Stimme des Löwen. Da bebt die Erde in ihren Grundfesten, die Gipfel der Berge wanken und bersten. Die Wogen des Meers steigen empor wie die höchsten Hügel, öffnen gähnende Schlünde. Die Ungeheuer des Abgrunds werden ausgeworfen ans Gestade. Alsbald ergreift Bangigkeit das Herz der Kurawas **). Sie sind unbeweglich und schweigsam. Ihr Antlitz ist bleich, verwirrt. Kerna selbst ist wie versteinert. Suyudana und Yuyutsa fallen nieder vor Entsetzen: man glaubt sie entseelt und willenlos. Druna und Bisma und der gute Pandita Narada heben an zu beten und streuen wohlriechende Blumen dem Gott. Sie sprechen: Bist Du nicht der Gott des Tages? So sey nicht der Gott der Zerstörung. Habe Erbarmen mit dieser Welt und ihren Geschöpfen!«

Das klassische Werk Manek-maya, welches die Mythologie der Javaner enthält, ist mit der Einfachheit und manchmal der Erhabenheit des biblischen Styls geschrieben. Abgesehen von einigen Abentenerlichkeiten, findet man darin Beschreibungen, die sich mit dem Schönsten vergleichen lassen, Was die griechische Mythologie hervorgebracht hat. Die beiden Gedichte, das Prata-Yudha und das Manek-Maya, zeigen uns den Kontrast des Hofs der Könige und der ländlichen Einfalt der ersten Bewohner Java's, wie sie als Volksgemeinde auf dem östlichen Theil dieser Insel lebten. Diese Mythen sind ein Beweis, daß der menschliche Geist denselben progressiven Gang befolgt hat jenseits der Linie wie in unsern westlichen Landen. In dem Manek-Maya liest man: »Ehe Himmel und Erde geschaffen wurden, war Sang-yang-wisesa †). Dieser Gott war gestellt in die Mitte der Welt: er begehrte innerlich, der oberste Ordner möchte ihm einen Wunsch erfüllen. Alsbald stießen zusammen die Elemente und mitten daraus hörte er Töne, gleich den raschen Schlägen einer Glocke. Er richtete die Augen auf: da sah er eine Kugel schweben über seinem Haupt und er nahm sie und trennte sie in drei Theile. Ein Theil wurde Himmel und Erde, ein anderer Theil Sonne und Mond und der dritte wurde der Mensch oder Manek-maya. Als Sang-yang-wisesa's Wille erfüllt war, da wollte er sprechen zu Manek-maya und sagte zu ihm: Du wirst genannt werden Sang-yang-guru. Ich vertraue Dir ganz und gar. Ich gebe Dir die Erde und Was dazu gehört, auf daß Du sie braucheſt und damit schalteſt nach Deinem Wohlgefallen. Nach diesen Worten war der Allmächtige verschwunden.«

*) Der incarnirte Dewo.
**) Söhne Dreſtarata's, Königs von Astina.
†) Ein Heiliger und auch ein Gesetzherr.
††) Der Allmächtige.

Ein Werk von hohem Alterthum ist auch das Jaya-langkara. Es enthält das Bild eines vollendeten Javaners, wie er sich äußerlich trägt und wie er moralisch seyn soll. »Ein Jüngling von ausgezeichnetem Stand wird daran erkannt, daß sein Herz ruhig und sein Geist geordnet ist; daß er seine Leidenschaften beherrscht und, wenn es seyn muß, schweigen kann; daß er nie eine Lüge sagt; daß ihm vor dem Tod nicht bangt; daß er sich frei hält von Stolz und mit frommer Liebe dem Unglücklichen beispringt; daß er, Was er beginnt, rasch ausführt und die Absichten Anderer mild durchdringt; daß er stets behutsam, rüstig und verständig handelt. Wenn er einen unterrichteten Mann trifft, so wird er sich an ihn hängen als einen Freund und nicht von ihm lassen, bevor er Alles gelernt hat, was er von ihm lernen kann. So lang er lebt, soll er nach Wissenschaft dürsten. Seine Sprache sey sanft und gebildet, sein Antlitz und seine Gestalt ohne Fehler, seine Miene freundlich wie die Miene Batarra-Asmara's, des Gottes der Liebe, wenn er auf Erden niedersteigt. Und wenn man ihn ansieht, soll der Gedanke entstehen: wie wird er groß seyn im Krieg! Er wird ein Schelana-schindi tragen mit einem dunkelgrünen Dodot. Sein Gürtel wird seyn von Gold. Sein Kris wird eine Scheide haben von Satrian und einen Griff von Tung-Gaksmi. Das Sumping *) wird von Gold seyn und nach der Weise von Sureng-Peti**), und am Daumen der rechten Hand wird ein goldener Ring stecken.«

Man vernehme, wie ein alter javanischer Dichter seine Huldin besingt: »Herrlich ist Dein Angesicht, o Jungfrau, die ich liebe! So glänzt der Mond, aber dieser Mond verdunkelt die Sonne, er hat ihre Strahlen entwendet. Wo ist ein Pinsel, der ihre Schönheit malet? Wo ist ein Tadler, der ein Gebrechen entdeckte an ihrer Gestalt? Ihre Haare, wenn sie nicht aufgebunden sind, fallen zu ihren Füßen nieder in schwarzen wallenden Locken. Ihre Brauen sind gleich zwei Blättern des Baumes Imbo. Zwei funkelnde Sterne sind ihre Augen, sie hat eine Adlersnase, zwei wohlgesetzte Reihen schwarzer, glänzender Zähne, Lippen gleich der frischen Rinde des Mangustan ***), Wangen von der Form des Durian †). Ihre Brüste sind zwei Bälle, die sich gegen einander neigen. Ihre Arme sind wie ein Bogen. Ihre Finger, lang und biegsam, gleichen den Disteln des Waldes, ihre Nägel Perlen. Ihre Haut ist von blendendem Gelb, ähnlich dem gediegenen Gold, ehe es die Wirkung des Feuers erfahren hat. Ihr Fuß ist abgeplattet auf der Erde, ihr Gang majestätisch wie eines Elephanten. Diese bezaubernde Schönheit hatte sich geschmückt mit einer Schindi-patola von grüner Farbe und ihren Leib umfing ein goldener Gürtel. An ihren Fingern waren Ringe, Erzeugnisse des Meers. Ihre Ohrengehenke waren Smaragde, umgeben von Rubinen und Diamanten, und eine Steckнadel, verziert mit Rubinen und gefaßt in Gold und Smaragden, befestigte ihr Haar. Ihr Halsband war geformt aus sieben Edelsteinen. Sie war durchduftet von köstlichen Salben, die gemischt waren mit solcher Kunst, daß der feinste Kenner die einzelnen Wohlgerüche nicht von einander unterschied.«

Die folgenden Poesien sind für die Völker, denen sie angehören, charakteristisch. Zuvörderst eine Stelle voll Feuer und Energie aus einem

*) Eine Art künstlicher Blume, die über die Ohren hängt.
**) Tapfer im Tod.
***) Ein Roth, das ins Braune sticht.
†) Eine gerundete Frucht.

celebischen Dichter: »Wenn die ganze Welt Dich haßte, doch würde ich Dich lieben, immer lieben. Mein Herz bliebe unwandelbar und wenn es zwei Sonnen gäbe am Firmament. Versenke Dich in die Erde, gehe mitten durchs Feuer, ich werde Dir folgen. Ich bin Du und Du bist ich, kein Schicksal kann uns trennen. Möge uns Gott zumal wegraffen: Dein Sterben wäre mein Tod. Die Augenblicke an Deiner Seite sind mir kostbarer als wenn ich in den glückseligen Gefilden ginge. Wärest Du mir böse, stießest mich von Dir, ich würde nicht aufhören, Dich zu lieben. Nur Dein Bild malt sich auf dem Auge meiner Gedanken. Ob ich schlafe oder wache, immer seh ich Dich, rede ich mit Dir. Wenn ich den lezten Athem aushauche, so sage nicht, daß ich sterbe durch gemeines Verhängniß, sage, daß ich sterbe aus Liebe zu Dir. Unvergleichliche Wonne, wenn der Spiegel der Phantasie mir meine Liebe zaubert! Bin ich auch ferne von der Heimath, von Dir so ferne, daß mir graut, meiner Seele bist Du nahe. Im Schlaf suche, finde ich Dich ꝛc.«

Auf der Insel Rienzi im Archipel von Holo hörte ich dieses Liedchen trillern:

Da sitz' ich und spiele, spiele
Auf einer Schalmei im Wald.
Ich spiele und warte, warte:
Sag', warum kommst Du nicht bald *)?

Ein buguiisches Lied feiert die beständige Liebe. Eine Frau ist es, welche spricht:

Brani, o mein theurer Brani,
Bin auf steilen Berg gestiegen,
Bin gefolgt mit meinen Augen
Deinen Pfaden, da Du schiedest.
Utara, der Stürme Vater,
Läßt die wilden Winde toben.
Meine Seele ist in Aengsten,
Weiß nicht, ob Du bist geborgen.
Täglich brüllt die Meereswoge,
Die die große Ländermutter
Kalamatau wälzt herüber,
Und Du schiffst, ein kecker Kaufmann,
Weit und weiter von der Heimath,
Wo im Gold der Morgensonne
Tanna Papua's **) Berge strahlen.
Um die Schultern wallt der Sabok ***),
Den Du trugest, den Du gabest
Mir zu werthem Angedenken.
Süßes Pfand! Geliebter Flüchtling,
Bleib mir treu! Ach, meine Liebe
Schwebt um Dich am fernsten Strande.

Das Folgende ist ein Liebesgruß eines Fremden an eine Gadise †) aus dem Lande der Dayas auf Borneo: »Komm, holde Gadise! Komm

*) Ambo jugo burra, bansi, bansi;
Dudu dibawa batang
Ambo jugo, me nanti, me nanti
Manapo lida datang.

**) Neu-Guinea.
***) Schürze.
†) Ein junges Mädchen.

heute Abend in das Balley *), ich bin Dir ja kein Fremdling, holde Gadiſe. Deine Arme ſind mein Vaterland. Du wirſt mir die Büchſe mit Siri reichen, Du wirſt die Katingangs **) erklingen laſſen, mein Ohr wird begierig lauſchen. Du wirſt Deine zärtlich ſchmachtenden Blicke heften auf meine Augen, die Deine Reize verſchlingen. Du wirſt tanzen unter Deinen Geſpielinnen mit der Anmuth voll Luſt, die Dich überall begleitet. Du wirſt das Salindani ***) um Deine Schultern werfen, Du wirſt es falten mit leichter Hand in hunderterlei Weiſen, und jedesmal wird man von Neuem Deine zierlichen Formen bewundern. Ich werde Dir das Kipaß ****) bringen und das Kiatſcha †), die ich von dem Tſchina ††) und dem Serani †††) habe: ſie ſind Dir verſprochen. Laß uns dann ein Seramba ††††) ſingen, damit wir ſehen, Wer von uns Beiden den Ausdruck der Liebe am beſten verſteht. Nun, Wer wird es ſeyn? Der ſie am beſten fühlt! Dieſen Abend, holde Gadiſe! Holde Gadiſe, dieſen Abend!«

In einem See- und Kriegslied der Carolinen ſpricht das am Ufer verſammelte Volk:

Unſer Hauptmann befiehlt, die Segel zu ſchwellen.
Sorgt, daß wir nicht an den Klippen zerſchellen.

Die Mannſchaft:

Das Land iſt verſchwunden, o ſeht, o ſeht,
Wie die Ebbe, die Ebbe niedergeht!

Der Hauptmann:

Haltet zuſammen den Lauf der Pirogen,
Wehret vom Bord den Sturz der Wogen.
Friſch an das Steuer und fahret gut!

Mannſchaft:

Friſch an das Steuer, wir fahren gut!

Volk am Ufer:

Schon entführt ſie vor uns die Fluth.

Ein tagaliſches Liedchen von der Inſel Luçon lautet ungefähr alſo:

Was ſoll ich allein,
Getrennt von Dir?
Ach, Alles macht mir Pein!
Ich Arme, Was wird aus mir!
Die Wälder, ſo lachend
Vor dem Abſchiedsſchmerz,
Wie ſind ſie ſo öde,
So öde wie mein Herz!
Was ſoll ich allein,
Getrennt von Dir!
Ach, Alles macht mir Pein!
Ich Arme, Was wird aus mir!

---

*) Ein großes Haus zum Beherbergen der Fremden und zu Feſten.
**) Kleine Gonggongs, eine Art Glöckchen, die auf einem Reif befeſtigt ſind. Sie geben einen lieblichen Klang.
***) Schärpe. Der Tanz iſt anmuthig wie der Shawltanz.
****) Fächer.
†) Spiegel.
††) Chineſe.
†††) Chriſt.
††††) Eine Art Wechſelgeſang wie das Pantun und das Sayar.

Zum Beschluß ein hauaïischer Trauergesang *). Eine Frau bricht auf dem Grab des berühmten Kiau-Moku, Beherrschers von Mawi, in diese Klage aus:

Wehe! Wehe! Verblichen ist mein Haupt!
Todt ist mein Herr und mein Freund!
Mein Freund in der Zeit des Hungers!
Mein Freund in der Zeit der Dürre!
Mein Freund in meiner Armuth!
Mein Freund in Regen und Wind!
Mein Freund in der Hitz' und der Sonne!
Mein Freund im Frost des Gebirgs!
Mein Freund im Ungewitter!
Mein Freund am stillen Tage!
Mein Freund auf den acht Meeren!
Wehe! Wehe! Hingegangen ist mein Freund
Und nimmer kehrt er wieder!

12. Musik.

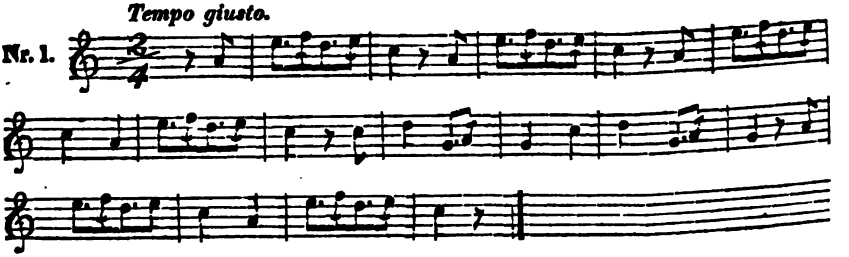
Alle Völker Oceaniens, gebildete und wilde, sind leidenschaftliche Liebhaber der Musik. Am meisten Fortschritte hat sie auf Java gemacht: denn die Bewohner der Philippinen, welche diese Kunst angenommen haben von den Spaniern oder den Creolen aus Mexico und Peru, die in Manila ansäßig sind, rechnen wir nicht. Um eine Idee von der Musik dieser Oceanier zu geben, theilen wir zwölf Stücke mit: eins aus Celebes und eines aus Java; eins von den Chinesen im Norden Borneo's; eins aus Zamboanga auf der Insel Mandanao; eine Tanzweise aus Hauaï; einen Gesang aus der Insel Guap im Archipel der Carolinen; eine Weise von den Marianen; eine von Guaham in Polynesien; einen Todesgesang aus Haiti; eine Weise von den Papuas auf Neu-Guinea; eine von den Eingebornen der Insel Traman, der südlichsten der Arugruppe; eine australische Weise von den Wilden in Aruheimsland. Wir haben diese Musikalien selbst auf Noten gesezt. Sie erscheinen außer dem javanischen, hauaïischen und guapischen Stück zum ersten Mal im Druck. Das Leztere ist indeß nicht ganz wie bei Choris. Mehrere dieser Melodien sind ziemlich angenehm, die von Zamboanga kann unsern artigsten Romanzen an die Seite gestellt werden.

*) Nach der englischen Uebersetzung des Missionärs Ellis.

Weiſe der Buggis auf der Inſel Celebes.

Tempo giusto.

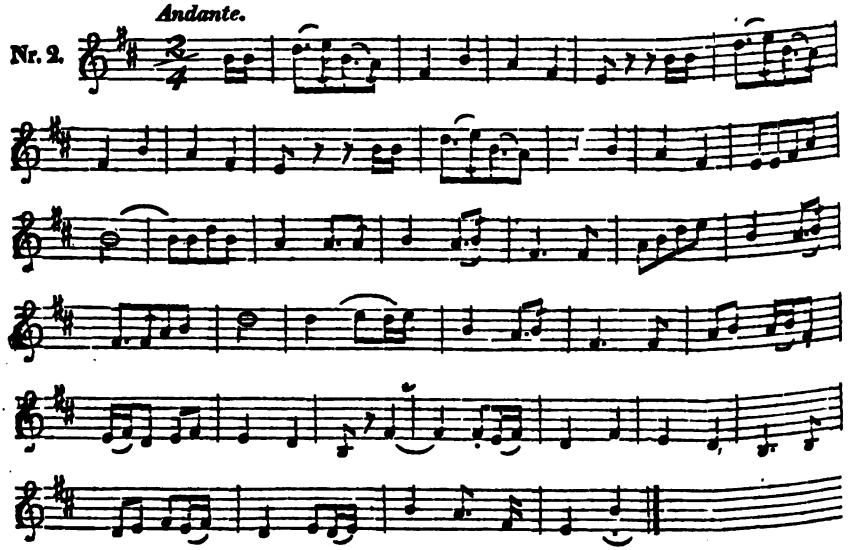
Nr. 1.



Kubayung. — Der Gefangene. Javaniſche Weiſe.

Andante.

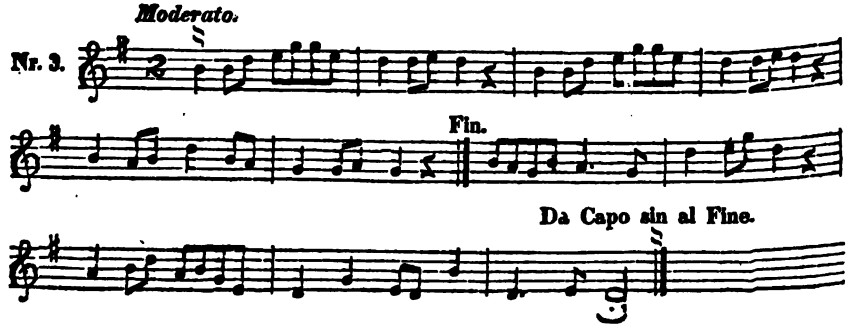
Nr. 2.



Tſin-Sa. — Weiſe der Chineſen auf Borneo.

Moderato.

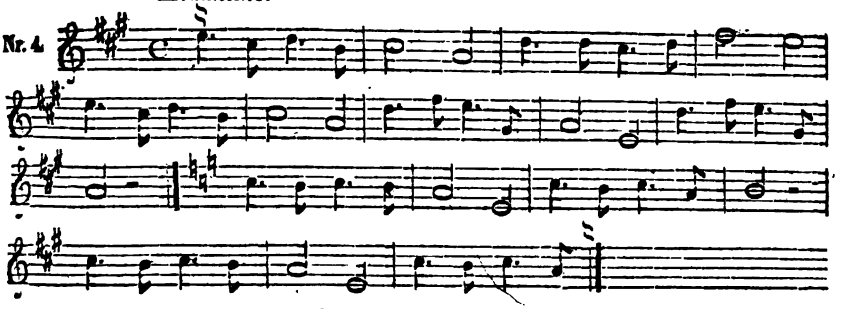
Nr. 3.



Gesang einer spanischen Mestizin von Zamboanga.

Andantino.

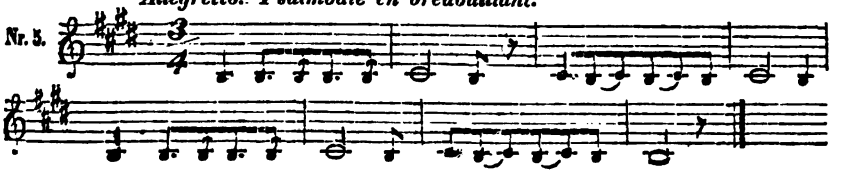
Nr. 4.



Hawaïische Weise.

Allegretto. Psalmodié en bredouillant.

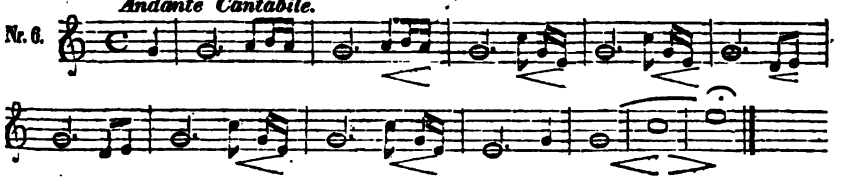
Nr. 5.



Guapsche Weise.

Andante Cantabile.

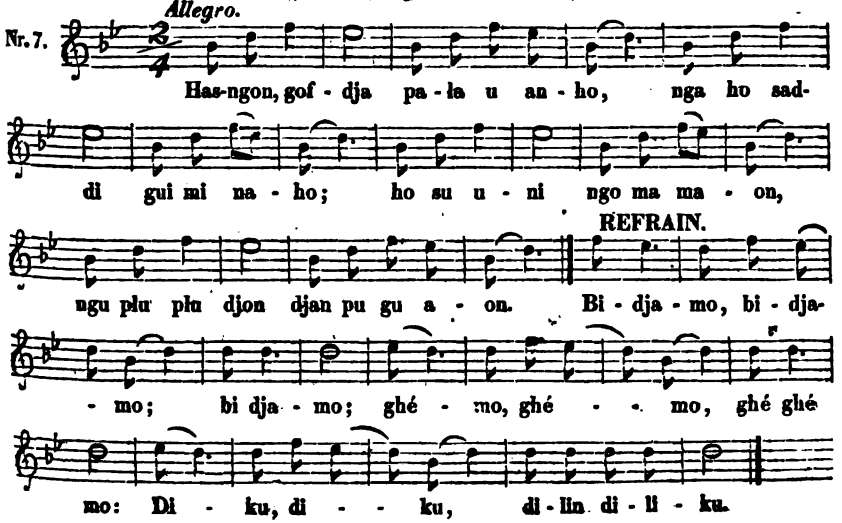
Nr. 6.



Komischer Gesang der Marianesen.

Allegro.

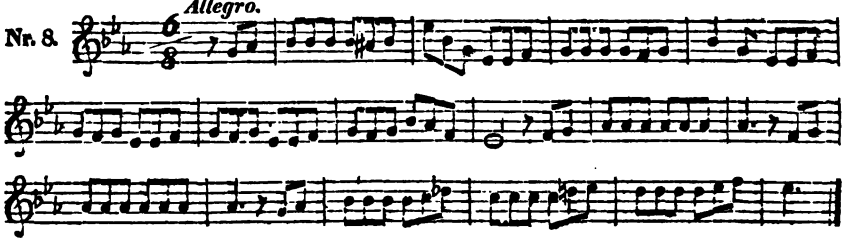
Nr. 7.



Originalweiſe des Ballets Montezuma's,
weiland üblich in Mexico, jetzt in Guaham.

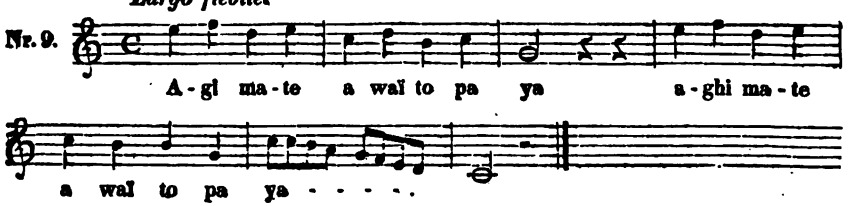
♩ = Nr. I. 88 des Metronom.

Nr. 8. *Allegro.*



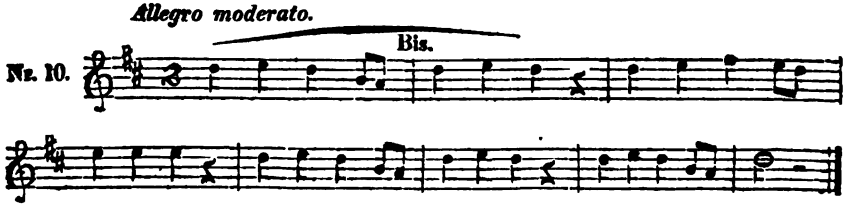
Taitiſche Trauerweiſe.

Nr. 9. *Largo flebile.*



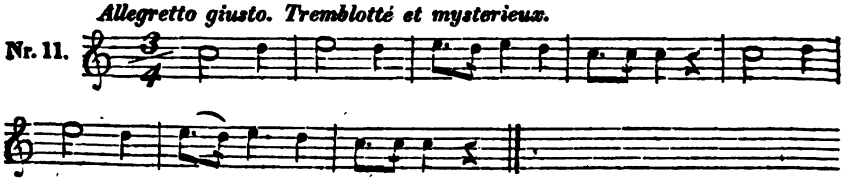
Weiſe der Papuas auf Neu-Guinea.

Nr. 10. *Allegro moderato.*



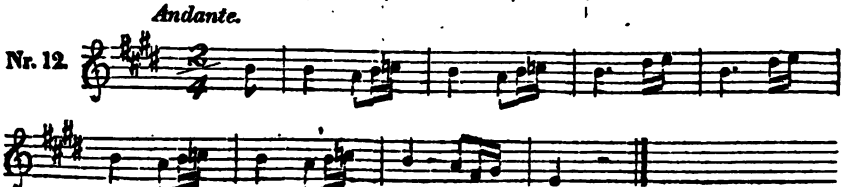
Weiſe der Eingebornen auf Traman.

Nr. 11. *Allegretto giusto. Tremblotté et mystérieux.*



Auſtraliſche Weiſe aus Arnheims-Land.

Nr. 12. *Andante.*



43. Musikalische Instrumente *).

Mit Ausnahme der Flöte und der Rababs kommen die meisten musikalischen Instrumente der Malaien von den Chinesen oder aus Europa. Die Polynesier und die Papuas besitzen die Syrinx. Die Javaner sind reicher. Sie spielen mehrere Blas-, Saiten- und Schlaginstrumente, die theils aus Indien und China geborgt, theils in Java erfunden worden sind **).

Unter den Blasinstrumenten ist das roheste dasjenige, welches man Angklung nennt. Es ist bei den Gebirgsbewohnern des westlichen Theils von Java im Brauch. Es besteht aus Bambusrohren: diese sind geschnitten wie Orgelpfeifen, deren Töne allmälig steigen, und an einer Latte befestigt. Man sieht oft Truppen von 40 bis 50, die mit einander dieses Instrument spielen und tanzen. Auf der Insel Bali ist ein Instrument, das viel Aehnlichkeit mit der Querflöte und einen scharfen Ton hat wie das Klarinett. Es ist vier englische Fuß lang: vier bis fünf Personen spielen zusammen. Eine andere Flöte ist das Suling gleichwie das Serdum. Bei den Malaien wird dieses Instrument allein gespielt. Die Perser und die Europäer haben die Trompete eingeführt: sie hat den Namen Nafiri oder Salompret. Das Sruni scheint eine Art Hoboe oder Trompete zu seyn: es kommt in den Romanen vor.

Es gibt drei Saiteninstrumente. Das Schalempung, mit zehn bis fünfzehn Saiten, wird wie die Harfe gespielt. Das Trawangsa gleicht einer Guitarre: es ist bei den Gebirgsbewohnern von Sunda, auf Java gebräuchlich. Das Rabab ***), ein aus Persien gebrachtes Instrument, ist eine kleine Geige mit zwei Seiten, wird mit einem Bogen bestrichen und hat eine vollkommene Tonangebung. Die javanischen Orchesterführer spielen das Rabab.

Die Schlaginstrumente sind zahlreich. Die Trommel ist unter mehreren Namen bekannt. Außer etlichen Arten von einheimischer Erfindung, gibt es deren, die arabischen und europäischen Ursprungs sind. Ein Instrument, das sich der Trommel am meisten nähert, ist das Gong, ein allen Sprachen der Malaienlande gemeinschaftlicher Namen. Das Gong scheint aus China zu seyn: es wird aus einer Zusammensetzung von Kupfer, Zink und Zinn verfertigt. Es hat vier bis fünf Fuß im Durchmesser und wird gewöhnlich an einem reichen Gestell aufgehängt. Der Hammer ist mit elastischem Gummi überzogen. Niemand kann sich eine Vorstellung machen von der Kraft und Schönheit der Töne, die man diesem Instrument entlockt. In den großen Orchestern Deutschlands, Frankreichs und Italiens wäre dieses Instrument vom gewaltigsten Effekt, aber in einem malaiischen oder chinesischen Orchester thun Einem die Ohren weh †). Das Kentuk und das Kampul sind Gongs in verjüngtem Maßstab. Das Kromo oder Bonang ist eine Folge kleiner Gefäße oder Gongs, aufgereiht auf zwei Linien in einem Rahmen. Es hat einen hellen Klang, seine Tonangebung ist vollkommen. Das Gambang oder Staccado hat einige Unterarten. Das

*) Wir glauben, nichts Besseres thun zu können, als daß wir aus dem raffles'schen Werk die beiden Kapitel über die musikalischen Instrumente und das Theater ausziehen.

**) S. Blatt 15.

***) Im Portugiesischen heißt die Geige Rabeca. Wahrscheinlich ein Wort, das aus dem Persischen oder Arabischen abstammt.

†) S. Blatt 15.

Gambang-Kayu ist gebildet aus mehreren Stäben oder Tasten von sonorem Holz von verschiedener Länge auf einem hölzernen Kasten. Es wird mit einem Hammer geschlagen. Sind die Tasten von Metall, so heißt das Instrument Gander.

Diese Instrumente gehören zu einem Orchester. Das Wort Gamalan bezeichnet eine musikalische Ausführung. Es gibt deren sieben: die erste, Manggang, ist die einfachste und die älteste. Man bedient sich ihrer bei Festzügen. Sie wird wegen ihres Mangels an Harmonie bisweilen im Spott Gamalan kodok ugorek oder Frösch- und Krötengesang genannt. Die Salendro ist die vollkommenste musikalische Ausführung auf Java: es ist eine Symphonie von mehreren Instumenten mit derselben Zahl Noten. Die Pelak ist von der Salendro dadurch unterschieden, daß sie Instrumente vereinigt, die auf eine kleinere Zahl Noten beschränkt sind und daß sie sehr scharfe Intonationen hat. Die Miring ist wieder verschieden von der Salendro und der Pelak. Diese drei leztern Arten dienen zur Begleitung von theatralischen Vorstellungen. Der Gamalan schoro Bali oder der Musik nach der Weise von Bali fehlt das Rabab oder die Geige. Sonst gleicht sie der Salendro. Die Sakaten hat eine größere Zahl Instrumente als die Pelak. Sie wird nur vor dem Monarchen oder bei feierlichen Gelegenheiten gespielt. Die Srunen ist kriegerische Musik: zu ihr kommen Trompeten und andere Blasinstrumente.

44. Theater.

Es gibt zwei Arten von dramatischer Komposition: das Topeng, dessen Personen maskirte Menschen sind, und das Wayang, das durch Schatten und Marionetten dargestellt wird.

Die Gegenstände des Topeng werden in der Regel aus den Abenteuern Pandschi's, des javanischen Lieblingshelden, geschöpft. Finden die Aufführungen vor dem Fürsten Statt, so tragen die Schauspieler keine Larven und sagen selbst ihre Rollen her. Außerdem pflegt der Dalang oder die Hauptperson den Dialog zu sprechen und die andern Personen zeigen die Scenen bloß durch ihr Geberdenspiel. Die Musik der Gamalan wechselt in ihrem Ausdruck nach der Beschaffenheit der Handlung und den verschiedenen Empfindungen, von welchen die Schauspieler beseelt sind. Diese sind prächtig gekleidet nach altem Kostüm. Liebe und Krieg sind die Vorwürfe aller Stücke. Kämpfe zwischen den Hauptleuten machen oft den Beschluß und gleichen unsern Balleten. Die Stücke ohne Masken haben mehr Vollendung als die andern. Ein Topeng besteht gewöhnlich außer dem Dalang aus zehn Personen: vier spielen die Gamalan, sechs sind eigentliche Schauspieler. Oft werden auch Possen gegeben: ein Hund, ein Affe, ein Tölpel belustigen das Publikum. Eine Art Pantomime heißt Barung 'an: die Personen treten in der Verkleidung wilder Thiere auf und stellen Kämpfe dar. Diese Unterhaltung hat Gong und Trommel zur Begleitung.

Die Wayangs oder Schattenspiele werden meist den ersten Zeiten der javanischen Geschichte vor der Zerstörung des Reiches Majapahit entnommen. Die Figuren*) haben achtzehn Zoll bis zwei Fuß Höhe, sind von Büffelleder,

*) S. Blatt 16.

mit vieler Sorgfalt gezeichnet und ausgearbeitet, meist grotesk, mit unmäßig langen Nasen. Diese Figuren sind durch einen Nagel von Horn festgemacht. Sie haben ein Stück Horn in jeder Hand, um sie in Bewegung zu setzen. Ein weißer Zeug, in Gestalt eines Vorhangs, ist vor den Zuschauern auf einem 10 bis 12 Fuß langen und 5 Fuß hohen Rahmen ausgespannt, der durch eine dahinter aufgehängte Lampe Durchsichtigkeit erhält. Die Gamalan beginnt die Vorstellung: die Figuren führen die Scene auf und der Dalang spricht den Dialog. Man hat drei Arten von Wayang: das Wayang-purwa, das Wayang-gedok und das Wayang-klitik. In dem ersten sind die Gegenstände aus dem höchsten Alterthum, aus der Mythologie vor der Regierung Parikisit's und bis auf diesen Fürsten. Die Götter, die Halbgötter und die Helden Java's und Indiens erscheinen auf der Bühne nach den Dichtungen von Rama und Mintaraga: die Neue Ardschuna's auf dem Berg Indra und das Prata-yudha oder der Krieg von Pandawa. Der Dalang spricht zuvörderst einige Verse im Kawi, die er für die Ungelehrten dolmetscht. Die Schauspieler treten hinter den Vorhang: man erblickt die Schatten ihrer Trachten. Die Zuschauer, durchdrungen von dem Schauspiel, lauschen entzückt während ganzer Nächte den Wundergeschichten ihrer Voreltern. Das zweite Wayang entlehnt seinen Stoff aus der Periode der Geschichte von Parikisit bis zur Regierung des unglücklichen Pandschi und seines Nachfolgers Lalean um die Zeit der Wiedereinsetzung desselben in Pajajaran. Die dritte Art ist mehr ein Spiel von Marionetten als von chinesischen Schatten. Die Figuren sind von Holz, etwa 10 Zoll hoch, mit Fleiß bemalt und vergoldet. Man bedient sich keines durchsichtigen Vorhangs. Der Stoff wird geschöpft aus der Geschichte des Reichs von Pajajaran bis zum Ende des Reichs von Majapahit. Die Abenteuer Manak Jing 'ga's, Oberhaupts von Balembang 'an und Demar Bulan's, so wie die Leiden der Fürstin von Majapahit werden am häufigsten auf die Bühne gebracht.

Alle diese Darstellungen unterhalten die Kenntniß der Nationalgeschichte unter dem javanischen Volk, welches so erpicht auf diese Unterhaltung ist als die europäischen Völker auf ihr Theater. Der Beruf des Dalang ist geachtet: sie haben in mehreren Beziehungen Aehnlichkeit mit den alten Barden. Sie sind die Verfasser und Aufführer ihrer Stücke. Sie ertheilen dem ersten Kind jeder Familie den Segen, indem sie Stellen aus alten Legenden hersagen — ein Brauch, der ihr Ansehen noch sehr erhöht.

Außer diesen Darstellungen ist noch das sogenannte Wayang-beber zu erwähnen: es sind Zeichnungen auf zusammengewickelten Blättern von starkem Papier, die der Dalang abrollt und erklärt. Der Stoff wird aus der arabischen Erzählung von Bagin-ambia geschöpft. Eine Trommel und die Gamalan beleben die Aufführung.

45. Architektur und Skulptur.

Die Baukunst ist, so zu sagen, in Oceanien gar nicht vorhanden. Die Erbauung einiger Hütten von Schilf oder Holz erhebt sich nicht zum Rang der schönen Künste. Doch sind die Wohnungen der Neu-Seeländer und der Tonga's bei aller Einfachheit eben so fest als zierlich. Sie sind ausgestattet mit Schnitzereien, welche die ersten Anfänge der Zeichnungskunst ankündigen.

Die unförmlichen Monumente von Tinian und Saypan, die seltsamen Statuen, die man auf der Osterinsel gefunden, die barbarischen Götzenbilder in den polynesischen Marai's sind Werke eines Volkes, dem die freien Künste noch gänzlich unbekannt sind. Aber Sumädra, Borneo, Java, Bali und Celebes enthalten Reste — ich glaube — von hindu'scher Architektur und einige Fragmente von Alterthümern, die sogar in eine Zeit hinaufreichen, die früher ist als die Niederlassung der Hindu's auf den malaiischen Inseln, wie die heiligen Monumente des Bergs von Lawu auf Java. Eben so ist es Java, wo man Werke, welche an die Mythen und den Styl der Hindu's erinnern, bewundern kann: so die majestätischen Tempel von Brambanan, von Kobondalam, in Tschandi-siwu (den tausend Tempeln) und diese colossalen Statuen und diese Säulen und Basreliefs, die mit so erstaunenswürdiger Kunst vollendet und polirt sind. Die Kriegsbaukunst Oceaniens besteht in der Verfertigung einiger hölzernen Verpfählungen. Die Schiffsbaukunst ist einfach, aber die Skulptur an den malaiischen Koro-koros und besonders an den polynesischen Piroguen*) verräth eben so viel Einsicht als Geschmack. Die Piroguen der Caroliner von Ulia haben den Namen fliegende Barken nicht umsonst. Nichts ist merkwürdiger als die Piroguen mit Schweber (balancier) und die Doppelpiroguen von Taiti, Hanaï, Nuka-Hiva und Rotuma. Sie wurden nach einer traditionellen Kunst gebaut, die aber in Abnahme kommt, seitdem die Europäer Eisen, Geld, die Modelle ihrer Schiffe und neue Ideen gebracht haben. Was die Australier anlangt, so geht es bei ihnen nicht über die Kunst, einen Baum zu einem Fahrzeug auszuhöhlen. In einer Zeit, die nicht sehr fern ist, werden die Gebräuche, die Sitten, die Künste und die Meinungen von Hanaï und Taiti gänzlich verschwunden seyn, um denjenigen der Europäer Platz zu machen, welche die Welt umstürzen, um sie bequemer zu beherrschen.

46. Schlußbemerkungen.

Wenn wir uns in diesem allgemeinen Gemälde über die Rassen, die Einrichtungen, Gebräuche und Sprachen der Bewohner Oceaniens mehr verbreitet haben als über die Naturgeschichte dieser Länder, so war es, weil uns das Studium des Menschengeschlechts wichtiger dünkt als die Betrachtung einer Haliotide**), eines Papagay's oder eines Kangaru. Freilich wird man, um sich ein genaues Urtheil über den Ursprung der Völker, besonders der Völker Oceaniens, zu bilden, noch nicht so bald fertig seyn mit Sammeln von Thatsachen aus der Physiologie, aus der Geschichte ihrer Industrie, ihres Bauwesens, in der sich immer die Hauptzüge eines Volkscharakters abspiegeln, ihrer Vorstellungen, Einrichtungen und Sitten und besonders aus der Vergleichung ihrer Sprachen, die eine so schwierige Forschung ist wegen der mehr oder weniger unvollkommenen, der mehr oder weniger gemischten Mundarten, zu deren Analyse man den Faden Ariadne's noch nicht gefunden hat. Ich habe dieses Gemälde mit Liebe, fleißig und gewissenhaft gezeichnet, aber es ist nur ein Stein zu dem großen Gebäude, das erst aufgeführt werden soll.

Trotz der Eroberung Alexanders, der Araber und der Europäer, trotz seiner 5000jährigen Gesittung ist Indien, dieses Kreuz der Geographen,

*) S. Blatt 12 u. 13.
**) Seeohr. Es ist eine grüngemahlte Muschel von großer Schönheit.

noch mangelhaft beschrieben. Wie wenig kennen wir noch seine befruchtenden Flüsse, seinen Himalaya, der alle Berge des Erdballs überragt, seine Religion und seine Vergangenheit, seine ganze Dichtkunst, welche die Idee des Unendlichen versinnlicht, seine Sprache, die Quelle, aus welcher die griechische, die lateinische, die deutsche, die ireländische, die persische, das Zend und so viele andere Sprachen zum Theil geflossen sind. Die Völker dieses Wunderlandes leben ein Leben für sich, ein poetisches, unermeßliches, excentrisches, einsames Leben. Sie hatten wenig vertraute Beziehungen zu den Völkern, von denen sie unterjocht wurden, haben noch wenig mit den Europäern, die gegenwärtig über sie herrschen, mit diesen Menschen, deren eine Hälfte Nichts als Krieg träumt, während die andere krämerhaften, prosaischen Gewohnheiten fröhnet. In unserem Europa fehlen noch gute Beschreibungen von Albanien und Sardinien. Die Geschichte des Menschen in Afrika und in Amerika ist in der Kindheit. Das innere Asien hat seine Geheimnisse. Wie könnten wir es wagen, einen so unermeßlichen Theil der Welt keck zu Papier bringen zu wollen, der sich für uns erst aus dem vorigen Jahrhundert herschreibt? Wie könnten wir die Ausdehnung dieser zahllosen Inseln bestimmen, deren Lage wenig gekannt, deren Umrisse ungenau gezeichnet, deren Längen manchmal bloß geschäzt sind? Wie die Zahl von Bevölkerungen ausmitteln, von denen einige nicht über die Zahl ihrer Finger zählen? Wie die Sprachen und Mundarten, die Sitten und Meinungen, die Gesetze und Verfassungsformen von Völkerschaften nach Klassen ordnen, die weder Schrift, noch Tradition, noch Gottesdienst besitzen, die wir nur im Vorbeigehen mitten durch unsere und ihre Vorurtheile, ihre Furcht und unser Mißtrauen gesehen haben? Der Zweifel ist der Weg zur Wahrheit. Die anhaltenden Bemühungen unserer Nachfolger werden diesen Zweifel allein zerstreuen können!

gesellschaftlichen Zustandes, schienen mir die Malaien unter tausend Umständen ein achtbares Volk, das alle Elemente einer großen Nation besizt und das von den Europäern fast immer verleumdet wird. Außer der Tapferkeit erkenn' ich ihnen vier große Eigenschaften zu: sie sind treue Freunde, dankbar, gastlich und trotz des Leibeigenschaftsverhältnisses, das die niedern Stände nur knirschend ertragen, lieben sie die Freiheit über Alles. Wo sie frei sind, ist ihr Vaterland. Ein stolzes Geschick ist den Malaien vorbehalten, wenn eines Tages ein großer Mann unter ihnen ersteht, der eines oder mehrere dieser Völker zu leiten weiß. Ich sage das Nämliche von den Dayas, dem einzigen Stamm, der, meines Erachtens, den Malaien überlegen ist.

5. Umriß der malaiischen Geschichte.

Diese zahlreichen Insulaner, die wir für Ureingeborne der Westküste von Borneo halten, kolonisirten in fernen Zeiten die Insel Sumâdra, errichteten einen bemerkenswerthen Mittelpunkt ihrer Bildung im Innern dieser Insel, im Lande Menang-Karbu zwischen den Flüssen von Palembang und Siak und verbreiteten eine dauernde Wohlfahrt durch diese große Insel. Was sie waren, verdankten sie zum Theil den Telingas, den Chinesen und den Arabern. Ums Jahr 1160 ließ sich einer ihrer Häuptlinge, Sri Turi Buwana, ein angeblicher Nachkömmling Alexanders des Großen, an der Spitze einer Kolonie auf der gegenüberliegenden Halbinsel nieder, welche Ujung tana hieß und damals den Namen Tana malayu oder Malaienland empfing. Die neuen Bewohner wurden Orang debawa ang 'inn oder Leute unter dem Wind genannt. Sie gründeten die Stadt Singhapura, erregten aber dadurch die Eifersucht der Fürsten von Majapahit. Sri turi Buwana war im Jahr 1208 gestorben. Es war Iskander Schah, der Dritte seiner Nachfolger, der von den Heeren von Majapahit gedrängt, nach dreijährigen ununterbrochenen Kämpfen sich ums Jahr 1252 nach dem Norden zurückzog, wo er, nach einer daselbst in Ueberfluß wachsenden Frucht (myrobolanum) die Stadt Malakka anlegte. Er starb im Jahr 1274. Zwei Jahre später nahm Mohammed Schah den Islam an und erweiterte seine Herrschaft über die Halbinsel und mehrere benachbarte Inseln. Dieß ist ungefähr, Was man von der allgemeinen Geschichte der Malaien in Erfahrung bringen kann. Wir wissen nicht, wie weit man sich auf ihre Zeitrechnung verlassen darf: in Bezug auf die Stadt Majapahit muß ein Irrthum obwalten, denn im dreizehnten Jahrhundert war sie noch nicht erbaut.

Im Uebrigen hat das Königreich Aschin, das sich oberhalb des Landes der Battas und im ganzen nordwestlichen Revier von Sumâdra ausdehnt, allein einigermaßen eine historische Rolle gespielt. Die Annalen dieses Landes haben eine Menge Berührungspunkte mit den portugiesischen Siegen in Indien. Ums Jahr 1511 landete der große Alfons d'Albuquerque auf der Küste von Sumâdra, später erschienen Perez d'Andrada und Diego Pacheco. Lezterer kam im Aufsuchen eingebildeter Goldinseln um. Von jener Zeit begann der Kampf zwischen den Königen von Aschin und der portugiesischen Macht, die ihre Hauptstadt Malakka gegründet hatte. Im Jahr 1521 griff Jorge de Brito Aschin an: der unerschrockene Radscha Ibrahim, Haupt dieser Stadt und nachher Sultan des ganzen

Landes, leitete die Vertheidigung. Mehrere Schriftsteller schrieben ihm eine Reihe von Angriffen gegen Malakka zu, die von 1528 bis 1530 Statt fanden und sich unter der folgenden Regierung noch heftiger wiederholten. Bald in Person, bald durch seinen Feldherrn Laksemana belagerte der König von Aschin, Siri-al-Radin, in den Jahren 1537, 1547, 1567 mit 15,000 Mann und 200 Geschützen diesen Platz; in den Jahren 1573 und 1574 im Verein mit der javanischen Königin von Japara; im Jahr 1575 mit einer Flotte, die nach der Aussage der Zeitgenossen die Meerenge von Malakka bedeckte; endlich im Jahr 1582. Keiner dieser Versuche, worüber man das Nähere in den Erzählungen von Faria de Susa, Mendez Pinto, Castanheda, Barros und Diego de Couto liest, führte zur Eroberung der bedrohten Stadt, aber sie kostete dem Lissaboner Hof unermeßlichen Aufwand an Menschen und Geld. Al-Radins Nachfolger, Aladin, welcher sich gewaltsamer Weise zum Sultan aufwarf, ließ Malakka in Ruhe. Er war es, welcher den englischen Kapitän Lancaster, Gründer des Comptoirs von Padang, auf der Küste von Sumadra, aufnahm. Die Feindseligkeiten brachen erst wieder aus unter Peduka-Siri, dem mächtigsten der Könige von Aschin. Er erschien im Jahr 1615 mit 500 Segeln und 60,000 Kriegern persönlich vor Malakka: die portugiesische Flotte nöthigte ihn zur Flucht. Von noch unheilvolleren Folgen begleitet war ein im Jahr 1628 erneuter Angriff: 12,000 Aschiner, von ihren Schiffen abgeschnitten, fielen in die Gewalt ihrer Feinde. Nun verhielt sich Aschin ruhig bis zum Jahr 1640, in welchem die alte Hauptstadt des indischen Archipels endlich den vereinigten Anstrengungen Peduka-Siri's und der Holländer erlag. Indeß der einzige Vortheil, den die Aschiner von diesem Sieg hatten, war, daß sie den Besitz Malakka's andern Europäern in die Hände spielten. Im nämlichen Jahr starb auch Peduka-Siri und die Krone von Aschin ging auf die weibliche Linie über. Von 1640 bis 1700 sieht man nur Frauen auf dem Thron, unter denen des Landes Macht und Glanz abnehmen und erlöschen.

Während dieser Zeit bevölkern die Holländer die Küste mit Comptoirs und lagern beinahe unter den Mauern von Aschin. Im Jahr 1721 erscheinen unter Beaulieu's Anführung die Franzosen, während die Engländer, eifersüchtig auf den holländischen Einfluß, ihrerseits die Stapelorte von Benculen, Indrapur, Padang, Natal, Tappanuli anlegen und das Fort Marlborough bewaffnen. Der Krieg von 1781 lieh ihnen den Vorwand, Padang und die andern holländischen Faktoreien wegzunehmen, aber durch die Verträge von 1816 und 1824 wurden den Niederlanden ihre Niederlassungen zurückgegeben und gegenwärtig sind sie die einzigen Europäer, welche einige Punkte der großen Insel Sumadra besezt halten.

4. Gesetzbücher der Malaien.

Sumadra, Java, Tana-ugni oder das Land der Buguis (Celebes), Borneo, Holo und die Molukken machen aus, Was man eigentlich die malaiische Gruppe nennen kann. Nur leben in diesen Ländern außer den Malaien noch Nationen, die von ihnen gänzlich verschieden sind, auch trotz der Aehnlichkeit einer gewissen Anzahl Wörter eine ganze andere Sprache reden und je ihrer besondern Schriftzeichen sich bedienen. Diese Nationen werden nach eigener Gesetzgebung und Verfassung regiert. Wenn man den Staat Menangkabu auf Sumadra ausnimmt, so gibt es im Grund nur auf den

Küsten dieser Inseln und auf der Halbinsel Malakka ächte Malaien. Von den Dayas und nicht von den Malaien schreibt sich die Urbevölkerung dieses ausgedehnten Archipels her.

Außer den Gesetzen des Koran, die mehr oder weniger, übrigens nur in Bezug auf Religion, Ehe und Erbschaftsverhältnisse, in diesen Staaten beobachtet werden, haben die Malaien mehrere Gesetzbücher oder Undang-Undang. Einige derselben begreifen die wichtigsten Gegenstände des Civil- und Criminalrechts, andere nur Verordnungen über die Erhebung der Zölle. Die Undang-Undang, die maaccherei Sammlungen alter Bräuche oder Addat und einige Abtheilungen der Radschet und Akal oder der malaiischen Annalen und Ueberlieferungen bilden ein vollständiges Handbuch ihrer Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten in Bezug auf Regierung, Eigenthum, Sklaverei, Erbrecht und Handel. Das Hirakat malakka enthält die Geschichte ihrer Niederlassung auf der Halbinsel. Aeußerst streng sind die Strafgesetze von Aschin. Die von Siak und Menangkarbu bieten eine innige Verwandtschaft dar. Mehrere Malaienstaaten auf Borneo haben ihre besondern Verfassungsformen und Gesetzgebungen mit geringer Verschiedenheit von den Staaten Sumâdra's. Java besitzt berühmte Undang-Undang, sie sind aber nicht so alt wie die Gesetze und die Jahrbücher der Buguisstaaten. Diese werden in Büchern aufbewahrt, die noch größten Theils vorhanden sind. Am reinsten findet man sie in den Staaten des Innern von Celebes. Ist ein Verbrechen nicht bewiesen, so nehmen die Malaien ihre Zuflucht zur Feuerprobe und zu ähnlichen, ehedem schmählicher Weise auch in Europa üblich gewesenen Beweismitteln.

5. Hauswesen der Könige, der Großen und des Volks.

Auf Sumâdra, Celebes, den Philippinen, Java und andern Inseln sind die Häuser der Landleute auf einem wenig über die Erde erhobenen Boden erbaut: es kostet eines etwa zehn Franken. Die Wände und die Abtheilungen sind aus geflochtenem Bambus, das Dach ist aus den lanzenförmigen Nipablättern oder aus Strapbambus gemacht. Man sieht gewöhnlich keine Oeffnung als die Thür. Auf der einen Seite ist die Wohnung der Erwachsenen, gegenüber die der Kinder. Eine Veranda oder Gallerie ziert die ganze Länge der Façade. Hier widmen sich die Frauen ihren häuslichen Beschäftigungen, hier sitzen die Männer in der Kühle.

Die Wohnungen der Häuptlinge haben fünf bis sechs Zimmer. Die Unterlagen sind von Holz. Der Werth eines solchen Hauses beträgt etwa 300 Franken *).

Nur die Chinesen bauen Häuser von Backsteinen: daher man ihre Campongs und die malaiischen Dörfer leicht unterscheidet.

Die ländlichen Wohnungen stehen niemals einzeln, sondern sind eines an das andere angefügt, bis sie ein Dorf ausmachen, dessen Ausdehnung nach Maßgabe der Fruchtbarkeit der umliegenden Ländereien und namentlich des Reichthums an Wasser wechselt. Denn die Mohammedaner verrichten des Tags mehrere Waschungen. Die Zahl der Einwohner eines Dorfs ist nicht unter 50, nicht über 200. Die Dörfer sind mit nützlichen Bäumen

*) S. Blatt 21.

rings umpflanzt und unter dem schönsten und dichtesten Blätterwerk versteckt. Auf ganz kleine Entfernung gewahrt der Wanderer Nichts als eine Masse des frischesten Grüns und glaubt, die prächtigste Einöde abwechselnd mit lieblichen Lauben vor sich zu sehen. Die Reispflanzungen sind außerhalb angelegt. Ihre Bewässerung bildet zahllose Inseln. Um die Zeit der Reife zeigen die Felder eine weite vergoldete Oberfläche, die an Pracht die reichsten Fluren Europa's überstrahlt. Man trifft unter dem Landvolk auf Java die einfachen Sitten der alten Patriarchen. Jedes Dorf bildet eine Gemeinde, die ihre Beamten hat und manchmal einen Tempel und einen Priester.

Die Städte sind ausgezeichnet durch die Reinlichkeit und Regelmäßigkeit ihrer Straßen, sie haben aber sonst vor den Dörfern nur den größern Umfang voraus, weil jedes Haus von einem Garten umgeben ist. In der Mitte ist ein allwärts offener viereckiger Platz, auf dessen einer Seite die Moschee, auf der andern die Wohnung des Häuptlings liegt.

Der Palast des Monarchen heißt Kadatan oder Kratan *). Der innere Theil heißt Dalem. Das Kratan nimmt sich von Außen als ein Viereck festungsartiger Mauern aus: es ist umschlossen von einem Graben und mit Kanonen besetzt. Ein breiter, freier Platz, Alun-Alun, öffnet sich vor der Hauptfaçade. Das Kratan des Sultans von Dschokdschakarta hat nicht weniger als eine Lieue im Umfang. Während der Belagerung von 1812 gab es 15,000 Menschen Aufenthalt. Das Kratan von Surakarta ist minder groß. Auf der Seite des Alun-Alun, d. h. am Haupteingang ist eine breite Treppe angebracht. Auf der Höhe des Kratun befindet sich eine Plattform, Setingel, auf welcher die Majestät des Fürsten sich den Blicken des Volks offenbart. Die Pangerans, Prinzen des Hauses, und der Adel reihen sich auf den Stufen unter ihm. Diese Plattform ist gewissermaßen der Thron, wo er mit der obersten Gewalt bekleidet wird. Im Mittelpunkt des Alun-Alun und vor der Fronte des Setingel erheben sich zwei stattliche Bäume vom Feigengeschlecht (vareigners). Dieß war seit den ersten Zeiten der javanischen Geschichte das gewöhnliche Zeichen der königlichen Wohnung. Das Hauptthor des Kratan heißt Brojo-nolo. Man tritt zuerst in einen großen Hof, aus diesem in einen andern Hof, gleichfalls durch ein Thor, hierauf auf einen viereckigen Platz. Hier in der Mitte, auf einer doppelten Reihe von Pfählen, ist eine ungeheure, reich mit Malereien und Vergoldungen verzierte, offene Gallerie erbaut, Mendopo oder Bangsal genannt. Auf einer Seite des Platzes sind noch zwei andere kleinere Mendopo's für die Pangerans vor der Audienz beim Sultan, und auf der andern Seite hat dieser seine Wohnung. Das Getäfel des Mendopo von Dschokdschakarta ist von ungemeiner Pracht: es ist mit kleinen ineinander gezeichneten Vierecken bemalt. Diese Gattung von Ornamenten ist Java eigenthümlich. Sie nähert sich der Architektur von Borneo und Siam. Die Paläste der Häuptlinge der Provinzen und des Adels haben dieselbe Anlage wie die des Monarchen. Auf einer der Seiten des Alun-Alun steht die Moschee.

Die Häuser der niedern Stände sind mit großer Einfachheit meublirt. Die Betten, welche eine Form haben wie unsere Kanape's, bestehen aus einer feinen Matte und Kopfkissen mit gefärbtem Ueberzug. Die Javaner machen

*) Zusammengezogen aus Ka-datu-nan, d. h. Wohnung des Fürsten.

weder von Tischen noch von Stühlen Gebrauch. Sie setzen sich zur Mahlzeit mit unterschlagenen Beinen auf eine Matte. Die Speisen werden in kleinen Gefässen von Kupfer oder chinesischem Porzellan auf einer großen kupfernen oder hölzernen Platte aufgetragen. Man greift nach muselmännischer Sitte nur mit der rechten Hand zu und bedient sich des Daumens und eines Fingers, selten der Gabel und des Messers, und des Löffels nur, wenn man etwas Flüssiges genießt. Personen von Stand sind natürlich mit mehr Geräthschaften versehen: da gibt es Matten, Teppiche, Polster und Betten genug. In den der holländischen Regierung unmittelbar unterworfenen Provinzen sind auch Spiegel, Tische und Stühle eingeführt. Die Javaner hatten diesen Brauch angenommen, um Besuche von Europäern zu empfangen. Bald wurde er für die Häuptlinge ein Gegenstand des Luxus. Ihre Häuser sind jezt meist in Zimmer abgetheilt und einige als Besuchszimmer ganz europäisch meublirt. Ungeachtet der Religionsverschiedenheit setzen sich die Eingebornen ohne Bedenken mit ihren Gästen an Eine Tafel. Die Kanape's haben amerikanische Stoffe zur Bedeckung.

Bei Festen dürfen glänzende Beleuchtungen nicht fehlen. Die Bambus, die Cocosbäume und all die arborescirenden Gewächse, welche die Gärten in der Nähe der Städte schmücken, werden mit brennenden Festons behängt *).

6. Kleidung.

In mehreren Provinzen von Sumatra, Borneo, Celebes und im Innern von Java, besonders in den höher gelegenen Theilen dieser Inseln, ist die Bekleidung wegen des gemäßigten Klima's Bedürfniß. Diese Bekleidung ist meist ein Erzeugniß der Kultur des Bodens. Wenige Artikel kommen vom Ausland. Nur die blauen Stoffe und die Baumwollenzeuge beider Amerika, die Sammte und einige andere Gegenstände werden in Menge zum Gebrauch der vornehmen Stände eingeführt. Diese haben sich einige Stücke der europäischen Tracht, wie Hüte und Strümpfe, angeeignet.

Die Völker der Malaienlande sind im Allgemeinen besser bekleidet als die Bewohner der Antillen. Sie verwenden viel Fleiß auf ihren Anzug und verachten einen schlecht gekleideten Menschen.

Ehe die alten Luxusgesetze ihr Ansehen verloren, hatte jede Klasse ihr besonderes Kostüm, an welchem sie Nichts ändern durfte. Gewisse Stoffe waren den Prinzen der königlichen Familie ausschließlich vorbehalten. Heutiges Tages ist kein wichtiger Unterschied mehr als in der Art, wie man den Kris trägt.

Den Weibern liegt die Sorge der Bereitung von Allem ob, was die Kleidung ihrer Gatten anlangt. Die Gemahlin des Königs hat diese Arbeit wie die Frau des ärmsten Landmanns. Oft hört man die Männer mit Nachdruck von den trefflichen Stoffen sprechen, die ihnen ihre Weiber, ihre Töchter oder ihre Huldinnen verfertigen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Spielarten des Kostüms und der Mode der Javaner aufzählen. Der Stoff, in welchen man sich am gernsten kleidet, ist Baumwolle und die vornehmsten Kleidungsstücke bei den untern Klassen sind: das Sarong, ein Zeug, der mit einem Sack ohne

*) Vergl. die Werke von Raffles und Crawfurd.

Boden Aehnlichkeit hat und wie in den schottischen Hochlanden das Plaid getragen wird; das Kolambi, ein Kleid mit kurzen Aermeln und ein Tuch, das sie auf eine eigenthümliche Art um den Kopf wickeln statt des Turbans. Die Javaner lassen ihre Haare in der ganzen Länge wachsen, wogegen die Malaien und Buguis sie kurz schneiden. Die Männer haben sie vorn gegen den Scheitel emporgerichtet und mit einem Kamm festgesteckt. In der vornehmen Welt ist es guter Ton, sie über die Schultern wallen zu lassen. Die Weiber haben kein Tuch um den Kopf: sie winden ihre Haare bloß hinten auf und fassen sie zusammen mittelst einer Stecknadel von Büffelhorn oder Kupfer. Ihr Kostüm ist äußerst einfach *). Beide Geschlechter tragen Fingerringe. Beide machen häufigen Gebrauch von Parfümerien, aromatischen Oelen, gelbem und schwarzem Pulver und andern nach Bisam riechenden Substanzen, und in den Zimmern räuchern sie mit Benzoe und Gummi. Das Schwärzen der Zähne ist eine gemeine Sitte in den Malaienlanden. Diese Insulaner wollen keine Hundszähne, wie sie die weißen Zähne heißen. Sie nehmen den Kindern mit acht bis neun Jahren am vordern Theil die Glasur. Diese Operation und der Gebrauch von Tabak und Sirt sind aber nicht die einzigen Ursachen der Zerstörung ihrer Zähne. Auf einigen Inseln herrscht die Gewohnheit, sie zu feilen. Auf Sumadra belegen sie sie mit Gold. In Bali und sonst sucht man ihnen eine Form zu geben, wie man sie an den Buddhabildern sieht. Die Kinder aus der niedern Klasse gehen bis ins sechste Jahr nackt. Die Priester tragen ein weißes Gewand und eine Art Turban wie die Araber. Personen von hoher Auszeichnung haben zweierlei Trachten: eine für den Krieg und eine andere für den Hof. Zum Kriegskostüm gehören ein Schelana oder Hosen und drei Kris. Den ersten hat sich der Mann selbst anzuschaffen, der andere kommt von seinen Voreltern und der dritte ist ein Hochzeitgeschenk seines Schwiegervaters. Zwei dieser Dolche befinden sich auf beiden Seiten des Gürtels, der dritte hinten. An der linken Seite hängt ein Degen. Die Hoftracht läßt Schultern, Arme, den ganzen Oberleib bis an den Gürtel bloß. Man braucht nur Einen Kris, der rechts, und ein zweischneidiges, messerartiges Instrument, Wedung, das links getragen wird. Dieses Instrument zeigt an, daß die Person, die es trägt, bereit ist, Bäume und Pflanzen abzuhauen, wenn der Fürst es befiehlt. Die Kopfbedeckung ist eine den Arabern nachgeahmte Mütze, Kulut. Sie ist weiß oder hellblau, ein Sultan hatte sie eingeführt. Mehrere Häuptlinge geben, wenn sie nicht im großen Kostüm sind, dem schwarzen Sammet mit Gold den Vorzug. Der ganze Theil des Körpers, der entblößt ist, wird mit einem glänzenden weißen oder gelben Pulver eingerieben. Der Fürst selbst befolgt diese Sitte. Der Adel hat ein Kostüm, das aus einer Art Rock von Kattun, Jarit, weiter als das Sarong, und einem Sabuk, einer Art Weste von Seide oder Kattun besteht. Daheim tragen sie einen Hausrock, der bis zu den Knieen reicht, und wenn sie ausgehen, ziehen sie ein mit Spitzen besetztes seidenes oder sammtnes Kleid an, welches Sikapan heißt und wie die friesischen Jacken aussieht, die vor 200 Jahren Mode waren. Wahrscheinlich wurde dieses Kleid von den Holländern bei der Eroberung von Jacatra eingeführt. Unter diesem Sikapan haben sie eine weiße bis an den Hals zugeknüpfte Weste: sie vertritt die Stelle des Hemds.

*) S. Blatt 22.

Auch tragen sie eine Art Hut von Tuch oder Sammt ähnlich demjenigen der Jockey's. In den westlichen Bezirken Java's ist ein breiter Hut üblich, welcher einem umgestürzten Becken gleicht, aus Stückchen von bemaltem und gefirnißtem Bambus verfertigt ist und gegen Regen und Sonne schützt. Die vornehme weibliche Gesellschaft unterscheidet sich von ihren geringern Schwestern nur durch den Luxus und Reichthum der Stoffe, der Haarnadeln und der Juwelen. Als Fußbekleidung tragen die Edelleute und ihre Frauen Sandalen, Schuhe und Pantoffeln. An einigen Orten sieht man auch die öffentlichen Diener in Nankinhosen, gestiefelt und gespornt, ganz wie Europäer. Die Etikette will, daß jede Dame, die nach Hof kommt, mit Diamanten und Blumen in den Haaren und mit einem Sembong erscheint. Dieß ist ein gelbseidener Gürtel, der an den Enden roth ist. Seit dem Verlust des Makuta *) hat der Fürst bei Audienzen, die er europäischen Behörden ertheilt, eine Sammetmütze auf.

7. Schifffahrt und Länderkunde der Malaien.

Umgeben von einem Meer, in welchem regelmäßig abwechselnd zwei Passatwinde wehen, wodurch das Reisen erleichtert wird, haben sich die Völker der Malaienlande vorzüglich dem Seeleben gewidmet. Je bequemer und gefahrloser sie aber selbst die weitesten Fahrten, wie von China nach Neu-Holland, unternehmen konnten, um so geringer mußten ihre Fortschritte in der Schifffahrtskunst seyn. Oft verwunderten sich die Mannschaften der europäischen Schiffe, wenn sie fern vom Land den schwachen Fahrzeugen dieser Oceanier begegneten, die oft nicht einmal einen Kompaß mitführten und kein Mittel hatten, sich auszukennen als die unvollkommene Beobachtung der Gestirne.

Doch ist der Kompaß in den Malaienlanden wie in China nicht unbekannt. Sonderbar, daß man sich dort zur Bestimmung der Windstriche nur javanischer Worte bedient, während die Bezeichnungen der Araber aus den europäischen Sprachen entlehnt sind! Daraus könnte man schließen, daß diesen Insulanern die Kenntniß der Polarität der Magnetnadel aus China gekommen ist. Zudem weiß man, daß sie schon vor der Ankunft der Portugiesen in Ostindien ihre Ausflüge zur See nach großen Fernen ausdehnten. Die Malaien theilen den Horizont in acht Regionen ein: Nord oder Untara, Süd oder Salatan, Ost oder Rimur und West oder Barat. Diese zerfallen in eben so viele Unterabtheilungen: Nordost oder Pading, Südwest oder Sanggara, Nordwest oder Laut und Südost oder Daya. Der wahre Ost und West heißen Dschati und Rapat. Dazu noch acht Zusatzseiten, die man durch Hinzufügung des Wortes Samata bezeichnet: so heißt Barat-samata-utara West-nord-west.

In der Erdkunde sind die Malaien wenig voran. Ihre Archipel sind ihnen die Welt. Der gelehrteste Malaie kennt nur folgende Ländernamen: Coromandel, Siam, Ava, China, Japan, Arabien, Türkei, Frankreich, Spanien, Holland und England. Und auch in Bezug auf diese Länder sind ihre Kenntnisse höchst mangelhaft.

Die üblichsten Benennungen für eine Insel sind: Pulo und Nusa. Manchmal gibt der Name zugleich eine Vorstellung von ihrer Gestalt. Die Prinz-Wales-Insel wird Pinang genannt, d. h. Arekanuß, weil sie eine

*) Die goldene Krone von Majapahit, die bei der Verbannung des Kaisers Mangkurat abhanden kam. Indem Raffles von der Geschichte Pandschi Witen's spricht, nennt er sie die Geschichte von Makutta pati. Dieser Titel scheint mir sanskritisch.

solche Form hat. Aus demselben Grund haben mehrere Inseln den Namen Obi oder Uwi, d. h. Igname. In der gezierten Sprache wird Bali Nusa-kambaryan oder die untergetauchte Insel, Lambok Floß oder Sasak genannt. Nach Einigen bedeutet das Wort Bali Rückkehr, weil die Bewohner dieser Insel von dem Islam zum Brahmadienst zurückgekehrt sind. Eine ihrer Benennungen scheint die Insel Madura aus dem Sanskrit zu haben: Nusa-antara oder die dazwischenliegende Insel, nämlich zwischen Java und dem Lande der Hindu's. Wirklich war einer der beiden Theile Java's, der Madura zu liegt, von Hindu's bewohnt. Namen von arabischer Abkunft sind nicht häufig außer Alrami oder Lameri für Sumâdra und Jawi oder Jawa für Malaienland.

8. Malaiische Mährchen.

Wie alle morgenländischen Völker sind die Malaien gute Erzähler. Manche ihrer Mährchen könnten mit tausend und einer Nacht wetteifern, woran Jedermann, wessen Alters oder Landes er sey, seine Freude hat. Wir haben dieses Zweigs ihrer Literatur noch nicht erwähnt: darum wird zur Abwechslung ein Mährchen, das auf den meisten malaiischen Inseln, namentlich auf Sumâdra, populär ist, nicht unwillkommen seyn.

List über Gewalt.

Unter den ersten Beherrschern von Hind und Sind war keiner mächtiger als der Radschah Suran. Alle Radschah's des Morgen- und des Abendlandes brachten ihm ihre Huldigung dar, nur der chinesische erschien nicht. Weil diese Ausnahme den Monarchen sehr verdroß, so hob er zahllose Heere aus und wollte dieses Land unterjochen. Ueberall zog er als Sieger ein, tödtete mehrere Sultane mit eigener Hand, heirathete ihre Töchter, und näherte sich so mit raschen Schritten dem Ziel seines Ehrgeizes. Schon hatte er das Land Tamsak erreicht: da gerieth der Radschah von China in große Bestürzung und sprach zu seinen versammelten Mandarinen und Hauptleuten: »Der Radschah Suran bedroht mein Reich mit Verwüstung. Was rathet Ihr, daß ich thun soll, damit ich ihn aufhalte?« Vortrat ein weiser Mandarin und sprach: »Herr der Welt! Dein Sklave weiß ein Mittel.« »So brauche es,« erwiederte der Radschah von China. Und der Mandarin befahl, ein Schiff auszurüsten, darauf lud man eine Menge feiner Nadeln, die aber sehr rostig waren und pflanzte Bäume von Cahamasch und Birada. An Bord nahm er Niemand als zahnlose Greise, und so segelte er nach Tamsak, wo er nach kurzer Zeit landete. Als der Radschah Suran vernahm, daß ein Schiff aus China gekommen, so sandte er Boten, um von der Mannschaft zu erfahren, wie weit es noch sey nach diesem Land. Die Boten fragten die Chinesen aus, welche zur Antwort gaben: »Als wir unter Segel gingen, waren wir lauter junge Leute, wir wollten des Grüns unserer Wälder auf dem Meer nicht entbehren, daher pflanzten wir den Samen dieser Bäume. Jezt sind wir alt und abgelebt, unsere Zähne sind ausgefallen und aus dem Samen Bäume gewachsen, welche haben Frucht getragen lange vor unserer Ankunft an diesem Orte.« Dann langten sie einige der verrosteten Nadeln hervor. »Seht,« fuhren sie fort, »Dieß waren, als wir aus China abreisten, armsdicke Eisenstangen. Jezt hat sie der Rost fast ganz zerfressen. Wir wissen die Zahl der Jahre nicht, welche wir auf der Fahrt sind, aber

Ihr könnt sie schätzen nach den Umständen, die wir Euch darlegen.« Die Boten meldeten dem König, Was sie gehört hatten. »Wenn die Aussage dieser Chinesen wahr ist,« sprach der Eroberer, »so muß es eine unermeßliche Entfernung seyn. Wann kämen wir hin? Das Klügste ist, wir verzichten auf die Eroberung.« Und er kehrte heim mit dem Heer in sein Reich.

9. Handel und Gewerbe.

Seit Jahrhunderten an die Erzeugnisse der Malaienlande gewöhnt, sind die Chinesen, trotz ihres Patriotismus, einem fremden Verkehr zinsbar geworden, der ihnen jährlich ungefähr 20,000 Tonnen Waaren zuführt und auf Dschonken von 100 bis 150 Tonnen 4 oder 500 Auswanderer nach den javanischen Häfen bringt, überhaupt durch ihre zahlreichen Niederlassungen in diesen Archipeln mehr und mehr Ausbreitung gewinnt. Die Philippinen und Holo, Bintang, Banka und andere Inseln vermehren ihre Bevölkerung gleichfalls aus dem Ueberfluß des himmlischen Reichs. Wäre die Auswanderung der Frauen durch die chinesischen Gesetze nicht so scharf verpönt, so würden die Malaienlande bald ein zweites chinesisches Reich. Die Auswanderer heirathen Töchter von Malaien, Tagalern, Bissayas und Dayas, dermaßen, daß sie auf den Westküsten von Borneo, wo ihre Zahl 200,000 übersteigt, oft der Gewalt der eingebornen Fürsten trotzen, zwischen ihnen und den holländischen Statthaltern Zwietracht säen, nur dem Namen nach tributpflichtig sind und sich vielleicht zu guter Lezt zu Herren dieser reichen Insel aufwerfen, die schon einmal in chinesischem Besitz gewesen ist.

Die in einem großen Theil der malaiischen Inseln, besonders auf Java und Borneo, befindlichen Goldbergwerke werden von Leuten dieser fleißigen Nation bearbeitet. In dem Land zwischen den Flüssen von Samba und Pantianak berechnet man die jährliche Ausbeute zu drei Millionen Franken. Ein noch wichtigerer Artikel ist das Zinn. Die westlichen Inseln bergen in ihrem Schoos die ergiebigsten Minen, die es in der Welt gibt. Auch in ihnen sind die Arbeiter Chinesen. Die kleine Insel Banka enthält die Hauptmine: diese liefert jährlich um einen mäßigen Preis 4,725,000 Pfund Zinn, ein Drittheil Mehr als die Minen von Cornwall, die eine wichtige Rolle im englischen Handel spielen.

Die Spezereien, wie Gewürznelken, Muscatnüsse und Muscatblüthen, Pfeffer, Kampher, Zucker, sind von Seiten der Japaner und der Europäer gesucht, denen die Holländer sie liefern. Nach den Zollregistern von Calcutta wurden in den lezten fünf Jahren 3,776,000 Pfund Pfeffer nach Bengalen verschifft und die malaiische Einfuhr kostete diesem Land eine jährliche Summe von 1¼ Millionen Pfund Sterling oder 37 Millionen Franken und 100,000 Tonnen Tekholz als Tauschwaare. Java ungerechnet, das jährlich wenigstens 150,000 Centner Kaffee erntet, erzeugt das holländische Oceanien gegen 6000 Tonnen dieser kostbaren Bohne und 12 bis 15 Millionen Pfund Zucker, die es nach Europa verkauft. Wiederum sind es die Chinesen, die sich mit diesem Kulturzweig beschäftigen. In Betracht der Fruchtbarkeit und des niedern Arbeitslohns kann dieser Zucker zu zwei Piastern (10 Fr. 40 C.) das Pikle (zu 125 franz. Pfd.) oder zu 8 Centimes das Pfund, d. h. um den sechsten Theil des Preises des westindischen Zuckers abgegeben werden. Das Pikle Pfeffer wird mit fünf Piastern bezahlt und

der Kaufmann verkauft es wieder um 9 bis 10 Piaster. Auch die Baumwolle wird mit Erfolg auf Java gebaut, nicht nur zur Bekleidung für die sechs Millionen Einwohner dieser Insel, sondern noch für eine beträchtliche Ausfuhr. Das Pikle kostet 10 bis 12 Piaster. Dieser Handel ist meist in den Händen der Fremden, der Chinesen, der Hindu's, der Araber und der Europäer. Die Javaner selbst geben sich damit wenig ab und überlassen ihre Geschäfte den Frauen.

Umgekehrt empfangen die Malaienlande von den Europäern alles Eisen und einen großen Theil ihres Bedürfnisses an Baumwolle, leztere namentlich aus Indien. Dieß sind die beiden vornehmsten Artikel: ihr Absatz ist auf einem Markt von zwölf Millionen Käufern sicher. Für einen einzigen Hafen von Java hat schon des Jahrs der Verbrauch 14,000 Centner Eisen betragen. Durch die Vernichtung der Seeräuberei, die Beschützung des Handels und die Fortdauer des Friedens wird der Flor dieser schönen Inseln gehoben und ihre Hauptstädte Bantam, Atschin, Ternate, Borneo *) steigen wieder zu jenem Glanz empor, der die ersten europäischen Seefahrer in Staunen gesezt hatte.

40. Landwirthschaft.

Als Handwerker, Kaufleute, Seefahrer und Krieger haben die Malaien wenig Achtung und Sinn für den Ackerbau und überlassen ihn gerne den unter ihnen angesiedelten Chinesen. In der That, die Chinesen sind unübertreffliche Arbeiter. Vor den größten Mühen schrecken sie nicht zurück. Die steilsten Höhen werden von ihnen zugänglich gemacht. Wie verwunderte ich mich, als ich die Berge in der Umgebung von Canton zu mehrstöckigen Terrassen zugeschnitten sah, die von Weitem unermeßlichen Pyramiden glichen und bis an die Wolken zu reichen schienen. Jede dieser Terrassen war angebaut und mit Reis oder irgend einer andern Frucht besät und gewährte ihre jährliche Ernte. Was aber noch in höherem Grad überrascht, ist der Anblick des Wassers des Flusses, des Kanals oder des Brunnens, welches steigt von Terrasse zu Terrasse bis auf ihren Gipfel mittelst einer Art Paternosterwerks, welches so leicht ist, daß zwei Personen es fortschaffen und in Bewegung setzen können. Das Meer selbst, das die Ufer zu unterwühlen und zu verschlingen droht, die es mit seinen Wogen peitscht, ist der Beharrlichkeit der Chinesen gewichen, die ihm ein Stück seines Bettes abgerungen und seine Grenzen bestimmt haben. Daher gibt es bei ihnen nicht diese Menge Feste, durch welche in Italien, in Spanien, in Portugal und sonst so viele kostbare Zeit müßig verloren geht. Alle Tage des Jahrs sind Tage der Arbeit mit Ausnahme des ersten, welcher dem Empfang gegenseitiger Besuche, und des lezten, welcher den Erinnerungspflichten gegen die Voreltern geheiligt ist. Ein unthätiger Bürger geräth in tiefe Verachtung, man stößt ihn von sich und er wird, schon weil er Nichts nüzt, als ein gemeinschädliches Wesen betrachtet. Die Regierung duldet solche Leute nur im Fall der Unfähigkeit, im schroffen Gegensatz zu den andern Staaten Asiens, wo man Derwische, Fakirs, Joguis und andere Faulenzer hegt. »Wenn es in einem Winkel des himmlischen Reichs einen Menschen gibt, der Nichts thut, so

*) Pigafetta belehrt uns, daß Borneo im Jahr 1520 25,000 Häuser enthielt. Im Jahr 1880 hatte es nur noch 5000.

muß es einen andern geben, welcher leidet und des Nothwendigen entbehrt,« sagte ein chinesischer Kaiser in einer Verordnung, in welcher er das Volk zur Arbeit ermahnte. Diese schöne Lehre ist allen Chinesen ins Herz geschrieben und bei ihnen wird jeder weise und wahre Grundsatz zum Gesetz. Welch ein Unterschied zwischen diesen Chinesen und den malaiischen Völkern! Ihre Geringschätzung des Ackerbaues hindert nicht, daß sie selbst bei dem fruchtbarsten Erdreich ein sehr elendes Leben führen. Die Natur hat ihre kostbarsten Schätze ausgestreut, aber der Anbau der Felder ist nur zu oft Sklaven überlassen, d. h. Leuten ohne Liebe zur Arbeit, weil sie ihnen Nichts einträgt, weil sie in Folge ihrer Lage in der Regel unwissend, ohne Wetteifer, ohne Muth sind, weil überdieß ihre Gebieter sie unaufhörlich von diesem Geschäft abziehen und bei ihren Unternehmungen zur See verwenden. Daher auch der Boden fast brach liegt und für den Unterhalt der Einwohner kaum nothdürftig Reis erzeugt. Die Malaien könnten die schönsten Gärten haben, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, die Fruchtbäume und Gewächse zu sammeln, die sie als freie Geschenke der Natur besitzen, aber so lassen sie Alles ohne Ordnung und Arbeit gehen und stehen und diese Quelle des Reichthums bleibt vernachläßigt.

Seit die Holländer Meister von Java sind, ist der Ackerbau auf dieser Insel blühender geworden, wie der ehrwürdige Poivre richtig bemerkt hat. Diese erobernden Kaufleute wußten die Unordnungen des Feudalwesens geschickt zu benützen, um die Macht der Könige und der Großen zu vernichten, indem sie den Adel gegen die Fürsten und die Fürsten, wenn von diesem halb zu Fall gebracht, gegen den Adel unterstützten. So gründeten und befestigten sie ihre Herrschaft. Die Javaner haben auch nach und nach diese Störrigkeit ihres politischen Charakters abgelegt. Sie haben sich angelegentlicher dem ländlichen Beruf gewidmet, besonders der Pflege des Reises, des Indigo, des Zuckerrohrs und des Kaffee's. Sie sind unter den malaiischen Völkern die besten Landwirthe. Im Osten von Java, auf dem benachbarten Madura und dem entfernten Solo ziehen die Einwohner wahre Ungeheuer von Büffeln, gebrauchen sie als Zugvieh und genießen ihr Fleisch, das eine gute und nahrhafte Speise ist. Auch haben sie eine bedeutende Anzahl Ochsen von einer schönen Zucht, vielleicht die größten der Welt. Der Büffel und die Kuh werden auf den malaiischen Inseln vorzugsweise zum Zug, der Ochse und das Pferd zum Tragen von Lasten gebraucht. Einem Ochsen kann man vier Centner aufladen, einem Pferd nur drei. Und in Gebirgsgegenden und auf schlechten Wegen muß diese Bürde um die Hälfte vermindert werden. Der Preis eines Ochsen oder einer Kuh schwankt zwischen 21 und 42 Franken, der eines Büffels zwischen 30 und 60. Der Bauer hat einen Pflug von Tekholz: er ist so gearbeitet, daß ihn ein Mann auf die Schulter nehmen kann. Er ist zusammengesezt aus dem Hauptstück, aus Grendel und Sterze. Die Ege ist auch aus Tekholz: sie hat bloß eine Reihe Zähne und die Form eines europäischen Rechens. Der Stiel und das Joch sind von Bambus. Damit die Ege tiefer einschneidet, sezt sich der Führer oben auf. Zwei Ochsen oder zwei Büffel werden vor den Pflug oder die Ege gespannt. In den Gärten und Feldern in der Nähe der Pflanzungen ist ein Pflug von chinesischer Form üblich, an den gewöhnlich nur Ein Büffel kommt. Wir beschreiben nicht den Spaten und die andern Ackerbauwerkzeuge — wir bemerken nur, daß sie den unsern nachstehen. Das

Ackern, Jäten, Egen ist Sache der Männer. Die Frauen säen und heimsen den Reis ein, tragen ihn auch in Ermanglung von Lastthieren zu Markt.

Es gibt auf Java zweierlei Ländereien: solche, auf die man fließendes Wasser zuleitet, und andere, bei welchen Dieß nicht der Fall ist. Jene nennt man **Sawahs**, diese **Tegals** oder **Gaga's**. Die Sawahs sind der Ausstich. Sie werden als Reispflanzungen angelegt und geben, ohne sich nach den Jahreszeiten zu richten, des Jahrs zwei Ernten. Man bewässert sie mit Hülfe kleiner Dämme, durch welche das Wasser längs den Abhängen aufgefangen wird. Diese Grundstücke haben gewöhnlich eine Ausdehnung von 50 bis 60 Schuh und sind terrassenförmig angelegt, so daß die Bewässerung stufenweise geschieht. Die Tegals werden zum Bau des Bergreises, des türkischen Korns und anderer Gewächse benützt. Sie werden durch die periodischen Regen getränkt. Die Felder ersten Rangs haben hauptsächlich Sandboden: man trifft sie bei den großen Flüssen. Die Felder zweiten Rangs haben reinen Thon: zu ihnen gehören die Ebenen des Innern. Noch gibt es Felder von geringerer Qualität aus Alluvialgrund: sie liegen an den Küsten. Die **Weideplätze** auf diesen Inseln haben meist ein fünf bis sechs Schuh hohes Gras, das mit Anfang der Regenzeit zum Vorschein kommt und dessen Vegetation mit Ablauf dieser Periode, d. h. nach Verlauf von drei Monaten, endet.

Ein vergleichendes Gemälde des Zustands des Ackerbaues der verschiedenen Länder der Welt würde anschaulich zeigen, wie da, wo er versäumt wird, Elend und Noth zu Haus ist und wie er dagegen den glücklichsten Einfluß ausübt auf Gesittung und Bildung, wo man ihn ehrt und wie er der Wohlthäter der ganzen Menschheit werden kann.

11. Getreide und Küchengewächse.

Der **Reis** (oryza sativa) dient einer größern Anzahl des Menschengeschlechts zur Nahrung als der Waizen und die andern Getreidearten. Den Bewohnern Hindustans, China's, Persiens, Japans, der Halbinsel jenseits des Ganges, fast aller asiatischen und afrikanischen Länder zwischen den Wendekreisen und eines großen Theils beider Amerika vertritt der Reis die Stelle des Brods. So ist er auch die Hauptnahrung der civilisirten Völker des tropischen Oceaniens. Die Mehlsubstanz des Reises ist gesund, leicht verdaulich und kräftigend für Magen und Eingeweide. Die chemische Analyse hat jedoch gezeigt, daß ein gleiches Quantum Reis weniger Nährstoff enthält als der Waizen. Man zählt verschiedene **Arten** Reis. Bengalen schickt eine große Quantität nach Europa, die von ziemlich mittelmäßiger **Qualität** ist. Noch geringer ist der von Madagascar und Java, vorzüglicher der aus Egypten, China und Manila. Die Reise der Vereinigten Staaten, namentlich die carolinischen, sind sehr geschäzt und werden in den europäischen Häfen doppelt so theuer verkauft als die aus Hindustan. Dieser Unterschied kommt ohne Zweifel von der besseren Culturmethode der Amerikaner. Neuerdings hat man die Qualität des indischen Reises etwas verbessert: es werden nicht mehr wie früher die bloßen Körner verführt, sondern die Körner in den Hülsen, wodurch der Verschlechterung vorgebeugt wird, die sonst eine gewöhnliche Folge der durch die lange Fahrt entstandenen Gährung war. Der Reis scheint in den Malaienlanden **einheimisch** zu seyn. Alle Völker dieser Gegenden von Madagascar bis Borneo kennen ihn unter dem Namen

Padi. Die Bewohner der Philippinen nennen ihn Palay. Was den Reisbau betrifft, wird im Allgemeinen mit dem Namen Sawah bezeichnet. Aus Java geht eine beträchtliche Ausfuhr nach Sumadra, Malakka, Borneo, Celebes, Ceylan, den Molukken, dem Cap der guten Hoffnung und selbst nach Mauritius und Bourbon, im Fall diese beiden Insel ihren Bedarf nicht aus Madagascar beziehen können. Die Javaner liefern diesen Inseln 6 bis 8000 Tonnen und empfangen dafür ungefähr fünf Millionen Sicarupien oder 12,500,000 Franken. Diese selbe Reisart wird auf den Bergen gepflanzt und in den Sümpfen. Diese leztere aber verkaufen die Javaner meist im Inland, obwohl sie nicht so gehaltreich und von so angenehmem Geschmack ist wie der trockene Reis. Rumph hat uns mit einer andern Reisart (oryza glutinosa) bekannt gemacht: die Malaien nennen sie Pulut, die Javaner Kettang. Sie wird nur als Leckerei gebraucht. Selten wird der Reis zumal zeitig: die Ernte dauert daher auf einem Grundstück gegen zehn Tagen. Vom Acker wird die Ernte ins Dorf gebracht, wo man sie an der Sonne trocknet, dann macht man Büscheln und legt sie so auf den Speicher. Um die Frucht vom Stroh zu trennen, bedient man sich nicht des Flegels, der Thiere, sondern sie wird mit den Füßen ausgetreten. Meist aber wird sie ungedroschen auf den Markt geschickt. In ganz Malaienland, vornehmlich auf den Philippinen, Java und Timor, sind es die Weiber, die den Reis mit hölzernen Stößern in Mörsern mahlen. So läßt er sich mehrere Jahre leicht aufbewahren. Auf jungfräulichem Boden ist der Ertrag 25 bis 30fältig, im Bergland 15fältig, im Sumpfland 25fältig, aber nur 15 bis 16fältig, wenn man zweimal erntet. In Mataran gibt ein englischer Morgen in zwei Ernten 570 schwere englische Pfund, in Kadu 641 von einer Ernte. Die Schnitter werden mit dem achten, manchmal mit dem fünften oder dem vierten Theil des Ertrags bezahlt.

Jawa-wut (panicum italicum) war zur Zeit der Entdeckung Java's nach der Sage die einzige waizenartige Pflanze, die man daselbst aß. Ihr soll auch die Insel ihren Namen verdanken. Der amerikanische Manioc (jatropha manihot), Obi bolanda oder holländischer Obi genannt (Was auf seine Einführung durch die Niederländer hinweist), wächst jezt von freien Stücken in mehreren Spielarten in den Hecken. Das kostbare Taro (arum esculentum) wird wenig gepflanzt; ebenso Chili, Zwiebeln, Gurken ꝛc. Gadung (dioscorea triphylla) wächst im wilden Zustand in Ueberfluß. Der Waizen, persisch Gandum genannt, woher auch sein malaiischer Namen, heißt bei den Javanern Trigo *). Man baut ihn wie den Bergreis. Sein Korn ist klein, dunkelfarbig und von mittelmäßiger Qualität, weil die Cultur nachläßig ist. Er kann in den höher gelegenen Gegenden mit Erfolg angebaut werden. Er ist auf den Inseln in der Nähe Bengalens wohlfeil wie nirgends in der Welt. Seit etlichen Jahren haben die Holländer auch die Kartoffeln einheimisch gemacht, ferner Rüben, Möhren, Kohl, Mahi, Kedel, Ijo, woraus die Chinesen eine treffliche Brühe (sauce de soy) verfertigen ꝛc. Die Kartoffeln nennen die Malaien Obi Europa, die Javaner Kantang Olanda. Die javanische Kartoffel ist von feinerem Wohlgeschmack als die europäische und besser als die indische.

*) Wahrscheinlich ein portugiesisches Wort, das wieder von dem lateinischen Triticum abstammt.

12. Manufakturgewächse.

Nächst dem Reis ist die Baumwolle der nützlichste Kulturzweig auf Java und den meisten malaiischen Inseln. Es gibt zweierlei Baumwollen: von der krautartigen (gossypium herbaceum) und der baumartigen Staude. Man findet eine große Zahl Spielarten von der erstern Klasse und jede Insel hat ihre besonderen Arten. Sonderbar, daß die Baumwolle Java's die geringste ist, obwohl diese Insel in ganz Oceanien das beste Culturſyſtem hat! Die fremden Namen, welche die Arten führen, wie mori (arabiſch), hollanda (holländiſch), franzès (franzöſiſch), engrès (engliſch), ſcheinen auf die Völker hinzudeuten, von welchen ſie herkommen. Die javaniſche Baumwolle iſt auch geringer als die egyptiſche, aber man empfängt ſie in Europa ohne Quarantäne, weil die Peſt auf Java unbekannt iſt.

Es gibt noch andere Spinnpflanzen. Das Rami (ramium majus) iſt eine Art Neſſel, die 5 bis 6 Fuß hoch wächst. Aus der Wurzel wird ein trefflicher Faden für die Seiler gewonnen. Das Ganja (cannabis sativa) wird nicht gepflanzt wegen ſeiner faſrigen Subſtanz, ſondern wegen des narkotiſchen Safts, den man aus dieſer Hanfpflanze ausdrückt. Sie ſtammt aus Indien. Das Bagu (gueton gnemon), das Waru (hibiscus tiliaceus) geben, eingeweicht, Garn zu Fiſchernetzen.

Der Glugo oder Papierbaum (morus papyrifera) wird in einigen Provinzen Java's ſtark gepflanzt. Das Papier davon hat insgemein ein ſchmutziges Braun und iſt gegen die Angriffe der Schabkäfer (dermestes), eines auf dieſer Inſel ſehr häufigen Inſekts, nicht zu ſchützen. Wenn die zu Cheribon gefundenen alten Manuſcripte auf Glugopapier geſchrieben ſind, ſo hat dieſe Manufaktur von ihrem ehemaligen Glanz ſehr verloren.

Der Lontar (borassus flabelliformis), weſtindiſchen Urſprungs, iſt eine Palme *), die eine Art Wein hervorbringt, der für die Zuckermanufakturen von Nutzen iſt. Die Blätter dieſes Baums dienten den Einwohnern ſtatt des Papiers, ehe ſie deſſen Verfertigung von den Fremden lernten. Sie zerſchnitten ſie in drei Zoll breite, 12 bis 18 Zoll lange Streifen und hatten ſie ſie mit einem eiſernen Inſtrument bekrazt, ſo banden ſie die beiden Enden mit einer Schnur zuſammen. Man glaubt, daß ſie dieſen Brauch von den Hindu's hatten. Eine andere Palme iſt der Gabang (corypha umbraculifera). Aus den Rippen in der Mitte der Blätter werden Seile verfertigt. Der Nibung (caryota urens) und der Nipah (cocos nipa) ſind gleichfalls von großem Nutzen. Der Stamm des Nibung iſt lang, ganz gerad und wird beim Häuſerbau gebraucht. Das Aeußere dieſes Holzes iſt hart, aber das Innere ſehr poros: weßhalb man es leicht zu Kanälen und Rinnen aushöhlt. Die Blätterſchößlinge dieſes Baums, wie von allen Bäumen aus der Palmenfamilie, ſind gut zum Eſſen. Der Nipah iſt eine kleine Palme, die 5 bis 6 Schuh hoch wird. Sie wächst an moraſtigen Orten. Wie die andern Palmen erzeugt ſie eine weinige Subſtanz. Aus ihren Blättern macht man grobe Matten und man bedeckt damit die Dächer.

Der Rotan (calamus rotang) iſt eine der nützlichſten Dornpflanzen dieſer Gegenden. Er kommt in Arten verſchiedener Größe vor: eine Art,

*) Nicht Lantar, wie ihn Einige nennen. Es iſt Rumph's Lontarus. Loureiro hat eine andere, gleichfalls aus Indien ſtammende Art angezeigt: Borassus tunicata, an welcher die Spitzen der Blätter unbewehrt ſind.

die man Salak nennt, hat eine harte Frucht von der Größe eines Hühnereies, ihr Geruch ist stark, ihr Geschmack sauer. Sie ist die einzige, die man anbaut, da die Pflanze sonst in den Wäldern in Ueberfluß wächst. Die Salaks in Borneo, Sumadra und einigen Theilen von Celebes sind die besten. Auf Java sind sie von geringerer Qualität.

Der Bambus ist ein Rohr, das man in mehreren wilden und cultivirten Arten trifft. Einige Arten werden gepflanzt wegen ihrer Schönheit, andere wegen ihres Nutzens. Der Bambus erhebt sich zur Höhe von 40 bis 50 Fuß, bildet Verzäunungen und erneut sich immerwährend, indem er frische Schößlinge treibt *). Er ist für eine Menge von Gegenständen äußerst brauchbar, in der Landwirthschaft, beim Schiffsbau, überall, wo man Holz nöthig hat. Er gibt Bretter, Stangen, Stöcke, Bande, Fackeln. Der Samnear, welcher am größten wird, erreicht 100 Fuß. Aus seinen dicksten Stämmen kann man ein Fahrzeug bauen. Der Tscho liefert den Chinesen ein sehr starkes Papier, aus welchem sie Sonnenschirme verfertigen und worauf die Maler die Schöpfungen ihres Pinsels niederlegen. Mehrere Asiaten gewinnen ihre Federn aus dem Bischa: mit Recht heißt dieser Bambus in Linné's System das Schreibrohr.

Kein Land der Welt bringt so viel Bauholz hervor als die malaiischen Inseln. Der Tek (tectona grandis) ist der stärkste und nützlichste Baum gleichwie in Indien und Birmanien. Im Rang hinter dem des ersten Landes, übertrifft er den des leztern. Er wird in seinem ganzen Wuchs 80 bis 100 Fuß hoch. Sein Durchmesser beträgt 5 bis 8 Fuß. Er blüht auf Java während der trockenen Jahreszeit, seine Früchte zeitigen im Monat November. Er ist von der kleinen Zahl der Bäume der Aequinoktialgegenden, die wie in den gemäßigten Himmelsstrichen die Blätter verlieren. Wie dem amerikanischen Acaju begegnet man ihm auf den Ebenen und auf Anhöhen von 3 bis 400 Fuß über dem Meer. Es gibt ganze Wälder von diesem Baum. Der Tek, wenn er sich auf günstigem Boden befindet, verdrängt alle Bäume aus seiner Nachbarschaft. Sein fast unverderbliches Holz ist das kostbarste für den Schiffsbau, das man kennt. Java ist das einzige Land der malaiischen Abtheilung, wo er in Ueberfluß gedeiht. Schon in dem ganz nahen Madura ist Dieß weniger der Fall. Einheimisch ist er weder in Borneo, noch in Malakka, noch in Sumadra. Nach Celebes und Amboina wurde er verpflanzt: Rumph hatte ihn aus Madura gebracht. Fast ebenso stark und dauerhaft ist das Lingoaholz (pterocarpus draco). Es vertritt auf Java und den Molukken, wohin es ebenfalls gebracht worden ist, den Tek. Seine Blüthe und selbst bei einigen Spielarten (Rumph nimmt vier an) das Holz geben einen so angenehmen Wohlgeruch als der Sandel. Dieses Holz wird von den Kunstschreinern verarbeitet.

Bitangor (uvaria), von den Europäern Pohun genannt, Marbao (metrosideros) und andere Hölzer dienen zu mancherlei Gebrauch. Ebenholz gibt es in verschiedenen Arten: sie sind geringer als das Ebenholz von Mauritius, Bourbon und Madagascar und finden sich verbreitet auf Buru, Neu-Guinea und Guilolo. In den malaiischen Gegenden empfängt das Ebenholz den Namen Kayu-Arang oder Kohlenholz.

Die Wälder dieser unermeßlichen und reichen Malaienlande enthalten mehrerlei Gummi und Harze, unter andern Domar (nach Rumph in vier Arten), woraus ohne Cultur eine Gattung Terpentin gewonnen wird.

*) S. Blatt 63.

Eine fünfte Art habe ich auf der Tribunsinsel und auf Rienzi gefunden: angezündet, gab sie einen Geruch von sich wie der reinste Weihrauch. Der Bendud (ficus elastica), der das Cautschu liefert, ist auch in den Malaienlanden zu Haus. Da ist Linné's Bassia, ein Baum, dessen Stamm dem eines Canarienbaums und dessen Frucht einer Nuß gleicht. Indem man diese Nüsse siedet, bekommt man einen gelben Talg. Vielleicht könnte man diesen Baum in Europa einheimisch machen, wo nicht, so wenigstens seine Nüsse oder den Talg daraus einführen zum Besten unserer industriellen Welt. Der Rarak (sapindus saponaria) enthält reines Alcali: man benützt es als Seife.

Unter den Pflanzen, welche Farbstoffe liefern, steht der Indigo (indigofera tinctoria) oben an. Man findet ihn in mehreren Gegenden im wilden Zustand. Es gibt drei Arten Indigo, die nur durch ihren Wuchs und die Zeit der Reife von einander verschieden sind. Noch eine andere Art ist zu Sumädra, von den Europäern Marsdenia tinctoria genannt nach Dr. Marsden, der sie nach England gebracht hat. Die Marsdenia wächst nicht wie die andern Indigoarten als Busch. Sie erhebt sich als Schlingpflanze wie die Rebe mit 3 bis 4 englische Zoll langen Blättern. Zwischen dem wirklichen Indigo und der Marsdenia wird auf Sumädra kein Unterschied gemacht. Auf Java scheint der Indigo einen erhöhten Boden vorzuziehen, am liebsten Bergboden, man pflanzt ihn aber auch auf den Ebenen. Gewöhnlich wird im Monat Juli gesät und in Mitte Septembers beginnt die Ernte. Man erntet die Pflanze nur dreimal. Die Fabrikationszeit geht zwei Monate fort. Das Verfahren bei der Fabrikation ist dieses: Die Zweige und Blätter werden einige Tage eingeweicht, dann mit heißem Kalk vermischt gesotten. Nur in diesem halbflüssigen Zustand wird der Indigo gebraucht. Die Javaner führen zu ihren Nachbarn aus. Die Kunst, den reinen Stoff in eine feste Masse zu vereinigen, ist ihnen gänzlich unbekannt. Die holländischen Kolonisten fabriziren kleine Partien, aber zu beträchtlichen Preisen. Die eigentliche Fabrikation dieses Handelsartikels gehört ganz und gar dem europäischen Gewerbsfleiß an. Die Chinesen, so geschickt sie in der Fabrikation des Zuckers sind, verstehen die Behandlung des Indigo nicht. Die von den Franzosen und den Engländern in Bengalen angewandte Methode wurde während der britischen Eroberung eingeführt. Die beste scheint diejenige zu seyn, welche man Petel, einem in Java ansäßigen unterrichteten Franzosen, verdankt. Von Crawfurd erfahren wir, daß Gott von Leeds während des Kriegs zu London Indigo aus Java verkaufte, welcher weit vorzüglicher war als der bengalische und guatemalische, überhaupt als alle ältern Fabrikate.

Kassumba (carthamus tinctorius), auf diesen Inseln einheimisch, wird in Bali, Mangkassar, in Turate auf der Insel Celebes und in Sumbawa im Staat Bima gepflanzt. Diese Pflanze gibt eine Safranfarbe. Ebenso der amerikanische Arnotto (bixa orellana). Man baut viel Turmeric (curcuma longa): daraus wird eine sehr schöne, aber nicht dauerhafte gelbe Farbe erzielt. Man zählt deren drei Arten, eine im wilden Zustand. Von dem Sappan oder dem Brasilienholz (caesalpina sappan) wird viel Gebrauch gemacht. Das beste findet sich in Sumbawa und auf den Philippinen, wo es Subicaco heißt. Dieser Baum wächst unkultivirt. Der Mengkudu (morinda) ist ein Baum von mittlerer Größe, aus dessen Wurzeln

: rothe Farbe bereitet wird. Sein Holz wird in den Pfeffer- und Kaffee-
inzungen als Stützen gebraucht. Es gibt zwei Arten, eine mit großen
eine andere mit kleinen Blättern (citrifolia, umbellata). Bloß die leztere
ert den Färbestoff: sie wächst am besten auf den östlichen malaiischen
eln. Der Ubar dient zum Braunfärben der Fischernetze. Er hat
nlichkeit mit dem Hämatoxylon oder Campescheholz in Honduras.

15. Gummi-, Sagobäume ꝛc.

Der Gamuti (Labillardiere's Arenga) gibt einen Zuckersaft,
vielfach gebraucht wird. Dieser wildaussehende Baum ist der dickste
er allen Palmen, nur ist er nicht so hoch als der Cocosbaum. Seine
icht gleicht der des Wispelbaums. Sie ist dreieckig und geht aus dem
zan der Befruchtung hervor. Sie hängt an häutigen Fäden von 3 bis
fuß Länge, die eine so starke Fülle von Früchten treiben, daß ein einziger
ößling zu einer Mannsladung hinreicht. Das Fleisch, welches diese Frucht
eckt, erzeugt eine giftige Flüssigkeit, die so beißend und äzend ist, daß sie,
n sie auf die Haut tropft, Schmerz und Entzündung erregt. Nach
awfurd bedienen sich die Malaien dieses Safts im Krieg. Die Holländ
haben ihn Hel Water oder Höllenwasser genannt. Aber das
iere der Frucht ist gesund. Die Chinesen bereiten daraus das Toddi.
n durchbohrt, wenn die Frucht zu erscheinen anfängt, drei Tage nach
nder eine der Blumenscheiden mit einem kleinen Stecken. Der Saft senkt
gegen den verwundeten Theil: dann macht man einen Einschnitt in die
umenscheide, befestigt einen irdenen Topf oder ein Bambusrohr daran, um
Saft zu empfangen, der wie Weinmost schmeckt. Die Palme muß neun
zehn Jahr alt seyn, damit sie diese Operation erträgt. Sie wird zwei
re abgezapft. In wenig Tagen wird der Saft etwas trübe, weißlich und
rlich: die weinige Gährung beginnt und bald erlangt er die geistige
enschaft. Er dient zur Bereitung eines fettigen dunkelfarbigen Zuckers
besonderem Geschmack: es ist der einzige Zucker, den die Eingebornen
ießen. Dieser Palmwein kommt zur Fabrikation des so berühmten Arraks
Batavia. Wo die Aeste in den Stamm eingefügt sind, findet man eine
ige Substanz. Daraus verfertigt man Seile — bessere, dauerhaftere und
lfeilere als vom Cocosbaum. Die europäische Marine hat sie in den
en Jahren benüzt. Eine dritte Ausbeute von dieser Palme dient zum
saltern der Schiffe: es ist ein Stoff wie Zunder, der in großen Quantitäten
) China ausgeführt wird. Auch liefert der Baum ein markiges Mehl, aber
geringer Qualität und von einem Geschmack, der den Europäern widrig
Es ist ein Nahrungsmittel für die ärmere Klasse. Diese Palme gedeiht
t auf den niedern Küsten, wo der Cocosbaum so gerne fortkommt. Sie
t die Berge und dort die sumpfigen Thäler und die Nachbarschaft des
ssers.

Der Canarienbaum (canarium diaec. pent.) bringt das beste Speis-
l hervor. Seine Frucht ist länglicht wie die unserer Gartennuß. Der
n des Steins hat den Geschmack der Haselnuß und gibt ein reichliches
, das man dem Cocosöl vorzieht. Der Canarienbaum hat Eine Heimath
dem Sagu. Nach Celebes und Java ist er auf dem Handelsweg ein-
andert.

Der Betel (piper betel) ist ein wichtiger Gegenstand der Gärtnerei. Seine Blätter haben einen Geschmack, von welchem die malaiischen Völker unendliche Liebhaber sind. Sie vermischen sie mit der Arekanuß *). Rumph zählt sechs Arten und mehrere Unterarten, sowohl wilde als cultivirte. Diese Kriechpflanze scheint in den Malaienlanden einheimisch zu seyn. Wenn das Vaterland einer Pflanze an dem größern oder geringern Grad von Leichtigkeit, sie anzupflanzen, erkenntlich ist, so muß der Betel aus den Aequinoktialgegenden seyn. Er wächst sehr gern auf Java und kommt schon schwerer in Indien fort. Er wird an den Häusern in abgesonderten Gärten gepflanzt, weil er viel Wasser nöthig hat: daher er auch die Reisfelder und die Nachbarschaft der See liebt. Er schlingt sich um Stangen und Bäume. Die Blätter werden vom zweiten Jahre an eingeheimst und die Pflanze hat dreißig Jahre lang ein treffliches Produkt. Später artet es aus.

Der Gambir oder besser Gatah (dieses malaiische Wort bezeichnet Gummi) ist ein dicker Saft, welcher der japanischen Erde oder dem Catschu gleicht. Er kommt von Rumphs Funis uncatus, insgemein Gambir genannt **). Diese Pflanze wächst fünf bis sechs Schuh hoch. Am Ende des ersten Jahrs treibt sie Blätter, die man gebraucht, und so fährt sie 20 bis 30 Jahre fort, zweimal im Jahr. Die Blätter werden in irdenen Töpfen gesotten und daraus bekommt man einen Saft, der die Festigkeit des Syrups erlangt, dem man die Form runder oder viereckiger Kuchen gibt. Diese Gattung von Industrie ist auf Java nicht bekannt, hingegen in dem östlichen Theil von Sumädra, in Malakka, in Rhiu und auf der Westküste von Borneo. Der Gambir wird nach China ausgeführt, wo man ihn bei der Gerberei benüzt. In Indien wird er unter dem Betel gekaut. Sein bitterer, adstringirender Geschmack greift die Zunge an, wenn man ihn aber gewohnt ist, so ist er nach Crawfurds Versicherung nicht unangenehm. Ich füge hinzu, der Gambir ist sehr magenstärkend und die kleinen Gambirbrode erhalten sich mehrere Jahre.

Der Tabak, sagt Crawfurd, wird zum häuslichen Gebrauch in allen Malaienlanden gebaut, aber ein Ausfuhrartikel ist er nur in Java, Maindanao und Luçon: er hätte noch Negros, Celebes und andere Inseln nennen können. Man legt in Java auf den Bergen in einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meer Samenschulen an, man verpflanzt ihn sodann in die fruchtbaren Ebenen des Nordens, in die künstlich bewässerten Reisfelder. Er bedarf keines Dungs — ein Beweis der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens. Zuweilen wechselt man mit Tabak- und Reisbau ab. Einige Bewässerungen genügen statt aller Pflege. Man urtheile, welchen Werth diese Pflanze in den Händen fleißiger Europäer erreichen müßte, da sie in der Provinz Kadu acht bis zehn Schuh hoch wird. Ihre Versetzung geschieht im Monat Juni, d. h. in der Winterperiode der südlichen Halbkugel. Ihre Reife fällt in den Oktober und November, die Sommermonate vor den Regen. Sie wird noch grün, nach Absonderung der fasrigen Rippen, zerhackt. Der Tabak wurde in Portugal im Jahr 1559 angepflanzt und gelangte bald nach den malaiischen

*) Die Malaien nennen sie Pinang, die Javaner Jambi, die Amboiner Bua, d. h. die Frucht im vorzüglichen Sinn. Das Wort Areka scheint uns aus dem Telinga, einer der indischen Sprachen, abzustammen.

**) Eine treffliche Abhandlung über den Gambir von Dr. Hunter s. im 9ten Band der Akten der Linné'schen Gesellschaft.

Kolonien. Sitte wurde das Tabakrauchen auf Java in dem lezten Regierungsjahr Panambahams, Kaisers von Matarem.

Aber eines der kostbarsten Gewächse für die Malaienlande ist eine Palme, die einen Theil der Arbeitsscheue dieser Völker, welche mit Ausnahme der Javaner, der Tagaler, der Bissayas und einiger Dayas den Ackerbau verachten, durch ihr wundervolles Produkt wieder gut macht. Wir meinen den Sagobaum (metroxylum sagu). Er wächst wild in den Wäldern. Seine Höhe beträgt 25 bis 30 Fuß und er wird manchmal so dick, daß ihn eines Mannes Arm nicht umspannen kann. Die malaiischen Häuptlinge beginnen, ansehnliche Sagopflanzungen anzulegen. Der Sagobaum ist eine der Haupthülfsquellen der Malaien. Von seinem Stamm bauen sich die Malaien Häuser, mit seinen Blättern decken sie ihre Dächer ꝛc. Er vervielfältigt sich wie der Maulbeerbaum durch Samen und Zweige. Die Gestalt der Frucht gleicht einem Ei. Die zolldicke Rinde bedeckt unmittelbar Faserbüscheln, die sich verlängern, sich kreuzen und in einander schlingen und in den durch ihre zahllosen Knoten gebildeten Zwischenräumen ein gummiartiges Mehl einschließen. Wenn diese Substanz reif ist, so bemerkt man an der Spitze der Blätter einen weißen Staub, der durch ihre Poren schwizt. Nun haut der Malaie den Baum am Fuß um, theilt ihn in mehrere Stücke, die er nachher verspaltet wie wir das Brennholz, langt das Mehl aus den Zellengeweben heraus, zerläßt es in Wasser und seiht es, um die Fasern davon abzulösen, durch einen Strumpf von feiner Leinwand. Hierauf wird, damit die Feuchtigkeit verdünstet, die Pate in irdenen Modeln von verschiedener Form an der Sonne getrocknet und gehärtet. Diese Pate erhält sich mehrere Jahre: sie ist eine sehr gesunde Nahrung. Ihre Bereitung ist ganz einfach. In der Regel wird die Substanz bloß im Wasser zerlassen, manchmal auch gekocht. So wird die Blume dieses Mehls in Gestalt kleiner Körner wie Reis oder noch kleiner ausgesondert. Der Sago ist eine Speise, die nicht nur gebrechliche alte Leute jeder andern vorziehen, sondern die auch heilsam bei Brustleiden ist. In Bouillon oder nur in reinem Wasser gekocht, verwandelt sie sich in einen schmackhaften, gallertartigen Stoff. Auf der Insel Ceram sieht man unermeßliche Sagowälder.

14. Baumfrüchte.

Früchte gibt es auf den malaiischen Inseln wie nirgends. Die meisten Fruchtbäume der Aequinoktialgegenden sind daselbst einheimisch gemacht worden, sehr wenige aus den gemäßigten Himmelsstrichen. Ihr größerer Theil wächst ohne Pflege wild. Sie werden ohne Ordnung und ohne daß man den Boden, der ihnen besonders paßt, auswählt, um die Dörfer gepflanzt. Es gibt Bäume, von welchen das ganze Jahr reife Früchte zu haben sind: so die Banane, der Jak. Andere, wie der Mango, Manguſtan, Durian, kommen in Batavia nur in der trockenen Jahreszeit und noch später in den höher gelegenen Gegenden zur Reife. Der Fleiß würde auch hier der Natur nachhelfen, so daß man sich diese Früchte zu allen Jahreszeiten verschaffen könnte.

Die Banane, welche die Malaien Pisang nennen, oder die Paradiesfeige (musa paradisiaca) behauptet den ersten Rang unter ihren Früchten, wie sie für die Einwohner eines der nothwendigsten Nahrungsmittel ist. Man findet sie in der ganzen heißen Zone, aber auf diesen Inseln ist sie von vorzüglicherer Qualität als in Amerika. Daher essen sie auch die

Malaien schlechthin, während die Amerikaner sie zuvor rösten. Es gibt bis zu sechszehn Arten kultivirte Bananen und fünf wilde auf den malaiischen Inseln, in Amerika nur drei. In Maindanao und den Wäldern der Philippinen ist noch eine andere wilde Art (musa textilis): aus ihrer Oberhaut werden Stoffe *) verfertigt, woraus man Seile flechten kann.

Es gibt zwei Arten von Brodbaum (artocarpus incisa): eine, die Samen erzeugt, und eine andere, die keinen erzeugt. Diese leztere ist die Art der eigentlichen Brodfrucht oder Rima der Malaien. Die Frucht wird geröstet. Sie wird auf den malaiischen Inseln nicht so vorzüglich als in der Südsee. Die samentragende Art scheint aus dem östlichen Theil des indischen Archipels abzustammen: dort trifft man sie im wilden Zustand. Wahrscheinlich brachten die Malaien und die Javaner den Baum von Banda nach Java, als sie daselbst vor der Ankunft der Europäer den Gewürzhandel trieben.

Die ausgesuchteste Frucht des Morgenlandes, vielleicht der Welt, ist der Mangustanapfel (garcinia mangostana). Er ist säuerlich, von außerordentlich feinem Wohlgeschmack, sehr gesund und hat das Aussehen einer reifen Granate. Er ist klein und rund: eine braune Rinde, außen hart, weicher und weniger dunkelfarbig einwärts, bedeckt ein weißes, wie Schnee durchsichtiges Fleisch. Dieses Fleisch ist der einzige genießbare Theil der Frucht. Eine zweite Art (garcinia celebica) wächst in den Wäldern von Java und Celebes. Sie ist aber nicht zu verwechseln mit dem ersten Mangustan, der kaum in der nördlichen Breite von Luçon gedeiht und dessen Anpflanzung man in Coschin, China und Siam umsonst versucht hat.

Am geschäztesten von den Eingebornen ist der Durian (durio zibethimis). Die Fremden, zurückgestoßen durch Farbe und Geruch, legen ihm diesen Werth nicht bei. Er hat fast die Größe eines Menschenkopfs, ist bald kugelrund, bald eiförmig. Seine Farbe ist ein gelbes Grün. Wenn man von seinem Umfang absieht, so hat er Aehnlichkeit mit der Frucht des Brodbaums. Seine Samenkörner mit ihrer Hülle von schönem, weißem Fleisch sind eingeschlossen in fünf länglichten Zellchen, deren jedes ein bis vier Körner von der Dicke eines Taubeneies enthält. Ein leichtes Häutchen, welches sich über das Fleisch herzieht, hindert sie, sich an einander anzuhängen. Dieses Fleisch ist wie beim Mangustanapfel der genießbare Theil. Crawfurd versichert, daß man davon nie satt werde. Um die Körner zu essen, röstet man sie: sie haben den Geschmack der Kastanie. Der Durian wächst auf allen malaiischen Inseln, man hat ihn aber weder nach Java verpflanzen können noch nach Siam. Die Monarchen dieser Länder empfangen ihn unter Geschenken von der Halbinsel Malakka. Der Durianbaum scheint im wilden Zustand nicht vorhanden zu seyn. Sein Vaterland ist Malakka: er wächst auf einem im Ganzen mittelmäßigen Boden und nimmt sich aus wie unser Apfelbaum. Man zählt drei Arten: diejenige von Borneo trägt Früchte, die noch größer sind als ein Menschenkopf. Der Durian kostet oft so Viel als ein Duzend Ananas.

Der Jack (artocarpus integrifolia) zerfällt in zwei Arten: nämlich den eigentlichen Jack und den Schampadak. Der erstere, aus Hindustan stammend, hat am Stamm und an den stärksten Aesten Früchte von ungeheurer Größe. Eine einzige solche Frucht ist manchmal eine Last für eine

*) Die Engländer nennen sie Manila rope.

Frau, die auf den Markt geht. Sie wächst in Ueberfluß, ist in allen Jahreszeiten zu haben und sehr nahrhaft. Die Einwohner verzehren sie in großen Quantitäten, für die Europäer hat ihr sehr starker Geschmack etwas Widriges. Kleiner, länglichter und dünner ist der Schampadak, auch ist seine Frucht angenehmer, etwas mehlhaltig. Die Javaner ziehen den Schampadak dem Jack vor, jener hat auch einen höhern Preis. Der Schampadak ist offenbar auf diesen Inseln zu Haus: man trifft ihn sonst in keinem Land.

Der Mangobaum (magnifera indica) scheint aus Indien zu stammen, wo er, namentlich im Süden der Halbinsel, fast überall gepflanzt wird. Es gibt fünf Hauptarten und außerdem zwei wilde Arten, den sogenannten stinkenden Mango ungerechnet. Bei sorgfältiger Pflege erlangt diese Frucht einen hohen Grad von Vollkommenheit. Die Orientalen machen mit ihr ein großes Wesen, die Europäer aber verschmähen sie. Der Sultan von Java besizt in seinen Gärten eine Art, welche Dodol heißt: sie ist besser als der bengalische und der malabarische Mango. Vor dem Jahr 1655 war er zu Banda und Amboina unbekannt. Damals haben ihn die Holländer eingeführt.

Der Schaddok- oder Pompelmußbaum (citrus decumana) gedeiht in Batavia, daher man ihm den Namen Batavi nimbu geschöpft hat. Er wurde durch einen Kapitän Schaddok aus Amerika gebracht.

Die Ananas (bromelia ananas) wächst reichlich und fast ohne Kultur: sie wird zwei bis dreimal größer als die Ananas in unsern Gewächshäusern. Die beste Ananas kostet zu Java 20 Centimes. Wahrscheinlich ist diese Frucht mit den Portugiesen aus Amerika gekommen. Nach Hindustan wurde sie verpflanzt unter der Regierung des Kaisers Akbar, nach China vor dem Jahr 1594.

Die zwei Arten Nona (anona squamosa, reticulata) sind sehr verbreitet. Sie stammen aus dem spanischen Amerika. Man gibt dieser Frucht den Namen Srikaya, weil sie ungefähr wie ein Gericht Milch und Eier schmeckt.

Der Jambu (eugenia jambos) schmeckt etwas fad. Es gibt mehrere Arten, cultivirte und wilde. Am besten ist der Jambu kling, der von der Küste von Koromandel herkommt. Er hat etwa die Form der Mausbirne.

Der Guavabaum (psidium pomiferum) wurde nach Rumph durch die Spanier aus Peru nach den Philippinen verpflanzt: er ist in den Malaienlanden häufig.

Die Papaya (cavica papaya), gleichfalls ein Geschenk der Spanier und Portugiesen, ist eine ziemlich angenehme Frucht, ein vortreffliches Nahrungsmittel für das Vieh. Sie enthält viel Zuckerstoff. Die Eingebornen zwar meinen, sie sey höchstens gut für die Schweine. Sie wächst das ganze Jahr über vollauf.

Der wahre Catschu (anacardium occidentale) ist nicht sonderlich geschäzt. Die Portugiesen haben die malatische Botanik damit bereichert. In Gegenden von sekondärer Formation ist er von geringerer Qualität. Man gibt ihm den Mangobaum, den Jack und die Erythrina auf der Küste von Malabar, den schlanken Arekabaum und selbst den Cocosbaum im indischen Archipel zur Stütze. Die Pflanze rankt an diesen Stützen empor wie die Rebe an den Pfählen. Die Europäer wählen am liebsten den Dadap (erythrina corallodendron) und den Mangkudu. Die Pflanzungen werden in ausgerodeten Wäldern angelegt. In Benkulen läßt man zwischen den

Pflanzen einen freien Raum von 4 Schuh, in Pinang von 7½. Jede Pflanze treibt wagrecht mehrere Schößlinge um den Hauptstamm. In Pinang löst man sie von ihrer Stütze, gräbt sie in ein kreisförmiges Loch von 18 Zoll im Durchmesser ein und läßt nur die Spitze des Stängels über die Erde hervorragen. Diese Arbeit geschieht in der nassen Jahreszeit. Dadurch entsteht eine beträchtliche Anzahl neuer Schößlinge. Nach drei Jahren wird geerntet. Im vollen Ertrag ist die Staude vom 5ten bis zum 9ten Jahr, sie läßt merklich nach gegen das 14te und stirbt ab zwischen dem 20sten und 30sten, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens ist. Die Frucht wird auf Matten an der Sonne getrocknet.

Der Kaffee ist ein Artikel von sehr ausgedehnter Kultur. Er wächst besser auf den Bergen als in den Ebenen, auch hängt seine Güte sehr vom Boden ab. Seine günstigste Lage ist in den Thälern der hohen Berge, 3 bis 4000 Fuß über dem Meer. Er liebt fettes, kräftiges, mit Sand vermischtes Erdreich und leidet im Lehmgrund. Statt dunkelgrün werden seine Blätter hier gelblich. Der Kaffee der Ebene reift schnell, aber die Bohne ist grob, schwammig und wenig aromatisch. Der Kaffee wurde im Jahr 1723 durch den Statthalter Zwaardekroon aus Arabien nach Java verpflanzt. Noch ist diese Kultur fast auf die Grenzen dieser Insel beschränkt.

Der Cacao wurde von den Spaniern aus Amerika nach den Philippinen gebracht. Man fängt an, ihn auch auf Java zu bauen.

Der Duku, von der Größe eines Taubeneies, nähert sich dem Mangustanapfel und dem Durian, denen die Eingebornen ihn gleich schätzen. Von der nämlichen Größe ist auch der Rambutan (nephelium lapsaceum). Seine harte und dornigte Hülle birgt ein säuerliches, angenehmes Fleisch.

Die Granate, eine persische Frucht, der Kürbis, die Bisammelone, die Wassermelone, die Erdbeeren und die Pfirsiche wurden von den Europäern, die Rebe von den Arabern eingeführt.

Einer der größten Bäume der Malailande und dort zu Haus ist die Tamariske (tamarindus indica). Sie wird so groß als unsere größten Kastanien. Ihr Laubwerk ist so dicht, daß es eine köstliche Frische um sich her verbreitet. Sehnsuchtsvoll schaut der Wanderer nach einer Tamariske, um in der Mitte des Tags in ihrem Schatten zu ruhen und sich mit ihrer so angenehmen als gesunden Frucht zu laben. Sie wird häufig vor die Eingänge gesezt. Ihre sehr geschäzten Früchte sind einer der beträchtlichsten Ausfuhrgegenstände. Sie werden am vollkommensten auf Java und gelangen auf den Molukken nicht zur Zeitigung. Pomeranzen- und Citronenbäume und ihre Sippschaft sind auf diesen Inseln, besonders Java, sehr verbreitet, wo man aber nicht Viel aus ihnen macht.

15. Gewürzpflanzen.

Der schwarze Pfeffer (piper nigrum) wächst kriechend bis zur Höhe von 35 Fuß. Die Frucht ist grün. Sie wird mit dem Trocknen roth und dann schwarz. Der weiße Pfeffer ist dieselbe Frucht, sehr reif, nachdem man sie hat ein Duzend Tage im fließenden Wasser liegen lassen. Man erntet zweimal des Jahrs. Der Pfefferbau, obwohl fremden Ursprungs auf Java, ist hier sorgfältiger als anderswo, aber er hat auf den andern malaiischen Inseln mehr Gedeihen. Es läßt sich schwer entscheiden, welcher

Pfeffer besser ist, der von der Küste von Malabar oder der javanische. Er liebt Berggegenden von primitiver Formation.

Einer der schönsten Bäume der malaiischen Lande und zugleich der, dessen Erzeugnisse die werthvollsten sind, ist der Gewürznelkenbaum (caryophyllus aromatica). Der Stamm ist gerade. Er erhebt sich gegen fünf Fuß, ehe er Aeste treibt. Seine Rinde, die an das sehr harte Holz fest anhängt, ist glatt und hat eine schmutzig graue Farbe. Gleichwohl ist dieses Holz zu eingelegten Tischlersarbeiten nicht brauchbar. Der Gewürznelkenbaum treibt gegen den Monat Mai viel frische Zweige: Dieß ist die Epoche, wann der Musson oder die Regenzeit auf den Molukken anfängt. Seine Frucht, ursprünglich grün, wird blaßgelb und bekommt später ein schönes sehr mannigfaltiges Roth. Nach dieser lezten Metamorphose ist Ernte. Von diesem Baum gibt es fünf Arten: den gemeinen oder weiblichen Gewürznelkenbaum, den blaßstämmigen, den Kiry oder Luru, den königlichen, den man nur selten trifft, und den wilden. Der gemeine gibt ein vortreffliches, flüchtiges Oel, der wilde ist nicht geschäzt. Von allen nüzlichen Gewächsen ist der Gewürznelkenbaum dasjenige, das vielleicht die engsten geographischen Grenzen hat. Er wurde kurz vor der Ankunft der Portugiesen aus Matschian und den fünf molukkischen Inseln nach Amboina übergesiedelt. Die großen Inseln Guilolo und Ceram sagen ihm nicht zu, er geht im Osten nicht über Burn und Xula hinaus. Die Javaner und Buguis haben ihn nach Java und Mangkassar gebracht, er gibt aber keine Früchte. Dennoch hat man ihn auch vor fünfzig Jahren nach Mauritius und Amerika verpflanzt, wo ich ihn seitdem fortkommen sah. Allein die Früchte stehen hinter den molukkischen weit zurück. Dem Gewürznelkenbaum taugt weder das Ufer des Meers, dessen Kothspritzer ihm schaden, noch Berglagen, wo er dem Frost ausgesezt ist. Was ich von den Kothspritzern des Meeres sage, könnte in Europa kindisch scheinen, in den Malaienlanden ist jedoch der Boden so reich, daß man selbst auf dem Strand eine Menge sorgfältig angebauter Gewächse sieht. Der Gewürznelkenbaum liebt ein kräftiges Erdreich auf einem Bett von Kies. Jung bedarf er des Schattens der Canarys und der Cocosbäume zum Schutz gegen die versengende Sonne. Er kann in seinem Vaterland sein Leben auf 180 Jahre bringen, in Amboina wird er nicht über 75 alt. Die Ernte der Gewürznelken ist sehr einfach. Man kehrt unter den Bäumen, man liest zusammen mit der Hand oder mit krummen Stäben: nur muß der Baum zuvor leicht geschüttelt werden. Man legt die Nägelein auf Hürden, unter denen ein schwaches Feuer brennt, das ihnen eine braune Farbe gibt. Die Sonne vollendet die Trocknung. In einigen Orten werden sie vor der Räucherung mit siedendem Wasser ausgebrüht. Diese Ernte währt vom Monat Oktober bis zum December.

Der Muscatbaum (nux myristica) ist 40 bis 50 Fuß hoch und hat mit dem vorigen viele Aehnlichkeit. Seine Aeste stehen mehr seitwärts. Seine Rinde ist glatt, aschfarben mit Grün, das Innere ist roth. Der Saft, der ausfließt, wenn man einschneidet, fleckt. Die Blätter sind wie die unseres Birnenbaums, nur länglichter und größer und unten grau. Diese Eigenthümlichkeit ist ein auszeichnendes Merkmal aller Nußbäume. Der Baum leidet und trägt nicht, wenn man ihn ausschneidet. Seine Blüthe, welche wie die Maiglöckchen aussieht, enthält in der Mitte einen kleinen rothen Stempel. Die Frucht reift in neun Monaten. Der Muscatbaum trägt beständig Blüthe und Frucht. Leztere ist carmosinroth. Man zählt

gegen achterlei Muscatnüsse. Die männlichen Blüthen wachsen besonders. Es ist schon geschehen, daß unwissende Pflanzer sie abgeschnitten haben. Der Muscatbaum wächst in einer größeren Ausdehnung als der Gewürznelkenbaum. Man trifft ihn in Australien, in Coschinchina und im Dekkan, am besten auf den Molukken und in Neu-Guinea. Was die sogenannte Muscatblüthe, eine Art rothes Netz über die Muscatnuß anlangt, so kümmern sich die Eingebornen wenig darum, desto mehr die Europäer. Im Handel kennt man zwei Arten Muscatnüsse: die beste wird nach Europa geschickt. Die geringere Qualität, die man unter den Bäumen aufliest, wird in Indien verkauft. Die Bäume werden in Zwischenräumen von 24 Fuß gepflanzt. Ein englischer Morgen erzeugt ungefähr 304 Pfund.

Ein anderer Gewürzbaum ist der Massoy [cortex oninus *) bei Rumph]. Seine Rinde ist von zweierlei Art: am untern Theil des Stamms ist sie dicker. Sie ist in Java, selbst in China und Japan ein beliebtes Schönheitsmittel.

Der Culitlawan (laurus culitlawan) hat Aehnlichkeit mit der Casia lignea. Der Baum ist hoch und stark. Die Frucht hat die Form einer kleinen, graulichten, glatten Eichel. Man sieht sie selten und sie erscheint ohne Blüthe. Nur die Rinde wird gesucht. Sie ist aschfarben, weniger dunkel als der Massoy und wird als Schönheitsmittel, in Java und in Bali auch in der Küche gebraucht. Wenn man sie destillirt, bekommt man ein kräftiges Oel und ein scharfes Wasser.

Der Zimmtbaum ist auf den malaiischen Inseln nicht einheimisch: er kommt aus Ceylan. Ich habe ihn bei Zamboanga auf der Insel Maindanao gesehen. Reinwarts hat mehrere Arten in die Gärten von Buitenzorg bei Batavia verpflanzt.

Auch die Vanilje hat man aus Amerika in Java eingebürgert.

Der Ingwer (amomum zinziber) wird in mehreren Gegenden den feinsten Gewürzen vorgezogen. Man pflanzt zwei Arten, eine große und eine kleine. Außerdem gibt es verschiedene braune und weiße Spielarten.

16. Zierblumen.

Die verschiedenen Völker der malaiischen Inseln sind große Blumenfreunde. Die Frauen würden ihren Putz für unvollständig halten, wenn sie sich nicht mit Blumen bekränzten. Die Männer selbst tragen deren sehr oft. Ihr Geruch ist manchmal so stark, daß er die Organe der Europäer angreift: Was die Eingebornen oft nöthigt, auf die Ausschmückung ihrer Zimmer zu verzichten. Die Blumen, die man am häufigsten pflanzt, sind die Schampaka (michelia champaca) aus Bengalen; der weißblühende Malor oder Malami (nyclanthus); der Tanjung (misusops elengi); die Wasserlilie (nymphaea nelumbo), die in der Mythologie der alten Egyptier und Indier und folglich auch der Javaner, der Balier und anderer Völker des großen indischen Archipels geheiligt ist; der Camboja (plumeria obtusa) mit seinem düstern traurigen Laub und den auswendig weißen, inwendig gelben Blumenblättern; der Sulassi (ocimum), den man an dem jährlichen Todtenfest auf die Gräber pflanzt. Die meisten Pflanzen Europa's, insbesondere die Rosen, verlieren ihren Wohlgeruch und entarten schnell, ob sie gleich einige Jahre lustig wachsen.

*) Die gemeine Benennung ist Onin.

17. Parfümeriepflanzen und Harze.

Der Benzoebaum (styrax benzoin) ist von mittlerer Größe. Er erzeugt ein Gummi, das von Muselmännern und Katholiken als Weihrauch gebraucht wird. Man erhält dieses Gummi durch einen Einschnitt in die Rinde. Während der drei ersten Jahre des Wachsthums des Baums ist es weiß, später wird es braun. Mit zwölf Jahren hört der Benzoebaum zu tragen auf. Er wächst auf den warmen Ebenen und in der Nachbarschaft der Flüsse und pflanzt sich durch Samen fort.

Das Aloeholz oder Agalotsin bringt eine ölige Substanz hervor. Dieser Baum, ursprünglich aus Siam, namentlich dem Königreich Tsiampa, ist nach China und Japan verpflanzt worden. Im Allgemeinen ist er wenig gekannt.

Das Sandelholz (santalum) wächst am gernsten auf den Bergen. Man kennt drei Arten. Dieser Baum ist malaiischen Ursprungs, wir werden ihn aber in Polynesien wieder finden. Die beste Qualität existirt von den östlichen Gegenden Java's bis Timor.

18. Medizinalpflanzen.

Die malaiischen Medizinalpflanzen scheinen von überlegener Nützlichkeit gegen diejenigen Indiens, China's und Amerika's. Eine Schrift des gelehrten reisenden Arztes Dr. Horsefield gibt dem ärztlichen Publikum interessante Nachrichten. Wir begnügen uns mit Aufzählung der gebäuchlichsten Arten.

Die Kubebe (piper cubeba) ist ein treffliches Heilmittel für die einfache Lustseuche. Sie hat einen eigenthümlichen aromatischen Geruch und einen auffallenden Geschmack ohne Herbe. Eine Gabe von drei Drachmen, sieben bis achtmal an Einem Tag nach Art der Chinarinde genommen, thut, ohne eine merkliche Erregung, binnen 24 bis 72 Stunden allen entzündlichen Symptomen Einhalt: nur erscheinen sie wieder, wenn man nach ihrem Aufhören noch mehrere Tage mit den Gaben fortfährt. In großer Quantität eingenommen, ist dieses Medicament ein sanftes Abführungsmittel und wirkt gegen Verstopfung. Es war ein Engländer, welcher während der militärischen Besetzung Java's zufällig diese Entdeckung machte. Weil er ihr zu wenig Oeffentlichkeit gab, so wurden Versuche in unseren gemäßigten europäischen Himmelsstrichen verspätet. Die Eingebornen des Landes selbst hatten davon keine Kenntniß.

Die Tamarinde ist eine köstliche Frucht. Man macht aus ihr eine sehr gesunde Limonade. Ihr Fleisch wird als Arznei gegen verschiedene Krankheiten in den Malaienlanden nicht nur, sondern in Persien, der Türkei, Arabien, Nubien, Abyssinien und andern Gegenden des Orients genossen. In einer Mischung mit indischem Pinienöl ist es ein sehr sicheres und sanftes Abführungsmittel, zu welchem die Eingebornen häufig ihre Zuflucht nehmen. Im Fall eines Rothlaufs verordnen die malaiischen Aerzte Kataplasmen von zerstossenen Tamariskenblättern.

Die Datura ist eine narkotische Pflanze von sehr bemerkenswerther Wirksamkeit. Im Jahr 1815 traf ein javanischer Schiffer, der in seinem Nachen einen Fluß hinabfuhr, am Ufer einen Chinesen, der ihn bat, er

mochte ihn mitnehmen und ihm Fleisch mit Datura zu essen gab. Alsbald schlief der Javaner ein und war sehr verwundert, als er am folgenden Tag allein in einem Wald aufwachte, wo ihn der verrätherische Chinese während seines Schlummers abgesezt hatte.

Der Kamadu (urtica urens) ist ein bedeutendes Reizmittel.

Der Antschar und der Tschettik haben sehr giftige Eigenschaften.

Der Wunderbaum wächst auf den Küsten von Java und Sumadra: sein Oel ist außerordentlich abführend.

Die Sodomollo (artemisia) ist eine adstringirende, aromatische Pflanze.

Die Bromelia ananas ist ein treffliches harntreibendes Mittel.

Der Gambir (volcameria inermis) ist ein bei den Malaien stark gebräuchliches tonisches Mittel.

Der Mandakakki (plumeria) ist ein sehr geschäzтes Erweichungsmittel.

Der Waduri (asclepias gigantea) ist ein mächtiges Brechmittel.

Es gibt Pflanzen, die in den gemäßigten Zonen Stauden, und in der heißen Zone Bäume sind. So ist der Kayuputi (melaleuca leucodendron) eine Art Myrte von riesiger Höhe. Man kennt drei Arten: zwei sind der Landwirthschaft dienstbar. Die größte wächst in Borneo, Buri und Ceram, wo sie auf den Bergen alle Bäume um sich her tödtet. Die Rinde, von welcher der Kayuputi oder das Weißholz den Namen hat, gebrauchen die Einwohner der Molukken zum Kalfatern. Die Blätter der kleinsten Art werden destillirt: man gewinnt daraus ein schweißtreibendes Oel, das, eingerieben, auch gegen rheumatische Schmerzen gut ist.

Die Cassie ist auf den Philippinen, Sumadra, Borneo und Celebes zu Haus.

Der beste Kampher kommt aus Borneo.

Die Kardamome (amomum cardamomum) findet sich auf Java im Natur- und Kulturzustand. Sie gedeiht gut auf den Molukken, wo sie im Jahr 1670 eingeführt wurde.

19. Gesundheitszustand.

Die Entzündungskrankheiten sind weniger häufig als in Europa. Man hat oft 60 und 70jährige Einwohner gesehen, denen der Henker die Nase, eine Hand oder einen Fuß abgeschnitten hatte und die sich nur in frischem Wasser wuschen und in einigen Tagen geheilt waren. Die remittirenden und intermittirenden Fieber, Blattern und Syphilis sind ziemlich gemein. Der Aussatz herrscht in verschiedenen malaiischen Gegenden wie fast in ganz Oceanien. Die Cholera oder vielmehr das indische Mordschi (Dieß ist ihr wahrer Namen) hat auch diese Inseln verheert.

Die Hitze des Klima's macht den Gebrauch der Bäder unerläßlich. Die Javaner befolgen in diesem Stück strenge die Vorschriften des Koran. Sie waschen sich wenigstens fünfmal des Tags, wechseln oft die Kleider, Was nothwendig ist, weil man fast beständig schwizt, und gehen selbst an das Wasser wegen gewisser natürlichen Bedürfnisse, deren sich das gemeine Volk in Europa ungescheut auf den Straßen entledigt. Daher gibt es auch nirgends so reinliche Städte wie in Java. Wenn der Koran Abwaschungen, den Turban (ein Sonnenstich kann leicht tödtlich seyn) und Mäßigkeit befiehlt, wenn er Wein und geistige Getränke allen Muselmännern verbietet,

so hat er damit die besten Gesundheitsregeln für tropische Länder aufgestellt. Der große Mohammed hat offenbar seine Religion für die Völker der heißen Zone gemacht.

20. Die Inseln Endamen, ihre Naturgeschichte und Geographie.

Das System der großen sumädrischen Kette läßt uns die Wilden dieser Inseln, die der durch Oceanien zerstreuten endamenischen Rasse angehören, in der geographischen Begrenzung des malaiischen Gebiets begreifen. Die Küsten der ganzen Gruppe der Endamen, insonderheit der großen Insel, sind mit Klippen besät. Nur an einigen Orten entdeckt man sandichte Baien, wo Fahrzeuge landen können.

Das dornigte Farnkraut, die Wurzelträger und eine Art wilder Rotan bedecken die Ufer der Baien und Buchten, während die Gegenden des Innern üppig bewaldet sind, jedoch alle ein düsteres, trauriges Aussehen haben wegen der großen Zahl Kriech- und Schmarozerpflanzen und Heiden, die Alles überkleiden. Dieses mit seinen Zweigen verwachsene Gesträuch bildet ein unwegsames Gehölz, das sich über die ganze Landschaft erstreckt. Die kleinen Inseln sind nicht weniger umstarrt, enthalten übrigens einige mittelmäßige Hügel. Auf der großen Insel ist ein wundersamer Berg, der wegen seiner Gestalt den Namen Sesselpik führt. Bei hellem Wetter gewahrt man ihn auf eine Entfernung von 25 Lieues: er steigt gegen 2400 Fuß senkrecht empor. Diese Inselgruppe hat keinen beträchtlichen Fluß, aber von den Bergen fließen Bäche, welche den Einwohnern ein reines, klares Wasser liefern und die Schattennacht der Wälder durch eine Menge kleiner Wasserfälle beleben.

Der Boden wechselt sehr. Bald ist es ein reiches schwarzes Erdreich, bald ein weißer und schwarzer Lehm, bald ein leichter Sand, bald mit bunten Kieseln vermischter Thon. Bald ist die Erde roth, bald gelb, doch die schwarze herrscht vor. Unfern vom äußersten Ende der großen Insel, wo der Boden zerhackt und steinig ist, hat man Spuren von Metallen, namentlich Zinn, und in einem Werkstück Blättchen von einem glänzenden Gelb wie Goldstaub entdeckt. Einige der Höhen rings der Küste bieten an ihrem Fuß Schieferlager von bläulichter Farbe. Man hat daselbst Brescia oder Pudding und zinnoberähnlichen Oker erkannt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Berge Quecksilberminen einschließen.

Die unermeßlichen Wälder bieten eine große Mannigfaltigkeit von Bäumen dar. Die gewöhnlichsten sind: der Poan, der Dammar (ein Harzbaum) und mehrerlei Oelbäume; das Rothholz, das zum Färben dient; das Ebenholz, der Beddam oder Mandelbaum, der Sundré, der Tschingré und der Bindé, welche zum Bauen gut sind und es auch für die Kunstschreinerei seyn könnten; der Plaas, aus dessen Holz die Einwohner Bogen verfertigen; der Kötsch, von welchem die javanische Erde kommt; der Alexanderslorbeer, die Pappel und der Bambus, die man auf allerhand Art zu Nutzen macht; der Melori oder Brodbaum von Nicobar, der Aloebaum und verschiedene Staudenarten. Auch eine kleine Anzahl wilder Fruchtbäume hat man gefunden. Aber auffallender Weise ist der in den tropischen Landen so gemeine Cocosbaum auf den Endamen beinahe unbekannt.

Die einzigen Vierfüßler, die man bemerkt hat, sind das wilde

Schwein, der Affe und die Ratte. Nattern gibt es eine Menge, darunter die gewöhnlichste die grüne Schlange, die ein feines Gift hat; ferner den Tausendfuß, zum Theil gegen zehn Zoll lang, und sehr gefährliche Skorpione.

Desto zahlreicher ist die gefiederte Bevölkerung der Wälder: da sind Tauben, Papagaye, Königsfischer, Sichler, Reiher und Eulen. Während der Nacht erschallt die Luft weithin von der Stimme eines Vogels, die der des Kukuks gleicht. Die vornehmsten Felsenhöhlen herbergen diese Salanganen, deren Nester man ißt. In den Grotten legen sie ihre Eier. Das Brüten beginnt im Monat December und währt bis zum Mai. Man findet in ihren Nestern nie mehr als zwei weiß gestreifte Eier, glaubt aber, daß sie alle Monate neue legen.

In den Buchten wimmelt es von Fischen: man findet Barben, Salme, Sardellen, Alsen, Langusten, sogenannte alte Weiber (vieilles), buckelige Bärenkrebse (chevrettes) und Seeteufel. Die Riffe hängen voll Muscheln und man sammelt vortreffliche Austern.

Man sieht auch Haifische von ungeheurem Wuchs und die Einwohner sind berühmt wegen ihres Muths und ihrer Geschicklichkeit, diese Ungethüme zu bekämpfen. Ein englisches Journal *) gibt eine Schilderung von einem solchen Kampf. Derselbe fiel zwar nicht an diesen Küsten, sondern an den Ufern des Hugli vor, er könnte aber eben so gut von einem Endamenier bestanden worden seyn: daher wir keinen Anstand nehmen, diese Geschichte einzuschalten. Es ist ein Augenzeuge, welcher erzählt:

21. Zweikampf zwischen einem Menschen und einem Haifisch.

Ich ging am Fluß spazieren, mehrere Fahrzeuge des Landes luden ihre Fracht aus. Eine beträchtliche Anzahl Kulis oder Träger waren mit dieser Arbeit beschäftigt. Plötzlich liefen sie erschrocken weg, bald kehrten sie wie aus Neugierde zurück, hüteten sich aber wohl, zu nahe hinzugehen und entfernten sich von Neuem. Ich erfuhr, daß die Ursache dieser Unruhe die Erscheinung eines gewaltigen Fisches war, der mitten unter den Booten schwamm. Da die Krokodile sehr gewöhnliche Flußbewohner sind, so dachte ich an eines dieser furchtbaren Ungeheuer, indeß diese konnten solches Aufsehen nicht erregen, die Eingebornen kannten sie zu gut. Ich ging selbst an den Strand, um zu sehen, Was es denn gab. Da gewahrte ich einen riesigen Haifisch, der jezt an die Oberfläche des Wassers kam, jezt wie in Verfolgung seiner Beute untertauchte. In dem Augenblick sah ich einen Eingebornen auf dem Cajütendach eines der Fahrzeuge: er hielt ein Seil in der Hand, das er langsam durch die Finger laufen ließ, und erspähte die Bewegungen des Hai's mit einem Blick, welcher verrieth, daß er Lust hatte, dem Thier in dessen eigenem Element die Stirn zu bieten. Er hatte eine Schleife an das Seil gemacht und indem er es mit der einen Hand faßte, war sein anderer Arm ausgestreckt, als ob er bereits im Schwimmen begriffen wäre. Seine Stellung, während er die Annäherung des Hai's erwartete, war wahrhaft malerisch. Dieser zeigte sich etwa zwanzig Schritte von dem Schiff auf dem Wasser. Alsbald sprang der Mann in kleiner Entfernung von den Kinnbacken des Entsetzlichen in den Fluß. Der Hai wandte sich

*) Asiatic Journal.

unmittelbar um und schwamm gravitätisch auf seinen Gegner zu. Der aber, den frei gebliebenen Arm verlängernd, schwamm ihm furchtlos entgegen. Noch ungefähr zwei Fuß von ihm tauchte er unter seinen Bauch und fast in demselben Augenblick tauchte auch der Fisch unter. Nicht lange, so kam der Angreifer auf der entgegengesetzten Seite des Fischs wieder zum Vorschein, schwimmend kühn mit der Hand, die er frei hatte, und in der andern das Seil hinter dem Rücken. Ebenso kam auch der Fisch und wie er sich über den Leib des Menschen erhob, um seine Beute zu packen, stieg dieser, mittelst einer heftigen Anstrengung, die Füße voran, senkrecht in die Tiefe. Das gefräßige Thier folgte ihm mit einer so gleichzeitigen Bewegung, daß ich mich der Vorstellung nicht erwehren konnte, sie seyen nun unter dem Wasser an einander gerathen. Während dieser Zeit konnte ich kaum athmen, mir graute vor dem Ausgang des gräßlichen Kampfes. Nach etwa 20 Sekunden tauchte der waghalsige Angreifer wieder auf: er hielt beide Hände über den Kopf und rief: Tan! Tan! mit einer Stimme, welche den Sieg verkündigte, den er in der Tiefe erfochten. Die Leute des Schiffs waren bereit, und der Gefangene, welcher sich umsonst sträubte und grimmig das Wasser peitschte, wurde an das Land gezogen und in wenigen Augenblicken ausgeweidet. Man maß den Haifisch: er hatte 10 Fuß 9 Zoll Länge und 3 Fuß 7 Zoll im Umfang. Der Indier trug kein Merkzeichen von dem ungleichen Kampf an sich als eine leichte Wunde am linken Arm von einem Schlag des Schweifs oder einer der Floßfedern seines Feindes.

22. Charakter der Endamenier.

Die Endamenier scheinen Abkömmlinge dieser Endamenier von Borneo zu seyn, denen sie durch ihre Gesichtsfarbe gleichen, welche ein rußiges Schwarz ist, durch ihre kleine Statur und ihr wildes Aussehen, ganz das Ebenbild der Endamenier Papuasiens, der Australier und anderer Insulaner. Kapitän Hamilton, der sie unter Umständen sah, wo er ihnen Furcht einflößen mußte, beschreibt sie als ein sanftes Volk, das sich von Reis und anderer Pflanzenkost nährt. Aber sowohl nach den Berichten zwei arabischer Reisenden des neunten Jahrhunderts, welche nach einer Wanderung durch Indien und China auch diese Wilden besuchten, als auch nach den Schilderungen der Engländer, die sich unter ihnen hatten ansiedeln wollen, erscheinen sie in einem ganz anderen Licht. »Jenseits der Inseln Nejabalos (vermuthlich Nicobar), sagen die Araber, erstreckt sich das Meer von Endamen. Die Völker, die dort wohnen, essen rohes Fleisch. Ihr Gesicht ist schwarz, ihr Haar kraus, ihre Physiognomie und ihr Anblick abscheulich. Ihre Füße sind einen Vorderarm lang und sie gehen völlig nackt. Sie haben keine Schiffe, wenn sie aber deren hätten, würden sie Alle fressen, die vorüber fahren.« Fügen wir, um das Porträt zu vollenden, bei, daß sie dicke Lippen, platte Nase, vorstehenden Bauch, fleischlose und ungestalte Glieder haben. Die Weiber bedecken sich mit einer Art Schürze, sie dient ihnen jedoch mehr nur zur Zierde, denn ohne die geringste Verlegenheit oder Scham vor gänzlicher Entblößung legen sie sie ab. Die Männer sind gewandt, schlau, rachsüchtig, undankbar, aber das unabhängige Leben geht ihnen über alle andern Güter. Jeden Morgen (es geschieht Dieß zur Verwahrung gegen den Biß der Insekten) reiben sie sich den Leib mit Koth oder wälzen sich wie die Büffel in den Morästen. Ihr molliges Haar färben sie gleich mehreren

Völkerschaften Melaneſiens mit Oker und Zinnober. Der Kapitän eines indiſchen Pattmar hat mich verſichert, ſie ſeyen Menſchenfreſſer.

Die Endamenier haben ſich noch nicht im Ackerbau verſucht. Die Frauen ſammeln Muſcheln an den Felſen, während die Männer mit ihren Pfeilen Vögel oder wilde Schweine oder Fiſche ſchießen. Sie ſind in dieſer ſeltſamen Art von Fiſchfang ſehr geſchickt und verſtehen es ſogar, die Fiſche mitten in dunkler Nacht durch Fackeln herbeizulocken. Sie braten ihr Fleiſch auf einer Art Roſt von Bambus, thun aber dazu weder Salz noch irgend eine Würze. Sie ſind von ſehr lebhaftem Temperament, unendliche Freunde von Geſang und Tanz. Ihre Sprache iſt weich: ihre Lieder beſtehen aus einem Recitativ mit Chorbegleitung. Nach Colebrooke, dem wir einen Theil der Naturbeſchreibung dieſes Landes verdanken, haben ſie einen Rundtanz, wobei ſich Jeder abwechſelnd kleine Fußtritte auf den Hintern gibt. Wenn ſie grüßen, ſo erheben ſie ein Bein und berühren mit der Hand den Unterſchenkel. Drei oder vier Pfähle, in die Erde geſteckt, oben kegelförmig zuſammengebunden und darüber ein Dach von Zweigen oder Baumblättern und zur Verzierung einige irdene Töpfe, einige Hauer von Ebern, ſo iſt die Hütte fertig. Ihre Kähne ſind ein durch Feuer oder ſteinerne Werkzeuge ausgehöhlter Baumſtamm. Auch fahren ſie auf Flößen von Bambus von einer Inſel zur andern. Ihre Bögen ſind lang und wunderlich geformt. Ihre Pfeile ſind mit einem Fiſchknochen oder einem Schweinszahn bewaffnet, manchmal bloß ein geſpiztes Stück Holz, das im Feuer gehärtet worden iſt. Zur Vertheidigung führen ſie hölzerne Schilde. Mit ihren Netzen können ſie nur kleine Fiſche fangen. Sie haben ſehr grobe Körbe von Schilf, welche die Weiber flechten: darin tragen ſie die Muſcheln und andere Lebensmittel. Die geſammte Bevölkerung ſchäzt man nicht höher als zu 3000 Wilden. Das Klima iſt ſehr mild. Ebbe und Fluth ſind regelmäßig: die Fluth kommt von Weſten und ſteigt gewöhnlich acht Fuß. Abweichung der Magnetnadel: 2° 30′ öſtlich.

Auf einem kleinen Eiland an der Südſpitze der großen Inſel war im Jahr 1791 unter dem Namen Chatam eine engliſche Niederlaſſung gebildet worden. Sie wurde ſpäter auf ein anderes kleines Eiland auf der Oſtküſte, fünf Lieues von der Nordſpitze, verlegt. Sie war zur Aufnahme bengaliſcher Verbrecher beſtimmt. Die Lage war bewunderungswürdig, allein ihre Ungeſundheit und der ungeſellige Charakter der Eingebornen waren Schuld, daß man nach zwei Jahren die Kolonie wieder aufhob. In dem Hafen Cornwall daſelbſt war im Jahr 1824 der Sammelplatz der engliſchen Flotte in dem Krieg gegen Ava, in welchem Rangun und einige andere Punkte der Küſte des birmaniſchen Reichs erobert wurden.

Fünfzehn Lieues öſtlich von den Endamen ſah ich auf dem Meer den Vulkan der Inſel Barren röthliche Lava ſpeien. In nicht großer Entfernung von dem Schiff flogen Steine von 60 bis 100 Centnern auf und die Fluthen kochten wie ein glühender Ocean.

23. Nicobar.

Gegen achtzig Lieues ſüdlich von den Endamen liegt der Nikobararchipel, von den Dänen Frederiks'oerne oder Friedrichsinſeln genannt. Sie begreifen zehn Hauptinſeln und eine viel größere Zahl kleiner Gruppen. Die namhafteſten dieſer Inſeln ſind: Groß-Nicobar, die größte des

ganzen Archipels, wo die Dänen eine kleine Niederlassung hatten, welche die Fieber aufgerieben haben; Klein-Nicobar oder Sambelang; Ketschul; Kamorta, wo die Oesterreicher im Jahr 1778 eine Kolonie anlegten, die nicht mehr existirt; Noncovery, gleichfalls mit einer dänischen Niederlassung, die wieder aufgelöst ist; Tricuta, Teressa, Tschauri, Tillantschang, Tafuin und Karnikobar. Leztere ist am nördlichsten gelegen. Im Angesicht der drei eigentlichen Nicobarinseln ist ein geräumiger trefflicher Hafen. Während meines Aufenthalts in Bengalen hatte mir der Statthalter der dänischen Kolonien in Indien, Obrist Kresting, ein Empfehlungsschreiben gegeben an den Obern des militärischen Postens, der sich damals noch mit einigen Soldaten in Nicobar befand: denn die Missionäre hatten es schon verlassen. Wenn die lezten Nachrichten, die ich erhielt, mich von der Reise dahin abhielten, so bin ich gleichwohl durch die gefälligen Mittheilungen des Obristen in den Stand gesezt, ein flüchtiges Bild dieses interessanten Landes zu zeichnen.

Die Bewohner der Nicobarinseln sind in Körperform und Gesichtsfarbe den Malaien ähnlich. Ihre Augen sind klein und ein Wenig schief. Sie sind furchtsam, gastfrei, gutmüthig und unterwürfig, es sey denn, daß sie durch Eifersucht oder sonst gereizt sind. Mit Unrecht haben einige Seefahrer sie als Cannibalen dargestellt. Ihre Frauen sind hübsch, wohlgebaut und ungemein sanft. Aber dieses Volk kennt die erste der Künste, den Ackerbau, nicht und ist ohne alle Industrie: so kann es zu keinem Flor gelangen. In ihrem Anzug lassen sie einen kleinen Streifen Zeug hinten hinabhängen: daher vielleicht der Ursprung der ungereimten Sage, welche die Unwissenheit des schwedischen Seemanns Kioping der Welt aufgebunden hat, daß nämlich diese Insulaner einen Schwanz hätten wie der Teufel. Dieser unbegreifliche Irrthum wurde von Linné, Buffon und Monboddo angeeignet. Die Nicobarier haben eine verworrene Idee von einem unbekannten Gott, einem erhabenen Wesen, das sie Knallen nennen. Ihre Dörfer bestehen aus zehn bis zwölf Hütten. Sie haben einen Häuptling, der den Handel mit den Fremden leitet. Ihre Handelsartikel sind: grauer Amber, Schildkrötenschale, Cocosnüsse, wilder Zimmet und eine Menge vorzüglicher Muscheln, die sie gegen Tuch, Eisen und Tabak austauschen.

Die meisten dieser Inseln sind gebirgig, einige von beträchtlicher Höhe. Trikuta, Tafuin und Karnikobar sind flach und mit Cocoswäldern bedeckt. Auf den andern Inseln wachsen in demselben Ueberfluß Cocosbäume und Arekapalmen, Betel und Cedern, Bäume zu Bauholz von unermeßlicher Größe wie Tek, Blindé und andere; Zuckerrohr, Cassienlorbeerbäume, herrliches Sassafrasholz, Larum oder (portugiesisch) Melori mit einer bessern Frucht als der des taitischen Brodbaums; Mangobäume mit köstlichen Früchten auf die Tafel und für die Medizin; Ignamen ꝛc. Büffel und Ochsen, die aus Europa und Indien eingeführt worden sind, haben sich außerordentlich vervielfältigt. Die eßbaren Vogelnester, von den Indiern Hinléné genannt, sind häufig. Auch gibt es Tauben, Papagaye, ungeheure Fledermäuse, Hunde, wilde und zahme Schweine, Affen, auch Krokodile und eine große Anzahl Reptilien und Skorpione.

24. Pulo-Pinang oder Prinz-Wales-Eiland. Beschreibung, Erzeugnisse und historischer Ueberblick.

Pulo-Pinang oder Prinz-Wales-Eiland liegt am Eingang der Meerenge von Malakka, in der Nähe der Westküste dieser Halbinsel, 5° 25′ nördl. Breite, 98° östl. Länge. Sie ist (von Norden nach Süden) gegen 5 Lieues lang und 3 Lieues breit. Diese Insel scheint von Weitem Nichts zu seyn als der äußerste Vorsprung des auf dem Festland gelegenen Königreichs Keddah: so schmal ist der dazwischen laufende Kanal. Die durch die Meerenge, welche Pino-Pinang von Keddah trennt, gebildete Rhede ist unermeßlich. Sie enthält mehrere treffliche Häfen, selbst für die größten Schiffe. Es existirt ein inneres Becken, gebildet durch die äußerste Südspitze der Insel und durch diejenige von Jerajah: daselbst können die Schiffe alle erforderlichen Ausbesserungen machen außer die, wenn sie auf das Werft gebracht werden müssen.

Eine mitten auf dem Eiland gelegene Bergkette enthält Quellen, welche den sandigen Boden der Insel reichlich bewässern. Dieser Boden, der auf einer Grundschichte von Granit ruht, aus einem schwärzlichen mit Letten und Kies gemischten Boden besteht und sonst durch den Blätterabfall hundertjähriger Bäume gedüngt wurde, hat da, wo diese gefällt worden sind, von seiner Ueppigkeit viel verloren, ist aber im Innern noch jeder Art von Anbau fähig und man hat auch einen großen Theil mit Erfolg zu Nutzen gemacht. Die vornehmsten Erzeugnisse sind: Pfeffer, Kaffee, Zucker, Ingwer, Betel, Cocosnüsse, Yams, Pataten, Orangen, Citronen, Granaten, Mangustanäpfel und Cautschu. Muscatnuß, Piment, Zimmet und Gewürznelken hat man hin verpflanzt. Die Wälder liefern herrliches Bauholz und Masten von jeder Größe. Die Binsen, Bambus und Rotans stehen in manchen Gegenden so dicht beisammen, daß sie keinen Luftzug durchlassen und stinkende Miasmen erzeugen.

Diese Insel machte ehedem einen Theil des Königreichs Keddah aus*). Der englische Kapitän Light hatte Gelegenheit gehabt, dem Fürsten dieses Landes einige Dienste zu erweisen und dieser gab ihm zum Dank seine Tochter zur Ehe und als Mitgift Pulo-Pinang. Kapitän Light war ein guter Patriot: er verehrte das abgetretene Gebiet der englischen Nation. Die Regierung von Bengalen, in Erwägung der unermeßlichen Vortheile einer Niederlassung, welche den Handel Vorderindiens und China's verband und das holländische Uebergewicht in diesen Gewässern verminderte, nahm ein so edelmüthiges Geschenk ohne Zaudern an. Sir John Macpherson wurde zu Einrichtung einer Kolonie abgesandt, Light zum Gouverneur ernannt und den 11 August 1786, am Geburtstag des Prinzen von Wales, wurde im Namen Großbritanniens unter den üblichen Förmlichkeiten Besitz ergriffen. Da der König von Keddah über die Nachbarschaft einer Macht, die sein Feind werden konnte, erschrack, so überwand Light dessen Bedenklichkeiten durch einen Jahreszins von 60,000 Piastern, die er für ihn ausbedang. Um einiger gegenwärtigen Vortheile willen vergaß der König die Zukunft.

Der Gouverneur gründete zuvörderst das Fort Cornwall, das übrigens so schlecht gebaut als gelegen ist und das durch eine Fregatte von

*) In den Grenzen, die man diesem Königreich zuschreibt, wohnt die wilde Völkerschaft der Samang.

64 Kanonen so leicht zerstört werden könnte als das Fort, welches die Rhede von Malakka beherrscht. Er zog eine Unzahl Ansiedler und Geschäftsleute aus allen Ländern herbei. In acht Jahren gedieh die Kolonie unter seiner Verwaltung zu einem unglaublichen Wohlstand. Die Bevölkerung bestand Anfangs aus Malaien, welche hier, wie in Singhapura, von sanfterem und friedlicherem Charakter waren als in den übrigen Malaienlanden und aus einigen hundert Chinesen, die er durch Versprechungen gewann. Diese Leztern machten durch ihren Fleiß und ihre Rührigkeit den merkantilischen Kern der Insel aus. So sehr die Chinesen an ihrem Vaterland hängen, so nehmen sie keinen Anstand, es zu verlassen, um unter andern Völkern Reichthümer zu sammeln, die sie später daheim genießen, indem sie sich von dem Mandarin, der das Auswanderungsgesetz zu vollziehen hat, eine glückliche Sicherheit erkaufen. Ueberdieß pflegen sie ihr Leben im Ausland so zu regeln, daß es ihnen beständig die Erinnerungen und die Gewohnheiten ihrer Heimath zurückruft. Ihre Begräbnißplätze in Pulo-Pinang sind wie in Kanton. Ihre Wohnungen sind äußerlich mit symmetrischen Malereien geschmückt und innen ist ein Altar, vor welchem stets Wohlgerüche und vergoldetes Papier brennen. Die Statue Chungfutsö's nebst dem vertrauten Geiste, der ihm ins Ohr spricht, ist auf diesem Altar aufgestellt. Was ihr Patriotismus allein bedauert hat, war, daß sie den Theebaum anpflanzen mußten, der in wenigen Jahren vollkommen einheimisch wurde in diesem fruchtbaren Land, das die Pflege des Menschen kaum in Anspruch nimmt. Nach zehn Jahren hatte sich die Bevölkerung verzehnfacht. Im Jahr 1802 belief sie sich auf 10,000 Seelen, im Jahr 1805 auf 15,000, im Jahr 1821 auf 35,000 und im Jahr 1830 auf 45,000, darunter 19,000 Malaien und 8000 Chinesen. Der Rest waren Holländer, Portugiesen, Amerikaner, Araber, Parsis, Siamesen, Birmanen, Schulias, Annamier und einige afrikanische Neger. Dieses Zunehmen geschah zum Theil auf Unkosten der Stadt Malakka, die seitdem in einer Weise abnimmt, daß es zum Erschrecken ist. An das Fort Cornwall baute Kapitän Light im ersten Jahr seiner Verwaltung George's-town. Sie ist der Hauptort und die einzige Stadt der Insel. Sie liegt auf deren Nordostseite. Die Eingebornen nennen sie Tanjong Painaik. Ihre im rechten Winkel durchschnittenen Straßen zeichnen sich aus durch Breite und Reinlichkeit. Ihre Märkte haben einen Ueberfluß von Waaren aller Art. Täglich bereichert sich George's-town mit neuen Schöpfungen. Der Londner Missionsverein, der daselbst ein Hülfsamt unterhält, hat ein Asyl für Waisen europäischer Väter, mehrere Spitäler und eine Arzneischule (dispensaire) für die Eingebornen errichtet. Es gibt ein katholisches Seminar unter der Leitung französischer Priester, eine große Anzahl Lehranstalten, eine Bibliothek, eine Zeitung und einen literarischen Anzeiger. Als Erholungsort für die Kauffahrer von Bengalen nach China hat sich George's-town in eine ungeheure Waarenniederlage verwandelt, wo die fremden Kaufleute ihre Güter gegen baares Geld oder Produkte von gleichem Werth umsetzen. Kurz, Pulo-Pinang hat als Handels- und Kriegshafen die Erwartungen der ostindischen Compagnie so sehr gerechtfertigt, daß sie sich angelegen seyn ließ, ihr Gebiet zu verdoppeln. Im Jahr 1802 schloß sie mit dem König von Keddah einen Vertrag, vermöge dessen dieser Fürst gegen die jährliche Summe von 10,000 Piastern die gegenüberliegende Küstenstrecke an sie abtrat. Dieses Gebiet, welches eine Ausdehnung von 60 Orlongs begreift, steht der Insel

an Fruchtbarkeit nicht nach und liefert zwei Produkte, die sie nicht hat, Zinn und Marfil oder Elfenbein. Diesem Bezirk haben die Engländer den Namen Provinz Wellesley geschöpft. Das Malaiische ist die Landessprache.

Pulo-Pinang bietet eine so ruhige und gleichförmige Temperatur, eine so reine Atmosphäre, daß man es das indische Montpellier genannt hat. Auf dem höchsten Punkt der Insel, gegen Norden, erhebt sich eine Signalflagge, rings zerstreute Wohnungen. Dort suchen die in Hindustan erkrankten Engländer Genesung. Die Luft ist in dieser Gebirgsgegend so gesund, als man sichs nur wünschen mag. Während des ganzen Jahrs wechselt das Thermometer kaum zwischen 5 bis 6°. Diese Höhen sind auch der Lieblingsort für Ausflüge. Auf den vorzüglichen Pferden von Sumädra reiten die Kreolen in die Wette die steinigten Pfade hinauf, die man mitten durch die dicht wie Pfähle an einander gedrängten hochstämmigen Bäume mit der Axt durchgehauen hat. Ich selbst war krank auf der Insel angekommen, fand aber nach einem kurzen Aufenthalt in einem der zu oberst gelegenen Häuser durch die liebevolle Pflege bei dem trefflichen englischen Missionär Hutchins, den ich den Olympier und den rettenden Zeus von Pulo-Pinang nannte, meine Gesundheit wieder.

Seit 1805 hat die ostindische Kompagnie auf Pinang eine ordentliche Regierung eingerichtet und einen Statthalter hingeschickt, der von dem Generalgouverneur von Ostindien seine Befehle empfangt. Wahrscheinlich werden die britischen Besitzungen im Osten und Süden des Saluen*) später eine besondere Statthalterschaft bilden, von der George's-town der Hauptort werden könnte. Bereits hat der Statthalter auf dieser Insel die Vice-Residenten (deputy-residents) von Singhapura und Malakka unter sich.

25. Handel und Industrie.

Der Handel von Pinang scheint seit einigen Jahren abzunehmen. Deßwegen hat ohne Zweifel die englische Regierung die lästigen Ein- und Ausgangszölle abgeschafft. Alle Schiffe der Westküste Birmaniens, besonders die nach China bestimmt sind, gehen hier vor Anker, um Erfrischungen einzunehmen und die Handelsartikel zu kaufen, deren sie bedürfen. Die ebenfalls nach China bestimmten Schiffe der ostindischen Kompagnie laden Zinn, Rotans, Sagu, Pfeffer, Betel, Areka, Vogelnester ꝛc. Sie legen auf dem Rückweg in den Magazinen Thee nieder, der dann nach Europa verführt wird. Die europäischen Kaufleute bringen ihre Manufakturen, Messer, Schießgewehre, Anker, Nägel, Blech, Blei, Eisenstangen, Bücher, Schuhe, Taue, Hausgeräthschaften, allerlei Tuchwaaren, Gläser, Hüte, Mützen, physikalische und mathematische Instrumente, Uhren, plattirte Arbeiten, Malereifarben ꝛc. Aus Madras und Bengalen werden eine Menge Erzeugnisse Hindustäns und der afrikanischen Küsten eingeführt, als da sind: Opium, Tabak, Benzoe, Kampher, Goldstaub, Elephantenzähne ꝛc. Die meisten dieser Waaren gehen nach Sumädra, Dschonkseylon (Jan Silan), wo die Franzosen im Jahr 1688 eine Niederlassung begonnen hatten, und nach andern Inseln. Von 1827 bis 1828 betrug der Werth der Einfuhren 13,380,241, der Ausfuhren

*) Ein birmanischer Fluß. Oestlich von ihm liegen die im Jahr 1826 dem goldfüßigen Kaiser abgenommenen Provinzen Märtaban, Ye, Tavai und Tanasserim.

15,156,774 Franken. Die im Verkehr übliche Münze ist der spanische Piaster: dieser wird in 10 Kupangs eingetheilt und ein Kupang zerfällt wieder in zehn kleinere Scheidemünzen. Die Scheidemünzen werden auf der Insel geprägt: sie sind von Zinn, 16 wägen 604 Gramm 725. Gold und Silber wiegt man mit dem Bungkal, dessen Gewicht zwei Piastern gleich ist. Sechszehn Taels sind = 1 Katty, 100 Katty's = 1 Pikle, 40 Pikle's = 1 Koyan, 1 Koyan = 2,413 Kilogramm 240. Das gebräuchliche Ellenmaß ist das Astah: es ist 18 englische Zoll lang.

Die Sundainseln*).

26. Sumâdra. Hydrographie, Geographie und Vulkane.

Diese große Insel, den Arabern unter dem Namen Saborma bekannt, erstreckt sich von Nordwest nach Südost in einer Ausdehnung von 376 Lieues. Die Breite schwankt zwischen 20 und 85 Lieues. Eine Bergkette durchzieht die Insel in ihrer ganzen Länge. Sie nähert sich besonders der Westküste, aber die Ufer sind niedrig und sumpfig. Auf den Absätzen der sekundären Ketten breiten sich vier große Seen aus und entsenden reißende Waldströme mit prächtigen Wasserfällen. Der berühmteste der Leztern, der von Manssélar, entstürzt dem Gunung-Passaman, dem Ophir der Europäer, welcher nach Robert Nairne 2170 Toisen über den Meeresspiegel emporsteigt, während der höchste Berg Sumâdra's, der Gunung-Kossumbra, 2350 Toisen hoch ist. Auf dem westlichen Abhang findet man, den Sinkel abgerechnet, Nichts als Waldbäche oder kleine Flüsse. Aber auf dem entgegengesezten Abhang werden die 60 Lieues breiten Ebenen von großen Strömen bewässert, wie von dem Siak, dem Indragiri in dem Königreich Siak, von dem Jambi zwischen dem Königreich dieses Namens und Palembang, und in dem leztern Staat von der Tulang, die noch durch den Musi vergrößert wird. Vulkane zählt man fünf: der Berapi ist 2033, der Gunung-Dembo 1877 und der Ayer-Raya, der thätigste von allen, auf den sekundären Bergen gelegen, 1377 Toisen über dem Meer. Darum sind auch Erdbeben eine häufige Erscheinung.

27. Ausflug auf den heiligen Berg Bonko.

Der bis diesen Tag unbekannte Berg Bonko verdient eine besondere Beschreibung: Wir entlehnen sie aus den malaiischen Miscellen (malayan miscellanies).

Der Gunung-Bonko oder Zuckerhutberg erhebt sich etwa sechs Lieues nordöstlich von Benkulen, abgesondert von der regelmäßigen Kette, der er angehört. Er ist durch seine eigenthümliche Gestalt ein trefflicher Beobachtungspunkt für diesen Theil der Küste. Schon zweimal hatten die Europäer vergeblich versucht, ihn zu besteigen, und der Volksglaube war, daß er unzugänglich sey. Vorragende Berge, wie er, gelten in der Meinung

*) Unter diesem Namen begreift man: Sumâdra, Java, Sumbawa, Ende oder Flores, Timor, Arru und die dazu gehörigen Inseln. Borneo haben einige Geographen fälschlich in dieser Eintheilung mitgerechnet. Der Namen Sunda erinnert an den Sund der Ostsee. Das Wort scheint mir aus dem Sanskrit zu kommen: Sindu bedeutet in dieser Sprache ein großes Wasser.

der Eingebornen als Wohnsitze der Geister und ihre Gipfel sind Kramats oder heilige Orte. Ein Kramat war auch der Gipfel des Zuckerhuts und man versicherte, daß kein Eingeborner sich hinaufwage. Eine Gesellschaft Engländer (damals Herren Benkulens) beschloß im Juni 1821 einen neuen Versuch: sie wollten die auf der Küste angefangenen Beobachtungen verbessern und erweitern und so zur vollständigen Kenntniß des Landes beitragen.

Nachdem diese Engländer den Fluß Benkulen überschritten, durchritten sie das Land bis Lubu-Ponar. Von da sezten sie, in der Unmöglichkeit, die Pferde weiter zu bringen, den Weg in der Richtung von Pandschong, nach dem Lande der Reyangs, zu Fuße fort. Am dritten Tag übernachteten sie in Redschak-Bessi. Dieses lezte Dorf gegen das Gebirg zu liegt an den Ufern des Ayer-Kiti, eines Bachs, der sich oberhalb Pandschong in den Simpang-Ayer ergießt. In diesem Ort trafen sie Anstalten zur Gebirgsreise, indem sie sich mit einem kleinen Zelt versahen auf den Fall, daß zur Hinaufkunft ein Tag nicht hinreichen würde. Von Redschak-Bessi wanderten sie fünf Meilen auf einem unebenen, anfänglich wenig erhöhten Grund, der jedoch bald rauher wurde und endlich die größten Hindernisse darbot. Am Fuß eines senkrecht über ihren Häuptern schwebenden Felsen machten sie Halt: denn sie wären schlechterdings außer Stand gewesen, das Zelt noch einige Schritte fortzutragen. Nach ihrem Nachtquartier hatten sie dichte Wälder durchzogen, welche ihnen den Anblick des Gebirgs gänzlich verbargen, weiterhin kam es wieder zum Vorschein, sie erhielten aber von den Schwierigkeiten, die ihrer warteten, nachgerade einen Vorgeschmack: Sie brachen wieder auf. Nun gings auf einer für den Augenblick errichteten Bambusbrücke über einen kleinen Bach oder Waldstrom, der aus einer ansehnlichen Höhe in eine gräßliche Kluft hinabstürzt, die, zwischen zwei Felsen eingezwängt, dem Wasser nur einen engen Kanal läßt. Die Brücke, mehr als hundert Fuß über dem Bach, wo sich das Auge in einer unermeßlichen Aussicht verlor, bildete mit der Cascade und der stark bewaldeten Landschaft umher ein höchst romantisches Gemälde. Sie stießen auf furchtbare Abgründe, besonders war der lezte geeignet, sie zu entmuthigen, da sie mehrere Schritte auf dem sehr schmalen Rand eines senkrechten Felsen wandern mußten, der eine solche Höhe hatte, daß man in der Tiefe keinen Gegenstand unterscheiden konnte. Ein dürrer Baumstamm half ihnen mittelst eines kräftigen Satzes über diese gefährliche Gegend vollends weg. An dem dichter werdenden Moos und dem verkrüppelten Aussehen der Bäume wurde bemerklich, daß sie dem Gipfel nahten. Wirklich befanden sie sich in zwei Stunden auf der höchsten Spitze des Berges. Es war ein öder Platz, nicht breiter als 5 Yards oder 15 Fuß und rings umschlossen von Abgründen, die mitunter versteckt waren unter Dschongeln oder Gestrüpp. Von den Mitgliedern der Gesellschaft erreichten nur Wenige das Ziel. Der Rest war, durch die zunehmenden Hemmnisse abgeschreckt, unter dem Zelt zurückgeblieben. Dagegen wurden die Standhaftern durch das bewunderungswürdige Naturschauspiel, das sie oben zu genießen hatten, für ihre Anstrengungen reichlich entschädigt. Die Küstenlinie von Layé im Norden bis südlich über Buffalu hinaus entfaltete sich und durch ein Fernglas gewahrte man die Schiffe in dem Becken der Rattenінsel und die weißen Mauern des Forts Marlborough. Südwärts schweiften die Blicke über Bukit-Kandies oder die Löwengruppe und über Bukit-Kabut oder die Nebelhöhe, welche mit dem Zuckerhut

eine gerade Linie bilden. Gegen das Innere der Insel wurde die Aussicht unterbrochen durch eine Wolkenmasse, welche auf den Berg losſteuerte, Was die Reisenden nöthigte, ſich mit ihren Beobachtungen zu ſpuden. Da ſie Inſtrumente von größerem Umfang nicht hatten mitnehmen können, ſo mußte ihnen ein kleiner Kompaß genügen. Die Pflanzen haben auf dieſer Höhe alle Merkmale der Alpenvegetation. Dichtes Moos bekleidet Felſen und Bäume und man trifft mehrere Stauden, die den höher gelegenen Gegenden eigenthümlich ſind, wie Vaccinium, Rhododendron ꝛc. Auch fand man eine Pflanze, welche nach der Meinung der Eingebornen ein Surrogat für den Thee geben kann: ſie hat beſonders dicke und ſchimmernde Blätter und wird als eine neue Art in die Familie der Myrtaceen eintreten. Näher und näher zogen die Wolken und drohten, Berg und Thal mit einer Regenfluth zu übergießen: die Geſellſchaft eilte auf den Rückweg. War das Hinaufſteigen mühſam geweſen, ſo war das Hinabſteigen doppelt mühſam. Indeß erleichterten ſie ſichs dadurch, daß ſie an den Bäumen, die hin und wieder über den Abgründen ſtanden, Bambusrohre feſtbanden, an welchen man ſich hingleiten ließ. Nur mußte man Acht haben, daß man wieder auf den Füßen war, wenn dieſe Handhabe aufhörte. Die Geſellſchaft hatte ungefähr die Hälfte des Bergwegs zurückgelegt, als das Gewölk, das jezt den Gipfel umhüllte, in Regen herabfiel und das Gehen noch mehr erſchwerte. Zum Glück waren die ſteilern Stellen vorbei und die zahlreichern Bäume boten einigen Schutz gegen das Wetter. Bald jedoch ſtrömte es von allen Seiten und den lezten Theil der Wanderung war man in einer wahren Trauſe. Eine Stunde vor Sonnenuntergang gelangte man an das Zelt. Rings war Alles überſchwemmt. Der Regen fiel fortwährend in Strömen: da wollten ſie lieber noch nach Redſchak-Beſſi gehen, als in einer ſo unbequemen Lage übernachten. Ein angeſtrengter Marſch brachte ſie mit Anbruch der Nacht in das Dorf. Hier wurde Raſttag gehalten, worauf ſie nach Pandſchong aufbrachen und ſofort durch das Land Bukit-Kandies nach Benkulen. Wenigſtens zwölfmal hatten ſie ſeit Pandſchong über den Fluß Benkulen geſezt, als ſie ſich auf den vorausbeſtellten Sampans, einer Art großer chineſiſcher Fahrzeuge, ihr Gepäck auf einem Floß von Bambus einſchifften. Bei dieſer Fahrt, welche eine Reihe kleiner Stromſchnellen überwinden mußte, waren ſie unaufhörlich in Gefahr, an Baumſtämmen und Klippen zu zerſchellen. Zweimal fortgeriſſen, füllten ſich die Boote mit Waſſer und nicht ohne Mühe entging man dem Unterſinken. Erſt unterhalb der Vereinigung mit dem Rindorvati wird der Benkulen tiefer und ſein Lauf geregelter. Dieſer kurzen, aber mühlichen Wanderung verdankt man die Kenntniß des berühmten Gunung-Bongo, welcher gleichſam ein tapuirter Berg iſt. Er iſt gegen 3000 Fuß hoch und geformt aus Maſſen von Baſalt und Trapp, der in dieſem Theil von Sumâdra vorherrſchenden Subſtanz. Maleriſch ragt ſeine kühne Geſtalt über die ihn umgebende Bergkette empor. Das ganze Land, welches die Reiſenden berührten, iſt äußerſt bergicht und eingeengt, ſchwach bevölkert, von einem düſtern wilden Wald, der eine Menge ſchönes Holz liefern könnte, faſt ganz bedeckt. Man bewundert den Reichthum des Bodens längs der Flüſſe und in den Wäldern iſt er nicht geringer, beſonders wo ſich die Dickichte von Bambus erheben, die ſich in der Regel den beſten Boden auswählen. Der Reisbau iſt hauptſächlich in den Ladangs, man zählt aber nur wenige für die Bewäſſerung geebneten Grundſtücke oder Sawahs. In Tello-Anu iſt eine Pflanzung von Muscatbäumen, die, ohne

je Dung bekommen zu haben, von so kräftigem Wuchs sind wie die in der Stadt. Wie in der übrigen Insel, so geben sich die Eingebornen wenig mit Ackerbau ab. Der Boden erheischt hier Arbeiten, vor denen ihre Faulheit erschrickt. Die Ackerbauerzeugnisse auch dieser Insel sind meist von den fleißigen Chinesen: sie verwandeln durch Düngung die unfruchtbarsten Plätze in Gärten.

28. Klima, Boden und Mineralogie von Sumâdra.

Der Aequator zerschneidet Sumâdra quer in zwei fast gleiche Theile. Gleichwohl genießt diese Insel eine ziemlich gemäßigte Temperatur: das Thermometer erhebt sich nicht über 24° Reaumur, wogegen ich in Bengalen gesehen habe, daß es im Anfang Novembers auf 34° stieg. Im Innern sind die Einwohner genöthigt, Morgens Feuer zu brennen, um sich zu wärmen, weil dann alle Hügel von Nebeln (kabut) umzogen sind, die erst drei Stunden nach Sonnenaufgang verschwinden. Donner und Blitz sind häufig, besonders während des Nordwestmussons oder der Regenzeit, die im December anfangt und im März endet. Der trockene Musson beginnt im Mai und endet im September. Reifen, Schnee und Hagel sind auf Sumâdra unbekannt. Man hat die Ungesundheit des Klima's übertrieben. Allerdings ist die Westküste sumpfig und sehr nebelig: sie zehntet die europäischen Mannschaften, die daselbst Pfefferhandel treiben und verdient in dieser Hinsicht den Namen der Pestküste. Aber das ganze Uferland, von der Spitze von Aschin bis zu den Bankainseln, bietet so angenehme als gesunde Lagen.

Der Boden hat im Allgemeinen ein fettes, röthliches mit einer schwarzen Schichte bedecktes, manchmal verkalktes Erdreich. Die Westküsten lassen die Sümpfe oft wie einen weiten mit Inseln besäten See erscheinen. Drei Viertheile von Sumâdra, vornehmlich gegen Süden, sind ein undurchdringlicher Wald. In den Bergen findet man Steatit, grauen Granit, Marmor, Erdöl und Rappal, eine Art saisigtes Mineral. Gold, Kupfer, Eisen, Schwefel, Steinkohlen, Salpeter, das seltene und kostbare Zinn sind in verschiedenen Gegenden der Insel reichlich vorhanden. Die Malaien von Padang und Menangkarbu verkaufen jährlich 11 bis 12,000 Unzen Gold, das hauptsächlich durch Waschen gewonnen wird. Die Minen von Sipini und Cay geben 18- bis 20karatiges Gold. Crawfurd schätzt die Summe Goldes von der ganzen Insel mit Einschluß von Lemun, Batang-Assi, Pucallang und Pambu zu 36,000 Unzen. Wir halten diese Angabe für zu hoch. Die Malaien allein haben das Vorrecht, Gold auszubeuten, denn die Holländer haben nach mehreren fruchtlosen Versuchen darauf verzichtet. Sie kaufen es Jenen lieber wohlfeil ab. Der Stahl von Menangkarbu ist dem europäischen vorzuziehen. Zinn gibt es bei Palembang: es ist eine Fortsetzung der reichen Lagen von Banka. Die kleine Insel Pulo-Pisang ist fast gänzlich aus einer Lage von Bergkrystall gebildet.

29. Botanik.

Der Reis, den man auf Sumâdra pflanzt, ist von zwei Sorten: die erstere, die größere, weißere und schmackhaftere, kommt aus den hochgelegenen trockenen Feldern, die zweite, reichlichere und gewöhnlichere aus den bewässerten Niederungen. Die Saat geschieht in der Zeit des Regenmussons im

Oktober, die Ernte ist sechs Monate nachher zu Anfang des trockenen Mussons. Eines der nützlichsten Gewächse für die Sumadrier ist der Cocosbaum. Das Fleisch des Cocos dient, wie in Indien, fast allen ihren Speisen zur Würze. Sie ziehen daraus ein Oel zum Brennen und zum Salben der Haare, ein gegohrnes Getränk, das Toddi heißt, die Spitze (tete) liefert einen Kohl, der gut zum Essen ist, und aus den Fasern verfertigen sie Besen. Nur die Rinde, aus der man anderswo Seile macht, verschmähen sie und geben dem Rotang und dem Eju den Vorzug. Der Bambus wächst zu einer außerordentlichen Höhe und Stärke. Eine der beträchtlichsten Pflanzungen bildet der Betel. Auch pflanzt man eine Menge Spezereien: Gewürznelken, Gelbwurz, cayenne'schen Pfeffer, Ingwer, Cardamonen und Koriander. Der Anu, eine Art Palme, erzeugt den Dschaggarizucker, der dem Rohrzucker vorgezogen wird, den die Einwohner nur genießen, um ihn zur Erfrischung, etwa auf der Reise, zu kauen. Der Dscharak, dessen Samen das Wunderöl liefert, der Kratu oder der Zwergmaulbeerbaum, der Sesam, die Cassie, der Hanf, die Ignamen, der Mais, die süßen Pataten, der Sagu werden gleichfalls gebaut. Der Durian, dessen weißes Fleisch wie gerösteter Knoblauch schmeckt und aphroditische Eigenschaften enthält, der Goyavabaum, der Jackbaum (jacquier), der Mangustan, der Mango, der Brodbaum, der Blimbing, der Lança, der Brancan, der Jambusenbaum, der Pisang, die Ananas, der Orangenbaum, der Citronen- und Pompelmusbaum bringen ausgezeichnete Früchte hervor. Kostbare Gewächse sind auch: der Pfeffer, der Kampher Colebrooke's (dryobalanops camphora), wohl zu unterscheiden von dem javanischen Kampherlorbeerbaum, die Benzoe, die Cassia lignea oder der gemeine Zimmet, die Rotans, die Seidenbaumwolle des Bombax, das Ebenholz, das Tek-, Sandel-, Aloe- und Eisenholz und Kaffee von mittelmäßiger Güte. Unter den Farbpflanzen zählt man: den Sappan, den Indigo, den Cassombo oder indischen Saflor, den Ubar ꝛc.

Die sumadrische Flora ist eine der reichsten der Welt. Alle Spielarten Asiens vermischen sich mit den dem malaiischen Gebiet eigenthümlichen Gattungen. Wir nennen den nur bei Nacht blühenden Trauerbaum (sunda malun) und die von Dr. Arnold entdeckte Rafflesia *), die auch auf Java vorkommt. Dieß ist die größte der bekannten Blumen, denn die Aristolochia cordiflora, die früher in diesem Ruf stand, hat nach Humboldt nur 16 Zoll im Durchmesser. In den Aequinoktialländern offenbart der Boden eine Lebenskraft, von der wir in unsern gemäßigten Himmelsstrichen keinen Begriff haben. Wir haben unter den Bäumen Europa's keinen, der sich mit dem afrikanischen Boabab oder dem oceanischen Bombax messen darf. Keines unserer Rohre ist mit dem Bambus zu vergleichen. Aber Was soll man von einer Blume sagen, die 2 Fuß 9 Zoll im Durchmesser und mehr als 8 Fuß im Umfang hat und nicht weniger als 15 Pfund wiegt! Und diese Riesenblume wächst und entfaltet sich ohne Stengel und Blätter, sie macht fast die ganze Pflanze aus: die dünne Wurzel, die sie mit der Erde verbindet, hat nur sechs Zoll Länge. Dr. Arnold schreibt an einen seiner Freunde, dem er seine Entdeckung meldet; wie folgt: »Ich

*) S. Blatt 22.

begleitete den damaligen Gouverneur der englischen Niederlassungen auf Sumadra, Sir Thomas Stamford Raffles, auf einem seiner Ausflüge. Ich ging etwas vor der Bedeckung voraus, als einer meiner malaiischen Diener herbeilief und mir rief. Sein Blick drückte freudige Ueberraschung aus. »»Folgen Sie mir,«« sagte er, »»eine so große, so schöne, so außerordentliche Blume!«« In hundert Schritten befand ich mich im Angesicht des Wunders und mein Staunen war nicht geringer als das meines Führers. Ich sah unter Gesträuch eine unermeßliche Blume auf der Erde sitzen: ich beschloß sogleich, mich ihrer zu bemächtigen und sie in meine Hütte zu schaffen. Mit dem Parang des Malaien (einer Art Hapе) bewaffnet, schickte ich mich an, die Pflanze loszumachen und, Wer hätte es gedacht? Sie hing nur durch eine kleine, höchstens zwei Finger lange Wurzel mit dem Boden zusammen. Ich nahm den Schatz fort. Hätte ich ihn allein und ohne Zeugen entdeckt, ich hätte kaum gewagt, eine solche Pflanze zu beschreiben. Niemand hätte mir aufs Wort geglaubt. Aber ich fühle mich hinlänglich gestärkt durch Zeugnisse, die man nicht verwerfen wird. Unsere Blume war in allen ihren Theilen sehr dick, in einigen Stellen drei Linien, in andern das Dreifache. Die Substanz der Blumenblätter und des Honiggefäßes war nahrhaft und das Honiggefäß voll Mücken, offenbar herbeigezogen durch den Fleischgeruch den sie aushaucht. Nach meiner Schätzung konnte es wohl ein Duzend Pinten enthalten. Die Eingebornen des Innern nennen diese seltsame Blume Krubul, Was in ihrer Sprache so Viel als eine große Blume bedeutet. Sie sagen, ihr Wachsthum, von der Erscheinung des Knopfs bis zum Aufgehen des Kelchs, dauere drei Monate und man sehe sie nur einmal im Jahr, gegen das Ende der Regenzeit. Es ist eine Schmarotzerpflanze, die auf den Wurzeln und dem Stamm der Cissus angustifolia aufschießt. Sie bildet sich und wächst, wie mehrere Pflanzen von der Familie der Schwämme, unter einer kugelförmigen Hülle.« Dieser Riese hindert nicht, daß Zwerge, ihm ähnlich in Gestalt, Bau und Art der Vegetation, um ihn wachsen. Dr. Horsfield hat eine wohlgeformte Rafflesia gefunden, die kaum drei Zoll im Durchmesser hatte. Einige Arten bilden eine Stufenfolge zwischen diesen beiden Extremen. Dem Krubul oder der Rafflesia Arnoldi darf die Rafflesia patma zur Seite gesezt werden. Sie hat fünf Blumenblätter und einen ungeheuren Kelch. Ihr Durchmesser beträgt gegen zwei Schuh. Der gelehrte Botaniker Blum, der sie auf einer kleinen Insel bei Java entdeckte, gedenkt in seiner javanischen Flora noch einer andern Pflanze, die zu den beiden vorigen verwandtschaftliche Beziehungen hat. Es ist die Brugmansia Zippelii. Sie ist gleich ihnen eine Schmarotzerpflanze und von nicht weniger unangenehmem Geruch. Sie liebt Berggegenden, die mindestens eine Höhe haben müssen von 200 Toisen. Diese Pflanze erinnert, daß Réaumur einst von einer eben so außerordentlichen Vegetation Zeuge war. Aber es war keine Schmarotzerpflanze, er sah sie in seinem Park in Poiton und beschrieb sie unter dem Namen Boletus coralloides fötidus. Sie hatte einen Geruch wie von faulem Fleisch. Dieses sonderbare Corallengewächs nahm nicht weniger Raum ein als die Rafflesia Arnolds: nur beobachtete Dieser seine Pflanze im vollen Wachsthum und fern von der Periode, wo ihre Auflösung einen Aasgeruch von sich gegeben haben würde, und Jener ließ seinen Boletus abzeichnen und beschrieb ihn im Zustand vorgerückter Fäulniß. Der Zeichner muß eine gute Nase gehabt haben, daß er trotz des Gestanks alle Theile bemerken und seine Aufgabe vollenden konnte!

10. Zoologie.

Sumâdra zählt viele Thiere, die es mit dem südlichen Asien gemein hat: so den Maiba oder zweifarbigen Tapir *) von Malakka und den langhändigen Gibbon des transgangetanischen Indiens. Die Pferde sind wie auf allen malaiischen Inseln klein, aber wohlgestaltet, muthig und dauerhaft. Die Kühe, die Ziegen und die Schafe sind ebenfalls von kleinem Wuchs. Der Büffel (karbu) wird zu mehreren häuslichen Arbeiten gebraucht. Die Bevölkerung der Wälder sind: der Elephant; das zweihörnige Rhinoceros (badak), kleiner als die afrikanische Sippschaft, mit der Haut voll Schildchen und kurzer Borsten **); das Flußpferd, welches Marsden in den Moräften dieser Insel gesehen haben will, Was ihm Cuvier wegstreitet; der Königstiger; der schwarze Bär, der das Herz der Cocosbäume zernagt und zerstört; schwarze Antilopen mit grauen Mähnen; Damhirsche; wilde Schweine; Zibethkatzen; Fischottern; Stachelschweine; mehrerlei Affen, darunter der Kinnbärtige (simia nemestrina), der in diesem großen Land einheimisch zu seyn scheint, und endlich ist nicht zu vergessen der Orang-hutan. Der Pithecus Satyrus scheint mehr mit dem Pongo Wurmbs als dem Chimpanzé von Angola und Congo verwandt zu seyn. Diese auf Sumâdra ehedem häufige Art wird von Tag zu Tag seltener. Wir sagen ein Wort über einige Affen, die, obwohl von der gemeinsten Gattung, durch ihr gutes Naturell interessant sind, den Kra (fascicularis) und den Schingkau (sicristata). Es ist eine Freude zu sehen, wie die Kleinen des Schingkau und des Simpai (simelalophos) ihre Mütter umarmen und liebkosen. Bei der ersten Art unterscheidet sich das noch junge Thier durch seine röthliche Farbe und das erwachsene durch seinen schwarzen Pelz; bei der zweiten ist umgekehrt die Haut der Jungen sehr schwarz, die der Alten röthlich, so daß man sagen könnte, die Mütter hätten ihre Kleinen ausgewechselt. Auch der Siamang wird gefunden. Der Angang oder Rhinocerosvogel, so genannt wegen einer Art von Horn, das er am Kopf trägt, scheint von den Naturforschern noch nicht recht klassifizirt: seine Merkmale sind so, daß man ihn zu der Familie des Kasoars schlagen sollte. Der Fasan ist hier von seltener Schönheit, größer als der gewöhnliche Fasan und von einem stattlichern und reichern Gefieder. Die indischen Hühner sind zahlreich: sie erreichen im Süden der Insel eine außerordentliche Höhe, wie die von Bantam. Die Ardea Argala Bengalens, findet sich in Palembang. Im Allgemeinen sind die Vögel dieselben wie auf dem indischen Festland. Auch gibt es in den Felsengrotten die beliebten Vogelnester. Von Reptilien wimmelt es auf Sumâdra, von dem großen Krokodil der Flüsse, welches die Menschen frißt, bis zu den Eidechsen, die in den Häusern wohnen und an der Zimmerdecke umherlaufen, die sie von den Insekten säubern. Das Kamäleon und die fliegende Eidechse zeigen sich in den Gesträuchen. Nirgend sind die Insekten zahlreicher und lästiger als auf dieser Insel. Da

*) S. Blatt 21.

**) Raffles behauptet, im Innern von Sumâdra existire eine Art einhorniges Rhinoceros, welches die Eingebornen Tennon nannten. Da jedoch mehr malaiische Völker den Tapir so heißen, der bei den Sumâdrern den Namen Babi-Alu führt, so sind wir noch im Zweifel.

gibt es Ameisen von allen Sorten, namentlich diese weiße (termite), die Alles verwüstet, Häuser, Holz, Meubeln, Lebensmittel — eine wahre Geißel dieser orientalischen Länder, gegen die man sich, wie es scheint, allein durch Bergöl verwahren kann.

51. Siak, Aschin und andere Staaten. Holländische Kolonien.

Das Königreich Siak liegt im mittlern Theil der Ostküste, welchen der gleichnamige Fluß durchströmt. Nach Anderson, dem lezten Reisenden, der diese Küste durchwandert hat, sind die Hauptplätze: Siak an diesem Fluß, Sitz des Sultans; Delhi an dem gleichnamigen Fluß; Kampar, Handelshafen mit den Inseln Rupot und Pantiur als Dependenzen; Langkat, Handelsstadt mit 200 Prahos; Batu-Bara, nicht minder wichtig durch seine Marine, Sitz eines mächtigen Radschah. Dieses ganze Küstenland bietet wohlbewässerte und mit üppigen Kulturen bedeckte Felder, dazu Häfen und Buchten, wie man sie nicht schöner wünschen mag. Die verschiedenen Häuptlinge dieser Bezirke führen unter einander Krieg und das Volk hat gegen 2000 bewaffnete Prahos, dem Anschein nach Kauffahrer, aber gelegentlich Raubschiffe in der Meerenge von Malakka. Das Land der Battas ist Grenznachbar der Sultanei Aschin, des ehemaligen Staats Menangkarbu und der holländischen Statthalterschaft Padang. Außer Barus, einer kleinen Stadt, dem Hauptmarkt für den Kampher, und Tappanuli, einem Flecken, der eine der prächtigsten und sichersten Baien hat, die es auf der Welt gibt, enthält dieses Land bloß Dörfer. Gegen Ende des sechszehnten und bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts waren die Aschiner die vorherrschende Nation in den Malaienlanden: sie waren die Verbündeten aller Handelsvölker des Orients, von Japan bis Arabien. Ihre Seemacht zählte 500 Segel und das Königreich Aschin erstreckte sich fast über die Hälfte von Sumädra und über einen großen Theil der Halbinsel Malakka. Gegenwärtig ist es in Anarchie versunken, auf den äußersten Norden der Insel zusammengeschrumpft, das Ansehen des Sultans reicht nicht über die Grenzen seiner Hauptstadt und deren unmittelbare Umgebungen, denn alle Bezirkshäuptlinge haben sich unabhängig gemacht. Die Hauptstadt Aschin ist in einem Wald von Cocos, Bananen, Ananas und Bambus versteckt. Ein mit Fahrzeugen bedeckter Fluß lauft mitten hindurch. Die Bevölkerung hat sich aber mit dem Handel so vermindert, daß man nicht über 18 bis 20,000 Menschen annehmen darf. Der König ist es, der den ganzen Handel von Aschin ausbeutet. Sonst bemerkenswerthe Orte sind: Telosancuay, Pedir und Mukki. In der Nähe des Leztern ist eine ergiebige Kupfermine. Das holländische Gebiet begreift die Statthalterschaft Padang, Menangkarbu, einen Theil des Landes der Lampungs (des undankbarsten dieser großen und reichen Insel) und das Königreich Palembang. Die Statthalterschaft Padang hat zum Hauptort Padang, eine Stadt mit 12,000 Seelen. Außerdem gehören dazu: Natal, Benculen mit 8000 Einwohnern, das im Jahr 1825 von den Engländern abgetretene Fort Marlborough und Pontschang-ketschil an der bewunderungswürdigen Bai von Tappanuli. Die Holländer haben von den Padris von Menangkarbu die Stadt Bangsa, die beträchtlichste dieses Staats und die Städte Pandscha-Raschung und Menangkarbu erobert, aber dieses Land, welches der Krieg zwischen dessen Häuptlingen und der Oberstatthalterschaft zu Batavia kürzlich verheert hat,

ist keineswegs seinen neuen Gebietern schon gänzlich unterworfen. Das Königreich Palembang, gleichfalls von den Holländern erobert und zum Theil gegen sie im Aufstand, ist fruchtbar. Die Hauptstadt zählt gegen 25,000 Einwohner. Sie ist auf Pfählen erbaut am Ufer des Musi. Sie hat ausgedehnte Verbindungen mit allen malaiischen Inseln, mit Indien, Birmanien, Siam, Annam und China. Die Moschee und das Dalan sind ansehnliche Gebäude. Die malaiischen Staaten werden von einem Radschah regiert, der sich den Titel Sultan beilegt. Seine Beamten sind Datus, eine Art Barone. Ueberall, wo man Datus trifft, wie in Maindanao, Holo ꝛc., ist es ein Beweis, daß man in einem malaiischen Lande ist. In der holländischen Stadt Benkulen gibt es vier Datus unter einem Pandscheran als Vorstand: sie repräsentiren die auf der Insel zerstreuten verschiedenen einheimischen Gewalten.

52. Verschiedenheit der Volksstämme.

Die Bevölkerung ist eine Mischung schwer zu klassifizirender Nationen. Wir stellen mit Marsden die Eintheilung der Rassen unter den geographischen Gesichtspunkt, nur mit dem Unterschied, daß uns die Reyangs nicht Autochthonen, sondern ursprüngliche Borneer sind und ebenso die Malaien Menangkarbu's und des ganzen übrigen Sumätra's Abkömmlinge der Dayas von Borneo, die aber später von den Buguis aus Celebes und den indischen Einwanderern Gesittung empfingen. Eine Vergleichung der Sprachen, der Alphabete, der Gesetze und Gebräuche muß unsere Ansicht rechtfertigen. Ungeachtet einiger Verschmelzungen ist die Verschiedenheit des indischen und des malaiischen Typus leicht wahrzunehmen. Die vorspringenden Backenknochen, die hohlen Wangen, das kleine Auge, die stumpfe Nase, die breiten Lippen treten bei den Malaien an die Stelle des regelmäßigen Schnitts des Gesichts, der langen Nase, der ovalen Umrisse und der harmonischen Züge der Hindu's.

53. Gebräuche der Reyangs, der Lampungs und der Eingebornen von Menangkarbu.

In physischer Hinsicht haben die Reyangs mit den Malaien große Aehnlichkeit. Aber sie reden im Innern eine von der malaiischen verschiedene Sprache. Sie erstrecken sich von dem Layé im Norden bis zu dem Fluß Sillebar im Süden. Der Raum zwischen den Flüssen Serawy und Benkulen ist von dem Stamm der Dueblas besezt. Das ganze Land wird in vier Stämme eingetheilt, von welchen die Serawy's der herrschende sind. Obgleich diese Stämme im Grunde nur Ein Volk bilden, so haben sie doch Gewohnheiten, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Die Reyangs, gebürtig von den Ufern des Reyang, eines Flusses auf der Westküste von Borneo, sind wie alle Malaien von mehr als mittlerer Größe, von kleinem, aber proportionirtem Gliederbau. Die Frauen pflegen ihren Kindern den Kopf zu formen, wie auf einigen Inseln des stillen Meers geschieht. Sie platten ihnen die Nase, drücken den Schädel zusammen und verlängern die Ohren dermaßen, daß sie gerade aus dem Kopf hervorstehen. Die Reyangs, haben wie alle Oceanier lebhafte, schwarze Augen, manchmal sind sie etwas

schief wie bei den Chinesen, Was ohne Zweifel von alten Kreuzungen herkommt. Ihre Haare sind schwarz und dick: die Frauen lassen sie wachsen, bis sie die Erde berühren. Die Männer brennen sich den Bart mittelst lebendigen Kalks, welchen die Reyangs Schunan, die Malaien Kapur nennen. Dieses Volk ist friedlichgesinnt, verständig, ernst, zurückhaltend, ausdauernd, weniger schurkisch und grausam als die Malaien, aber unversöhnlich im Haß. Mäßig für sich, leben die Reyangs von Pflanzen, freigebig, wenn es einen Fremden zu bewirthen gilt, schlachten sie eine Ziege. Man kann ihnen Indolenz, Mißtrauen und Knechterei vorwerfen. Das andere Geschlecht ist gelehrig, bescheiden und im Allgemeinen züchtig. Den Pandscheran oder Stammesfürsten umgibt ein Rath von Dupattis oder Dorfschultheißen, die jedoch, obgleich ihre Würde erblich ist, nur eine sehr unsichere Gewalt ausüben. Die Reyangs sind Nachbarn der großen Provinz Passumah, die nach denselben Gesetzen und Gewohnheiten regiert wird. Sie hat gleichfalls vier Pandscherans und diese hängen seit der javanischen Eroberung von dem Sultan von Palembang ab.

Die Gesetze und Gewohnheiten der Reyangs, wodurch die Wirkung und Ausdehnung der Gerechtigkeit bestimmt werden, sind mit vieler Sorgfalt in ihrem Addat oder Gesetzbuch abgehandelt. Wer wegen Diebstahls verurtheilt ist, bezahlt zweimal den Werth des entwendeten Gegenstandes nebst einer Geldbuße obendrein. Der Mörder kauft sich los mittelst eines Bangun, einer Strafe von 80 bis 500 Piastern, je nach Würde, Alter, Rang und Geschlecht des Opfers. Der gerichtliche Eid wird sehr feierlich abgenommen und der Meineid ist selten. Da man den Mord abkaufen kann, so ist die Todesstrafe fast unbekannt. Das Gefängniß für Verbrecher ist eine Art Käfig aus Bambus, viereckig und an den vier Seiten durch starke Klammern befestigt. Dieser in Asien noch vorhandene Brauch macht es nicht unwahrscheinlich, Was auch mehrere Geschichtschreiber dagegen sagen mögen, daß Timur den gefangenen Bajasid wirklich in ein Käfig einsperren ließ. Die Sklaverei ist bei ihnen nicht hart: die Sklaven (unter ihnen nicht zahlreich) und die Diener leben, wie im Orient überhaupt, beinahe immer auf dem Fuß der Gleichheit mit den verschiedenen Mitgliedern der Familie. Die Heirathsform ist seltsam. Die Jungfrau muß sich selbst gegen den rechtmäßigen Besitz sträuben. Sie wehrt sich aus allen Kräften gegen ihren Gatten und dieser Kampf währt oft mehrere Tage, bis zulezt die Ziererei aufhört. Die Vielweiberei ist auf Sumadra geduldet, außer den Häuptlingen heirathen sie jedoch selten mehr als Eine Frau. Die Malaien haben im Ganzen weniger Temperament als die Asiaten. Man feiert ein Fest oder Bimbang: da sind Hahnenkämpfe, ist ein langsamer, wollüstiger und grotesker Tanz, werden Lieder gesungen zu Begleitung des Sulen oder der malaiischen Flöte und der Tunkah oder Cymbel. Die Tänzerinnen erscheinen in reichen seidenen Kleidern, ihre Füße und Arme mit goldenen Spangen geschmückt, ihre Haare duftend von Blumen oder Benzoeöl. In den Zwischenakten unterhält ein Possenreißer die Versammlung. Beispiele von hohem Alter sind rar. Die Lebensdauer überschreitet in der Regel sechszig Jahre nicht. Das Kind empfängt bei der Geburt einen Namen und der Erwachsene später einen Zunamen nach den Eigenschaften, durch welche er sich auszeichnet. Muselmänner oder Heiden, erkennen die Sumadrier einen Gott, den Allah der Araber, dessen Namen in den vier Idiomen dieses großen Landes wenig entstellt vorkommt. Außerdem verehren sie aber auch

obere Geister, Dschins und Dinals *). Die Sumädrier und insbesondere die Reyangs haben den größten Respekt für die Gräber ihrer Voreltern. Sie schwören bei ihren heiligen Manen. Ihr von den Hindu's entlehnter Glauben an die Seelenwanderung hat die eigenthümliche Wendung genommen, daß sie sich vorstellen, ihre Seelen fahren nach ihrem Hinscheiden in Tiger. Daher ihre Ehrfurcht für diese Thiere, gegen die sie sich nur vertheidigungsweise schlagen. In einem geheimen Revier im Innern von Sumädra, behaupten sie, haben die Tiger eine Regierung und einen Hof, wo sie in Städten wohnen und in Häusern, die mit Weiberhaaren bedeckt sind. Auch verehren sie die Krokodile, von welchen die Badenden gefressen werden. So machten es die alten Egyptier, so halten es Negervölker mit Schlangen. In allen Zeiten und in allen Ländern haben die Menschen aus Furcht, Hoffnung, Dankbarkeit oder Bewunderung Ihresgleichen, Thieren, Pflanzen, Gestirnen und selbst Naturerscheinungen, kurz Wesen, von denen sie Wohlthaten hofften, oder deren Ungunst sie abwenden wollten, oder deren Macht sie anstaunten, Altäre errichtet.

Diese Sitten, welche vornehmlich bei den Reyangs zu finden sind, wiederholen sich fast ganz bei den Lampungs, ihren Nachbarn. Die Lampungs bewohnen den äußersten Süden von Sumädra, von Palembang bis an die Grenze von Passumah. Ihre Sitten sind verdorbener als die der Reyangs. Sie beten das Meer an. Sie sind Diejenigen, die wegen ihrer rautenförmigen Gesichter und tiefliegenden Augen am meisten Aehnlichkeit mit den Chinesen haben. Ihre Frauen sind die schönsten und wohlgestaltetsten auf Sumädra.

Die Eingebornen von Menangkarbu sind alle Mohammedaner. Seit die Sekte der Padris, deren Haupt der Radschah von Passaman ist, von den Holländern besiegt wurde, sind diese die Oberherren des Landes.

54. Die Battas.

Im Norden von Sumädra, zwischen Atschin, Menangkarbu und dem Meer, ist das Volk der Battas. Sie leben nicht auf der Küste, sondern ziehen das Innere vor. Ihre Bevölkerung zählt ungefähr zwei Millionen. Sie haben eine geordnete Verfassung, rathschlagende Versammlungen und geschickte Redner, eine eigenthümliche Sprache und Schrift. Fast alle Battas können lesen und schreiben. Sie erkennen einen einzigen, höchsten Gott, den sie Dibata-assi-assi nennen, dazu drei andere große Götter, Geschöpfe des Ersteren. Dieses Volk ist nicht lügenhaft wie die Bengalier: es besitzt das Gefühl der Ehre im höchsten Grad. Es ist kriegerisch, durch Redlichkeit, Treue und Glauben und Klugheit ausgezeichnet. Das Land, welches es bewohnt, ist vollkommen angebaut und die Verbrechen sind unter ihnen nicht zahlreich. Und doch — trotz dieser guten Eigenschaften, trotz ihrer vorgeschrittenen Bildung sind die Battas wirkliche Menschenfresser. Diese Thatsache wird durch Sir Stamford Raffles außer allen Zweifel gesetzt. Vor einigen Jahren, erzählt er, wurde ein Mann des Ehebruchs überführt und dem Gesetz des Landes gemäß verurtheilt, gespeist zu werden. Dieser Akt sollte in der Nähe von Tappanuli Statt finden. Man lud den

*) Das erste Wort kommt aus dem Persischen, das zweite von den Hindu's und ihren Dinats.

englischen Residenten ein: er hatte keine Lust, schickte aber einen Stellvertreter mit einem einheimischen Beamten. Auf dem Schauplatz trafen sie eine Menge Volks beisammen. Der Verbrecher war mit ausgestreckten Armen an einen Baum gebunden. Ein Häuptling von Rang ging mit einem großen Messer in der Hand auf das Opfer zu, hinter ihm ein Mann mit einer Schüssel, worin eine Zubereitung von Salz und andern Zuthaten war, die sie Sambul nannten. Der Nachrichter rief mit lauter Stimme dem beleidigten Gatten und fragte, welchen Theil des Körpers er begehre. Dieser bezeichnete das rechte Ohr und mit Einem Schnitt hatte Jener es weg und übergab es dem Andern, der es in die Brühe tunkte und sogleich verzehrte. Nun fielen alle Anwesenden über den Gefangenen her und aßen, Was ihnen anstand. Und so war ihm schon manches Stück Fleisch vom Leib geschnitten, als ihm endlich Einer, ohne Zweifel aus Rücksicht für die beiden Fremden, mit dem Messer das Herz durchbohrte. Denn sonst bekommt ein Verurtheilter nie den Gnadenstoß. Die Battas haben ein Gesetzbuch von hohem Alter und aus Anhänglichkeit an die Einrichtungen ihrer Vorfahren fressen sie einander. Dieses Gesetzbuch verhängt die Strafe, lebendig gefressen zu werden: 1) über Ehebrecher; 2) über Nachtdiebe; 3) über Gefangene in wichtigen Kriegen, d. h. in Kriegen eines Bezirks gegen den andern; 4) über Die, welche in eine solche Familie heirathen, daß beide Gatten dieselben Stammeltern haben; 5) über verrätherische Angreifer eines Dorfs, eines Hauses oder einer Person. Wer eines dieser Verbrechen begangen hat, wird von einem zuständigen Gerichtshof gerichtet und verurtheilt. Nach geschehener Verhandlung und gefälltem Erkenntniß trinken die Richter mit einander einen Becher, Was so Viel ist als bei uns die Unterzeichnung des Urtheils. Hierauf läßt man zwei bis drei Tage ablaufen, damit das Volk sich versammeln kann. In einem Ehbruchsfall kann das Urtheil nicht vollzogen werden, bevor die Eltern der schuldigen Frau sich einfinden, um der Hinrichtung beizuwohnen. An dem anberaumten Tag wird der Gefangene vorgeführt und der beleidigte Theil wählt sich das erste Stück, meist die Ohren, die Andern kommen nach Rang und Stand und schneiden sich nach ihrer Liebhaberei einen Bissen heraus. Hat Jeder seine Portion, so tritt der Vorsteher der Versammlung vor und haut dem Verbrecher den Kopf ab, nimmt ihn als eine Trophäe mit und hängt ihn vor seiner Wohnung auf. Das Hirn gehört diesem Häuptling oder dem beleidigten Theil. Man schreibt dem Hirn magische Wirkungen zu und bewahrt es sorgfältig in einer Flasche. Die Därme ißt man nie, dagegen werden Herz und Fußsohle als die köstlichsten Bissen betrachtet. Das Fleisch wird bald roh, bald geröstet und nirgends als auf der Stelle der Hinrichtung gegessen: man würzt es mit Salz und verbindet mitunter ein Gericht Reis damit. Palmwein oder andere starke Getränke werden während einer solchen Mahlzeit nie genossen und nie sieht man dabei Einen berauscht. Einzelne kommen mit hohlen Bambusröhren und füllen sie mit Blut, das sie trinken. Die Hinrichtung geschieht immer öffentlich. Die Männer allein sind anwesend, den Weibern ist das Menschenfleisch verboten, sie sollen sich jedoch schon insgeheim zu verschaffen wissen. Einige Schriftsteller behaupten, daß die Battas dieses Fleisch jedem andern vorziehen, aber man hat kein Beispiel, daß sie ihr Gelüst auf eine andere Art befriedigt hätten, als welche das Gesetz vorsieht. So empörend, so abscheulich diese Hinrichtungen seyn mögen, so sind sie gleichwohl das Resultat der ruhigsten Berathungen und selten die Wirkung unmittelbarer und persönlicher Rache,

außer wenn es sich um einen Kriegsgefangenen handelt. Die Battas halten noch eifriger auf ihre Gesetze, die diese Todesstrafe verordnen, als die Muselmänner auf den Koran. Man hat berechnet, daß sie in Friedenszeiten jährlich 60 bis 100 Personen verspeisen. Ehedem pflegten die Battas auch ihre Väter zu essen, wenn sie zu alt geworden waren zur Arbeit. Diese hängten sich ruhig mit den Händen an einen wagrechten Baumast, während ihre Kinder und Nachbarn umhertanzten und schrieen: »Wenn die Frucht reif ist, fällt sie.« Dieser Brauch fand in der Zeitigungsperiode der Citronen Statt. Ließen die Greise aus Müdigkeit den Ast fahren und fielen herab, so warfen sich alle Umstehenden auf sie, zerstückelten und aßen sie. Diese Gewohnheit, die alten Leute zu essen, ist jezt aufgegeben und es steht zu erwarten, daß sie eines Tages auch auf den Cannibalismus verzichten werden.

Das Rhinoceros, der Büffel, der Elephant und die Tiger sind im Innern von Sumädra zahlreich. Aber nirgend hat der Tiger es besser verdient, daß man von ihm sagt: »Immer trunken von Blut und immer durstig.« Kaum gibt es in den Bergen der Battas eine Familie, die nicht eines ihrer Mitglieder als eine Beute dieser Raubthiere zu beklagen hat. An vielen Orten treffen die Einwohner gar keine Vorsichtsmaßregeln gegen ihre Wuth, weil sie in ihren Augen heilige Thiere sind. Wie die Balier glauben sie an Seelenwanderung und nennen die Tiger Ninis oder Großväter. Es gab Jahrgänge, wo an einem Fluß im Innern mehr als hundert Personen zerrissen worden sind. Wenn ein Tiger in ein Dorf kommt, so sind die Einwohner so närrisch und stellen ihm Reis und Früchte vor die Thüre: sie meinen, er werde sich durch diese Geschenke rühren lassen und ohne ihnen Etwas zu Leid zu thun vorübergehen. So machen sie es auch, wenn sie von den Pocken heimgesucht werden: sie sind überzeugt, daß sie so den bösen Geist besänftigen.

55. Sonstige Gebräuche und Gewohnheiten auf Sumädra.

Die Völker des Innern von Sumädra wohnen in Dusuns oder Dörfern, die fast immer an einem Fluß oder See liegen, von Fruchtbäumen umgeben sind und aus einem Viereck von Häusern bestehen, zwischen welchen sich Gänge durchziehen. Die Häuser sind von Holz und auf 7 bis 8 Fuß hohen Pfählen*) erbaut. Diese Bauart ist die minder gefährliche in einem Land, wo es häufig Erdbeben gibt. Wenn die Eingebornen ihre Mahlzeit zu sich nehmen, sitzen sie nicht wie die Orientalen mit Ausnahme der Chinesen mit verschränkten Füßen, sondern, den Ellenbogen auf ein Kniee gestüzt, um eine große hölzerne Platte, die auf einem Gestell ruht und mit kupfernen Töpfen besezt wird. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reis, den sie nach der Weise der Hindu's als Kari bereiten, und Fisch. Aber bei großen Gastereien kommen verschiedene Fleischspeisen hinzu, welche den Hindu's ein Greuel sind, wie Büffelfleisch oder Karbu, Ziegenfleisch und Geflügel. Auch salzen sie Fischeier ein und machen aus dem Leich der buckeligen Bärenkrebse eine Art Caviar. Ihre Heilkunde beschränkt sich auf einige einfachen Mittel. Die furchtbarsten Krankheiten auf Sumädra sind der Aussatz und die Elephantiasis. Die Industrie

*) S. Blatt 21.

ist wenig vorgerückt. Doch besaß das Königreich Aschin ehedem Kanonengießereien und in Menangkarbu werden noch jezt Feuerwaffen und Dolche von trefflichem Stahl verfertigt. Vorzüglich sind es Arbeiten von Gold- und Silberdraht, worin sich die Eingebornen hervorthun. Ich habe deren gesehen, welche von wundervoller Feinheit waren und die schönsten der Hindu's und der Chinesen ausstachen. Nicht weniger sind sie geschickt in der Töpferei, der Weberei und der Zuckerfabrikation. Die mühsamsten Geschäfte liegen den Frauen ob: sie tragen Wasser, begießen die Pflanzungen, bebauen die Erde wie die Sklaven, die im Ganzen zahlreich sind. In einem Land voll undurchdringlicher Wälder und folglich wilder Thiere ist die Jagd eine Nothwendigkeit, sie könnte ersprießlicher seyn ohne das unsinnige Vorurtheil, welches die Tiger schont, es sey denn, daß Einer und der Andere den Tod eines Verwandten rächen will, der unter ihren mörderischen Krallen verblutet hat. Wie bei den Malekassern und andern Insulanern Oceaniens ist auf Sumâdra die wunderliche Sitte, die Zähne zu feilen, die sonst — Dank der vorherrschenden Pflanzenkost — schön und weiß sind wie bei den Afrikanern. Sie verrichten diese Operation mittelst eines Wetzsteins. Die Lampungs firnissen ihre Zähne mit Gummi, die Malaien schwärzen sie durch ihr Betel- und Gambiressen. Andere belegen sie mit Goldplättchen. Auf einigen benachbarten Inseln vergrößern die Frauen die Oeffnung ihrer Ohren dergestalt, daß Zierarten von der Größe einer Hand hineingehen. Die Sumâdrier, wie die meisten Bewohner der Malaienlande, sind leidenschaftliche Spieler: Würfel- und Ballspiel und wie in England und Bretagne Hahnenkämpfe sind ihre Liebhaberei. Leztere scheinen in diesem Theil der Welt sehr alt zu seyn, nirgend aber gibt es so erpichte und tolle Wetter, wenn man etwa die Philippinen ausnimmt. Manche setzen ihre Frauen, ihre Mütter und ihre Töchter ein. Die Zucht der malaiischen Hähne ist von seltener Kraft und Beherztheit. Es ist Sitte, daß man nur Hähne von verschiedener Farbe mit einander kämpfen läßt. Der Streithahn, der dem Gegner mit seinen furchtbaren Sporen die Brust aufstoßt, wird gehätschelt und gekost und im Triumph umhergetragen. Ich bin Augenzeuge gewesen, daß solche gefiederte Sieger mit 60 bis 100 spanischen Piastern bezahlt wurden. Eine andere heftige Leidenschaft ist ihre Liebhaberei für das Opium, die ihnen, wie allen Malaien, besonders auf den Küsten, gemein ist. Jährlich werden 200 bis 250 Kisten von Bengalen oder Malwa gebracht. Es wird versandt in Kuchen zu 5 bis 6 Pfund, diese umwickelt mit trockenen Blättern. In der Türkei und sonst im Orient wird das Opium in seiner Substanz genossen; die Malaien rauchen es und berauschen sich mit dem Dampf bis zur Raserei. So stacheln sie ihren Muth, wenn sie sich eines Schiffs bemächtigen wollen; die ganze Mannschaft fällt alsdann unter ihren Streichen. Besonders trifft man diese Wahnsinnigen in Java und die Holländer mußten gern oder ungern ihrer Wuth den Lauf lassen, denn Jedem, der ihnen in den Weg kommt, geben sie den Tod. Dieß geschieht manchmal unter dem Ruf Amock *).

Die Bewohner des südlichen Theils von Sumâdra, namentlich Palembangs, sind von hoher Statur und haben Aehnlichkeit mit den Kayans von Borneo. Sie sind eifersüchtig auf ihre Freiheit, voll Unabhängigkeitsgefühl, tapfer, stolz, aber leidenschaftlich und ungestüm. Sie hängen

*) Dieß ist, wie wenn man sagte: da kommt der Rasende oder Besessene (amocks-power).

fest an ihren alten Gewohnheiten und jede Neuerung ist ihnen mißfällig. Weit entfernt, auf Ehrlichkeit im Verkehr Werth zu legen, machen sie sich kein Gewissen daraus, einen Fremden zu betrügen. In Handhabung der Waffen sind sie sehr gewandt. Angegriffen, stellen sie ihre Frauen und Kinder in die erste Linie. So kamen in ihrem lezten Krieg mit den Holländern 120 Weiber um, die mit ihren Kindern im Arm standhaft auf ihrem Posten blieben. Sie sind sehr fleißig und mäßig: des Schweinefleisches enthalten sie sich ganz und überhaupt kosten sie selten Fleisch, obwohl sie Ziegen und Geflügel in Ueberfluß haben. Von Thieren, die sie todt finden, essen sie dagegen unbedenklich. Das einzige berauschende Getränk, das sie bereiten, ist ein gegohrner Extrakt aus Reis: sie nennen es Brum und bewahren es für Feste auf. Gegen Milch und Alles, wozu Milch kommt, haben sie, wie die Javaner und andere Orientalen, einen Widerwillen. Ein Häuptling, dem man eines Tages Thee bot, sagte verdrüßlich: »Bin ich denn ein Kind, um Milch zu trinken?« Die Malaien von Palembang sind wie beinahe alle Malaien Muselmänner. Aber ihre Religion ist mit einem Rest von Heidenthum vermischt. Ihre Ansichten von der Welt sind seltsam. Sie glauben, daß die Erde ganz unbeweglich sey und daß sie getragen werde von einem Stier und der Stier von einem Stein, und der Stein von einem Fisch, und der Fisch vom Wasser, und das Wasser von der Luft, und die Luft von der Finsterniß, und die Finsterniß vom Licht. Dieß ist ohne Zweifel ein allegorisches Räthsel, aber der Sinn ist verloren gegangen. Sie geben sich aus für Abkömmlinge aus Borneo und nicht Johor, wie von einigen Schriftstellern behauptet worden ist. Einst erstreckte sich ihre Herrschaft auf Holo, Palawan (Paragua), Manila, Maindanao und andere Theile der Philippinen, gleichwie auf Pulo-Pinang, Sambelang oder Junksaylen und Singhapura.

36. Die Gadisen.

In allen Ortschaften, wo ein Reisender übernachtet, ist es Sitte, daß Abends die Gadisen oder jungen Mädchen kommen, und ihm ein Geschenk von Arekanüssen und Siri überreichen, um ihn dagegen auch zur Freigebigkeit herauszufordern. Daher ermangelt der Fremde nicht, sich mit einem hinlänglichen Vorrath von Fächern, Spiegeln und andern derlei Gegenständen zu versehen, da der Zufluß der Damen, die ihn begrüßen, oft beträchtlich ist. Manchmal wird dem Fremden ein Schmaus gegeben und dann sind alle Schönheiten der Nachbarschaft eingeladen, die auch nicht ausbleiben. Diese Gastmähler, die auch bei Hochzeiten üblich sind, haben für den Europäer einen starken Reiz der Neuheit und der Eigenthümlichkeit. Sie werden gehalten in den Balleys: Dieß sind geräumige öffentliche Gebäude, gewöhnlich in der Mitte des Dorfs, der Sammelplatz der Einwohner bei Festen und die Herberge der Fremden. Bei den erwähnten Abendunterhaltungen geht es also zu: Im Hintergrund des Gemachs sind die Männer. Gegen neun Uhr erscheinen die Gadisen in ihrem schönsten Staat und lassen sich auf den im Halbkreis gelegten Polstern nieder. Hinter ihnen folgen sich die verheiratheten Frauen, die sie begleiten. Jede trägt eine Büchse mit Siri, die, nach den Mitteln und dem Rang einer Person, aus verschiedenen Stoffen gemacht und mehr oder weniger verziert ist. In einer Anrede, welche der Vorsteher des Orts oder einer der Alten im Namen der Damen hält, wünscht

er dem Fremden Glück zur Ankunft und schließt mit einer Gabe Betel (wenn nicht anders die Ueberreichung der Geschenke auf das Ende aufgeschoben wird). Der Reisende gibt eine entsprechende Antwort, langt aus jeder Büchse die Siriblätter heraus und ersezt sie durch ein angemessenes kleines Geschenk, wobei er sich nach dem Stand des Mädchens, dem die Büchse gehört, möglichst zu richten pflegt. Nun wird getanzt und gesungen, die Alten stehen im Halbkreis, rauchen und kauen Opium, während Musik gemacht wird mit Katingangs, einer Art Harmonika, zusammengesezt aus kleinen Gongons, die an einem Rahmen befestigt sind. Ein großer Raum wird für die Tänze vorbehalten, welche von fünf oder sechs Mädchen aufgeführt werden. Der Tanzschritt ist ernst, würdevoll und abgemessen, die Art aber, wie sie das Salindani um die Schultern schlingen und indem sie die Enden in der Hand halten, diese Schärpe den verschiedensten Bewegungen anpassen, hat etwas Anmuthiges wie der Shawltanz.

37. Die Pantuns oder Wettgesänge.

Eine den Bewohnern Sumadra's und etlichen Stämmen Borneo's eigenthümliche Unterhaltung ist der Wettgesang oder Pantun. Diese Völker haben sehr viel Sinn für den Gesang, der in der Regel von zwei Personen, die sich nach einem Tanz einander gegenübersetzen oder von irgend einem Mädchen oder einer Frau auf der Stelle, wo sie sich befinden, ohne viele Umstände aufgeführt wird. Es sind Folgen von Pantuns in Form eines Recitativs, ein Bayang oder Jüngling antwortet auf dieselbe Weise und der Streit geht ins Unendliche fort, bis einer der beiden Sänger um eine passende Antwort verlegen ist. Ist einer der Jünglinge oder eines der Mädchen ermüdet, so nehmen Andere an ihrer Statt den Dialog auf. Die malaiischen Pantuns sind vierzeilige Stanzen: bald drücken die beiden ersten Verse ein Bild aus, die zwei lezten geben die Nuzanwendung. Bald besteht das Ganze aus mehreren Bildern, bald ist die figürliche Rede klar und das eine Bild nimmt alle vier Verse in Anspruch, bald bleibt sie in Dunkel gehüllt und sezt den Scharfsinn des Gegners auf die Probe, oder das Pantun nimmt geradezu die Form des Räthsels an und eine ungeschickte Antwort erregt die Heiterkeit der Versammlung. Bald ist, wie öfters geschieht, der Anfang des Pantuns nur des Reims wegen oder hat wenigstens keine Beziehung zu dem Gegenstand. Bei den Nejany und Serawy wird dem Seramba oder Pantun mehr Spielraum gegeben: die figürliche Rede umfaßt eine größere Anzahl Verse und der Dichter, statt sich immer den Gesetzen des Versmaßes zu unterwerfen, sezt oft eine rhythmische Prosa an ihre Stelle. Man findet in diesen Pantuns häufig Worte aus der Sundasprache, welche theilweise in die Poesie aller Stämme südlich von Kataun eingedrungen ist, während nördlich die Sprache von Menangkarbu herrscht. Die Entstehung dieses Unterschieds schreibt sich aus der Epoche der Kriege zwischen dem javanischen Fürsten Imbang-Jaya und Tuanko-Orang-Muda von Menangkarbu her. Die Spuren der Sundasprache hören bei den Grenzen der Länder des Erstern auf. Von den Pantuns wird vorausgesezt, sie seyen Stegreifdichtungen und mitunter sind sie es. Aber das Gedächtniß dieser Insulaner ist im Allgemeinen mit einem so hübschen Vorrath von Versen ausgestattet, daß sie wie mehrere Improvisatoren, die ich zu Rom und Neapel sah, selten zur

Erfindung ihre Zuflucht nehmen. Uebersetzungen geben nur schwer eine richtige Vorstellung von ihrem Werth und ihrer Bedeutung. Wer es versucht, den Geist einer morgenländischen Komposition in eine Sprache Europa's zu übertragen, muß empfunden haben, wie schwierig es ist, diese Aufgabe auf eine befriedigende Weise zu lösen, so verschieden ist der ganze Sprachbau. Es kommt Einem vor, als entspringen die Ideen aus einer andern Quelle. Diese Bemerkung gilt hauptsächlich von den Pantuns: ihr Verdienst besteht in der Gedrängtheit und sie sollen stets mehr Sinn enthalten als Worte. Ihre Bilder und die Anspielungen sind oft von ausgezeichneter Feinheit und man wird von der Stärke der Phantasie und des poetischen Gefühls überrascht. Auch beschränken sie sich nicht auf diese Wettkämpfe, sondern sie sind nicht minder Gegenstand der Privatunterhaltung. Ueberhaupt Wer nach dem Ruf eines artigen Mannes strebt, muß Pantundichter seyn. Wer sich mit Leichtigkeit und Geist dieser Art von Poesie bemächtigt, hat ein Mittel der Bewerbung um die Gunst einer Schönen, das ebenso dort seine Dienste thut als in Europa unsere Medisancen des guten Tons, unsere witzigen Schelmereien, unsere Kunst, viele süße Dinge und Nichts zu sagen. Die Pantuns werden zuweilen auch begleitet von einem Austausch von Blumen und anderen stummen Symbolen, deren Sinn bloß Denjenigen verständlich ist, die in diese geheime Art der Mittheilung eingeweiht sind. Die Blumensprache ist im ganzen Orient.

38. Sprachen und Mundarten auf Sumádra.

Nicht bloß in das Malaiische, sondern auch, wiewohl in minderem Verhältniß, in das Reyang, das Batta ꝛc. haben sich viele arabische, persische, hindu'sche, portugiesische, spanische, holländische Wörter gemischt. Diese Sprachen sind für Aufnahme solcher Neologismen bequem. Die Malaien bedienen sich gegenwärtig der arabischen Schrift, wiewohl man bei einigen Völkerschaften des Binnenlandes auch noch eine primitive Originalschrift trifft. Das Reyang und das Batta, nach dem Malayu die verbreitetsten Sprachen, bieten weniger Unterschied in den Wörtern als in deren Bedeutung. Was aber in den Annalen der Menschheit vielleicht einzig ist — zwei Völker, Bewohner derselben Insel, die auf gleicher Stufe der Gesittung stehen und Sprachen von gemeinschaftlichem Ursprung reden — sie haben Alphabete, die nicht nur unter einander, sondern von allen andern Nationen verschieden sind, und während das Malayu wie das Arabische von der Rechten zur Linken geschrieben wird, werden alle andern Sprachen Sumádra's, das Batta, das Reyang, das Lampung wie das Sanskrit und die europäischen Sprachen von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Buchstaben werden mit Dinte auf Baumblätter oder noch gewöhnlicher mit einem eisernen Griffel und selbst mit dem Kris auf Bambus gezeichnet.

39. Malaiische Seeräuber.

Die Seeräuberei, obgleich durch die in der Nähe angesiedelten Europäer im Zaum gehalten, läßt in den Gewässern von Sumádra noch ihre ganze Wuth aus. Im Jahr 1830 wurde an der Nordküste der Insel ein Theil der Mannschaft des amerikanischen Schiffes: die Freundschaft von Salem ermordet. Die Regierung der Vereinigten Staaten schickte, um für diese

Barbarei Rache zu nehmen, die Fregatte Potomac ab. Dieses Schiff, unter den Befehlen des Kapitäu Downes, erschien am 5 Februar 1831 vor Kanalah-Batton, zuerst als Kauffahrer unter dänischer Flagge, wodurch es die Eingebornen täuschte. Eine Abtheilung Soldaten, die, gleichfalls verkleidet, Kundschaft einziehen sollte, kehrte unverrichteter Dinge zurück, weil sie zu viele Bewaffneten am Ufer sah. Der Angriff wurde auf den andern Morgen festgesezt. Da stiegen um zwei Uhr unter dem Schutz der Dunkelheit, etwa 1¼ Meilen von der Stadt, unbemerkt vom Feind 200 Mann ans Land. Sie wurden zwar bald entdeckt, rückten aber rasch auf das erste Fort los, das sehr schwer zugänglich war. Die Malaien stießen das Kriegsgeschrei aus und kämpften mit großem Ungestüm, Was nicht hinderte, daß das Fort weggenommen wurde. Fast Alle, die es vertheidigten, mußten über die Klinge springen, darunter ein Häuptling, Namens Pu-Mohammed. Inzwischen griff ein anderer Haufen Amerikaner das Fort hinter der Stadt an, das sich in kurzer Zeit ergab. Nun wurde der Schrecken allgemein: Männer, Weiber und Kinder liefen nach allen Seiten, die Prahos füllten sich mit Flüchtlingen: mehrere wurden durch das Feuer der Stürmenden getödtet. Sie eroberten das dritte Fort, das furchtbarste von allen, und pflanzten die Flagge der Union auf den Batterien auf. Zum Beschluß steckten sie die Stadt in Brand: die meisten Häuser und Basars gingen in Rauch auf. Hierauf schifften sich die Truppen wieder ein: sie hatten zwei Todte und einige Verwundete. Die malaiischen Häuptlinge aber ließen um schön Wetter bitten und versprachen, künftig mit den Amerikanern gut Freund zu seyn. Man kam überein, die Thätlichkeiten einzustellen und mehrere Häuptlinge der Nachbarschaft ließen sich in den Friedensvertrag einschließen.

40. Pulo-Nias.

Pulo-Nias, welches Malte-Brun so ungenau beschrieben hat, ist das größte der Eilande an der Westküste von Sumadra. Es hat eine Ausdehnung von 23 Lieues von Südost nach Nordwest, ist bergicht, von Flüssen durchschnitten, wohlbevölkert und mit Kunst angebaut, fruchtbar, von lachendem Ansehen. Pflanzungen von Reis und süßen Pataten gehen bis auf die Gipfel der Hügel hinauf. Die Dörfer sind von Obstgärten, großen Cocosbäumen und allerliebsten Luftwäldchen umgeben. Die Bewohner dieses schönen Landes sind stark, von mittlerer Größe, wohlgewachsen und haben Gesichtszüge und eine Gesichtsfarbe, wodurch sie sich dem schönen hindu'schen Typus nähern. Die Bevölkerung beträgt gegen 200,000 Seelen. Sie ist in eine große Anzahl Stämme eingetheilt: es sind eine Art Klans wie in Schottland und stehen unter fünfzig Radschahs. Der von Bokonaro ist der mächtigste. Diese Stämme sind in immerwährenden Fehden begriffen: daher liegen die Dörfer wie in Neu-Seeland auf Anhöhen, die einer langen Vertheidigung fähig sind. Auf Pulo-Nias ist für Europäer und Malaien ein großer Sklavenmarkt und hier wie in Afrika würden die Kriege zwischen den Stämmen aufhören, wenn ihnen nicht die Habsucht das Eisen in die Hand gäbe, um einen so verruchten Handel zu unterhalten, der trotz der Wachtsamkeit der englischen Kreuzer und der Strenge einiger holländischen Statthalter fortgetrieben wird. Die Insel besizt treffliche Ankerplätze, so die Häfen Suambara und Tellotelano auf der Südküste, wo die Hauptausfuhr

der Sklaven ist. In Bezug auf Sitten, Gesetze und Gebräuche sind die Niasier von den Sumädriern wenig unterschieden: kein Volk liebt so sehr seine Unabhängigkeit und doch ist es, als ob sie es darauf anlegten, einander der Sklaverei zu überliefern.

41. Die Inseln Pogghi oder Nassau und Enggano.

Unter den Nachbarn von Sumädra sind die Pogghiinseln nicht zu übersehen. John Crisp hat sie kürzlich besucht und einen Monat daselbst zugebracht: er ist der einzige Reisende, der einige Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Einwohner mittheilt *). Ein holländischer Seefahrer hat diesen Inseln den Namen Nassau geschöpft: die Einwohner selbst nennen sie Pogghi. Diese Insulaner, auf Sumädra unter dem Namen Orang-Matawis bekannt, sind nicht zahlreich: es sind schwache Stämme, deren jeder ein kleines Dorf am Ufer eines Baches inne hat. Die nördliche Insel enthält sieben Dörfer: das vornehmste heißt Kokup. Die südliche Insel enthält fünf. Die Zahl der Einwohner dieser beiden Inseln belauft sich kaum auf 1400. Das Innere ist nicht bevölkert. Auf Poxah oder der Glücksinsel ist derselbe Menschenschlag und das Maß der Bevölkerung dasselbe. Ihr Wuchs ist selten über 5½ Fuß, oft weniger. Ihre Glieder haben schöne Verhältnisse, ihr Gesicht viel Ausdruck. Ihre Hautfarbe ist die malaiische von einem Hellbraun, das in die Kupferfarbe sticht. Betrachtet man das milde Klima, die Leichtigkeit, sich gesunde und hinlängliche Nahrung zu verschaffen, die wenigen Hindernisse, die dem Verkehr der beiden Geschlechter im Weg stehen, so ist man zur Annahme genöthigt, daß dieses Volk erst seit Kurzem auf diesen Inseln angesiedelt sey. Die Häuser sind von Bambus und auf Bälken erbaut, unter denen der Platz für Geflügel und Schweine ist. Die Kleidung besteht aus einem Stück von grobem Stoff aus Baumrinde, das sie als Gürtel umbinden und zwischen den Beinen durchziehen. Sie tragen Halsbänder von Glaskorallen, von kleinen grünen Perlen und andern Kleinigkeiten. Die Frauen, welche Crisp in ihren Canots besuchten, hatten eine Mütze von Pisangblättern in Form eines Zuckerhuts. Andere Blätter bedeckten Brust und Bauch. Da sie leicht zerrissen, so hatten sie das Aussehen grober Fransen. Im Innern der Wohnungen tragen die beiden Geschlechter Nichts als ein Stück Zeug um die Hüften. Sie gebrauchen das Cocosöl nicht zum Einsalben ihrer schwarzen Haare, ob diese gleich dadurch länger und schöner werden würden, ja sie kämmen sie nicht einmal. Wie die Sumädrier feilen sie ihre Zähne, um sie spitzig zu machen, und fast alle haben die Haut mit kleinen Punkten geziert, die verschiedene Gemälde darstellen. Wenn die Kinder 16 Jahre alt sind, so beginnt man, ihnen die Umrisse gewisser Figuren auf den Leib zu zeichnen und wenn sie im Alter vorrücken und ins Feld ziehen, werden diese Umrisse vergrößert und mit Farben ausgeführt. Diese Zeichen sind eine Belohnung Dessen, der einen Feind besiegt hat. Diese Auslegung erhielt Crisp. Wenn jedoch der Brauch ursprünglich eine kriegerische Auszeichnung war, so ist er jezt allgemein. Die Frauen hatten einen Stern auf den Schultern und einige Zeichen außen auf der Hand. Der Sagu ist die Hauptnahrung dieses Volks.

*) An account of the inhabitants of the Poggyor Nassau islands, lying of Sumadra, by John Crisp in den Asiatic Researches, Vol. VI, S. 77 ff.

Die Sagopalme, die hier sehr reichlich wächst, wird, wenn sie ihre ordentliche Stärke erreicht hat, abgehauen, das Mark herausgenommen und dadurch, daß man es in einer Wange schüttelt und knetet und hin und wieder frisches Wasser zugießt, wird der mehligte von dem faserigen Theil abgesondert. Der erste sinkt als Niederschlag auf den Boden: man thut ihn hierauf in Säcke von Binsen, wo er sich eine Zeit lang aufbewahren läßt. Will man von diesem Sago essen, so wird er abermals gewaschen und in einem hohlen Bambus am Feuer geröstet. Außerdem leben diese Insulaner von Ignamen, süßen Pataten, Pisangs und andern Pflanzen, so wie von Schweinen, rothen Damhirschen, Geflügel und Fisch. Das im Orient so gemeine Betelkauen ist ihnen unbekannt. In ihren Wäldern hausen einige Tiger, eine ziemliche Anzahl Affen, aber keine Ziegen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile: der erstere aus dem Holz einer Art Palme, Nekbug genannt, das nach einiger Zeit sehr elastisch wird. Die Schnur ist aus Därmen. Die Pfeile sind aus Bambus oder irgend einem andern leichten Holz geschnizelt und mit einer Spitze von Kupfer oder äußerst hartem Holz versehen. Sie werden oft vergiftet, und obgleich nicht befiedert, mit vieler Kraft und Sicherheit geschossen. Die Stämme der Orang-Matawis führen unter einander keine Kriege, hatten aber sonst deren häufig mit den Bewohnern einer nördlich gelegenen Insel, welche Seibih heißt. Ihre Religion ist ein Naturdienst. Die auffallendsten Erscheinungen, wie die Bewegung der Sonne, des Monds, Donner, Blitz, Erdbeben geben ihnen die Idee eines übernatürlichen Wesens. Es finden sich unter ihnen Menschen von überlegenem Verstand und Scharfsinn, diese behaupten, mit den himmlischen Mächten zu verkehren und wissen solchergestalt die Bewunderung ihrer Landsleute zu fesseln. Um Heilung von Krankheiten zu erlangen, den Zorn ihrer Götter zu besänftigen und sie für ihre Unternehmungen günstig zu stimmen, opfern sie zuweilen Geflügel oder Schweine. Ihre Art, die Todten zu begraben, ist von derjenigen der Taitier nicht verschieden. Hat Einer den lezten Athemzug gethan, so wird der Leichnam nach einem dazu bestimmten Ort gebracht und auf einem Natiaki oder Gerüst ausgestellt. Man schmückt ihn mit Korallen und andern Putzsachen, die er während des Lebens trug. Dann wird er mit Blättern zugedeckt, unter welchen man ihn verfaulen läßt, das Trauergeleit aber begibt sich in des Verstorbenen Wohnung und reißt rings alle Bäume nieder. Die Häuptlinge unterscheiden sich in ihrem Anzug von den Uebrigen nicht. Sie sind die öffentlichen Festordner, üben aber keine Gewalt aus: Zwistigkeiten werden durch die Versammlung sämmtlicher Bewohner eines Dorfs geschlichtet. Die Männer allein können erben. Haus, Pflanzungen, Waffen und Geräthschaften des Vaters gehen auf die Söhne über. Wer einen etwas bedeutenden Diebstahl begangen hat und außer Stand ist, den Schaden zu ersetzen, wird mit dem Tod bestraft. Der Mörder wird den Verwandten seines Opfers überantwortet: diese haben das Recht, ihm das Leben zu nehmen. Verbrechen sind übrigens selten. Heirathen werden zwischen den Eltern verabredet. Ist Alles im Reinen, so geht der Bräutigam in die Wohnung seiner Zukünftigen und führt sie heim. Dabei finden Lustbarkeiten Statt und es wird ein Schwein geschlachtet. Die Vielweiberei ist nicht erlaubt. Wenn eine Frau die eheliche Treue verlezt, so darf der Gatte sich alles Dessen bemächtigen, was der Verführer besizt. Manchmal schneidet er der Frau zur Strafe die Haare ab. Hat sich der Mann einer Untreue schuldig gemacht, so kann ihn die

Frau verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren. Aber sie darf nicht wieder heirathen. Der vertraute Umgang lediger mannbarer Personen wird weder als eine Schande noch als ein Vergehen betrachtet. Im Gegentheil das Mädchen, das vor der Verheirathung ein Kind gehabt hat, ist gesucht. Manchmal hat Eine zwei und drei Kinder gehabt, die der Mann mit der Mutter am Tag der Hochzeit zu sich nimmt.

Engano oder die betrügerische Insel, ungefähr 30 Lieues von Sumâdra, ist von gefährlichen Riffen umgeben und deßwegen wenig bekannt. Man wollte wissen, daß sie von Menschenfressern bewohnt sey. Nun ist aber Karl Miller dort gewesen und hat ein einfaches, ungebildetes, hochstämmiges, kupferfarbenes Volk gefunden, das in Hütten von besonderer Form lebt, die auf Pfeilern von Eisenholz aufgerichtet sind und dessen Nahrung aus getrockneten Fischen, Cocosnüssen, süßen Pataten, Zuckerrohr und einigen an den Felsen wachsenden Flechten besteht.

42. Singhapura.

Handelsfreiheit.

Singhapura oder die Löwenstadt, fälschlich Sincapur genannt, bietet durch ihren staunlich schnellen merkantilischen Flor eine neue Erscheinung in der Geschichte der Staatswirthschaft, einen lebendigen Beweis der Trefflichkeit der Theorien, welche diese bewunderungswürdige, zu lange vernachläßigte Wissenschaft geoffenbart hat. Gestern noch ein wildes Land, der Aufenthaltsort einiger Fischer und Seeräuber, ist Singhapura heute eine reiche und mächtige Kolonie, wo eine thätige, arbeitsame Bevölkerung, ein Zusammenfluß von Menschen aus allen Nationen die mannigfaltigsten Sitten, Gebräuche und Betriebsamkeiten vermählt, einmüthig sich der Herrschaft derselben Gesetze und derselben Verwaltung unterwirft. Es ist ein schönes Schauspiel — dieser Verein von Völkerkontrasten, der in nützlicher Anwendung einer schönen Lehre den Boden von Singhapura belebt — dieses Vergessen aller Nationalfeindschaften und Vorurtheile unter freundlichen Geschäftsverbindungen. Da eilt mit Weile ein Chinese mit dem Gepräge des Ernstes und der Zurückhaltung in seinen Zügen, mit dem schiefen, unheimlichen Blick, mit dem Bocksbart, mit dem geschornen Kopf unter der ärmlichen Plattmütze, von der ein Zopf in Flechten bis auf die Knöchel hinabhängt. Da ist ein Europäer mit dem stolzen Lächeln, den leichten Manieren, der städtischen Ungezwungenheit. Da sind Gruppen malaiischer Culi's mit dem kegelförmigen Strohhut oder mit dem Tuch um den Kopf, weiterhin einige Araber oder Hindu's. Diese Einsamkeit, jüngst nur durch Reptilien und einige harmlose Vierfüßler in ihrer Ruhe gestört, ist jezt verwandelt in weite Gartenanlagen mit hübschen Landhäusern. Der Regierungspalast mit seiner Kolonnade erhebt sich nicht weit von einer malaiischen Hütte, eine protestantische Kirche neben einem katholischen Tempel, und neben einem chinesischen Begräbnißplatz eine Moschee. Auf dieser Rhede, wo sonst die Prahos der Seeräuber oder die bescheidene Pirogue eines malaiischen Fischers, begegnen sich die mit Kanonen bekränzten Schiffe Europa's unter den Flaggen aller Nationen, die Dschonken von China, Siam und Annam, die Korokoros der Buguis, die Proms von Borneo und die Pontinos der Philippinen. In zehn Jahren der Existenz erinnert Singhapura an Fenelons glänzendes Gemälde von dem alten Tyrus.

43. Lage von Singhapura.

Die Insel Singhapura ist von elliptischer Form, an dem östlichen Ende der Meerenge von Malakka gelegen. Sie hat gegen 10 Lieues in ihrer größten Länge, 5 in ihrer größten Breite, einen Flächenraum von 270 englischen Quadratmeilen. Die englische Niederlassung umfaßt jedoch nur etwa 100 Quadratmeilen und zwar mit Einschluß von 50 öden Inselchen und einer Strecke im Meer in einem Umkreis von 10 Meilen von der Hauptinsel aus gerechnet. Die Insel ist vom Festland durch die gleichnamige Meerenge getrennt, die an ihrer schmalsten Stelle nicht über $\frac{1}{4}$ Meile breit ist. Dieser Kanal war schon sonst die gewöhnliche Straße von Indien nach China. Aber die südliche Fronte von Singhapura hat vor sich eine große Kette von Inseln in einer Entfernung von etwa neun Meilen, die sämmtlich verlassen oder höchstens von einigen fast wilden Stämmen bewohnt sind, von denen man kaum den Namen kennt: zwischen diesen Inseln und Singhapura ist der Kanal, der gegenwärtig zur Handelsverbindung zwischen den westlichen Theilen Asiens, China's und Oceaniens dient. Die sicherste und bequemste Durchfahrt befindet sich so nahe bei Singhapura, daß die Schiffe im Vorbeisegeln an die Ankerplätze fast hinstreifen. Die Stadt ist im Süden der Insel (1° 17′ nördl. Breite 103° 50′ 45″ östl. Länge) an einem Fluß oder vielmehr an einer Bucht mit Salzwasser, welche für die Ausladungsfahrzeuge auf $\frac{3}{4}$ Meilen vom Meer schiffbar ist. Eine Anzahl dieser Lichter ist stets in Bereitschaft: so kann man Jahr aus Jahr ein die Waaren auf den Kaien an den Thüren der Magazine aus- und einladen. Die Engländer bildeten die Niederlassung von Singhapura im Februar 1818, aber bereits vor einem Jahrhundert war die Insel von dem König von Dschohor an den Kapitän Hamilton abgetreten worden, welcher übertriebene Berichte von ihrer Fruchtbarkeit in seinem Vaterland verbreitet hatte. Allein die neuen Kolonisten hatten keine Kenntniß von diesem frühern Recht, als sie den Theil des Uferlandes, wo sie ihre Kaufhäuser errichteten, von den einheimischen Eigenthümern erwarben. Der oberherrliche Besitz in den jetzigen Grenzen wurde der britischen Regierung erst im Jahr 1825 durch einen Vertrag mit dem König der Niederlande und den malaiischen Fürsten von Dschohor bestätigt. Die Abtretung geschah gegen die Summe von 60,000 Piastern und eine jährliche Rente von 24,000, an Jeden derselben zahlbar. Handel und Bevölkerung nahmen schnell einen außerordentlichen Aufschwung.

44. Bevölkerung.

Im Anfang waren 150 Malaien, halb Fischer, halb Seeräuber, die ganze Bevölkerung um die kleine Bucht von Singhapura. Aber schon bei der ersten Zählung im Jahr 1824 belief sie sich auf 10,688 und im Jahr 1828 auf 15,834 Seelen, ungerechnet die Truppen, Schiffsmannschaften, indischen Sträflinge und einen Ab- und Zufluß von ungefähr 3000. Diese leztere Zählung wies folgende Klassen von Einwohnern nach:

	männlichen Geschlechts.	weiblichen	Im Ganzen.
Europäer	69	18	87
Eingeborne Christen	128	60	188
Armenier	16	3	19
Araber	18	—	18
Eingeborne von den Küsten von Coromandel und Malabar	772	5	777
Eingeborne aus Bengalen und Hindustan	209	35	244
Siamesen	5	2	7
Buguis	766	576	1242
Malaien	2501	2289	4790
Javaner	174	93	267
Chinesen	5647	341	6088
Kaffern	2	3	5
	10907	3425	13732

Und bei der Volkszählung vom 1 Januar 1830 ergaben sich 16,634 Personen, nämlich 12,213 männlichen und 4421 weiblichen Geschlechts. Unter diesen Völkern verschiedenen Ursprungs, die sich auf Singhapura zusammen finden, sind die Chinesen, die Malaien und die Buguis vorherrschend. Die Chinesen sind Krämer und Arbeiter *). Bei ihrem Fleiß, ihrem Verstand und ihrer Geschäftsgewandtheit steht ihnen jedes Gewerb an. Sie beschäftigen sich auch mit der Gärtnerei und erzielen daraus einen um so beträchtlicheren Gewinn, als die Talingas und die Malabaren, in ihre Speculationen vertieft, in ihre Buden und Waarenlager verschlossen, die Hülfsquellen des von einem gemäßigten Klima begünstigten reichen Bodens der Insel auszubeuten verschmähen. Die Malaien in Singhapura zerfallen in zwei Klassen. Die Landmalaien oder Orang-Darat sind Holzhauer, Bauern und Kaufleute. Sie liefern die Erzeugnisse der Nachbarschaft auf die Märkte der Kolonie, die alle Tage und zu jeder Stunde geöffnet sind, und versehen sie mit Küchengewächsen, Früchten und Getreide. Die Seemalaien oder Orang-Laut sind Schiffer, Seeleute oder Fischer: sie bringen Fische und namentlich grüne Schildkröten, die wohlfeilste Nahrung in der Kolonie. Eine dritte Klasse Malaien, fast Alle aus der Provinz Dschohor gebürtig, heißt man Orang-Sallat. Sie verrichten den Dienst in der kleinen Meerenge von Singhapura.

45. Handel.

Die Hauptgeschäftsmänner und Agenten sind Engländer. Mehrere Krämer, öffentliche Schätzer und Mäckler sind gleichfalls Engländer. Obgleich Wenige an Zahl machen sie die ganze Stärke von Singhapura aus: ohne sie wäre diese Kolonie ohne Kapitalien, unfähig, Vertrauen einzuflößen, ein Comptoir ohne Ordnung, eine Niederlage ohne Betrieb und Schwung. Unter die ersten Kaufleute rechne ich den Portugiesen Almeida, Vater einer zahlreichen Familie, einen Mann voll wohlwollender Gastfreundschaft gegen Fremde, wovon ich auf meinen drei Durchflügen durch Singhapura, insbesondere nach meinem Schiffbruch auf der Klippe von Pedrabranca in der Nähe dieser

*) Einige Juden treiben das Gewerbe von Bijoutiers.

Insel, Zeuge war. Keine Art von Einfuhr- oder Ausfuhrabgabe, Anker- oder Rastgebühr und was dergleichen Abgaben für Namen haben, wird hier erhoben: bloß über Aus- und Einfuhren wird ein Buch geführt. Die Schiffsmeister sind verbunden, dem Oberbeamten ein Verzeichniß über ihre Ladung zu übergeben. Zu Deckung der Verwaltungskosten werden vom Opiumverkauf, von der Hausfabrikation gegohrner Getränke, von den Spielen, von der Uebermachung der Renten und den Posten Auflagen erhoben. Alle diese wenig lästigen und kaum bemerkten Auflagen sind hinreichend, um zwischen Einnahmen und Ausgaben das Gleichgewicht zu erhalten. Im Jahr 1829 betrug das Budjet gegen 100,000 Piaster.

Dank der Freiheit des Handels und einer sparsamen und freisinnigen Verwaltung — Singhapura, das an sich wenig produktiv ist und für die Ausfuhr Nichts darbietet als Caschu, Gambir und geperlten Sagu, der aus dem rohen sumädrischen Stoff fabrizirt wird, so wie einige Ackerbau- und andere Werkzeuge, die von den Chinesen aus europäischem Eisen verfertigt werden — es ist die Niederlage aller Handelsvölker der Welt geworden. Die nachstehende Uebersicht ist vom Jahr 1829:

	Einfuhr.	Ausfuhr.	Pfd. Sterl.	
Calcutta	231,646	163,134	—	—
Madras	41,469	113,809	—	—
Bombay	37,688	18,801	—	—
England	192,012	278,951	—	—
Das übrige Europa	54,167	27,223	—	—
China	179,267	151,989	—	—
Pulo Pinang	88,301	64,612	—	—
Malakka	27,862	48,055	—	—
Java	228,463	102,637	—	—
Mauritius und Bourbon	15,595	11,912	—	—
Ceylon	1,935	—	—	—
Siam	27,581	45,713	—	—
Coschinchina	10,844	8,557	—	—
Aschin	289	—	—	—
Verschiedene Häfen	351,472	351,743	—	—
Im Ganzen	1,488,599	1,387,201	—	—

Der Unterschied zwischen Aus- und Einfuhren kommt hauptsächlich von den Tratten her, welche die Regierung auf Bengalen zieht, die von den Kaufleuten in spanischen Piastern bezahlt werden und nicht in der Ausfuhr berechnet sind. Seit in den lezten Jahren in der gesponnenen Baumwolle ein neuer Artikel für den malaiischen und chinesischen Verbrauch in Masse Aufnahme gefunden hat, erhebt sich nunmehr die Einfuhr auf fast 4 Millionen jährlich. Die folgenden Gegenstände wurden im Jahr 1829 ausgeführt:

Vogelnester	224	Centner.
Benzoe, Siam	700	—
Kampher, Borneo	10	—
Kaffee, Java und Sumädra	37,358	—
Goldstaub, Borneo	11,000	Unzen.
Pfeffer, Sumädra	44,672	Centner.
Sagu, Singhapura	10,944	—
Zinn, Banka ꝛc.	16,044	—

Zucker, Siam	17,349	Centner.
Reis, Malaienlande und Siam	86,820	—
Salz, Siam	54,683	—
Kampher, China	1,476	—
Thee, China	2,640	Kisten.
Rohe Seide, China	855	Ballen.
Opium, Indien	94,169	Pfund.
Gunny (grobe Leinwand), Bengalen	146,557	Stücke.
Eisenstangen, England	9,555	Centner.
Baumwolle, England	178,791	Stücke.

Die Leser sind vielleicht begierig, zu hören, welche Bedeutung der Handel der Chinesen mit Singhapura hat. Er ist nach dem englischen der beträchtlichste. Ich sah in eben diesem Jahr 1829 zehn chinesische Dschonken von 240 bis 400 Tonnen, vier aus Emoi und sechs aus Kanton. Die Ladung der Erstern bestand aus Porzellan, papiernen Sonnenschirmen, Leinwand, einer Art kleiner Nudeln, trockenen Früchten, kleinen Kerzen zum Anzünden vor den Götzenbildern, äußerst feinem chinesischem Tabak, einigen Stücken Nankin und roher Seide. Der Werth dieser Ladungen betrug 70 bis 80,000 Piaster. Die Dschonken von Canton waren mit denselben Waaren befrachtet und außerdem mit Atlas, Kampher, Thee, Zuckercandis, Lack, Perlmutter, japanischem Kupfer, Drachenblut, Operment und einer größern Menge von blauem, grauem und gelbem Nankin. Die Dschonken tragen als Ballast Granit, der in den Umgebungen von Canton so gewöhlich ist. Die Ladungen gehören in der Regel den in China zurückbleibenden Schiffseigenthümern, aber sie erlauben dem Befehlshaber, den Offizieren und dem Rest der Mannschaft, eine Quantität Waaren für eigene Rechnung an Bord zu nehmen, nach Maßgabe der Größe des Schiffs. Wenn eine Dschonke 8000 Pikles führt, so sind dem Befehlshaber 200, dem ersten Offizier 100, jedem der beiden Commis 50 und jedem Matrosen 7 Pikles gestattet. Die Rückfracht dieser Dschonken sind: Vogelnester, Kampher von Borneo, Bichos do mar *) oder Tripan, Sandel- und Ebenholz, Gewürznelken, Zimmt, Muscatnüsse, Schildkrötenschalen, Haifloßen, Büffelleder und einige europäische Stoffe. Die Cantoner laden noch besonders Agar-agar (fucus saccharinus), eine Seesubstanz, welche die Malaien auf den Korallenklippen bei Singhapura sammeln und woraus die Chinesen eine vortreffliche Sulze bereiten; ferner Zinn, Zink, Pfeffer, Gambir und auf jeder Dschonke acht bis zehn Kisten mit bengalischem Opium.

Münze und Gewicht sind einfach und bequem. Man rechnet nach spanischen Piastern: diese werden in 100 Theile getheilt, von den Holländern Doits, von den Engländern Villons genannt. Fast Alles wird wie in China nach dem Gewicht verkauft. Das übliche Gewicht ist der chinesische Pikle zu 100 Kattis = $133\frac{1}{3}$ schweren englischen Pfunden. Der Reis aus Siam und dem Archipel und das Salz werden nach dem Coyan zu 40 Pikles verkauft, der Goldstaub nach dem malaiischen Bungkal, das zwei spanische Piaster oder 832 Gran wiegt, der Reis Bengalens, der Waizen

*) Portugiesische Worte, welche Seewürmer bedeuten. Die Engländer schreiben Beech de mer, Was Nichts bedeutet. Es sind Holothurien.

und andere Waaren aus diesem Land nach Säcken zu zwei Maonds = 164¼ schweren Pfunden. Bei Artikeln aus Europa wird häufig englisches Maß und Gewicht angewandt. Die Geschäfte werden auf eine leichte und vortheilhafte Art abgemacht. Statt sie wie in andern Theilen Indiens eingebornen Mittelspersonen zu übertragen, besorgen die Kaufleute sie selbst, zuweilen mit Hülfe eines Chinesen, der als Mäckler oder Dolmetscher dient. Die europäischen Geschäftsmänner sind meistens Agenten für Häuser von London, Liverpool, Amsterdam, Antwerpen, Calcutta, Bombay, Madras, Canton, Batavia ꝛc. Es sind auch Agenten der verschiedenen Assekuranz-Compagnien von Calcutta da und man kann ohne Schwierigkeit jede beliebige Summe versichern. Im Verkehr mit den Eingebornen, den Orientalen und Chinesen bedient man sich der malaiischen Sprache. Sie ist einfach und leicht und die Kaufleute haben bald so Viel gelernt, als sie brauchen. In der Chronik von Singhapura erscheint wöchentlich ein Preiszettel, eine amtliche Anzeige über die angekommenen und abgegangenen Schiffe, so wie über Aus- und Einfuhren der abgelaufenen Woche.

Diese Vortheile wären ohne Bürgschaft, wenn nicht die Verwaltung von Singhapura die Handelswelt eben so aller Furcht entbunden hätte, als sie alle Hemmnisse entfernt hat. Freiheit und Gleichheit wären Täuschungen, wenn sie nicht durch Gerechtigkeit beschüzt wären. Es wird strenge Ordnung gehandhabt. In den ersten Jahren versah der Resident allein das Richteramt: doch fand die Vollziehung seiner Erlasse keinen Anstand. Seit der Vereinigung Singhapura's mit den Residenzschaften von Malakka und Pulo-Pinang ist wie in den indisch-englischen Besitzungen ein Gerichtshof eingesezt. Diese drei Niederlassungen haben einen gemeinschaftlichen Recorder. Die bewaffnete Macht besteht aus 200 Sipay's unter den Befehlen englischer Offiziere.

46. Ortsbeschreibung.

Die allgemeine Ansicht von Singhapura ist die einer unebenen, wellenförmigen Oberfläche. Die Stadt wird in mehrere Quartiere eingetheilt. Auf dem linken Ufer des Flusses, auf der Ebene, der Rhede gegenüber, ist der Sitz der Malaien und der Europäer. Da ist das Hotel des Residenten, der Justizpalast, die Gefängnisse, das Zollhaus, der botanische Garten, der Spital und eine Menge geräumiger Magazine. Im Osten des Flusses ist das Campongglan: hier wohnen die Buguis und einige Malaien, hier sind ihre Moscheen. Im Westen ist das Campong oder das Dorf der Chinesen mit den Straßen Makao und Canton und ihren Pagoden. Im Schulia wohnen die Hindu's und die indischen Muselmänner.

Nicht weit von dort sind schöne Wälder, welche Ueberfluß haben an Bauholz und bevölkert sind mit einigen reißenden Thieren, Unzen, wilden Katzen, zahlreichen Schlangen. Es gibt allerlei Affen, Fischottern, fliegende Eichhörnchen, Vampire, Stachelschweine, Schakals, Bradypen oder Faulthiere, Damhirsche und den Moschus pygmäus oder eine Hasenart ohne Ohren, auch zahlreiche Arten von Vögeln. Die Kletterer und die plattfüßigen Vögel sind die gemeinsten.

Die Umgebungen der Stadt bieten angenehme und malerische Lagen, wo der Wanderer mit Lust die Wohlgerüche einer lachenden Natur einathmet

und seinen Geist mit den in dieser kaufmännischen Atmosphäre nothwendigen Zerstreuungen labt. Da sind Alleen, wo die Einwohner des Abends gegen Sonnenuntergang in ihren hübschen Equipagen mit den kleinen, aber muntern, kräftigen und graziösen malaiischen Pferden ihren Luxus zur Schau tragen. Da zieht sich eine Anhöhe mit sanftem, schattigem Abgang hin, auf dem Gipfel niedliche europäische Landhäuser, die auf Pfählen erbaut sind, rings die einfachen und bescheidenen malaiischen Hütten. Von diesen Hügeln aus schweift das Auge, mitten durch ein grünes Dickicht, auf die Stadt Singhapura mit ihren schnurgeraden, symmetrischen Straßen, ihren von Barken und Schiffen belebten Fluß, weiterhin auf den durch einige Batterien vertheidigten Hafen, das angefangene Fort *) und die im Halbkreis ausgedehnte Rhede mit ihren Masten und tausendfarbigen Flaggen.

Wegen seiner gleichmäßigen Temperatur, die kaum zwischen dem zwanzigsten und siebenundzwanzigsten Grad des hundertgradigen Thermometers wechselt, theilt Singhapura mit Pulo-Pinang den Ruf einer gesunden Lage. Auf dieser Insel suchen die Engländer Heilung von Sonnenstichen, der Ruhr und den Fiebern Bengalens und der Küste von Coromandel. Die Erzeugnisse des Bodens wie das Klima tragen zu unerwarteten Kuren bei.

Es ist ein schöner Anblick — dieses Land, wo zehn Jahre hingereicht haben, die von Adam Smith, Say und ihren Nachfolgern vorausgesagten Wunder wie durch Zauber zu verwirklichen. Möge nicht später die Habsucht der Monopolisten eine Blüthe vernichten, welche ein in seiner Anwendung so weises und freisinniges als in seinen Resultaten erstaunenswürdiges Handelssystem geschaffen hat!

47. Königreich Lingan.

Zu den von Sumâdra geographisch abhängigen Inseln gehören Lingan, eine an sich wenig bedeutende Insel, Bintang und einige kleine Eilande, die zusammen das Königreich Lingan ausmachen, das unter holländischer Oberherrlichkeit steht. Der Sultan von Lingan hat an einen eingebornen Fürsten die Königreiche Dschohor und Pahang auf der Halbinsel Malakka, gegen eine Rente das Eiland Tanjong-Pinang an die Regierung von Batavia abgetreten. Auf diesem Eiland haben die Holländer die Niederlassung von Riu gegründet, die jedoch trotz ihrer Handelsfreiheit den Kampf mit dem benachbarten Singhapura nicht bestehen kann. Im Jahr 1829 sah ich mehrere hundert Chinesen daselbst Reißaus nehmen und sich in dieser leztern Stadt ansiedeln. Die Insel Tanjong-Pinang stoßt an die Insel Bintang, welche 10 Lieues lang, 6 breit ist. Sie ist bewaldet. Von den Chinesen wird Betel-, Areka-, Gammbir-, Pfeffer- und Zuckerbau getrieben. Auf dieser Insel habe ich nach meinem Schiffbruch an Bord des Durado die Rienziana distícha entdeckt, welche den Charakter der australischen Vegetation darbietet.

48. Banka.

Ein Meeresarm trennt Sumâdra von der wegen ihrer Zinnbergwerke berühmten Insel Banka (Timah im Malaiischen). Dieser Meeresarm heißt

*) In den Fundamenten dieses Forts habe ich eine große Inschrift in Sanskritschrift gesehen, die auf einen Felsen gegraben war.

die Bankastraße. Obwohl die Küsten vortreffliche Häfen besitzen, sind sie wenig bewohnt. Aus Furcht vor den malaiischen Seeräubern haben die Insulaner ihre Hütten fern von den Landungsplätzen in die innern Thäler gebaut. Mintu, der Hauptort liegt eine Stunde landeinwärts: die Bevölkerung besteht aus 4 bis 500 Chinesen und Malaien. Die großen und kleinen Minen Kolong und Kulit werden von 3000 Chinesen bearbeitet, die ungeachtet ihres harten Geschäfts einer guten Gesundheit genießen. Die geologische Formation der Insel ist Urgebirg. Die höchsten Berge sind Granit. Die minder hohen sind von rothem, eisenhaltigem Gestein und zwischen diesem trifft man in Alluvialschichten selten tiefer als 24 Fuß unter der Oberfläche das Zinn. Da bis jezt die Beobachtungen sich nur etwa über 340 geographische Quadratmeilen erstrecken, so werden die Minen bloß in dem nordwestlichen Theil ausgebeutet, es scheint aber, daß die ganze übrige Insel Zinn enthält. Man beschränkt sich auf senkrechte Aushöhlungen. Bei der Reichhaltigkeit des Stoffes bekommt eine Grube nicht über 100 Fuß Länge. Hat man eine Gangart entdeckt und untersucht, so schafft man die Erde weg und wascht sie, Was durch die große Anzahl von Bächen, welche die Insel bewässern, erleichtert wird. Das Schmelzen geschieht einmal des Jahrs und zwar, um die Sonnenhitze zu vermeiden, bei Nacht. Man kann in einer Nacht 6000 Pfund Zinn gießen: man macht Stangen zu 50 Katti's oder 60 französischen Pfunden. Wie Crawfurd versichert, ginge die beste Handelsstraße von Siam nach Japan über Banka. Singhapura scheint uns in dieser Hinsicht mit Banka zu wetteifern. Aber diese Insel könnte jedenfalls für die Holländer von großem Werth werden, da sie zwischen Borneo, Sumädra, Java, den Molukken, den Philippinen, Annam, China und Japan in der Mitte liegt.

49. Billiton.

In der Nähe von Banka ist Billiton (nicht Billington): es ist ebenfalls reich an Zinn, besonders aber an Eisen, einem seltenen Erzeugniß in den Gegenden zwischen den Wendekreisen. Dieses Eisen ist von vorzüglicher Güte. Die Einwohner sind tapfer und unternehmend. Der holländische Generalgouverneur Van der Capellen hielt sie nicht nur von der Seeräuberei ab, zu welcher sie einen entschiedenen Hang hatten, sondern er errichtete Schiffswerften auf Billiton, aus welchen die Cruisprawen hervorgingen — kleine Kreuzer, die mit ihren halb aus Europäern, halb aus Eingebornen gebildeten Mannschaften die Polizei in diesen Gewässern ausübten. Die Seeräuber werden auch durch eine kleine holländische Besatzung im Zaum gehalten. So werden überdieß die kleinen Inseln Carimon, alte Seeräubernester, von den englischen Behörden in Malakka, Pulo-Pinang und Singhapura überwacht. Die Inseln Babi, Sinkep, Sepora ꝛc. können wir füglich übergehen: sie sind unbekannt oder von gar zu geringem Interesse.

50. Java.

Geographische Lage und Bevölkerung.

Java, von der südlichen Spitze Sumädra's durch die Sundastraße getrennt, erstreckt sich von Westen nach Osten, mit etwas südlicher Richtung,

240 Lieues (103° bis 112° östl. Länge) und wird durch den siebenten südlichen Breitegrad quer durchschnitten. Die Breite wechselt zwischen 14 und 50 Lieues. Der Flächenraum wird zu 5743 Quadratlieues geschäzt und die Bevölkerung nach der lezten Zählung zu fünf Millionen, von welchen zwei Drittheile den Holländern unterworfen sind, ein Drittheil einheimische Staaten bildet. Diese Bevölkerung enthält $\frac{1}{40}$ Europäer, Araber, Indier von der Küste von Coromandel, Mauren oder indische Muselmänner, Malaien, Buguis, Mangkassars und Sklaven und gegen 300,000 Chinesen. Aber sie nimmt ab und zu, denn epidemische Krankheiten richten im nördlichen Theil oft starke Verheerungen an. Im Jahr 1822 wurden 110,000 Menschen durch die Cholera weggerafft. Im Rang der Größe kommt Java nach Borneo und Sumâdra: Bevölkerung, Ackerbau, Gewerbsfleiß, Handel, Kunst und Bildung machen es zu der ersten unter den malaiischen Inseln.

Java wird der Länge nach von drei Bergketten durchschnitten, aus welchen 38 wohl zu unterscheidende und sehr hohe Berge, unter ihnen über 15 erloschene oder noch glühende Vulkane, emporragen. Die Erhebung des Gunung-Karang beträgt noch Horsfield 5263 englische Fuß, die des Ardschuna auf der Ostküste 10,614. Die höchsten übersteigen indeß 12,000 Fuß nicht. Sie sind alle mit der glänzendsten Pflanzenwelt bedeckt. Unter den zahlreichen Vulkanen hat den weitesten Trichter der Tankuban-Prahu *), dieser Trichter ist in einer Höhe von 2000 Fuß. Der Vulkan Guedé ist gegen 10,000 Fuß über dem Meer. Die Vulkane scheinen die Basis der ganzen Insel gebildet zu haben: man bemerkt an vielen Orten Spuren eines unterseeischen Ursprungs. Wir glauben, daß die Malaieninseln, Mikronesien, Polynesien und Melanesien statt Trümmer eines alten Festlandes zu seyn, vielmehr von geringerem Alter sind als die andern Abtheilungen der Erde, daß sie, jezt noch Inseln, durch furchtbare convulsivische Bewegungen einander näher rücken, bis sie zu einem Festland verwachsen werden. Von der Meerenge von Sunda läuft diese vulkanische Kette, welche durch Java geht, fast ununterbrochen ostwärts fort bis zum 25sten Breitengrad, d. h. ganz nahe bis zu den Westküsten Papuasiens. Die Holländer haben ihre Hauptstädte fern von den Vulkanen angelegt: daher spüren sie selten Etwas von den Erdbeben.

51. Temperatur, Klima und Mussons.

Die ganze Insel genießt ein gesundes Klima mit Ausnahme einiger Lagen der Nordküste, deren Ungesundheit übrigens, besonders Was die Hauptstadt anlangt, sehr übertrieben worden ist. Die Temperatur ist zwischen den zehn ersten Parallelen des Aequators fast immer dieselbe. Die periodischen Winde bilden zwei Mussons oder Jahreszeiten: eine trockene, die sechs Monate, und eine nasse, die eben so lang dauert. Die Monate December und Januar sind die regnerischesten, die Monate Juli und August die trockensten. Während dieser Jahreszeit ist es bei Nacht wärmer als bei Tag. In den Bergen vergeht selten ein Tag ohne Gewitter und wie man den Donner brüllen hört, fühlt man auch die Erde unter den Füßen zittern. Die Blitze entzünden die Atmosphäre wie feurige Wolken und ihr Licht ist so scharf und blendend, daß man die Augen schließen muß. Wenn der Regen

*) Die umgestürzte Barke.

fällt, so nebelt es nicht und ist kein langweiliges Tropfen oder Stäuben wie in Paris, sondern es sind Güsse, Katerakte, Fluthen. Der Himmel scheint sich Tage lang auszuschütten, die geängsteten Thiere erfüllen die Luft mit bangem Geschrei. Während der trockenen Jahreszeit empfindet man nicht die Dürre Hindustans, sondern die Atmosphäre wird oft durch Regenschauer erfrischt, die dem Erdreich seinen ganzen Schmuck wieder geben. Das fahrenheitische Thermometer steigt in den niedern Ebenen von Batavia, Samarang und Surabaya gegen 3 Uhr Nachmittags auf 95°. Ueber der Ebene von Samarang, bei 1000 Fuß Höhe, steht es oft auf 45° und mehr über 0. Es zeigt 70 und 74° Morgens und Abends und 87½° in luftigen Zimmern. Das Delta von Egypten ist nicht fruchtbarer als die Umgebungen von Surabaya. Der Boden ist in beständigem Anbau und nicht wie in Europa den vier Jahreszeiten unterworfen.

52. Geologie.

Die geologische Formation Java's ist demnach wesentlich vulkanisch. Einige Vulkane wurden erst seit Menschengedenken verschlungen, andere in unbekannten Zeiten. Kalkberge mit Gipfeln von Tafelform und von geringerer Höhe als die brennenden Vulkane nehmen in mehreren Gegenden den Raum zwischen zwei Feuerbergen ein. In den tiefer gelegenen Theilen der Flußbahnen, besonders auf der Nordseite, ist angeschwemmtes Land. Man erkennt daran die Grenze zwischen dem primitiven und dem sekundären Gebirg. Granit und Diamanten werden in den sekundären Gebirgen, besonders der Südseite, nicht gefunden, dagegen viel Schörl, Quarz, Glimmer *), Feldspath und Hornsteintrapp, auch Chrysopras, Jaspisagat, Bergkrystall, gemeiner Jaspis, Chalcedon, Obsidian und Porphyr. Aus den Akten der batavischen Gesellschaft erhellt, daß man in den Jahren 1723 und 1744 Silberminen gefunden hat, daß aber dieser Bergbau, weil zu wenig einträglich, alsbald wieder aufgegeben worden ist. Man findet ferner eisenhaltigen Kies und braunen Oker und in den lehmigten Reisfeldern am Fluß Demak hat man Queckſilber wahrgenommen. Der Alluvialgrund kommt von Erdansätzen aus viel späterer Zeit her: er beginnt eine Stunde vom Meer und ist gebildet aus Koth, Sand und Muscheln. Der Boden ist mannigfaltig, im Allgemeinen besteht er aber aus einem wenig fruchtbaren röthlichen Thon, aus einem sehr fruchtbaren schwarzen Thon und aus einem gänzlich unfruchtbaren gelben Mergel. Das Land am Ufer der Flüsse und in der Tiefe der Thäler ist von erster Qualität. Durch die fließenden Wasser von den Bergen geschwemmt, gleicht es unserer Gartenerde: es magert nicht und sein empyreumatischer Geruch fällt dem Fremden auf. Eine so gebirgige Insel muß von zahlreichen Flüssen durchfurcht seyn. Wirklich zählt man deren fünfzig von mittlerer Größe und fünf bis sechs sind einige Meilen von der See schiffbar. Die beiden größten sind der Solo und der Kediri. An ihrem Ufer gedeiht Alles, was der Forst- und Gartenbau Nützliches und Angenehmes in den fünf Welttheilen gewähren.

*) Quarz, Feldspath und Glimmer sind die wesentlichen Bestandtheile des Granits, welcher das Gestein des Urbodens ist, aber nur, wenn sie alle drei vereinigt und in einander verwachsen sind.

63. Naturgeschichte.

Java enthält die ganze Stufenleiter der Pflanzenwelt, von den Wasserpflanzen bis zu den Alpgewächsen. Von den sandichten Küsten bis in den Rachen der Vulkane ist eine Fülle von Vegetation, über die man staunt. Es gibt über hundert Spielarten von Reis, die fast alle besondere Namen haben. Die nützlichsten Gewächse sind: Mais (zea mahis), Bohnen oder Kaschang, Schili (capsilum), Zuckerrohr, Cocosbaum, Arekapalme oder Pinang, Brodbaum, Gumutipalme, Wasser- oder Wandererbaum *), Seifenbaum oder Rarak (sapindus saponaria), Gambir, Baumwolle, Bendud, Gummi elasticum, Pisang, Bambus, Manguſtan, Rambutan, Jack, Dattelpalme, Granatbaum, Feigenbaum, Ananas, Benzoebaum, Glugo, Agave, Manioc, Kantang, Tamariske, Pompelmusbaum, Copal, Wang-kodu, Kappok, Jambo, Kavari, Tek, Kijatil (ein treffliches Bauholz), Vanilje, Coſcheuill, Paſtel, Anak, Datura, Mollo, Bolanza, Eugenien- oder Roſenapfelbaum, Durian, Pomeranzenbaum, Citronenbaum, Cardamome (kapol), Cacao, Maguey, eine Art Artiſchoke, Mango, Pfeffer, Kabab, wovon ein balſamiſches Oel, Turennapi, zu hübſchen Meubeln gut, Arum (senté), Caſſan, ſüße Pataten, Yams, Sagamunda und Sagu, Kaffee unter dem Schutz des Dadap (erythrina corallodendrum), Wunderbaum oder Dſcharak, Kürbis, Tabak, Melonen, Trauben, Indigo, mehrere Arten von Bau-, Wagners- und Tiſchlersholz. Die Farne, welche in Europa kräuterartige Pflanzen ſind, erheben ſich auf Java zu der Höhe von 80 Schuh. Nichts iſt pittoresker als ein Wald mit Farnen an den Bäumen. Selbſt einige Moosarten werden einen Schuh hoch. Auch enthält Java mehrere Giftpflanzen, unter andern den Antſchar oder Giftbaum (arbor toxicaria bei Rumph), der auf den öſtlichen Küſten von Java, auf Borneo und Celebes vorkommt, und den Tſchettik, eine Kriechpflanze, deren Befruchtung noch nicht bekannt iſt. Mit dem Saft dieſer Beiden werden ſehr dünne Bambuspfeile, die man durch Blasrohre ſchießt, beſtrichen und vergiftet.

Das Kameel und der Eſel, ſelbſt der Elephant, der auf Sumädra einheimiſch iſt, exiſtiren auf Java, aber nicht im wilden Zuſtand. Die Pferde, die von arabiſcher Zucht ſeyn ſollen, ſind daſelbſt klein geworden, ohne daß ſie jedoch ihre Kraft und ihr Feuer verloren haben. Das chineſiſche Schwein gedeiht wundervoll, ebenſo die Ziege und das Rindvieh. Ungeheure Büffel unterſtützen die Arbeiten des Ackerbaues. Schafe, Gaſellen, Haſen und Kaninchen, der Tiger und eine Art Leopard, die Tigerkatze, der Schakal, das einhörnige Rhinoceros, mehrerlei Hirſche, eine Menge Affen, Schlangen von jeder Größe, der Utar-Sawa oder der Amethyſtpython, der über 30 Schuh lang wird und eine ſehr gefährliche grüne Viper bevölkern die Wälder. Man ſieht Eidechſen, das Kamäleon, den Leguan und den Gecko, der ſeinen Namen hat von dem Geſchrei, das er von ſich gibt. Die Flüſſe ſind von Krokodilen

*) Ravenal. Er wurde von d'Entrecaſteaux aus den Südſeeinſeln nach Java verpflanzt. Ich ſah ihn auf der Inſel Bourbon naturaliſirt.

gefährdet. In dem Bezirk Gratté der Residentschaft Passaruang ist der See Ranu durch den sanften Charakter seiner Krokodile ausgezeichnet. Diese Saurier lassen die Javaner der Nachbarschaft, die sie manchmal mit Geflügel bewirthen, beim Baden unangefochten, wogegen Eingeborne aus einer andern Gegend oft ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußten. Von Insekten wimmelt es, sie sind aber nicht so gefährlich, als man sich einbildet. Von Fischen hat Valentyn 538 Arten gezählt. Diese Liste ist seitdem vermehrt worden. Unser europäisches Geflügel ist meistentheils in Java einheimisch geworden. Fasanen, Juglis oder Greben, Elstern, Wachteln, Wasserschnepfen, Enten, wilde Gänse, weiße Adler, javanische Hühner sind die Bewohner der Gehölze und Moräste. Die Familie der Papagaye besteht aus einer Menge von Individuen, die andern Gegenden der heißen Zone unbekannt sind. Der weiße Kakatua mit dem gelben Federnbusch, der rothe Lori sind ziemlich gemein. Der prächtige Argus *), der Emu oder behelmte Kasoar der Molukken, eine durch ihren Wuchs dem afrikanischen Strauß und dem amerikanischen Nhandu, durch ihren Schädel der Ziege, durch ihre Federn dem wilden Schwein ähnliche riesenhafte Hühnerart, sind eingebürgert. Die berühmte Salangane nistet in den Felsengrotten am Meer.

Die Mineralprodukte scheinen auf Java rar zu seyn. Vermuthlich ist jedoch Zinn, Eisen, Kupfer, Marmor und selbst Gold vorhanden. Außer Schwefel und Salz, welche einen großen Handelsartikel ausmachen, wird Erz gewonnen. Nichts desto weniger sind die Einwohner in Kupfer-, Zinn- und Eisenarbeiten geschickt.

51. Charakteristik der Javaner.

Die eingebornen Javaner oder Bhumi sind klein von Gestalt und von einer gelblichten oder lohrothen Farbe. In einigen Bezirken des Innern gibt es noch Reste von Schwarzen. Gastfreundschaft ist eine gemeine Tugend der Javaner. Man darf bei ihnen auf Herberge und Nahrung für wenigstens 24 Stunden rechnen. Sie sind von sanfter, friedlicher Gemüthsart. Das Gesinde ist gelehrig und eifrig. Der Herr ertheilt seine Befehle mit Rücksicht und Güte. Die Familienbande sind mächtig. Diebstahl und Seeraub haben unter den niedern Klassen zahlreiche Anhänger, aber die wohlhabenden Leute sind redlich und treu. Die Javaner sind sehr anhänglich an ihren Geburtsort. Nicht ohne unumgängliche Ursachen wird Einer von den Gräbern seiner Väter scheiden. Es fehlt nicht an Aberglauben und Vorurtheilen: unterrichtete Javaner behaupten, von dem Gott Wischnu abzustammen, einige Bergbewohner geben sich für Nachkommen eines Wu-wu (hylobates agilis) aus. Die Chinesen sind die Seele des javanischen Handels und bei den einheimischen Regierungen die Pächter fast aller öffentlichen Einkünfte. Sie haben einen Kapitän und mehrere Lieutenants für jeden ihrer Wohnorte. Der Islam ist die Landesreligion: das Volk hegt die größte Verehrung für die Gräber seiner Heiligen, denen einige schöne Monumente errichtet sind, ist indeß in Sachen der Religion sehr duldsam. Die Vielweiberei ist nur ein Luxus der Großen. Die Ehescheidung ist nach Gesetz und Herkommen zuläßig. Personen niedern Standes erlangen sie um 100 Franken, Personen aus den höhern Klassen kostet sie 250. Die

*) S. Blatt 26.

Frauen sind arbeitsam und verstehen sich gut auf das Hauswesen. Geburten werden mit vielem Gepränge gefeiert. Der Vater nimmt den Namen an, den man dem Sohn gegeben hat. Heißt Dieser der Edle, so nennt Jener sich den Vater des Edeln. Mit acht bis zwölf Jahren werden die männlichen Kinder beschnitten. Beerdigungen geschehen ohne Prunk und Lärmen, auf eine anständige Weise vor Sonnenuntergang wie bei den Juden und Muselmännern. Die Begräbnißplätze sind umgeben von Kambaja's, Pflanzen, deren Blätterwerk Etwas wie Ehrfurcht und Schwermuth Erregendes hat.

55. Industrie und Manufakturen.

Die Javaner sind sehr geschickt in der Gerberei. In dem Gewerbe des Zimmermanns und des Ebenisten, überhaupt im Bauen haben sie einige Fortschritte gemacht: so auch in der Metallurgie. Gold und Silber werden ebenso kunstreich bearbeitet als auf Sumadra und den Philippinen. Das Salz ist ein wichtiger Gegenstand der Fabrikation, gleichwie auch das Papier, das aus der Rinde des Glugo (morus papyrifera) verfertigt wird. Wenn der Baum in seinem zweiten oder dritten Jahr steht, so schneidet man die Rinde ab, zerlegt sie in 18 Zoll lange Stücke und läßt sie 24 Stunden im Wasser. Nun löst sich die Oberhaut leicht ab, die Fasern des Basts weichen auf, man klopft sie mit Holz und wascht sie im fließenden Wasser. Das Schreibpapier wird in eine Reisabkochung getaucht. Dieses Verfahren nähert sich sehr der Art, wie man auf den Südseeinseln Stoffe bereitet. Jagd und Fischfang beschäftigen eine große Anzahl Personen. Die Fische werden in Netzen oder mittelst narkotischer Pflanzen gefangen. Das beste Gericht für diese Insulaner ist eine Handvoll Langustinen, kleine Fische, die man in den Zustand der Gährung bringt, einsalzt und an der Sonne trocknet. In den Gebirgen leben die Einwohner, Nachkömmlinge der Hindu's, bloß von Pflanzenkost.

In der Kleidung, die man in die ländliche, kriegerische, bürgerliche und Hoftracht eintheilen kann, herrscht mancher Luxus. Der weibliche Anzug, besonders der Bräute und der Nonguinen, ist sehr reich und geschmackvoll *). Daher hat auch die Kunst, Stoffe zu weben und zu färben, eine bemerkenswerthe Ausbildung erreicht. In der Regel sind es die Frauen, welche die Baumwolle verarbeiten. Mittelst zwei kleiner hölzerner Walzen, deren Umkreise einander berühren, trennen sie den Samen. Dann kardätschen sie. Ein Pikle Baumwolle (135½ Pfund) kostet 11 Piaster, gesponnen 24, oder 57 und 125 Franken. Das Garn (Bitord), in Indigo gefärbt, und bis es gewoben ist, kost. beide Mal je weitere 50 Franken. So kommt der zur Fabrikation reife Stoff ungefähr 450 Prozent höher als der rohe Stoff. Die Zitzfabrikation ist noch zurück. Der gemalte Baumwollenzeug (jarit) ist entweder im Garn oder im Stück gefärbt, Luri oder Batik. Damit die Färbung leichter oder dauerhafter sey, wird der Stoff in Wasser geweicht, sofort getrocknet und gemangt. Hierauf beginnt das Verfahren, durch welches man das Batik erhält. Man zerläßt eine Unze Wachs in einem Gefäß von Kupfer, manchmal in einer Cocosnußschale. Das Gefäß hat eine zwei Zoll lange Röhre, durch welche das Wachs

*) S. Blatt 24 u. 25.

abfließt. Diese Röhre dient statt des Pinsels, um die Umrisse zu zeichnen, die man nicht der Färbung unterwerfen will. Nun wird der Zeug in das Farbenbad getaucht. Um die Scharlachfarbe einzuprägen, tunkt man den Zeug zuerst in Oel und wascht ihn nach fünf Tagen in heißem Reiswasser aus. Am öftesten braucht man zehn Tage zum Batikfärben, zuweilen vierzehn. Der Zeug ist jezt das Doppelte werth. Wenn man dieses Verfahren kennt, so wundert man sich nicht mehr, daß die Zeichnungen der indischen Zeuge so wenig korrekt sind. Sie werden in der Farbe, die man ihnen geben will und die sich im Zustand der Flüssigkeit befindet, mehrmals umgerührt, bis alle Theile von ihr durchdrungen sind. So färbt man auch die seidenen Gürtel, die man Schindi nennt. Es gibt gegen hundert Arten Batik: einige sind ausschließlich den Monarchen vorbehalten. Die einzigen wohlunterschiedenen Farben sind Blau und Scharlach. Alle andern lassen in Bezug auf Vollkommenheit Viel zu wünschen übrig. Durch Wein von Aren (borassus gomuta) und andere Pflanzensäuren bekommt man Indigo. Das Schwarz wird aus einer exotischen Rinde, die Ting'i heißt, und aus der Mangustanrinde gewonnen: man bereitet es durch allerhand Aufgüsse, namentlich von Reisstroh. Das Grün erhält man aus Hellblau und einem Absud von Tegrang, einem ausländischen Holz, worunter man Vitriol mischt. Das Tegrang allein bringt das Gelb hervor: die Rinde des Nangka (artocarpus integrifolia, Jack) und des Plemdodol thut man hinzu. Die Scharlachfarbe kommt aus der Wurzel des Wong-kudu (morinda ombellata). Ist der Zeug in Oel von Wyen oder Kamiri gesotten, so wascht man ihn in einem Absud von Merang oder Paristroh und das Nächste ist, daß er in einen Aufguß von Wong-kudu und der Rinde des Jirak getaucht wird. Dieses leztere Gewächs, die Spielart einer Frucht, welche Kepundung heißt, hat die Eigenschaft, daß sie die erstere Farbe verstärkt. Zur Erzielung einer völlig rothen Farbe werden die abgeschnittenen Wurzeln des Wong-kudu in Wasser eingeweicht und bis auf den dritten Theil eingekocht. Wird in diese Flüssigkeit Kasombakling (bixa orellana) geworfen, so hat man eine dauerhafte Rosenfarbe. In den Gegenden an der See wird die Seide durch Zugabe von Gummilack, Tembalu oder Embalu schön karmosinroth gefärbt.

Der Schwefel ist in den Pseudovulkanen sehr reichlich und in sehr reinem Zustande vorhanden, und ein Holz, das so gute Kohlen liefert als der Faulbaum, ist gemein. Trotz dieser Vortheile hat das europäische Schießpulver den Vorzug. Zu Grissé ist indeß unter Aufsicht europäischer Offiziere eine Salpetermanufaktur errichtet: aus ihr bezieht die Regierung jährlich 2000 Pikles zu etwa 4000 Franken.

Dürfen wir unter den Gewerben auch die Heilkunde aufzählen? Die ganze Kunst beschränkt sich auf Reibungen und Einsalbungen der angegriffenen Theile. Aber sonderbar! Die Holländer lassen sich in ihren Krankheiten lieber von einheimischen als europäischen Aerzten behandeln!

56. Hahnen- und Stierkämpfe.

Kämpfe von Schweinen, Wachteln, Grillen ꝛc. sind häufig Belustigungen unter dem gemeinen Volk. Auch lassen sie, wie bei uns die Kinder, Drachen steigen. Der allgemeine Günstling ist aber der Hahn. Die Bugnis und die Javaner feiern seine Kämpfe in ihren Liedern. Die geschäzteste

Zucht kommt aus Celebes und Borneo. Die Javaner, wie die Mohammedaner Hindustans, lassen sie ohne Sporn kämpfen. Auf Celebes bindet man ihnen kleine sichelförmigen Sporen an, die jedoch weniger mörderisch sind als die Sporen bei den englischen Hahnenkämpfen.

In Madura gleich wie im Osten von Java sind Stiergefechte an der Tagesordnung. Man gebraucht dabei weder Hunde wie in England, noch Menschen und Pferde wie in Spanien, sondern man reizt die Stiere durch eine Kuh. Sind sie einmal in der Brunst, so führt man die Kuh aus dem Alun-Alun, einem unermeßlichen Circus, fort und sie streiten auf Leben und Tod. Die besten Stiere sind aus Sumanap: sie sind von kleinem Wuchs, aber kühn und kräftig. Bei all diesen Spielen wird Viel gewettet.

57. Kampf zwischen Büffel und Tiger.

Das Lieblingsschauspiel der Fürsten und Großen ist der Kampf zwischen dem Tiger und dem Büffel. Letzterer ist unserem Stier an Größe, Muth und Stärke überlegen und würdig, sich mit diesem reißenden Thier zu messen. Crawfurd war Zeuge solcher Kämpfe. Auf einem weiten Platz steht ein kreisförmiger Käfig aus tüchtigen Bambuslatten von 10 Fuß im Durchmesser und von 15 Fuß Höhe, oben offen und stark an die Erde befestigt. Zuvörderst wird der Büffel hineingebracht und dann der Tiger. Ihre erste Bewegung in diesem engen Raum ist entsetzlich. Der Büffel ist der Angreifer: er stoßt den Andern heftig an die Gitterstangen und sucht ihn zu zerquetschen. Der Tiger fürchtet die Kraft des Büffels: er will ausweichen. Er springt seinem Gegner mit einem gewandten Satz nach Katzenmanier an den Hals oder auf den Kopf. Nach diesem Gang läßt man die Kämpfer ausruhen. Crawfurd sah, wie ein Büffel einen Tiger im ersten Anlauf zermalmte. Anders in Indien, wo Elephanten mit den Büffeln kämpfen: unter einem gräulichen Brüllen den Büffel auf die Erde nageln, ist das Werk eines Augenblicks für einen kriegerischen Elephanten. Verweigert der Tiger die Fortsetzung des Kampfes, so neckt man ihn mit spitzigen Stöcken oder belästigt ihn mit Strohrauch oder indem man ihm heißes Wasser auf den Pelz gießt. Den Büffel reizt man durch eine Auflösung von Pimento (capsicum), die man ihm auf die Haut schüttet, oder durch Nesseln, die so brennen, daß ein Mensch davon ein hitziges Fieber bekäme. Diese grausame Scene dauert eine halbe Stunde. Ist einer der beiden Athleten unfähig, so werden andere Streiter aufgeführt.

Wenn der Tiger der Ueberlebende ist, so muß er im Rampok umkommen. Dieses schreckliche Spiel hat folgende Entstehung. Eine große Anzahl Tiger macht die Nachbarschaft der bewohnten Orte unsicher, zerreißt Pferde, Vieh und Menschen: daher gibt man sich alle Mühe, sie auszurotten. Kaum hat man das Lager eines dieser Ungethüme entdeckt, so wird die ganze männliche Bevölkerung zusammengerufen, um auf dasselbe Jagd zu machen, und Jeder, der Befehle des Obern gewärtig, nimmt seine Lanze zur Hand. Zwei bis drei Reihen Jäger umringen den Schlupfwinkel des Wilds: man schreckt es auf durch Geschrei, durch das Geräusch des Gong oder durch Feuer. Man läßt so viel Raum, daß es bis auf eine gewisse Entfernung durch kann, aber innerhalb der Reihen: will es sie durchbrechen, so wird es getödtet. Zuweilen gibt der Fürst den Bewohnern seiner Hauptstadt das

Schauspiel eines Rampok. Da werden Käfige mit Tigern in die Mitte eines großen Platzes gestellt, den eine vierfache Reihe von Bewaffneten im Viereck umschließt. Zwei oder drei Personen tragen Büscheln von dürrem Laub vor die Thüre jedes Käfigs und stecken sie in Brand, nehmen die Thüre weg und ziehen sich langsamen Schritts unter Musikbegleitung zurück. So wie der Tiger das Feuer spürt, springt er auf und sucht sich einen Weg zu bahnen durch den Qualm, der ihn zurückstoßt. Von Neuem angegriffen, nimmt er noch einmal einen Anlauf und verblutet unter den Lanzenstichen. Oder er sezt sich in den Mittelpunkt des Vierecks: alsdann entsendet der Fürst 6 oder 8 Lanzenträger, welche kaltblütig vortreten und selten den Tiger nicht auf den ersten Stoß erlegen.

Der Brauch, Verbrecher mit Tigern kämpfen zu lassen, ist so alt als das Reich Matarem. Jezt ist jedoch diese grausame Unterhaltung so ziemlich außer Mode und sie wurde, wie Verstümmlung und Folter, selbst durch Verträge abgeschafft. Noch im Jahr 1812 sollten zwei Gefangene auf Befehl des Sultans von Dschokschokarta diese Strafe erleiden. Jeder hatte zu seiner Vertheidigung einen Dolch mit stumpfer Spitze: man öffnete einen Käfig und ein Tiger sprang heraus. Nicht lange, so war einer der Unglücklichen in Stücke zerrissen. Allein der Andere kämpfte gegen zwei Stunden und es gelang ihm, den Tiger zu tödten, indem er ihn mehrmals auf den Kopf, hinter die Ohren und in die Augen stieß. Der Zusammenlauf des Volks bei diesem gräßlichen Schaustück war unermeßlich. Und wie bei uns in den barbarischen Zeiten waren die Leute jezt überzeugt, daß der Mann unschuldig sey: er wurde begnadigt und um ihn für die Gefahren der bestandenen Prüfung zu entschädigen, zum Rang eines Mantri erhoben.

58. Tanz.

Der Tandak ist ein Lieblingsvergnügen der Javaner. So wie es Nacht ist, erzählt Raffles, hört man von allen Seiten die Töne einer rauschenden Musik. Das Volk verläßt seine Wohnungen und eilt den öffentlichen Plätzen zu, wo die Tänzerinnen versammelt sind. Unter einem mit vielen Lampen erleuchteten Zelt sind drei oder vier halbnackte Frauen mit Blumen im Haar, die, von Instrumentalmusik begleitet und sich selbst mit ihrer Stimme begleitend, alle Theile ihres Körpers in Bewegung sezen: Arme, Beine, Hände, Kopf, Augen, Alles ist in Thätigkeit. Durch den Gesang dieser Syrenen angelockt, nehmen die Männer an ihren Spielen Theil, der Tanz belebt sich mehr und mehr, die Tänzerinnen verdoppeln ihre Gluth, die Tänzer wollen sie nachahmen. Aber bald von einer so heftigen Anstrengung ermüdet, ziehen sie sich zurück und nehmen wieder ihre Stelle unter den Zuschauern ein, nachdem sie zuvor das genossene Vergnügen bezahlt und die Tänzerinnen umarmt haben. So verführerisch eine solche Unterhaltung für einen Javaner ist, so kann sie doch einen Europäer von gutem Geschmack nicht ergötzen. Diese Tänzerinnen heißen Ronguinen und sind die Buhlerinnen des Landes: ihr Gewerb ist allgemein verachtet und keine ehrbare Frau würde sich herablassen, nur vor einer Privatgesellschaft zu tanzen *).

*) So ist es im ganzen Orient. Die Almés Egyptens und die Tänzerinnen Persiens stehen nicht über den Choristinnen unserer kleinen Theater, wohl aber über den Devadassi, die wir Bayadèren nennen, und besonders über den Ronguinen.

Der Sultan von Dschokschokarta unterhält Tänzerinnen von einer andern Gattung, die man Bedoios oder Srampis nennt: sie tanzen, sagt man, mit Anmuth, bilden regelmäßige Ballete und haben einige Aehnlichkeit mit den indischen Bajaderen. Wenige Personen haben Gelegenheit, sie zu sehen, da dieser Zeitvertreib ein Vorrecht des Sultans und des Gouverneurs von Samarang ist, denn dem holländischen Statthalter erlaubt seine Gravität diese Leichtfertigkeit nicht. Dagegen hat der ihm untergeordete javanische Gouverneur eine Bande Bedoïos in seinem Sold und Dieß betrachtet er als eines der schönsten Vorrechte seines Amts.

Wenn der Sultan sich öffentlich zeigt, führen seine Pagen vor ihm einen Marsch auf, den man eher einen Tanz nennen kann. Diesen Fall ausgenommen, haben aber die Javaner keine den Männern eigenthümliche Tänze, wie man deren bei ihren Nachbarn sieht. Die, welche in Batavia bei Feierlichkeiten tanzen, sind Fremde aus Mangkassar, Bali und Bima.

89. Thonesser.

Leschenault de la Tour macht in einem Schreiben an Humboldt nachstehende Mittheilung über die Javaner, welche Erde essen: »Es ist ein röthlicher, etwas eisenhaltiger Thon, er wird in dünne Blättchen etwa von der Form der Zimmtrinde ausgedehnt, auf einem Blech geröstet und so zubereitet unter dem Namen Ampo auf den öffentlichen Märkten verkauft. Das Ampo hat einen sehr faden, brandigen Geschmack, der vom Rösten herrührt: es ist sehr absorbirend, klebt an der Zunge und trocknet aus. Fast nur die Frauen essen Ampo, besonders während ihrer Schwangerschaft und wenn sie mit Gelüsten behaftet sind. Mehrere essen es auch, um mager zu werden, weil Magerkeit (ganz im Widerspruch mit den Begriffen der Türken und der Chinesen) auf Java für eine Schönheit gilt und der Wunsch, lange schön zu bleiben, schließt ihnen die Augen über die verderblichen Folgen dieser Speise, die eine Gewohnheit wird, von der man sich schwer lossagt. Sie verlieren die Eßlust und nehmen mit Widerwillen nur noch wenige Nahrung zu sich. Ich glaube, daß das Ampo nur absorbirend wirkt, indem es sich des Magensafts bemächtigt: es verheimlicht die Bedürfnisse des Magens, ohne sie zu befriedigen. Statt den Körper zu nähren, beraubt es ihn der Eßlust, dieses nützlichen Mahners, den die Natur ihm gegeben hat, damit er für seine Erhaltung Sorge trägt. So führt es nach und nach zur Abnahme der Kräfte, zur Auszehrung und zu einem frühzeitigen Tod. Es könnte sehr nützlich seyn, um augenblicklich den Hunger zu stillen unter Umständen, wo man keine oder nur ungesunde und schädliche Nahrungsmittel hätte.« Es ist gewiß, daß dieses Erdespeisen auch bei einigen Wilden von Arnheimsland vorkommt. Und andere Beispiele führt Georgi in seiner trefflichen Beschreibung von Rußland an. In Kamtschatka bei dem Fluß Olutora und an verschiedenen andern Orten findet sich ein Steinmark, das die Tonguſen und die Russen selbst, theils allein, theils in Wasser oder Milch zerlassen, essen. Es verursacht ihnen bloß leichte Verstopfungen, die ihnen im Frühjahr sogar heilsam sind, weil man sich in dieser Jahreszeit durch den häufigen Genuß der Fische leicht den Durchfall zuzieht. Wahrscheinlich würde aber ein längerer Gebrauch auch ihre Gesundheit untergraben. Lowitz hat diesen Thon analysirt: er enthält 58 Theile eisenhaltige Erde, 28 Theile Alaunerde, 8 Theile brennbare Fasern, 6 Theile Wasser.

60. Batavia.

Ungeachtet der Schilderhebungen des berühmten Dipo Negoro, eines Mannes von großem Charakter, hat die holländische Regierung ihre Oberherrschaft über alle Theile Java's behauptet. Im Jahr 1823 wurde diese prächtige Kolonie, mit Inbegriff der einheimischen Staaten, in 20 Residentschaften eingetheilt. Die Hauptstadt Batavia erhebt sich stolz in der Residentschaft dieses Namens. Sie liegt an den Ufern des Flusses Tjiliwong und obgleich herabgesunken von ihrem alten Glanz ist sie noch immer die erste Handelsstadt von ganz Oceanien. Unter der Verwaltung des berühmten Dändels wurde das alte Batavia zum Theil verlassen und abgetragen, aber Baron Van der Capellen schlug einen andern Weg ein. Er stellte einige Gebäude der alten Stadt her und um ihrer Ungesundheit abzuhelfen, ließ er die Kanäle austrocknen, die Begräbnißplätze und Schindanger entfernen, die Straßen erweitern und jezt ist sie beinahe so gesund als die andern Städte Java's. Sie enthält hübsche Gebäude, wie die lutherische Kirche, das große Militärspital und den neuen Palast des Weltevreden. Die dortige Gesellschaft der Wissenschaften und Künste ist der erste von Europäern im Orient gestiftete Gelehrtenverein. Der Statthalter hat auf dem schönen Schloß Buitenzoorg in der gleichnamigen Residentschaft seinen Sitz. Daselbst ist einer der reichhaltigsten botanischen Gärten der Welt. Die Bevölkerung Batavia's, mit Einschluß der Besatzung des Weltevreden, beträgt 60,000 Seelen.

61. Surabaya.

Surabaya ist — Dank seiner Ackerbau- und Handelsthätigkeit — die bevölkertste und blühendste Stadt nach Batavia. Ihre Lage an der Mündung des Kediri, der manchmal auch Surabaya heißt, und ihre so schöne als sichere Rhede erhöhen ihre Wichtigkeit. Sie besizt ein Marinearsenal, schöne Werften, eine Münze zum Prägen der kleinen kupfernen Scheidemünzen und eine Kugelgießerei. Die Blumenliebhaberei der Holländer ist bekannt: daher sind auch die Gärten dieser Stadt reich an exotischen Pflanzen. Man sieht die herrlichsten, roth und weiß blühenden Eugenien, Gebüsche von den verschiedensten Rosen, ungeheure Gewächshäuser mit Balsaminen, chinesischen Maßlieben (reines-marguerites), indischen Nelken und Kornblumen. Midelkop, einer der wohlhabensten Einwohner von Surabaya ist Eigenthümer eines prächtigen Gartens und einer lebendigen Sammlung sehr seltener Thiere. Er hat in einem Käfig einen smaragdnen Paradiesvogel und in einem verschlossenen Park laufen 300 gefleckte Hirsche und Hirschkühe von ungemeiner Schönheit. Surabaya zerfällt in das holländische, chinesische und malaiische Stadtviertel. Die beiden leztern sind wie in Singhapura. Die holländische Stadt aber verdient eine besondere Beschreibung. Die Gebäude sind mit Geschmack verziert. In den Salons ist eine Eleganz und Niedlichkeit, welche an die Salons in Amsterdam und im Haag erinnert. Die Magazine, selbst die Werkstätten verrathen eine reiche Stadt. Die Wagen sind, da die wohlhabenden Leute in diesem Land nie zu Fuß gehen, sehr zahlreich und die Pferde, obgleich klein, sind von außerordentlicher Geschwindigkeit.

62. Samarang. Cholera.

Samarang, die gleichfalls einer Residentschaft den Namen leiht, ist die dritte der großen Städte Java's. Ihr Hafen ist zum Theil verschlammt. In dieser Stadt richtete das Mordschi oder die Brechruhr die gräßlichsten Verheerungen an, als sie im Jahr 1819 aus dem transgangetanischen Indien eingeschleppt wurde. Von Samarang bereitete sie sich zuerst über die ganze Nordküste von Java aus, hierauf ins Innere. Auf ihrem Weg raffte sie 110,000 Menschen hinweg. In Batavia und vornehmlich in dem Hafen von Samarang, wo sie im Jahr 1822 von Neuem erschien, war sie am wüthendsten. Seit dem schwarzen Tod, welcher nach den gleichzeitigen Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts die Hälfte der Bevölkerung des alten Kontinents ins Grab stürzte, durchlief nie eine so grimmige Seuche einen so unermeßlichen Raum und nahm eine so große Zahl Opfer. Diese scheußliche Plage wanderte aus dem Delta des Ganges, wo sie endemisch ist, durch das ganze südliche und östliche Asien und durch eine große Strecke des innern Asiens. Sie zehntete die Einwohner der Philippinen und der übrigen Malaienlande bis zu den östlichsten Grenzen der Molukken. Nachdem sie auf Ceylan, Mauritius, Bourbon, Madagascar und Zanzibar Ernte gehalten, überzog sie Arabien, Persien, Syrien und Egypten. Von Persien drang sie nach Rußland und durchlief dieses unermeßliche Reich in seiner ganzen Ausdehnung. Von Moskau und Petersburg ereilte sie in staunlicher Schnelligkeit die Heere, zwischen welchen das Loos des kriegerischen und unglücklichen Polens entschieden werden sollte. Von da gelangte sie nach Ungarn, Oesterreich, Böhmen, Preußen, in das übrige Deutschland, nach England und Frankreich, sezte über den atlantischen Ocean und warf sich wie ein ausgehungerter Geier auf die neue Welt, richtete ihren Flug wieder westwärts, verwüstete Spanien, Algier und Italien und machte noch einmal die Runde in Mittel-Europa. Aber diese unerklärliche Geißel, die mir, dem eben so unermüdlichen Reisenden, in Ostindien, Oceanien und Afrika begegnete, übrigens den Europäern, welche Freunde der Mäßigkeit sind, wenig furchtbar ist, hat vielleicht nirgend mehr Beute gemacht als in Samarang.

63. Staaten des Kaisers und des Sultans.

Die Residentschaften Dschokschokarta und Surakarta werden regiert von javanischen Fürsten, Nachkommen der Kaiser von Matarem, denen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fast die ganze Insel Java unterthan war. In Folge des im Jahr 1755 beendigten Kriegs theilte die holländisch-ostindische Kompagnie das Reich Matarem zwischen dem Kaiser oder Susunan von Matarem und dem Sultan von Dschokschokarta. Ihre Staaten sind dermaßen in einander eingezirkt, daß eine Beschreibung schwer ist. Der Flächenraum beider Staaten beträgt 4000 Quadratlieues mit einer Bevölkerung von 1,660,000 Seelen, wovon eine Million dem Susunan *), der Rest dem Sultan gehört. Surakarta, des Erstern Sitz, ist eine große Stadt oder

*) Dieses Wort bedeutet einen Boten Gottes.

vielmehr ein Conglomerat von Dörfern mit 100,000 Einwohnern. Dschokschokarta ist die Hauptstadt des Andern. Ihre Bauart ist die nämliche und auch sie hat gegen 100,000 Einwohner. Auf der Nordküste von Java sah ich Anyer *) einen artigen Hafen, wo die nach Europa zurückkehrenden Schiffe ausruhen und Lebensmittel fassen.

64. Europäische Pflanzer.

Unter den Europäern, die sich mit dem meisten Erfolg auf die Landwirthschaft in den verschiedenen Residentschaften gelegt haben, müssen wir die folgenden Pflanzer als Diejenigen nennen, welche nächst der holländischen Regierung, die an die Stelle der ostindischen Kompagnie getreten ist, die ansehnlichsten Grundeigenthümer sind: Die Franzosen Louis und Pitet de la Bretonniere, den Engländer Mac Lane und den Holländer Bowens van der Boyen, dessen unermeßliche Pflanzung während des lezten Aufstands zerstört worden ist **).

65. Alte Denkmäler.

Unter allen Formen, die der Gedanke gewählt hat, um zu den Völkern zu sprechen, ist keine imposanter als die, welche sie von der Baukunst entlehnt. Die Baukunst, richtig verstanden, überliefert dem Philosophen einen tastbaren Begriff von den Einrichtungen der Vergangenheit, selbst von ihrem geistigen Leben, von welchem der faule Pöbel Nichts ahnt. Die Monumente schienen mir stets der sprechendste Beweis der Gesittung der Völker zu seyn. Sie werden gewissermaßen die Quelle ihrer Geschichte, wenn sich wie bei den alten Gebäuden Egyptens, Chaldäa's und Armeniens, Indiens und der Malaienlande eine Sprache, ein Mythus und eine Sage anknüpft. So ruht die Geschichte des berühmten Marcius Coriolanus auf dem Grund der Beschreibung des Tempels der Fortuna muliebris zu Rom. Ueberzeugt von dieser Wahrheit habe ich mich auf meinen einundzwanzigjährigen Reisen von Tunis bis Mexiko, von Wan bis Granada, von Schottland bis Polynesien, von den Ruinen Troja's bis zu den Trümmern von Tyrus, Assab und Jerusalem, in Egypten und einem Theil von Aethiopien, in Arabien und Syrien, in der übrigen Türkei, in China und Oceanien viel beschäftigt mit hieroglyphischen und keilförmigen Inschriften, unbekannten Charakteren und insbesondere mit der Architektur der Nationen. Ich habe die Monumente dieser verschiedenen Länder und ihre Geschichte und Verfassung unter einander verglichen, gleichwie ich die Umwälzungen und die Geschichte des Erdballs aufgesucht habe in den verschiedenen Altern der Geologie. Diese einundzwanzig Jahre waren zu kurz, um meinen doppelten Zweck zu erreichen, welcher war Erkenntniß der Natur und ihrer Epochen, namentlich des Menschen und der Geschichte der Völker. Wohl mir, wenn ich, um mich des poetischen Ausdrucks der Araber zu bedienen, manchmal so glücklich war, den verborgenen Sinn der geschriebenen Steine ***) zu entdecken!

---

*) S. Blatt 29

**) Der gelehrte französische Reisende Dyard hat sich große Verdienste um Java erworben: ihm verdanken die Kolonisten manche nüzlichen Belehrungen in Bezug auf Landbau und Industrie.

***) Padschar makrus.

Auf der Insel Java blühten die Architektur und ihre Schwester, die Skulptur, glänzender als in Persien und Mexiko, schufen Werke, die den egyptischen und indischen gleich kommen. Doch hat man bis jezt keine unterirdischen Tempel, sondern nur eine kleine Kapelle aufgefunden *).

66. Gräber und Moscheen.

In den Umgebungen von Scheribon sieht man das Grabmal des Scheik Mulang: er war der erste Verbreiter des Islam auf Java.

In dem Dorf Trangulan bei dem alten und berühmten Madschapahit ist das prachtvolle Mausoleum eines muselmännischen Prinzen, so wie das Grab seiner Frau und seiner Amme. Es trägt die Jahreszahl 1320, in erhabener Arbeit ausgehauen und in den bei den Mohammedanern gebräuchlichen alten Charakteren. Zur Seite sind die Gräber neun anderer Häuptlinge. Ihre Obhut ist Priestern anvertraut.

In Kediri ist die Moschee Astana Dschedong. Sie ist erbaut aus den Trümmern alter Tschandis oder Tempel, die seit Einführung des Islam aus Haß gegen die Abgötterei zerstört worden sind. Diese Trümmer sind wahrscheinlich aus der alten Stadt Dara, deren die javanischen Annalen so oft Erwähnung thun. Auch zu manchen Häusern und andern Gebäuden haben sie den Stoff geliefert.

Zahlreicher als im Westen sind die Ueberbleibsel früherer Architektur und Skulptur von Scheribon bis Surabaya.

67. Der große Tempel von Brambanan.

Die Ruinen von Brambanan, zwischen den Bezirken von Pajang und Matarem, sind gut erhalten. Sie wurden entdeckt von einem holländischen Ingenieur, als derselbe in Kletan, an der großen Straße zwischen den Handelsstädten des Susunan und des Sultan, ein Fort zu erbauen hatte. In diesem reichen und fruchtbaren Theile Java's, der den Merbabu, den Sindoro und den Sumbing, die höchsten Berge der Insel, enthält, befinden sich eine Menge Denkmäler der alten Macht und Gesittung dieses schönen Landes.

Der Tschandi oder Tempel von Kobu-Dalem ist so mit Gestrüpp überwachsen, daß man nur beiläufig die Ausdehnung ausmitteln konnte, welche 6 bis 900 französische Fuß beträgt. Die Ruinen der Ringmauer sind noch nicht entdeckt. Ungefähr 120 Fuß von der Westseite des Tempels waren sonst zwei kolossale antike Statuen — niederknieende Reschas oder Tempelhüter. Diese beiden Bildsäulen liegen umgestürzt und eine ist mitten entzwei gebrochen. Sie waren aus Einem Stück und einander gegenüber aufgestellt. Es sind Gestalten, die den Bettelpriestern Indiens gleichen. Ihr Kopf ist zwei Fuß hoch: man kann davon auf die Verhältnisse der übrigen Theile schließen. Die Reschas tragen an der rechten Seite in einem breiten Gürtel um den Leib ein Schwert: Dieß ist der einzige Theil des

*) Ich mußte bei meinen archäologischen Ausflügen die Schriften des Dr. Horsfield, des Kapitän Baker, des Obersten Colin Mackenzie (in den Akten der batavischen Gesellschaft von 1812), Crawfurds und besonders des als Gouverneur und Alterthumsforscher gleich ausgezeichneten Sir Stamford Raffles zu Rath ziehen. Lezterer hat während seines hiesigen Aufenthalts sehr bemerkenswerthe Entdeckungen gemacht.

Körpers, der bedeckt ist. Sie haben einen sehr großen geöffneten Mund. Ihre Rechte hält eine achteckige Keule, ihre Linke eine aufgerollte Schlange. Kleine Schlangen winden sich um die Arme, Kopf und Schwanz verschlungen in Gestalt eines Knotens. Diese Statuen gleichen denjenigen des Tempels der Stadt Benares, des Athens und Roms Indiens. Ihre Ausführung ist von sehr gelungener Arbeit. Vermuthlich würde man bei Nachgrabungen die Götterbilder des Tempels finden. Das Thor ist $3\frac{1}{2}$ Fuß breit, 12 hoch: es führt zu einem Gemach von 20 Quadratfuß, dessen Boden voll Schutt ist. Die gegenwärtige Höhe beträgt 28 Fuß. Das Dach ist eine viereckige Pyramide, von 14 Fuß an der Basis. Der Stein, woraus der Tempel und die Statuen gehauen sind, ist von gemeinem Korn. Der Anblick des Innern erinnert an die siebenfach umschlossene Pagode von Siringam*). Nicht weit von da ist ein schönes Basrelief, 18 Zoll hoch, 5 breit: es stellt einen aufgeschirrten Elephanten dar, wie man sie in Hindustan sieht. An den sitzenden Figuren erkennt man die Stellung von Hindu's während des Gebets Tupischa, welches an die Hauptgottheit des bramanischen Kultus gerichtet ist.

68. Tempel und Statuen von Loro-Dschongrang.

Der Tschandi von Loro-Dschongrang, im Norden des Dorfs Brambanan, bestand einst aus zwanzig kleinen Gebäuden, darunter waren zwölf Tempel: jezt ist das Ganze eine ungeheure Steinmasse. Der Haupttempel hat 90 Fuß Höhe. Beim Eintritt gewahrt man dem Thor gegenüber eine Bildsäule der Göttin Loro-Dschongrang mit den Attributen des Kuwiran. Der erste ihrer acht Arme hält einen Büffelsschwanz, der zweite ein Schwert, das Curg heißt, der dritte den Bhulla, der vierte den Schukur, der fünfte den Mond, der sechste den Schild, der siebente die Fahne, der achte die Haare Mahikassurs, welcher ist das personifizirte Laster. Er wird mit Ungestüm fortgerissen von der Göttin, weil er den Stier Nandi tödten wollte **). Diese Göttin hat manchmal auch einen Säbel in der Hand. In den sanskritischen Schriften führt sie mehrere Namen wie Bhawani, Devi, Mahamia, Durga. Die andern Theile des Tempels enthalten eine schöne Bildsäule des Bitara Gana oder Ganesa, des Gottes der Weisheit, Bildsäulen Schiwas und anderer hindustanischen Götter. All diese unermeßlichen Bauwerke sind von gehauenen Steinen ohne Mörtel und Kitt. Mitten durch ihre Trümmer durchgewachsene Pflanzen hüllen sie in ihr Grün und bedecken sie mit ihren Schatten, so erhöhend die malerische Schönheit des ehrwürdigen Anblicks.

69. Die tausend Tempel.

Gegen 420 Toisen nördlich von dem Tempel von Loro-Dschongrang sind die Tschandi-Siwu oder die tausend Tempel. Nirgends hat man eine größere Zahl von Säulen, Statuen, Basreliefs an Einem Ort beisammen gesehen: Alles ist in reinem und sehr geübtem Geschmack vollendet und abgeschliffen. Die Bildsäulen der Tempelhüter, obwohl knieend, sind neun Fuß hoch, haben übrigens die größte Aehnlichkeit mit denjenigen des großen Tempels von Brambanan ***). Ihre dicken Gesichter haben einen Ausdruck von

*) S. Blatt 27. **) S. Blatt 30. ***) S. Blatt 27.

Munterkeit, den man sonst auf keinem der Monumente Java's oder Hindustans findet. Alle diese Tempel, ein 540 Fuß langes, 510 Fuß breites Parallelogramm, sind so ziemlich nach Einem Plan gebaut, der Styl, die Kostümirung und die Embleme ihrer Statuen und ihre Verzierungen mit Basreliefs sind genau wie in den Tempeln der Hindu's, jeder hat vier Eingänge auf den vier Kardinalpunkten und schließt eine Bildsäule des Buddha in sich. Die Hauptseiten sind gegen Osten und Westen gekehrt. In dem großen Tempel ist ein Bild der Trimurti*) oder hindu'schen Trias, welche von der egyptischen verschieden ist. Die innere Vertheilung ist wie bei den Tempeln von Loro-Dschongrang in Form eines Kreuzes und der größte Saal befindet sich im Mittelpunkt.

70. Ruinen von Kalibening.

Bei Kalibening, einem Dorf in der Nachbarschaft von Brambanan, sind Trümmer eines Tempels ähnlich denen von Tschandi-Siwu und Loro-Dschongrang, nur daß die Ornamente noch eine kunstreichere Ausführung zeigen. Eben dort sind auch die Ruinen eines Audienzsaals mit zwei kolossalen Reschas von bewunderungswürdiger Arbeit. Hinter diesen Statuen ist eine verworrene Masse von Backsteinen, wahrscheinlich die Reste dieses Saals, der von 14 Pfeilern umgeben war. Eine außerhalb um den ganzen Saal laufende Gallerie war von 22 Pfeilern getragen. Das Gebäude dehnt sich von Osten nach Westen. Das innere Gemach mißt mit Einschluß der Pfeiler in der Länge 47 Schuh, in der Breite 28. Die Gallerie war zwölf Schuh breit. Bei Brambanan sind ferner die Ruinen des Palasts von Kalassan **). Die Ruinen von Dinangan an der Straße von Brambanan nach Dschokdschokarta prangen mit Statuen, von denen eine riesenartig aber mittelmäßig ist.

71. Tempel von Boro-Bodo und Buddha's Statue.

In der Provinz Kadu*** nicht weit von Maguelan, an der Grenze der Staaten des Sultans, sind die berühmten Ruinen von Boro-Bodo ***). Einen kleinen konischen Hügel bekränzen die Trümmer eines Tempels, dessen Erbauung, nach Raffles, ins sechste oder wenigstens ins achte Jahrhundert der javanischen Aera hinaufreicht. Dieser Tempel hat die Gestalt eines langen Vierecks: er ist umgeben von einer siebenfachen Mauer, die, wie man den Hügel hinansteigt, abnimmt und auf seiner Spitze erhebt sich eine Kuppel. Diese Kuppel hat fünfzig Fuß im Durchmesser. Jede Seite des äußern Vierecks mißt 620 Fuß und eine dreifache Reihe von Thürmen, 72 an der Zahl, zieht sich längs den Mauern dieses Umkreises hin. In den Wänden der Mauern und Thürme sind Nischen mit Figuren von übernatürlicher Größe. Sie stellen Personen dar, die mit überschlagenen Beinen sitzen: es sind deren gegen 400. Man hat in diesen Ruinen eine verstümmelte Statue gefunden, welche Raffles für einen Buddha †) hält. Die Höhe des Tempels

*) S. Blatt 30. **) S. Blatt 33. ***) S. Blatt 29.

†) S. Blatt 32. Dieses Buddhabild wurde nach der Zeichnung einer silbernen Statue gemacht, die wir dem Kabinet des Königs der Franzosen verehrt haben.

von Boro-Bodo beträgt gegen 100 Fuß. Obgleich dieses Gebäude von Weitem als geradlinig erscheint, so ist es doch in der That stumpfwinkelig, weil man es mit dem unregelmäßigen Schnitt der Hügelspitze in Einklang bringen wollte. Dieselbe Form wurde bei jeder Terrasse beobachtet *).

72. Zahllose Tempel und Götterhäuser.

Auf einem Plateau des berühmten Gunung-Dieng oder Götterbergs, der auch Gunung-Praho genannt wird, in einer Höhe von 600 Fuß über den umliegenden Ebenen und von 1000 Fuß über dem Meeresspiegel sieht man die Reste mehrerer Tempel, Statuen der Göttin Durga und andere merkwürdige, ziemlich unbeschädigte Skulpturen. Man steigt hinan auf steinernen Staffeln, die ganz zerstört und fast begraben sind unter dem Schutt von Lava und Schlacken, von welchen diese Orte lange nach Errichtung jener Denkmale verwüstet wurden. Mitten auf dieser Hochfläche sind noch vier Tempel, besser erhalten als die übrigen und von zierlicher Architektur. Später hat man die Ruinen von 400 Tempeln entdeckt, die eine wundervolle Anlage haben und unter einander große regelmäßige Gassen bilden. Die ganze Gegend zwischen Gunung-Dieng und Brambanan ist von Trümmern heiliger Gebäude übersät. Mehrere Dörfer zwischen Bledran und Jetis, auf der Straße von Baniumas, durch Kadu, bieten deren gleichfalls. Mit jedem Schritt stoßt man auf Reste von Mauern, Karniessen, Basreliefs und Statuen. Nach der Sage war diese Gegend der Sitz der Götter und Halbgötter des javanischen Alterthums.

73. Verschiedene Ruinen.

Die Bezirke von Jayaraya, Scheribon, Bawa, Kalangbret, Trengali, Pranaraga und Magetan sind mit zerstreuten einsamen Ruinen bedeckt. Die Ueberbleibsel von Burgen, Städten und andern Gebäuden werden im Allgemeinen mit dem Namen Kotah-Bedah bezeichnet. Die Umgebungen des alten Madschapahit sind in mehreren Hinsichten beachtungswerth. Im Westen, in Madion, waren vier steinerne Monumente mit leserlichen Inschriften: noch sind Reste von Reschas und andern Skulpturen vorhanden. Durch Nachgrabungen in Tumung-Gung hat man ein Bad entdeckt, das durch sechs Leitungen sein Wasser empfing. Die Brunnen sind voll Inschriften und mit gut ausgeführten Skulpturen verziert. Im Osten des Flusses Solo liegen da und dort monumentale Ruinen, besonders in den Bezirken von Madion, Kirtasana, Kediri und Streng'at, welche die interessantesten Alterthümer dieser Gegend enthalten. Am Fuß des Hügels Klotok, einer Verlängerung des Berges Willis, eine halbe Stunde vom Kediri, ist die Höhle Sela-Mangleng. Sie besteht aus vier kleinen an einander stoßenden Gemächern: sie sind einander ähnlich, länglichte Vierecke und in den Felsen gehauen, das größte 20 Fuß lang. An den zwei Mauern der beiden Hauptgemächer sind Skulpturen und Basreliefs: die Bauart scheint einen Ort anzuzeigen, der der Buße oder religiösen Uebungen geweiht war. Am Weg sind mehrere künstlerisch geformte Reschas. In der Vorhalle ist ein Lingam **), Wasserbehälter und Figuren. In dem äußern

*) S. Blatt 29.
**) Der Phallus des griechischen Alterthums.

Thor, auf der Nordseite, ist eine Inschrift eingegraben. In der Nähe von Kediri gibt es Alterthümer jeder Art: wahrscheinlich wurden bei Einführung des Islam mehrere Tschandis zerstört und aus den Steinen Moscheen erbaut.

74. Ruinen von Madschapahit.

In den unermeßlichen Tekwäldern längs des Kediri lag Madschapahit, die alte Hauptstadt des javanischen Reichs in seinen blühendsten Zeiten. Die Ruinen nehmen einen Raum von mehreren Meilen ein. Einige Tempel von Backsteinen und Trümmer von Thoren stehen noch. Von hier bis Pabalingo, östlich, trifft man überall backsteinerne Bauwerke. Die ehemalige Ausdehnung der Stadt ist schwer zu bestimmen mitten unter diesen riesigen Tekbäumen, welche den Platz bedecken. Von den Mauern eines Teichs ist noch Etwas zu sehen: sie sind von Backsteinen und 100 Fuß lang, 12 hoch.

75. Ruinen von Sentul, Gidah und Penataran.

In Sentul, östlich von Kediri, in einem alten Wald ist ein kleines Gebäude von außerordentlicher Zierlichkeit. Das Gesims der Mauern ist inwendig rings mit vollkommen ausgearbeiteten Figuren verziert. Oben ist ein Tank oder Wasserbehälter von ziemlicher Größe und unter den Fundamenten eine unterirdische Kapelle. Dieses Gebäude scheint ein Grabmal gewesen zu seyn. In der Nähe von Gidah, einem Dorf, das nicht weit von Blitar entfernt ist, befindet sich ein backsteinener Tempel mit steinernen Ornamenten. Der Bau und die Skulpturen verrathen erstaunliche Geschicklichkeit. Geht man weiter nordöstlich, so gewahrt man die Alterthümer von Penataran, die zu den ansehnlichsten und merkwürdigsten Java's gehören. Nach ihrem Plan hatten diese Gebäude eine religiöse Bestimmung. Es ist ein Platz von länglichter Form, der dreifach abgetheilt und von einer äußern Mauer umschlossen war. Der Haupteingang ist von zwei kolossalen Statuen bewacht. Ein Rescha mit vier Gesichtern, der nach seiner Gestalt einen Brahma vorzustellen scheint, ist in einem kleinen Tempel, dessen Schönheit vielleicht alle andern übertrifft.

76. Ruinen von Sing 'a Sari.

In dem Bezirk von Malang sind die berühmten Ruinen von Sing 'a Sari. Da ist ein Tschandi, dessen Haupteingang, auf der Westseite, eine Höhe von 30 Fuß hat und über dem ein ungeheurer Gorgonenkopf abgebildet ist. An dem Gebäude herum sieht man noch andere Skulpturen, die verstümmelt sind. In dem benachbarten Wald wurden einige aufgefunden, die waren noch unberührt: so ein Bild des Stiers Nandi *) von fünf Fuß Länge. Auch fand man einen kolossalen Baum, eine prächtige vierköpfige Statue, einen Mahadeva mit dem Dreizack und einer Inschrift in Devanagaricharakteren **), eine Göttin mit der Lotusblume ***), einen Surya- oder Sonnenwagen, woran sieben gelbe Pferde mit zurückgeworfenen

*) S. Blatt 31. **) S. Blatt 32. ***) S. Blatt 33.

Schwänzen in der Haltung des Schnellaufes. Fünfzig Toisen von dort ist ein herrlicher kolossaler Ganesa *) mit seinem Elephantenrüssel, seinen dicken Armen und ungeheuren Beinen. Diese Figur scheint ursprünglich auf einer Plattform oder in dem Tempel aufgestellt gewesen zu seyn: denn rings ist eine beträchtliche Steinmasse aufgehäuft. Dringt man noch etwas tiefer in den Wald, so findet man wieder zwei Reschas. Es sind Monolithen und obgleich, wie gewöhnlich, sitzend haben sie zwölf Fuß Höhe.

77. Ruinen von Kotah-Bedah, Kedal und Dschagu.

In der Richtung nach Süden über Malang begegnet man den Ruinen von Supit-Urang, die unter dem Namen Kotah-Bedah oder die zerstörte Burg bekannt sind. Dahin zogen sich die Einwohner von Madschapahit bei Verwüstung ihrer Stadt zurück. Die Mauer dieser Burg ist von Backsteinen, sie liegt an dem Vereinigungspunkt zweier Flüsse, die drei Viertheile ihres Umfangs umgeben. Sie ist unregelmäßig gebaut, aber ihre Lage gut gewählt. Sie hat ungefähr 2000 Fuß im Umfang, 50 bis 100 Fuß in der Tiefe. Diejenige Seite, die nicht von den beiden Flüssen bespühlt wird, ist 76 Fuß breit, 50 Fuß tief und hier hat man einen Graben gezogen, der mit dem Wasser in Verbindung steht. Sieben Meilen südöstlich von Malang sind noch andere Ruinen. Zu Kedal am Saum des Waldes sind die Trümmer eines prächtigen Tempels von Stein: vier Löwen tragen das Karnieß, zwei den Eingang. Die Löwen an den Ecken, der Gorgonenkopf des Thors, drei ungeheure verschlungene Schlangen über der Hauptstatue, welche den Kopf einer derselben in der Hand hält, machen einen pittoresken Eindruck von großer Schönheit. Ein Gefäß mit Wasser und daran ein Schlangenkopf überragen das Haupt einer andern Statue. In Dschagu und im Innern des Waldes sind noch beträchtlichere Ruinen. Das Hauptgebäude ist eines der größten unter allen Ruinen, die in diesem Theil der Insel zerstreut liegen. Man hat die Statue einer hindu'schen Gottheit entdeckt: der Kopf ist vom Rumpf getrennt und auf ihrem Rücken ist eine Inschrift in Devanagaricharakteren. Das Gebäude hat drei Stockwerke. Die Zwischenräume zwischen jedem sind geziert mit Basreliefs, Darstellungen von Schlachten vermischt mit Figuren von Vögeln und andern Thieren in ziemlich verwittertem Zustand. Eines dieser Basreliefs zeigt ein Treffen zwischen einem Heer von gesitteten Völkern und einem Heer Rakschasas **). Diese sämmtlichen Ruinen sind, wie Raffles glaubt, die Reste der alten Stadt Dschegland, deren in Java's Annalen oftmals Erwähnung geschieht.

78. Pyramide und Tempel von Suku und Banin-Kuning, Statuen von Banin-Wadschi.

Gegen 20 geographische Meilen östlich von Surakarta, nicht weit von dem Dorf Suku, gewahrt man interessante Ruinen auf einem Hügelausläufer des majestätischen Bergs Lawu. Eines der Hauptbauwerke besteht aus einer

*) S. Blatt 38.

**) Ich vermuthe ein wildes und diebisches Volk wie die Bedahs von Ceylan, denn das sanskritische Wort Rakschasa hat zuweilen diesen Sinn, wiewohl man es insgemein durch böse Geister übersetzt.

verstümmelten Pyramide, die sich auf der Höhe drei über einander liegender Terrassen erhebt. Bei der Pyramide sind Skulpturen, zwei Obelisken und Tugu oder Grenzmarken und Pfeiler, zum Theil umgestürzt. Die Terrassen sind ungefähr 157 Fuß lang, die erste ist 80 Fuß hoch, die zweite 30, die oberste 130. Das Thor des Eingangs des Monuments von Suku hat gleichfalls die Form einer Pyramide: es ist 7½ Fuß hoch, 3 Fuß weit. Ein Gorgonenkopf bildet den Schlüssel des Architravs. Auf der Façade sind mehrere Skulpturen: man sieht einen Riesen, der ein Kind frißt, zu seiner Rechten einen Hund, von dem der Kopf weg ist. Ein Vogel, der ein Storch zu seyn scheint, ist am Fuß eines Baums, auf dessen Zweigen ein anderer Vogel sizt, der einer Taube gleicht. Ueber dieser Taube fliegt ein Falke oder Adler. Ueber einer menschlichen Statue, deren Mund den Schwanz einer verstrickten Schlange drückt, bemerkt man eine Figur, die sich einer Sphinx nähert, dadurch aber von ihr verschieden ist, daß sie in der Luft schwebt und Beine, Arme und Schwanz ausgebreitet hat. Ihr Schwanz ist gleich dem einer Eidechse, die Krallen sind eine Art Schwimmhäute, aber Rumpf, Glieder und Gesicht haben die menschliche Form. Ueber der Schlange ist ein kleines Reptil, ähnlich einem Wurm oder vielmehr einer Aspis. Auf der nördlichen Seite und auf derjenigen im Süden des Thors ist ein kolossaler Adler, welcher seine Schwingen entfaltet und eine dreifach gewundene ungeheure Schlange in seinen Klauen hält. Der Kopf der Schlange ist gegen den Adler gekehrt und mit einer Krone geschmückt. Ist es eine Allegorie? Bei der erste Terrasse sind zerbrochene Steine, Reste von Inschriften, Skulpturen von menschlichen, Elephanten-, Tiger- und Ochsengestalten, unter andern die Darstellung eines Mannes zu Pferd, dem fünf Bewaffnete und ein Payong oder Sonnenschirmträger folgen. Die Basis des Gebäudes ist ein vollkommenes Viereck von 43½ Fuß auf jeder Seite. Die Höhe beträgt 19 Fuß. Oben ist eine Art Karnieß 4 Fuß 9 Zoll hoch. Das Dach hat 21 Fuß 2 Zoll von Norden nach Süden und 19 Fuß 9 Zoll von Osten nach Westen. Die Seiten der Pyramide entsprechen den vier Kardinalpunkten. Der Gipfel ist auf der Seite mit zwei Schlangen geziert, die zu Röhren gedient zu haben scheinen. Der ganze Bau ist flach und mit heiligen Ornamenten überkleidet. Ein acht Schuh langer mächtiger Stein von der Form einer Schildkröte liegt auf jeder Seite des Haupteingangs auf dem Boden. Unter diesen Ruinen unterscheidet man eine menschliche Statue von riesenhafter Größe mit geflügelten Armen wie die Fledermäuse und oft findet sich die nämliche fantastische Gestalt unter den Basreliefs. An andern Stellen trifft man Statuen mit einem Dreizack in jeder Hand. Andere haben Keulen. Eine hat einen sechs Fuß langen Lingam, das Symbol der Zeugung, und eine lange Inschrift. Alle diese Skulpturen, die einer andern Epoche anzugehören scheinen als die von Boro-Bodo, Malang oder Brambanan, sind mit weniger Kunst ausgeführt, weniger gearbeitet und ohne Zweifel aus einer frühern Zeit als die erwähnten. Nicht weit von da, auf der Südseite des Eingangs, sind zerstreute Ueberbleibsel von zwei Tempeln, in welchen man Asche von kürzlich angezündetem Feuer findet. Wenn die Eingebornen sich gegen irgend ein Uebel verwahren wollen, so pflegen sie in diesem Tempel Feuer zu machen und Rauchwerk zu verbrennen. Das andere südlichere Gebäude hat, wie es scheint, nur auf der südöstlichen Seite noch Etwas von seiner pyramidalischen Form erhalten. Daselbst fand man zwei Inschriften, jede von vier Charakteren. Auf der

Terrasse gewahrt man ein steinernes Gefäß, welches nach Versicherung der Sage nie gefüllt werden kann. Da sind verschiedene Abbildungen von Stein: ein Hund auf seinen vier Pfoten, ein Affe, die Flagge Ardschuna's und zwei auch sonst öfters vorkommende riesenhafte Statuen. Bei dem Dorf Banin-Kuning *) in einiger Entfernung von einem vulkanischen Trichter liegt ein Tschandi, der denselben Namen hat wie das Dorf. Es ist möglich, daß es in der Nachbarschaft Alterthümer gibt, von welchen den Europäern Nichts bekannt ist. Endlich trifft man in der Provinz Banin-Wandschi mehrere Statuen, die der Hindureligion angehören, die auf der benachbarten Insel Bali herrscht.

79. Bedeutung der javanischen Monumente.

Mehrere Orientalisten von den gelehrten Vereinen zu Calcutta, Bombay und in Europa haben behauptet, in keinem Theil Java's, Boro-Bodo nicht ausgenommen, gebe es buddhistische Monumente. Ein Brahmane, der Reisegefährte des Statthalters Sir Stamford Raffles, hatte ihm wahrscheinlich aus angestammtem Haß seiner Kaste gegen die Buddhisten versichert, der künstliche Putz der wollichten Haare, eines der Abzeichen Buddha's, den man an einigen Bildern von Boro-Bodo sieht, mache auch einen Theil des Kostüms der Andächtigen des Brahmadienstes in Hindustan bei gewissen Sühnungen aus. Allein dieser Tempel gleicht in Bau und Skulpturen so ganz denjenigen, die ich auf Ceylan sah, daß ich nicht zweifle, daß er Buddha geweiht war, gleichwie auch sein Namen anzuzeigen scheint. Sollte Boro-Bodo nicht so Viel seyn als Boro-Buddha oder der große Buddha? Ueberdieß bietet dieser Tempel eine fast gänzliche Aehnlichkeit mit dem Buddhatempel zu Gayia in Hindustan.

Von allen Monumenten aus behauenen Steinen oder Backsteinen (das leztere Material scheint das von neuerem Datum zu seyn) ist, wenn man Raffles glauben darf, keines älter als Christi Geburt und die Erbauung der größten fiele zwischen das sechste und neunte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sie wären also mittelalterlich und könnten auf diese wenig bekannte Periode der hindu'schen Geschichte Licht werfen. Reichen sie aber wirklich in kein höheres Alterthum hinauf, so dürfen wir um so mehr ihren buddhistischen Ursprung behaupten. Buddha's Anhänger hätten sie erbaut, nachdem sie von den Brahmanen von dem Festlande Indiens verjagt worden waren.

Aber die schwierigere Frage ist: welchem Kultus hat der größte der Tempel von Suku angehört — dieses unermeßliche pyramidalische Monument, dessen strenger, einfacher und grandioser Styl Nichts enthält, was an den Brahmadienst erinnert? Vielmehr ist die Analogie mit den egyptischen Tempeln unverkennbar. Das Ungeheuer, welches das Kind verschlingt, erinnert an Typhon, der Hund an Anubis, der Storch an Ibis, der Baum an die egyptische Palme, das Symbol des Jahrs. Die Taube, der Falke, die große Schlange sind ebenfalls altegyptische Sinnbilder. Was jedoch gegen die Wahrscheinlichkeit einer Auswanderung von Egyptiern nach Java oder Indien spricht, ist der Umstand, daß es in Java wie in Indien keine Hieroglyphen gibt. Eine Betrachtung über diese egyptischen Typen sey mir erlaubt. Ich konnte nie begreifen, wie Juvenal glauben mochte, die Egyptier

*) Gelbes Wasser.

beteten den Storch, die Katze, den Hund, den Stier, die Zwiebeln ꝛc. an. Jedes dieser Dinge war ein religiöses Symbol und so sind sie auf den zahlreichen Darstellungen des egyptischen Cultus immer angewandt. Daher war der Skarabäus der Sonne heilig, weil er dreißig Zehen hat wie der Sonnenmonat dreißig Tage. Der Ibis stellte den großen Thoth vor, denn sein Schritt war von der Dimension eines metrisches Eichmaßes und er der Erfinder der Zahlen. Wäre jener Tempel nicht etwa der Natur oder Sonne gewidmet gewesen, welche Gegenstände der Verehrung waren von dem Tempel des Jupiter Ammon, welcher in den Wüsten Libyens orakelte bis Japan, d. h. bis an die Grenzen der civilisirten alten Welt. Dieser Cultus existirt noch in mehreren Theilen des innern Asiens, Oceaniens und andern Ländern, wo weder das Christenthum noch der Islam eindringen konnten. Wie Dem sey, ich bin überzeugt, daß das große Monument von Suku früher ist als alle Alterthümer Java's und daß die Pyramidalform den Egyptiern nicht ausschließlich angehört, wie man sie denn auch in mehreren großen Monumenten Hindustans und selbst auf der Halbinsel jenseits des Ganges antrifft.

80. Alte Inschriften und Münzen.

Auf demselben Boden, wo sich diese berühmten Tempel erheben, deren Alter und häufig ungewisse Bauart die Erwartung des Geschichtforschers täuschen, sind Monumente von einer andern Gattung, die man mit mehr Erfolg befragen kann: eine große Anzahl eingegrabener Inschriften, die das Volk von Java nicht mehr versteht. Es sind deren viererlei: 1) in Sanskrit- und Devanagaricharakteren; 2) in alter javanischer Schrift oder im Kawi; 3) in alten Charakteren, die mit dem Sundaidiom einige Verwandtschaft haben; 4) in unbekannten Charakteren, welche weder dem Javanischen noch dem Sanskrit gleichen und deren Entzifferung bis jezt Niemand gelungen ist. Säulen mit Inschriften waren vor Alters in Indien gebräuchlich, wenn man das Andenken an Ereignisse auf die Nachwelt fortpflanzen wollte. Auch grub man auf metallenen Tafeln oder Steinen königliche Länderverwilligungen ein und diese Tafeln dienten den so begünstigten Besitzern als Rechtstitel. Wir besaßen selbst in den umfassenden Sammlungen, die uns im Schiffbruch verloren gingen, zwei solche Inschriften auf Kupfer.

Die älteste der indischen Inschriften, die erklärt sind, wurde zu Monguir in Bengalen gefunden: es war eine Kupfertafel, worauf eine Güterverleihung stand. Sie ist nach Wilkins*) aus dem Jahr 23 vor Christus. Da sie jedoch nur eine einzige Epoche bezeichnet, die des 33sten Sombos (d. h. Jahrs), so ist Alles, was man schließen kann, daß von der Aera Vicramaditya's die Rede ist, welche mit dieses Königs Tod, 56 Jahr v. Chr., beginnt. Diese kostbare Inschrift enthält die Namen der angesehensten Helden des Mahabharata, sie erwähnt des im Ramayana gefeierten Eroberers Paul-Deb, welcher von den Quellen des Ganges bis zu der Brücke von Rama, in Lanka (Ceylan), Indien unterwarf.

Noch existirt eine große Anzahl dieser Inschriften, die manche historische und chronologische Irrthümer aufklären können. Obrist Mackenzie hat mehrere aus den Ruinen von Brambanan und Sing 'a-Sari nach England

*) Asiatic Res. T. I, 123.

gebracht. Sie sind im alten Devanagari abgefaßt, 7 bis 800 Jahre alt und gleichen dem hindu'schen Sassanura des Festlands. Horsfield hat über eine Kawiinschrift eine Abhandlung geschrieben. Meist besteht ihr Inhalt aber nur aus Denksprüchen.

Münzen von Kupfer und Erz werden oft ausgegraben. Unter denen, die wir sahen, waren einige, wie die chinesischen und japanischen, in der Mitte offen.

Uebrigens finden sich die Reste der alten javanischen Bildung auf Bali: dorthin flohen Viele, die dem Untergang von Madschapahit entgingen. Von den Hindu's wurden die alten Monumente Java's niedergestürzt und von den Muselmännern die hindu'schen. So haben die Römer die Sprache und alle Denkmäler des Druidendienstes in Gallien zerstört. So haben die Araber den Egyptiern die Sprache ihrer Väter verboten und die Tempel der Pharaonen verstümmelt.

81. Religion.

Die malaiischen Völker, namentlich die Javaner, waren nach und nach Bekenner verschiedener Religionen. Der Schiwa- und Durga-, Lingam- und Yonidienst, mit Buddhismus vermischt, herrschte auf Java, erfuhr aber von Anfang bedeutende Reformen. Die Fragmente alter javanischer Literatur enthalten Einzelheiten, welche zu beweisen scheinen, daß der Schiwadienst vor Alters mehr im Schwung war als der Buddhadienst. Erst in spätern Jahrhunderten gewann der Buddhismus die Oberhand. In einer ziemlich alten Morallehre heißt es: »Ich grüße Dich, Hati *). Ich rufe Dich an, weil Du bist der Herr der Götter und der Menschen. Ich rufe Dich an, Kesawa **), weil Du erleuchtest den Verstand. Ich rufe Dich an, Sunan ***), weil Du erhellest die Welt.« Auch haben die javanischen Muselmänner mehrere Beinamen Schiwa's aufbewahrt, welche dessen Vorrang beweisen. Ihre Voreltern nannten ihn Jagat-Nata, den Herrn der Welt, Ywang-Wanang, den Allmächtigen, Mahadewa, den großen Gott. In den malaiischen und javanischen Romanen tritt er noch jezt unter dem Namen Guru, der Lehrer, als eine der Hauptpersonen auf. Zuweilen wurden gute Könige zum Zeichen der Apotheose Batara genannt, welches Wort nicht den Fleisch gewordenen Gott wie in Hindustan, sondern eine Gottheit bedeutet. Heutzutage verbinden die Bewohner Java's keinen Begriff mit dem Wort Buddha, das sie Buda aussprechen, sie betrachten aber seine Anhänger als Götzendiener. Raffles gedenkt eines alten Manuscripts, aus welchem hervorgeht, daß die Bewohner von Scheribon neben Schiwa und Buddha auch Wischnu verehrten. Aus Kalinga oder vielmehr Telinga †), versichern die Javaner, hätten ihre Voreltern ihre Religion empfangen. Diese Behauptung wird durch das Zeugniß der Brahmanen von Bali bestätigt.

In ihrem religiösen Aberglauben erkennen die Javaner mehrere gute und böse Genien, deren Namen bis auf uns gekommen sind. Es gibt Geister, welche die großen Bäume bewohnen und bei Nacht umherwandeln: sie heißen Banaspati. Die Kabo-Kamali sind die Beschützer der Diebe und Uebelthäter. Sie nehmen gewöhnlich die Gestalt eines Büffels an, oft

*) Schiwa. **) Wischnu. ***) Surya.
†) Dieß ist das einzige Land Indiens, dem sie seinen wahren Namen geben.

die der Ehemänner, um ihre Weiber zu täuschen. Die Barkasaba= hausen in der Luft ohne festen Wohnsitz. Die Wiwi haben die Gestalt großer Weiber und stehlen die Kinder. Die Prayangan wohnen auf den Bäumen und am Ufer der Flüsse: sie erscheinen als schöne Frauen, bezaubern die Männer und machen sie närrisch. Die Damnit sind gute Geister in menschlicher Gestalt, Schirmer der Häuser und Dörfer. Die Dadung=Awu sind die Patrone der Jäger und die Beschützer der wilden Thiere der Wälder.

Die Javaner glaubten an die Seelenwanderung und folglich an Belohnungen und Bestrafungen eines andern Lebens. Aber es scheint, daß sie den Rigorismus und die Schwärmerei der Hindu's in Nichts nachahmten als im Verbrennen der Wittwen auf dem Holzstoß ihrer Gatten. Nun sind sie wie die Malaien Mohammedaner geworden. Allein trotz des Gesetzes des Propheten machen sie sich kein Gewissen aus dem Genuß des Fleisches verbotener Thiere und des Weins und geistiger Getränke.

82. Kalender.

Ihren Kalender haben die Javaner aus den Ueberlieferungen ihrer Voreltern und den Werken der Hindu's und der Araber geschöpft. Sie haben kein genaues Maß der Tageintheilung. Sonnen= und Wasseruhr sind ihnen unbekannt. Die Scala der Fünfheit oder der fünf Finger, worauf ihr Zahlensystem beruht, konnte ihnen einen Anhaltpunkt liefern, um den Tag abzutheilen: in ihren astrologischen Rechnungen hat der Tag von 24 Stunden fünf Abtheilungen, deren jeder eine brahmanische Gottheit vorsteht. Sonst sind es deren neun: nämlich Morgen, Vormittag, Nachmittag, Sonnenneige, Sonnenuntergang, Abend, Nacht, Mitternacht und Nachtneige. Jeder dieser Tageswechsel ist mit einem besondern Namen bezeichnet. Der bürgerliche Tag beginnt mit Sonnenaufgang. Das Volk drückt die Stunden so aus: »Wenn der Büffel erscheint, wenn man ihn von der Weide führt ꝛc.« In Gedichten ist auch der Ausdruck: »Als der Schatten so viel und so viel Schritte maß,« woraus man folgern könnte, daß die Javaner, ehe sie ihre fünffache Abtheilung ersannen oder von den Hindu's entlehnten, die Ab= und Zunahme des Sonnenschattens beobachtet hatten.

Die Woche oder die Reihe der sieben Tage wurde in Java von den Hindu's eingeführt und von den Arabern erneut. In den ersten Zeiten zählte man, wie in Mexico, nur fünf Tage. Jeder Tag hatte seine eigene Gottheit, sie hießen: Laggi, Pahing, Pon, Wagi, Kliwon, wahrscheinlich nach den Farben des Horizonts. Der erste Tag war der blaue und der Osten, der zweite der rothe und der Süden, der dritte der gelbe und der Westen, der vierte der schwarze und der Norden, der fünfte von gemischter Farbe und die Mitte. Diese Abtheilungen stellen auch die Basars oder Markttage dar. Die Namen der siebentägigen Woche sind offenbar sanskritisch: Daitia oder Sonntag, Lonia oder Montag, Angara oder Dienstag, Buddha oder Mittwoch, Wraspoti oder Donnerstag, Sukra oder Freitag und Sanischara oder Samstag. Die Bezeichnungen schwarz und Norden deuten unwidersprechlich auf einen hindustanischen Ursprung dieser Eintheilung: denn in Hindustan ist die Sonne nie boreal wie in Java und den Aequinoktialgegenden.

Wenn man die javanische Sprache studirt, so erkennt man, daß dieses Volk einen bürgerlichen und ländlichen Kalender hatte, ehe der Brahmanismus

bei ihnen Eingang fand. So mußte es bereits große Fortschritte gemacht haben in der Gesittung. Das bürgerliche Jahr bestand, wie es scheint, ursprünglich aus dreißig Perioden, Wukus genannt, jede mit besonderem Namen. Diese Namen sind wahrhaft einheimisch. Später wurden die dreißig Wukus in sechs Klassen eingetheilt, über welche die Götter Hindustans gesetzt waren: 1) Sinto, Yama; 2) Landap, Mahadewa; 3) Wukir, Kuwira; 4) Kurantil, Puruſangkara; 5) Trolu, Bayu; 6) Gumbrag, Schakra; 7) Warig-alit, Asmari oder Iswara; 8) Warigagung, Panſchcrosmi (ein Planet Buddha's); 9) Julung, Wangi-Sambu; 10) Sungſang, Gana; 11) Galungan, Kamajaya; 12) Kuningan, Uma; 13) Langker, Kala; 14) Mandaſiya, Brahma; 15) Julung-pujud, Maheswara; 16) Pahang, Guritna; 17) Kurulut, Wiſchnu; 18) Maraki, Suragana; 19) Tambir, Schiwa; 20) Madangkuſigan, Angapati; 21) Matal, Sakri; 22) Wugi, Kuwira; 23) Manahit, Schitragatra; 24) Prangbakat, Bayu; 25) Bala, Durga; 26) Wuku, Singha-jalma; 27) Wayang, Deviſri; 28) Kulawu, Darma-Radſcha; 29) Dukut, Sukri; 30) Watugunung, Antabaga und Naga-giri. Ein Wuku iſt vermuthlich ſo Viel als vierzehn Tage oder ein halber Monat wie in Bali: dort ſind der eilfte und der zwölfte Wuku die Namen zwei großer Götter, Kamaderwa's oder Kriſchna's und Sakſchmi's, die dem Amor und der Venus der Griechen entſprechen und deren Feſte in kurzen Zwiſchenzeiten auf einander folgen. Für dieſe Anſicht, von dem gelehrten Crawfurd zuerſt aufgeſtellt, iſt der Umſtand, daß die Hindu's nach Halbmonden rechneten.

Das ländliche Jahr zerfällt in zwölf Monate oder Jahreszeiten von ungleicher Länge und wird mit Schalttagen geſchloſſen.

Erſter	Monat	Koſo	zählt	41	Tage.
Zweiter	—	Karo	—	23	—
Dritter	—	Katigo	—	24	—
Vierter	—	Kapat	—	24	—
Fünfter	—	Kalimo	—	26	—
Sechster	—	Kanam	—	41	—
Siebenter	—	Kapitu	—	41	—
Achter	—	Kawolu	—	26	—
Neunter	—	Kaſugo	—	25	—
Zehnter	—	Kaſapulu	—	25	—
Eilfter	—	Daſto	—	23	—
Zwölfter	—	Sodo	—	41	—

Dieſer Kalender iſt zuverläßig javaniſchen Urſprungs, denn er paßt bloß auf den Ackerbau Java's. Die Prieſter ſind es, die ihn dem Volk verkündigen. In Bali beginnt das ländliche Jahr im eilften Monat, gegen den April. Es ſcheint ſich auf den Anfang des jetzigen Jahrs der Hindu's zu beziehen.

Das brahmaniſche bürgerliche Jahr (Saka oder Salivana) dient zur Berechnung der javaniſchen Aera. Es iſt ein Mondsjahr: die Prieſter berechnen die Schalttage. Dieſe Zeitrechnung galt noch 155 Jahre nach Einführung des Islam. Erſt unter der Regierung Agungs im Jahr 1633 wurde die Hegira an ihre Stelle geſetzt. Auf mehreren alten Monumenten Java's hat man von dem tropiſchen Jahr der Hindu's Spuren gefunden.

Die Javaner hatten mehrere Zeitkreise: so den siebenjährigen wie in Tibet und Siam. Die Namen der Jahre, meist sanskritischen Ursprungs, sind: Mangkara, Menda, Kalabang, Wischitra, Mintuna, Was, Maischa *). Ein anderer Zeitkreis begriff zwölf Jahre, die den Zeichen des Thierkreises entsprachen: er ist aus Hindustan. Die Namen jedes Jahrs sind wiederum sanskritisch. Es ist der Widder, der Stier, der Schmetterling (statt der Zwillinge), der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Wage, der Skorpion, der Schütze, die Ziege, der Wassertopf und der Fisch. Diese Zeichen des Thierkreises wurden gefunden auf einem alten Monument, das man im Jahr 1813 in Scheribon, und auf einer großen Anzahl kupferner Vasen, die man in den innern und östlichen Provinzen Java's entdeckt hat **). So haben wir in Oceanien den Thierkreis Mittelasiens und Europa's. Es gibt noch zwei andere Zeitkreise: einen von 21 und einen von 30 Jahren. Jener ist javanisch, dieser mohammedanisch.

Seit einem Jahrhundert haben die Javaner von den Holländern einen Theil der europäischen Zeitmessung angenommen.

83. Rechtspflege und Gesetzgebung in den Ländern der malaiischen Fürsten.

Das Richteramt und die vollziehende Gewalt sind denselben Händen anvertraut. Das geschriebene Gesetz, das die Javaner regiert, ist der durch Herkommen und Gewohnheit modifizirte Koran. Java ist seit der Zerstörung des hindu'schen Reichs von Madschapahit, d. h. seit 350 Jahren (lang nach den indischen Völkern) mohammedanisch. Die Verwaltung der Holländer ist so ziemlich dieselbe wie der andern Europäer auf ihren Kolonien, nur daß sie die Sitten der Eingebornen mehr beachtet und nicht gleich den Baum umgehauen haben, um die Frucht zu pflücken. Dagegen ist sie bei den javanischen Fürsten sehr verschieden. Es gibt zwei Gerichte, das des Panghulu oder Großpriesters, der die Gesetze des Korans strenge handhabt, und das des Dschaksa oder Wächters, der sich mehr nach den Gebräuchen richtet. Die Jurisdiktion des Panghulu erstreckt sich auf peinliche Verbrechen, Ehehändel, Verträge und Erbschaften: er bildet das höhere, der Andere das niedere Gericht. Letzterer untersucht Diebstähle, Betrügereien und leichtere Vergehen: er empfangt Klagen, prüft Thatsachen, bewacht und regelt die allgemeinen Sicherheitsanstalten des Landes und hat dieselben Verrichtungen wie die Generalprokuratoren in Frankreich. Die Pflichten dieses Amtes sind in dem Niti Praja also angegeben: »Bei jeder Gelegenheit soll sich ein Dschaksa unparteiisch zeigen. Alle Sachen, die vor ihn gebracht werden, soll er nach ihrem wahren Werth schätzen, wie ein rechter Kaufmann die Waren wiegt in seiner Wage. Er sey erhaben über jegliche Bestechung, ob durch Worte, ob durch Geld. Er betrage sich so, daß er keine Ungerechtigkeit begehe: die Folgen würden sehr nachtheilig seyn für den Staat. Er nehme kein Geschenk von den Parteien, die vor ihn kommen: nicht allein, weil er nicht hoffen kann, daß etwas Gutes daraus entspränge, sondern auch weil das Volk beleidigend über ihn urtheilen würde. Er entscheide

*) Banaustan (Fisch), Ziege, Hundertfuß, Wurm, Fisch, Scorpion, Büffel.
**) S. Blatt 84.

alle Fälle so schnell als möglich nach dem Gesetz: das lange Hängen der Prozesse ist nur ein Schaden für die Rechtsuchenden. Ein Dschaksa unterrichte sich von allen Umständen des einzelnen Falles, bis ihm Alles klar und bewiesen ist. Hernach gehe er bei sich zu Rath, leihe sein Ohr nicht der Lüge und urtheile gemäß der Wahrheit. Ein Dschaksa, der dieß Alles beobachtet, wird sicher angesehen seyn. Er wird weniger angesehen seyn, wenn er nach den Ansichten Anderer urtheilt: er wird einem Vogel gleichen, der, um sich Nahrung zu verschaffen, in das Wasser taucht, ohne an die Lebensgefahr zu denken, in die er sich begibt, weil er sich der freien Luft beraubt. Ein Dschaksa, der seinem Amt nicht vorzustehen vermag, ist anmaßend in seinen Manieren und zu gleicher Zeit gemein genug, um persönliche Vortheile von den Unglücklichen zu gewinnen, die seiner Hülfe bedürfen. Er ist wie eine Fledermaus, die während der Dunkelheit auf einem Baum Früchte stiehlt, oder gleich einem Jäger, der nur seiner Selbstsucht folgt und Alles zerstört, was ihm auf dem Weg aufstoßt, oder einem Priester, der jeden Tag den Tempel besucht ohne einen andern Zweck als seinen Nutzen, oder einem Schreiber, der seine Feder dem nächsten Besten preisgibt, oder einem Magier, der vom Geisterbeschwören lebt.« Diese zumal so einfachen und edeln Vorschriften könnten für manche europäischen Gerichtshöfe ein Leitfaden seyn: sie würden dann nicht durch endlose Prozesse so viele Familien zu Grunde richten, noch so oft Macht und Rang auf die Wagschale der Gerechtigkeit legen.

Die obersten Panghulu- und Dschaksagerichte haben an der Seite der Regierung ihren Sitz. An sie findet von den untergeordneten Gerichten der Provinzen Berufung Statt. Diese Leztern stehen unter einem Demang oder Abtheilungsvorstand und oft unter einem Bakel oder Dorfschulzen. Aber die Befugnisse des Untergerichts hören in dem Augenblick auf, in welchem ein Fall der höhern Entscheidung vorgelegt ist. Die Unterbehörde hat auch die Beobachtung der religiösen Gebräuche wahrzunehmen: diese sind auf Java wie bei allen mohammedanischen Völkern unter richterlicher Obhut. Die Unterrichter können in einer Sache von minderem Belang abweichender Meinung seyn, in wichtigen Fällen wird immer nach einen und denselben Grundsätzen erkannt werden. Um den streitenden Parteien mehr Respekt einzuflößen, hat man die religiösen Ideen mit den Formen der Gerechtigkeit verbunden: daher spricht der Panghulu immer unter dem Sirambi oder der Vorhalle der Moschee Recht. Eidesleistungen, die auf Java häufig sind, geschehen im Innern, manchmal unter großen Feierlichkeiten. Der Obergerichtshof besteht aus dem Panghulu, dem Priester der Moschee und aus vier Religiosen von dem Orden Patih-Negara. Sie fassen die gesetzliche Entscheidung, der Fürst oder sein Minister spricht das Urtheil. Den andern Gerichtshof, welcher Verrichtungen von gemischter Natur hat, bilden der gesetzliche Beamte des Ministers als Vorstand und einige Dschaksa's oder Kliwans als seine Räthe.

Das javanische Gesetzbuch hat zwei Theile. Der erste Theil begreift die Gesetze, die den Mohammedanismus angehen: er heißt Hukum Allah oder Gottes Gebot. Im zweiten Theil sind die Gesetze, die sich vom Herkommen ableiten: sie heißen Yudha nagara oder gesellschaftliche Entscheidungen. Die muselmännischen Rechtsgewohnheiten sind vornehmlich einigen arabisch geschriebenen Werken entnommen. Doch werden in mehreren Provinzen die Traditionen in der Landessprache befragt. Im Allgemeinen pflanzen sich die Gewohnheiten durch mündliche Ueberlieferung

fort und nur einzelne sind schriftlich vorhanden: so in dem Jugul muda patih, einem vor etwa 600 Jahren geschriebenen Buch, dem ältesten juridischen Werk Java's. Nach diesem kommt das Radschah Kapah, welches man einen Sohn des Erstern nennt. Der Sultan von Demak, der erste javanische Fürst, welcher Muselmann wurde, ließ, ohne Zweifel um die Einführung des Islam in dem ganzen Land zu befördern, eine Sammlung der javanischen Gesetze veranstalten, um sie mit dieser Religion in Einklang zu bringen. Dieser durch seine feine Unterscheidungen, durch seine Einmischung moralischer Sentenzen, durch die Auslegungen positiver Gesetze und durch seinen casuistischen Geist merkwürdige Codex wurde verfaßt von einem Radschah des Westens, Namens Sang Prabu Suria Alem. Er enthielt 1507 Artikel, die später auf die Zahl von 144 zusammengezogen wurden. Immer ist es der Fürst, dem die Gewalt zukommt, die Gesetze den Umständen anzupassen oder die Anwendung der Strafen, als da sind Köpfen, Tigerkämpfe ꝛc., zu ermäßigen. Nach dem Yudha nagara kann er die Strafen für Verletzung der Luxusgesetze in Geldbußen verwandeln.

84. Kolonial- und Polizeigesetze.

Außer den von den Statthaltern und andern Behörden ausgegangenen Gesetzen und Verordnungen ist das holländische Recht als Grundlage der Kolonialgesetze zugelassen. Die Sammlung der alten Statuten und Verordnungen heißt Placaatbock. Ein Beschluß des Raths von Indien vom Jahr 1760 verfügt die Bestätigung der Rechtsgewohnheiten der Mohammedaner in Bezug auf das Erbrecht. In Civilsachen scheinen die Eingebornen und die Chinesen in dem Bezirk von Batavia nach denselben Gesetzen regiert zu werden wie die Europäer. In der Stadt Batavia und ihrer Umgebung wird die peinliche Rechtspflege ohne Unterschied der Einwohner seit der Niederlassung der Holländer nach dem europäischen Gesetz verwaltet. In Bantam war derselbe Fall hinsichtlich der Chinesen, hingegen über die Eingebornen blieb die peinliche Jurisdiktion dem Sultan überlassen. Unter der Regierung des Marschalls Dändel wurde in den Bezirken Batavia, Dschakatra und Preangers ein Gerichtshof nach europäischer Art errichtet. Es scheint, daß die Landesbehörden anfänglich die Verbrecher nicht an die holländischen Gerichte ausliefern wollten. Gegenwärtig erfreuen sich die beiden leztern Bezirke einer ziemlich friedlichen und glücklichen Lage. Die Chinesen haben in gänzlicher Absonderung von den Europäern und den andern Fremden ihre eigenen Vorsteher. Verbrechen sind unter ihnen äußerst selten. Die Polizei ist in den einheimischen Staaten dem Raden adipati oder ersten Minister anvertraut. Die großen Provinzen um Batavia sind in Aemter von 200 bis 1000 Schaschas oder Familien eingetheilt. Jedes Dorf hat seine Gemeinde-Einrichtung. Der Ortsvorstand übt fast allein alle Gewalt aus. Die Einwohner werden angehalten, bei Nacht Runden zu machen.

85. Militär.

Vor den lezten sechszig Jahren, der Zeit, wo die Holländer anfingen auf der ganzen Insel zu herrschen, führten die Eingebornen mehrere Jahrhunderte lang unaufhörliche Kriege mit einander. Seitdem haben weise Reformen, die mit dem europäischen Wesen Eingang fanden, diese kriegerische

Hitze sehr gemildert. Unter der einheimischen Verfassung ist die gesammte waffenfähige männliche Bevölkerung dem Kriegsdienst unterworfen, um der Feldarbeiten und Berufsgeschäfte willen wurde aber diese Zahl für die gewöhnlichen Fälle auf ein Drittheil eingeschränkt und jezt begnügt man sich mit so viel Soldaten, als zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthig sind. Der Susunan hat eine Wache von nicht mehr als 1000 Mann. Die europäische Regierung liefert ihm den Rest seiner Bedeckung. Sonst stellte jedes Dorf eine Anzahl Soldaten und während ihrer Abwesenheit wurden ihre Felder und Gärten von andern Einwohnern bestellt, die der Ortsvorsteher den verlassenen Weibern und Familien zur Aushülfe zuwies. Derselbe hat für die Bedürfnisse der Leztern Sorge zu tragen. Der Fürst führt als militärisches Oberhaupt den Titel Senapati oder Kriegsherr. Ist ein Heer ausgehoben, so ernennt er Widana oder Hauptleute über je 320 Mann. Unter jedem Widana sind 4 Lurahs oder Tindihs, Befehlshaber von Kompanien zu 80 Mann und unter Jedem von ihnen zwei Subalternoffiziere, Babakels oder Sesabats, die gesezt waren über 40. Die Widana's werden während ihrer Dienstzeit in Natur besoldet: sie haben die Obliegenheit des Unterhalts der niedern Offiziere. Wenn eine Schaar auf dem Marsch ist, so werden in den benachbarten Bezirken Lieferungen ausgeschrieben, die ohne Bezahlung geleistet werden müssen. Ist das Heer in Feindes Land, so lebt es vom Plündern. Schatzungen in Geld sind unbekannt. Die javanischen Heere sind hauptsächlich aus Fußvolk zusammen gesezt. Der Fürst bekümmert sich ganz und gar nicht um die Ausrüstung. Jeder Soldat muß schon vollständig bewaffnet seyn, ehe er an seinen Bestimmungsort abgeht. Jedes Dorf besizt seinen Vorrath Piken und etliche Feuergewehre.

86. Abriß der javanischen Geschichte*) von der ältesten bis auf unsere Zeit.

Erster Zeitraum. Von Anbeginn bis zum Ende des lezten brahmanischen Königs.

Die englischen Schriftsteller, welche Java und die Sundainseln durchwandert haben, Raffles und Crawfurd **), nehmen an, die ersten Einwohner seyen verbannte Egyptier gewesen. Der gelehrte Holländer Middelkop theilt diese Ansicht. Es will uns jedoch wahrscheinlicher bedünken, daß die Javaner ursprünglich dem Dienst der Natur, besonders der Sonne, huldigten, den sie von keinem Volk entlehnten und daß sie nachmals aus Hindustan die brahmanische und buddhistische Religion empfingen. Ihr

*) Die Originalhandschriften über die verschiedenen Perioden dieser Geschichte wurden von Sir Stamford Raffles in den javanischen Archiven gefunden, die theils bei dem Panambaham von Sumanap, theils bei dem Nachfolger des Kiai-Adipati von Demak, theils bei dem Geheimschreiber des Pangeran Adipati von Surakarta aufbewahrt waren. Diese orientalischen Sammlungen enthalten einige widersprechende, romanhafte und selbst läppische Einzelheiten, aber sie sind mit alterthümlicher Einfachheit geschrieben und fördern die Kenntniß eines Volks, dessen Geschichte so eigenthümlich ist. Die prophetische Chronik Aja-Jaya-Baya's und einige andere handschriftliche historische Fragmente wurden gleichfalls von Sir Stamford auf Java und zwar bei dem Kaiser von Solo entdeckt. Er bereicherte damit England, welches noch kein malaiisches und javanisches Geschichtswerk besaß. Er ist es, dem man auch ein Werk über die moderne Geschichte dieses Landes verdankt, das aus Urkunden in den holländischen Archiven zu Batavia geschöpft und in englischer Sprache erschienen ist. Da wir keine andere Autorität befragen konnten als die seinige, weil sie fast einzig dasteht, so haben wir zu den Thatsachen Wenig hinzugefügt, nur unsere Betrachtungen eingewoben.

**) History of Java. History of the eastindian archipelago.

Denkmäler, die Spuren des Sanskrits in ihrem alten Idiom, ihre Literatur, ihre Poesie, ihre Vorurtheile, ihre mythologischen Abenteuerlichkeiten, trotz der Einführung des Islams und des Christenthums, sind für diese Meinung, während zwischen ihnen und den Egyptiern nur allgemeine Beziehungen des Sabäismus vorhanden sind.

Gewisses gibt es in ihrer Geschichte nichts vor der angeblichen Ankunft Adi oder Aji-Saka's im ersten Jahr der javanischen Aera, welches mit dem Jahr 76 nach Christus übereinkommt. Die frühern Schriften sind verschwunden. »Prabu-Jaya-Baya« melden die Geschichtschreiber, »war ein großer und mächtiger Fürst von Astina*), Abkömmling im fünften Grad von Ardschuna, dem Sohne Pandu-Dewa-Nata's. Sein Peng'awa**) war ein Mann von unternehmendem Geist und großem Wissen. Man schickte ihn aus, zu besuchen fremde Lande. Auf seinen Fahrten landete er auf Java, wo ein Geschlecht von Rakschasas wohnte. Diese Insel hieß Nusa-Kindang. Solches geschah im ersten Jahr der javanischen Zeitrechnung und ist beschrieben in dem Schandra-Sangkala mit den Worten: Nir abu tonpo jalar, welche buchstäblich so Viel bedeuten als: kein Staub, kein Mensch, Was die Bezeichnung der mythologischen Figur Tausend ist. Er entdeckte das Korn Jawa-wut. Dasselbe war die Hauptnahrung der Einwohner, und nach dieser Entdeckung änderte er den Namen des Landes in Nusa-Jawa. Als er weiter in die Insel hineinging, fand er die Leichen von zwei Rakschasas, jede ein Blatt in der Hand. Das eine Blatt war geschrieben in Purwa, das andere in siamesischer Schrift: er vereinigte sie und formte daraus die zwanzig Buchstaben des javanischen Alphabets. Er hatte mehrere Kämpfe mit den Rakschasas, namentlich den Devata-Schengkar. Nachdem er festgesezt die Zeiten dieser Entdeckungeu und zurückgelassen Erinnerungen seines Besuchs, kehrte er nach Astina und gab seinem Oberherrn schriftlich Kunde von Allem, das er sah.« Die Gelehrten sind verschiedener Meinung über Aji-Saka, der ein Gesetzbuch hinterlassen hat. Sir William Jones glaubt, daß Saka einer der Namen Buddha's sey. Andere halten ihn für einen mächtigen Fürsten.

Nach der Reise des Ministers Jaya-Baya's schickte der Fürst von Rom 2000 Familien dem Volk von Java. Diese Alle kamen um mit Ausnahme von 20, die nach Rom zurückkehrten. So wurde im ersten Jahr der javanischen Zeitrechnung auch der Name Rom erwähnt — es wäre Rom unter Vespasian. In der That war damals der römische Handel in seinem höchsten Flor. Selbst wenn diese malaiischen Annalen Alexander den Sohn des Darius nennen, so ist Dieß ein Beweis für ihre Aechtheit: dann hätten sie Kunde von unsern griechischen und lateinischen Geschichtschreibern gehabt, so würden sie keinen Irrthum begangen haben, der den unwissendsten europäischen Schriftstellern nicht begegnen konnte. Die Malaien schöpften aus den indischen Quellen und die Hindu's haben oft Alexander, die Perser, die Ptolemäer und die Römer unter dem Namen Rom zusammengeworfen, gleichwie jezt im Orient alle Europäer Franguis oder Franken heißen. Mit den 45 Jahren der Abwesenheit Alexanders sind vielleicht die 47 Jahre gemeint, welche verflossen von der Theilung seines Reichs nach der Schlacht von Ipsus bis zur Erhebung der Arsaciden.

---

*) Ein Theil Java's, der heutzutag als das heilige Land der Insel betrachtet wird.
**) Erster Minister.

»Im zweiten Jahr der javanischen Zeitrechnung,« fährt die Erzählung fort, »schickte der große Fürst von Kling *) 20,000 Familien nach Java, welche daselbst gediehen und sich vermehrten, aber im Naturzustand lebten bis zum Jahr 289, in welchem das höchste Wesen sie segnete und ihnen einen Fürsten schenkte, welcher hieß Kamo. Dieser Fürst regierte hundert Jahre. Er hatte zum Nachfolger Basu Keti: sein Herrschersname war Wirata. Nach Basu Keti's Tod bestieg sein Sohn Mangsa-Pati den Thron. Vater und Sohn regierten zusammen 300 Jahre. Ein anderes Fürstenthum, Namens Astina, bildete sich in dieser Zeit. Es ward regiert von dem Fürsten Pucla-Sara, welcher hatte zum Nachfolger seinen Sohn Abiasa und nach Diesem dessen Sohn Pandu-Dewa-Nata. Die Regierung dieser drei Fürsten währte 100 Jahr. Im Jahr 800 folgte Jaya-Baya auf Pandu und verlegte den Sitz der Regierung von Astina nach Kediri. Nach seinem Tod wurde das Königreich Kediri zerstückelt: zwei andere Königreiche erhoben sich auf seinen Trümmern, das eine war Brambanan, dessen Fürst hieß Baka, das andere Peng'ging, dessen Fürst hieß Angling-Dria. Da diese Beiden einander bekriegten, so ward Baka erschlagen in einer Schlacht von Damar-Maya, Angling-Dria's Eidam. Nun blieb Brambanan ohne Oberhaupt, bis Angling-Dria starb. Ihm folgte Damar-Maya. Als auch er im Jahr 1002 starb und keinen Nachfolger hinterließ, so kam ein Mann, Namens Aji-Saka, aus dem fremden Land: er schwang sich empor zum Fürsten von Mendang-Kamulan in Dawasa-Schengkar, das er eroberte. Die Tschandi-Siwu **) wurden vollendet im Jahr 1018. Mit dem Stamm dieser Fürsten endete das Reich Mendang-Kamulan: daraus erstanden vier Reiche, nämlich: Jang 'gala, dessen Fürst war Ami Luhur; Kediri, dessen Fürst war Lembu-Ami-Jaya; Ng'ara-Wan, dessen Fürst war Lembu-Ami-Sesa; Sing 'a-Sari, dessen Fürst war Lembu-Ami-Luhur. Diese Königreiche wurden nachmals vereinigt unter Pandschi-Suria-Ami-Sesa, Ami-Luhurs Sohn. Als Pandschi-Suria starb, hatte er zum Nachfolger seinen Sohn Pandschi-Lalian, welcher den Sitz des Reichs von Jang 'gala verlegte nach Pajaja-Ran. Seine Thronbesteigung war im Jahr 1200.«

Das nachstehende Bruchstück ist in orientalischem Styl geschrieben: es enthält eine Weissagung Jaya-Baya's, welche auf das Jahr 2100 Java's Untergang verkündet. Nach Mittheilung verschiedener Einzelheiten, die sich auf frühere Jahre als das Jahr Java's 1743 (das Jahr der gemeinen Zeitrechnung 1819) beziehen, hört die Weissagung mit diesem außerordentlichen Schluß auf: »Diese ganze Meldung von Ereignissen von dem ersten bis zu dem gegenwärtigen Jahr ward geschrieben von dem begeisterten Aji-Jaya-Baya, welcher gelebt hat um das Jahr 800. Was jezt folgt, ist die Fortsetzung der Begebenheiten, die von ihm gleichfalls berichtet wurden, die sich aber erst zutragen sollen: Im Jahr 1801 wird Surakarta nicht mehr seyn und der Sitz der Regierung nach Katanga wandern. Hierauf wird auch Katanga zerstört werden und der Sitz der Regierung wird im Jahr 1870 in Karang-Baya seyn. Im Jahr 1950 wird er nach Kediri kommen, wo er vor Alters war. Die Franguis werden erscheinen, ganz Java erobern und daselbst ihre Herrschaft einrichten im Jahr 1955. Wenn

*) Hindustan.

**) Die tausend Tempel.

dann der Fürst von Kling hören wird von der Eroberung und dem Verderben Java's durch die Franguis, so wird er Streiter senden, die werden sie schlagen und vertreiben aus Java, und wenn er Java seiner natürlichen Regierung zurückgegeben, so wird er im Jahr 1960 heimkehren in sein Land. Um sich in den Besitz der Insel zu setzen, wird die javanische Regierung die Hauptstadt Karang-Baya verlassen als einen Ort des Unheils und wohnen in Waringuin-Kubu, welches nahe ist bei dem Berg N'gmaita-Laya. Dieß wird geschehen im Jahr 2020. Im Jahr 2100 wird es mit ganz Java ein Ende nehmen.«

Wenn man Ueberlieferungen glauben darf, so wurden der Götterdienst und die Künste Indiens nach Java verpflanzt durch den Brahmanen Tristresta, der eine zahlreiche Kolonie einführte. Alles deutet darauf hin, daß dieser Brahmane Aji-Saka selber ist. Die Javaner und die Indier konnten in den ersten Jahrhunderten der javanischen Aera die nämlichen Personen zu Fürsten haben. Das in die asiatischen Forschungen (asiatic researches) eingerückte Verzeichniß indischer Fürsten ist dasjenige der Fürsten Java's, welche waren Anhänger Buddha's. Sie stammen von Parakisit aus der Nachkommenschaft Ardschuna's. Der berühmte Krieg im Maha-Baratha, der mit dem Sieg der Pandäwas *) ausging, bezieht sich einzig und allein auf die Insel Java und den Weltanfang nach javanischen Mythen. Der Verfasser des Niti sastra kawi, eines Werks von sehr hohem Alterthum, drückt sich über die Zeitalter also aus: »Das Kerta-yoga währte 100,000 Jahr, das Treta-yoga 10,000 Jahr, das Dwapara 1000 Jahr, das Sandinika **) währt noch.« Die arithmetische Reihe nach zehn, hundert, tausend, wie wir sie im Abendland seit der Gesittung unserer Länder anwenden, war somit nach dem Zeugniß des Niti Sastra tief im Orient in fast eben so alten Epochen gebräuchlich. Das Kerta-yoga scheint zu enden mit Vertreibung Wischnu's durch Suralaya. Das Treta-yoga beginnt mit seiner Fleischwerdung in der Person Ardschuna Wyaya's, Fürsten von Mospati und schließt mit dem Tod Rama's, einem Ereigniß, das, wie man annimmt, um die Zeit Sakris Statt gehabt hat in dieser Folge von Fürsten: Tristresta, Manco-Manasa, Sutapa, Saputram, Sakri, Pulasara, Abiasa, Pandu-Dewa-Nata ***). Mehrere dieser Fürsten und ihrer Nachkommen haben sich nach der Sage in Java niedergelassen. Und während wir Tristresta im ersten Jahr der javanischen Zeitrechnung eine Kolonie gründen sehen, sind wir verwundert über die Versetzung des Kriegs der Pandus aus dem Dwapara-yoga in das jetzige Zeitalter. Es ist hier eine Mischung und Entstellung der hindu'schen Sagen. In der javanischen oder modernen Uebersetzung des Niti-Sastra heißt es weiter: »Im Anfang war jedes Ding friedlich und ruhig. Die ersten Jahre wurden ausgefüllt durch die Regierung mehrerer Könige und durch Kriege gegen eine Frau, Namens Dewi-Daruki. Während dieser Zeit wurde die Schrift erfunden. Nach 1500 Jahren brach ein anderer Krieg aus gegen eine Frau, Namens Dewi-Sinta, 2000 Jahre nachher ein dritter Krieg gegen eine Frau, Namens Dewi-Drupadi, und abermals

*) Sir Stamford Raffles übersetzt an mehreren Stellen die Worte: Pandäwa Lima, Sieg der Pandus statt Sieg der Pandäwas.
**) Die javanische Aera.
***) Gott. Die Schmeichelei gab den schlechtesten Fürsten diesen Beinamen, wie die entarteten Römer einen Nero, Caligula, Heliogabalus mit dem Titel Divus apotheosirten.

nach 2500 Jahren ein neuer Krieg gegen die Tochter eines Menschen oder vielmehr eines geistigen Wesens, deren Namen die Geschichte nicht nennt.«

Der Bericht, der nun folgt, beginnt mit Tristresta, welcher in Giling-Wesi, am Fuß des Bergs Semiru, Hof gehalten zu haben scheint. Dieser Bericht ist aus der Sagensammlung von Nata-Kassuma, welcher im Jahr 1817 Panambaham von Sumanap war. Er war der unterrichtetste Mann in der Geschichte seines Landes und konnte einen ehrenvollen Platz unter den Gelehrten Europa's einnehmen: »In jener Zeit lebte auf Java nur eine kleine Zahl Menschen unter dem Schutz Wischnu's. Aber da sie beleidigten den ruhmwürdigen Sang-Yang-Guru, so wurde zu ihnen gesandt der erlauchte Tristresta, Jala-Prasi's Sohn und Enkel Brahma's, als des Landes Herrscher. Dieser Fürst, welcher war vermählt seit seinem zehnten Jahr mit der Brahmnodi-Keli von Kambodscha, erschien mit 800 Familien aus dem Lande Kling und errichtete den Sitz seiner Regierung am Fuß des Gunung *). Semiru, seine Hauptstadt, wurde Giling-Wesi genannt. Er hatte zwei Söhne, Manu-Manasa und Manu-Mandewa, und die Zahl seiner Unterthanen belief sich auf 20,000. Damals gab es in dem Lande Kling einen Mann, Namens Watu-Gunung, den Sohn Gaya's von Desa-Sangala. Der hörte von Sinta und Landap, zwei schönen Frauen, die waren in Giling-Wesi. Und er machte sich auf, sie zu suchen, und da er sie fand unter Tristresta's Obhut, so griff er ihn an und schlug ihn. Tristresta wurde getödtet und Watu-Gunung herrschte als Fürst von Giling-Wesi 140 Jahre. Unter seiner Regierung wurde das Land sehr blühend. Er nahm an Kindes Statt vierzig Söhne und vierzig Töchter des Landes und gab ihnen die Namen der Götter Surga's. Dieser und andere Frevel zogen auf ihn den Zorn Wischnu's, der ihn mit dem Tod bestrafte im 240sten Jahr. Hernach hat Basara-Guru von dem Berg Sawela-Schala in Kling abgesandt Gutaka, daß er Herrscher sey in Giling-Wesi. Gutaka regierte fünfzig Jahre und hinterließ auf dem Thron seinen Sohn Raden-Sawela im 290sten Jahr, welcher regierte zwanzig Jahr. Auf ihn folgte Gutama. Derselbe war noch nicht vermählt, da zog er von Giling-Wesi aus in das Land Astina: dort waltete ein Elephant und begehrte die Prinzessin Endradi zum Weib. Gutama bekämpfte und tödtete den Elephanten **), heirathete die Prinzessin und wandte sich von dannen nach Lagrestina.«

Es war ein Pandita ***), gebürtig aus Gunung-Jali im Lande Kling. Als sein Sohn Raden-Dasa-Biria 12 Jahre alt war, ward ihm von seinem Vater erlaubt, nach Java zu gehen, und er kam an den Fuß des Berges Lawu. Sein Sohn Dasa-Bahu wollte sich unabhängig machen und ließ sich nieder in Astina-Pura im Jahr 310. Dasa-Bahu's Sohn und Nachfolger Suantana führte Krieg mit dem Riesen Puru-Sada. Dieser Fürst hatte einen Prinzen, Namens Dewa-Brata, dessen Mutter wenige Augenblicke nach seiner Geburt starb. Da das Kind von keiner Amme Milch nehmen wollte, so war man genöthigt, eine in der Fremde zu suchen. Nun waren Tristresta's Nachkommen: Manu-Manara,

*) Dieses malaiische Wort bedeutet Berg.
**) Ohne Zweifel eine Allegorie, wie Marschall bemerkt.
***) So nennt man in Indien und Java die Gelehrten.

Sutapa, Saputram und Sakri. Lezterer zeugte Pula-Sara, welcher hatte einen Sohn, Namens Abiasa. Es begab sich, daß Abiasa getragen wurde auf den Armen seiner Mutter Ambu-Sari in der Zeit, da Suantana eine Amme suchte für seinen Sohn. Kaum hatte Dewa-Brata sie erblickt, so verlangte er durch Schreien nach ihrer Milch: sie aber wollte ihm die Brust nicht reichen, es sey denn, daß Suantana ihr dagegen sein Land abtrete. Da empfing Ambu-Sari das Land Astina für ihren Sohn Abiasa; welcher war in dem Alter zu regieren im Jahr 415. Dewa-Brata wurde zum Fürsten von Kumbina gemacht.

Abiasa war vermählt mit einer betagten Frau: er hatte von ihr drei Söhne, Dresta-Rata, welcher war blind, Pandu-Dewa-Nata, welcher war sehr schön, und Rawa-Widara, welcher war hinkend. Nach einer Regierung von zwölf Jahren dankte Abiasa zu Gunsten seines zweiten Sohnes ab. Pandu-Dewa-Nata bestieg in dem Alter von vierzehn Jahren den Thron von Astina. Er nahm zum Weib Dewi-Kundi, Tochter Basu Keti's, Fürsten von Madura, die ihm drei Söhne gebar, Punta-Dewa, Sena und Jinaka. Noch heirathete er Madrin, Tochter des Fürsten von Mandaraga: er starb, als sie schwanger war, und sie starb, indem sie Zwillinge zur Welt brachte. Pandu-Dewa-Nata's Kinder waren noch sehr jung: darum wurde Dresta-Rata ihr Vormund. Aber er übertrug die Krone auf seinen eigenen Sohn Suyudana. Der sandte die fünf Söhne Abiasa's mit 1000 Familien in ein neues Land, Amerta genannt, und heirathete die Tochter des Fürsten von Mandaraga, die ihm einen Sohn gebar. Seine Regierung war glücklich: kein Fürst war so mächtig denn er, als seine Vettern Pandu-Dewa's Erbe zurückforderten. Sein Schwert, gab er zur Antwort, werde entscheiden, Was zu thun sey, und so begann der von den Dichtern gefeierte heilige Krieg oder Brata-Yudha. Umsonst wollten die fünf Brüder sich mit der Hälfte von ihres Vaters Reich begnügen. Der Krieg war langwierig, die Führer auf beiden Seiten kamen nach und nach um, bis endlich nach fünfzigjähriger Regierung Suyudana selbst fiel. Punta-Dewa wurde Herrscher von Astina im Jahr 491, legte aber nach zwei Jahren die Regierung nieder in die Hände Parikisits, des Sohnes Abimanyu's, Enkels seines Bruders Sinaka.

Parikisit hatte sein Land zu vertheidigen gegen den Riesen Usi-Aja von Surabaya, den er erschlug: er regierte 23 Jahre. Sein Sohn Jaya-Derma war sein Erbe. Dieser Fürst hatte zwei Söhne, Jaya-Misana und Ang' ling-Derma. Misana folgte seinem Vater, welcher 27 Jahre regiert hatte, und er selbst starb nach fünfjähriger Regierung. Eine gräßliche Seuche und ein heftiges Erdbeben verwüsteten zu seiner Zeit das Land. Sein Sohn wurde nach Milawa verwiesen, wo er als Tepa oder Einsiedler lebte. Ang' ling-Derma zog sich mit 3000 Familien zurück nach Milawa-Pati und regierte dort glücklich zehn Jahre, als seine fürstliche Gemahlin sich selbst verbrannte, weil er ihr eine Bitte abschlug, deren Gewährung sie in den Stand gesezt hätte, die Sprache aller Thiere zu verstehen. Der Verlust dieser Frau machte ihn närrisch, er irrte unstät und wurde zulezt in einen weißen Vogel verwandelt.

Jaya-Purusa, des einsiedlerischen Jaya-Misana's Sohn, zeugte Puspa-Jaya, welcher zeugte Puspa-Wijaya, welcher zeugte Kasuma-Wischitra, welcher zeugte Raden-Aji-Nirmala, welcher regierte zwanzig Jahre zu Milawa-Pati. Weil das Land heimgesucht ward von der Pest, so

machte sein Sohn Bisura-Schampaka sich auf mit seinen Dienern nach Mendang-Kamulan und führte die Lebensart eines Pandita. Ang'ling-Derma aber sein Sohn, von welchem abstammte Aji-Jaya-Baya, des Landes Herrscher, empfing, da er auf den Thron stieg, den Namen Purwa-Schirita. Er erwarb große Besitzungen und seine Unterthanen befanden sich wohl. Man sagt, er habe das Gedicht Brata-Yudha diktirt auf Geheiß Dewa-Batara-Guru's im Jahr 701. Sein Sohn Salapar-Wata folgte ihm im Jahr 756. Des Leztern Sohn hieß Kandiawan und da er zur Regierung kam, nannte er sich Sri-Jaya-Langkara. Er war ein Wütherich und nahm zum Weib seine Schwester Schandra-Suara. Als sein Pati oder Minister und die andern Diener Dieß erfuhren, griffen sie zu den Waffen. Sie fürchteten sich jedoch, mit dem Fürsten anzubinden, weil eine Prophezeihung ging, er könne nur während des Vollmonds getödtet werden. Da griff der Fürst sie an: der Pati und eine große Zahl seiner Anhänger wurden umgebracht. Nach diesem Sieg versammelte er seine Kinder, erzählte ihnen seine Thaten und erklärte seine Absicht, sich während des Vollmonds selbst zu verbrennen: sie sollten dann dieses Land verlassen, auf daß Mendang-Kamulan zur Wüste würde. Sein Reich theilte er in vier Staaten: Subrata, sein ältester Sohn, erhielt das Land Jang'gala, der zweite Sohn, Para-Yata, erhielt Kediri, der dritte, Jata-Wida, erhielt Sing'a Sari und der vierte, Su-Wida, erhielt Ng'ara-Wan. Diese Fürsten wurden die unabhängigen Oberhäupter dieser Königreiche. Wie es aber Vollmond war, ging Sri-Jaya-Langkara mit seiner Schwester und Gemahlin Schandra-Suara nach dem Sang'gar von Dewa-Pabayustan: dort starben sie den Feuertod. Und die Familien des Pati und der in der lezten Schlacht besiegten Anführer begleiteten den Fürsten und stürzten sich gleichfalls in die Flammen. Seine Tochter Penbayun hatte nicht Erlaubniß, sich zu opfern. Diese Fürstin, glaubt man, sey nach Jang'gala gekommen und habe gewohnt in Wana-Kapuschrang'an, wo sie den Namen Kili-Suschi annahm. Sie starb auf Reisen. Penbayun war sehr unterrichtet: unter andern Steininschriften ist die, welche Kalakerma heißt, von ihr. Sie erfreute sich der Zuneigung aller Bewohner des Reiches.

Das Reich Brambanan ist dasjenige, welches man unter den alten Staaten Java's am besten kennt. Die Künste blühten daselbst. Ardi-Wijaya, einer der Fürsten, hatte nach der Chronik des Gebieters von Demak fünf Söhne: der Aelteste war Vorsteher der Ackerbauern zu Bagalen; der Zweite Vorsteher der Kaufleute zu Japara; der Dritte Vorsteher der Wälder zu Koripan; der Vierte Vorsteher der Bereitung von Zucker, Oel und geistigen Getränken; der Fünfte, Namens Ressi-Dendang-Guendis, theilte sich mit seinem Vater in die Regierung und erbte die Krone. Dewa-Kasuma war ein großer Monarch und ein gewaltiger Jäger. Er gründete im Jahr 846, fünf Meilen von Surabaya, die Stadt Jang'gala *). Seine vier Söhne sandte er, um sie in der Brahmareligion unterrichten zu lassen, nach Indien. Der älteste heirathete eine der vornehmsten Fürstentöchter dieses Landes und kam nach Java zurück mit drei großen Schiffen, die waren befrachtet mit Stoffen und allerlei Kaufmannswaaren und führten Handwerker von verschiedenen Gewerben und

*) D. h. in der javanischen Sprache die Hundesstadt.

tausend Soldaten zur Bewachung des Königs. Auch von Dewa-Kasuma wird erzählt, daß er sein Reich unter seine vier Söhne vertheilte und daß diese in vier abgesonderten Staaten regierten — Ami-Luhur in Jang'gala, Ami-Jaya in Sing'a-Sari, Lembu-Mengarang in Ng'ara-Wan und Lembu-Ami-Luhur in Kediri. Seine Tochter war nicht vermählt, sie ließ unter andern Gebäuden die Tempel von Sing'a-Sari aufführen. Unter Ami-Luhurs Regierung nahm der ausländische Handel einen großen Aufschwung.

Die Abenteuer Pandschi-Ino-Kerta-Pati's, des Sohnes dieses Monarchen, sind berühmt in der Geschichte von Java. Die javanische Literatur ist reich an Dichtungen, in welchen er der Held ist. In seiner Jugend heirathete er Angréné oder Sekar'tagi, die Tochter des Bopati seines Vaters, welcher sie umbringen ließ, weil er nach dessen Wunsch seine Base, die Tochter des Fürsten von Kediri, heirathen sollte. Da schiffte sich Pandschi mit der Leiche seiner geliebten Gattin ein: ein Sturm brach aus und Die mit ihm fuhren, kamen meistentheils um. Er selbst war so glücklich, die Insel Tanaban zu erreichen. Hier verbrannte er Angréné's Leichnam und mit dem Rest seiner Diener ging er nach Bali, wo er den Namen Klana-Jayang-Sari annahm. Der Fürst dieser Insel wurde sein Beschützer und gab ihm seine Tochter zur Ehe: so sezte er sich fest im Westen von Kediri. Nicht lange, so heirathete er die Prinzessin von Sabrung, Schandra Kirana: sie war sehr schön und der mohammedanische Fürst von Malakka hatte um sie gefreit. Pandschi hielt es der Klugheit angemessen, sich als einen Prinzen der gegenüberliegenden Insel anzukündigen und gab sich erst nach der Hochzeit zu erkennen. Nach einer poetischen Ueberlieferung erschien ein Fürst von der Insel Borneo, welche man die Goldinsel nannte, mit zwei Prinzessinnen an dem Hof von Jang'gala und gab sich für Pandschi aus, täuschte auch den leichtgläubigen Fürsten, der sich einbildete, er habe seinen Sohn wieder gefunden. Nach einer andern Sage wäre Pandschi im Sturm umgekommen, dagegen Angréné, die Gefährtin seiner Flucht, an die Küste von Bali verschlagen worden und hätte den dortigen Fürsten geheirathet. Wiederum eine andere Sage läßt Pandschi neben seinem Vater regieren, bis ein Häuptling von Nusa-Antra oder Madura sie in Jang'gala angriff. Es war aber prophezeit, Pandschi sey unverwundbar, so lange er nicht von einem eisernen Stab aus Langkara getroffen werde. Da schnellte Jener einen Pfeil, der war in Langkara verfertigt und der große Pandschi *) wurde getödtet.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts der javanischen Zeitrechnung knüpften die Chinesen Handelsverbindungen mit Java an. Ein großes Wang-kang oder Handelsschiff wurde auf die Nordostküste der Insel geworfen. Der Schreiber des Wang-kang besaß einen magischen Stein, womit er Wunder that: er verehrte ihn dem Oberhaupt von Tegal und zum Dank durften sich die Schiffbrüchigen in dem dortigen Bezirk ansiedeln **). Aus dieser Zeit ist auch eine Ueberlieferung, welche meldet, vor

*) Pandschi wird die Einführung des Kris und der Musik Gamalan zugeschrieben.

**) Den Chinesen war die Insel Java, die sie nach ihrer Art, fremde Namen zu verstümmeln, Sana-ua nennen, unter der Regierung Kau-Tsu-Tu-Pi von der Dynastie der Song, welche im Jahr 420 n. Chr. beginnt, bereits bekannt. Im Jahr 1292 schickte Kubli-Chan eine Expedition zur Eroberung Java's und Borneo's aus. Der Großchan, sagt Marco Polo, unternahm umsonst die Eroberung von Java und Borneo: sie scheiterte an der Langwierigkeit und den Gefahren der Reise. Aber diese Fahrt, zu welcher man damals 68 Tage brauchte, legen unsere Schiffe in zwei Wochen zurück.

Alters seyen die Inseln Java, Sumadra, Bali und Sumbawa vereinigt gewesen: sie seyen in neun Theile getrennt worden, würden aber nach 3000 Regenzeiten von Neuem zusammengefügt werden. Diese Art von geologischem Wink verdient Beachtung.

Kunda-Lalian übertraf noch Pandschi's Thaten. Er war sehr jung, als er die Regierung antrat. Da sein Minister Baka eine Verschwörung anzettelte, um ihn zu entthronen, so verließ er Jang'gala unter dem Vorwand, daß eine Seuche den Aufenthalt zu gefährlich mache und gründete eine Stadt, die er Mendang-Kamulan hieß nach dem Namen der ersten Hauptstadt Java's. Um jene Zeit war der erste Ausbruch des Berges Klut. Man hörte ein Geräusch wie Donner, die Luft wurde verdunkelt von Asche. Die Seuche währte fort. Da räumten auch die Einwohner von Jang'gala diese Stadt, stiegen zu Schiff und man weiß nicht, Was aus ihnen geworden ist. Baka, der in seinem Aufstand beharrte, führte Krieg noch mit einem andern Häuptling, Namens Prau-Schator, von Giling-Westi, zog jedoch den Kürzern. Später faßte er eine sträfliche Neigung zu seiner Tochter und da sie ihm widerstand, so verbannte er sie in einen Wald. Die Chinesen unterdrückten das Land Kunda-Lalians: er stritt mit ihnen und zerstreute sie auf der Insel Giling-Westi, welche scheint die alte Hauptstadt zu seyn von Watu-Gunung, das in der javanischen Mythologie berühmt ist. Er fand zwei kleine Säulen von Erz: daran erkannte er den Befehl der Götter, eine neue Hauptstadt zu erbauen und nannte sie Pajajaran. Dieser Fürst ermunterte den Ackerbau: er leuchtete seinen Unterthanen mit gutem Beispiel vor, indem er selbst das Land pflügte. In den östlichen Provinzen führte er den Reisbau ein und lehrte die Kunst, die Ochsen ans Joch zu schirren: daher sein Beiname Munding oder der Büffel. Er hatte zwei Söhne. Der Aelteste widmete sich dem Handel und ging übers Meer. Der Jüngere folgte seinem Vater im Jahr 1112 unter dem Namen Munding-Sari, mußte aber sieben Jahre kämpfen, bis seine Gewalt befestigt war. Sein Bruder kehrte zurück aus Indien: dort hatte er sich zum Islam gewandt und den Titel Hadschi-Purwa angenommen. Ein Araber von Kondsch, Said Abas, begleitete ihn und suchte die königliche Familie zu bekehren. Hadschi-Purwa wurde von dem Volk mißhandelt und entwich nach den Umgebungen von Scheribon in die Einsamkeit. Damals wird in den javanischen Annalen zum ersten Mal des Mohammedanismus auf Java Erwähnung gethan.

Munding-Wang'i regierte im Jahr 1179: er hatte vier Kinder. Seine älteste Tochter weigerte sich, zu heirathen: sie wurde nach der Südküste gebracht, wo ihr Geist unter dem Namen Batu-Kidul angerufen wird. Seine zweite Tochter heirathete einen weißen Mann, der auf der Insel gelandet hatte. Sein dritter Sprößling wurde Radschah von Galu und der vierte, Raden-Tanduran, wurde sein Nachfolger. Noch hatte er einen Sohn von einem Kebsweib: Den ließ er kurz nach der Geburt in ein Kistchen legen und in den Fluß Krawang werfen, weil ein Verbrecher, der hingerichtet werden sollte, aussagte, das Kind werde sein Rächer seyn. Ein Hirte fand die Lade mit dem Knaben, den er an Kindesstatt annahm, Baniak-Wedi nannte und bis in sein zwölftes Jahr erzog, worauf er ihn nach Pajajaran schickte zu seinem Bruder, welcher ein Schmid war. Der Jüngling erwarb sich solche Geschicklichkeit in dieser Kunst, daß er das rothglühende Eisen mit den Fingern angriff. Er wurde von dem Fürsten

bemerkt und erbot sich, ihm ein Meisterwerk zu verfertigen. Dieß war ein eiserner Käfig, gepolstert wie ein Zimmer. Der Fürst trat hinein, um davon Augenschein zu nehmen, der Jüngling aber schloß die Thür und erfüllte die Weissagung, indem er den Gefangenen, wie die Einen behaupten, in seinem Kerker im südlichen Meer ertränkte oder, nach Andern, verbrannte. Baniak-Wedi ließ sich anerkennen und folgte seinem Vater unter dem Namen Schiong-Wanara. Sein Bruder Tanduran entfloh mit drei getreuen Dienern in östlicher Richtung bis in die Landschaft Wirasaba. Dort war eine Pflanze, die hatte eine sehr bittere Frucht, die er gerne aß, und er fragte einen der Diener, warum die Frucht so bitter schmecke. »Ich hörte sagen,« erwiederte Dieser, »es sey der Ort, wo Deine Voreltern gekämpft haben in dem heiligen Krieg.« »Wohlan,« versetzte der Fürst, »erbauen wir hier die Hauptstadt unseres Königreichs. Sie heiße Madschapahit« *). Dieses Ereigniß begab sich im Jahr 1221 der Zeitrechnung Saliwana. Als die Leute von Tuban Raden-Tandurans Ankunft erfuhren, eilten sie, ihm beizuspringen. Auswanderer aus Pajajaran liefen in Menge herbei, unter Andern achtzig Pandi's oder Schmide mit ihren Familien. Ums Jahr 1247 entbrannte der Krieg von Neuem. Der Herrscher von Madschapahit lagerte in Ung'arang, der von Pajajaran in Kaliungu, in der Mitte der Insel. Nach einer großen Schlacht machten die beiden Fürsten Frieden, theilten das Reich und zogen zu Tugu, im Westen von Samarang, eine Scheidelinie. Der Fluß Brebes, seitdem Schi-Pamali oder der verbotene Fluß genannt, bildete die Grenze. Nach Schiong-Wanara's Tod fielen mehrere seiner Provinzen in die Gewalt des Fürsten von Madschapahit.

Ein kürzlich in Bali aufgefundenes Manuscript enthält über Madschapahit etwas abweichende Nachrichten. Sie lauten, wie folgt: Die Geschichte des Königreichs Tumapel erzählt den Ursprung des Königreichs Madschapahit. Das Ende ist der Tag Respati**), der zehnte der fünften Jahreszeit des Jahrs 1465. Unter der Regierung Sang-Sri-Schiwa-Buddha's gerieth der Staat in Zerfall, dem Verderben nahe war jeder Gau. Der Pati Mangku-Radscha-Nata machte dem Fürsten Vorstellungen, bat ihn, sich zu erinnern, daß seine Voreltern für des Volkes Glück gearbeitet hätten. Der Fürst hörte nicht auf die Stimme seines Ministers, sondern befahl ihm, das Land zu räumen. In Sang-Sri-Schiwa-Buddha's Dienst war ein vornehmer Herr, Wira-Radscha: die Statthalterschaft in Sumanap, auf der Insel Madura, hatte er ihm anvertraut. Dieser ward inne, daß ihn der König wegen eines Verbrechens, dessen er nicht schuldig war, verurtheilen wollte. Um dem drohenden Loos zu entgehen, schickte er einen Boten an Sri-Jaya-Katong, Fürsten von Kediri, um ihm zu melden, in dem Reich Tumapel sey Alles in Verwirrung und dasselbe leicht zu erobern. Sri-Jaya-Katong gebot seinem Pati Kebo-Mundarang, ein Heer zu rüsten gegen das Königreich Tumapel: er selbst wollte den westlichen Theil angreifen. Auf die Nachricht von dem Einbruch in sein Land sandte Sang-Sri-Schiwa-Buddha seinen jüngern Bruder Raden-Wijaya, daß er dem Feind entgegen ziehe gegen Osten. Er selbst aber, statt ins Feld zu rücken, blieb daheim und vergnügte sich mit seinen Weibern. Seine Lustbarkeiten sollten bald unterbrochen werden:

*) Bitterkeit. **) Dienstag.

Mundarang erschien vor seinem Palast, nöthigte ihn heraus und tödtete ihn vor dem Thor. Inzwischen kämpften Jaya-Katong und Raden-Wijaya, und eine große Zahl Krieger sanken auf beiden Seiten. Da überfiel Mundarang Wijaya's Nachhut, Was die Fehde zu Gunsten des Königs von Kediri entschied. Wijaya entzog sich durch die Flucht nach Sumanap dem Zorn des Siegers. Unter der Beute war Wijaya's schönste Frau: sie ward sogleich dem Fürsten von Kediri überliefert. Dieser wollte sie zu seiner Gemahlin erheben: doch sie verwarf keck seine Anträge und der König, weit entfernt, dadurch beleidigt zu seyn, erklärte sie zu seiner Tochter. Raden-Wijaya befand sich damals bei Wira-Radscha in Sumanap. Der Friede kam zu Stande. Der Fürst von Kediri bewilligte dem jungen Prinzen einen sehr ausgedehnten Wald und da derselbe eine Stadt erbauen wollte in dem Wald, so suchte er Hülfe bei Wira-Radscha, welcher ihn mit Leuten versah und mit Jeglichem, dessen er bedurfte. Man hatte angefangen, Bäume zu fällen, darunter war ein Baum mit bittern Früchten, der hieß Madscha: daher nachmals der Namen der Stadt Madschapahit. Nach vollbrachtem Werk ließ er sich Bopati-Sang-Browijaya nennen. Kiai-Patih-Rang'ga-Lawa, Wira-Radscha's, seines Freundes, Sohn, ward sein Minister. Die Bevölkerung von Madschapahit hatte ein schnelles Wachsthum. Browijaya dachte, mit dem Beistande Wira-Radscha's könnte er nun seinerseits Kediri heimsuchen. Jaya-Katong zog den beiden Verbündeten entgegen und schlug mit ihnen mehrere Schlachten. Ehe der Krieg ausbrach, hatte er dem König von Tatar, Sri-Laksemana, seine angenommene Tochter zur Ehe versprochen, er konnte jedoch seine Zusage nicht erfüllen. Drob zürnte Laksemana, schrieb an den König von Madschapahit und bot ihm seine Dienste. Browijaya empfing mit Freuden diese Botschaft: er ging die Bedingungen ein und Laksemana stieß zu seinem Heer. Die Begegnung zwischen Jaya-Katong und Laksemana war furchtbar: Dieser traf ihn mit einer vergifteten Lanze, die Wunde war im Augenblick tödtlich. Mundarang und alle Krieger von Kediri legten die Waffen nieder. Browijaya verfügte sich nach dem Palast, wo die treue Gattin seiner harrte. Sie umarmten einander unter Freudenthränen und der Fürst kehrte zurück nach Madschapahit, Niemand mit sich führend als seine Frau. Auf seine Einladung kam der König von Tatar auf Besuch: er gab ihm zwei oder drei große Feste und eine Jungfrau von seltener Schönheit und Laksemana schiffte nach Tatar. Jener aber machte seine Völker glücklich und herrschte über ganz Java ums Jahr 1247.

Unter Browijaya's Nachfolger Brokamara werden die Fortschritte der Javaner in der Waffenverfertigung und andern Künsten gerühmt. Die Schmide von Pajajaran arbeiteten damascirte Klingen. Der folgende König war Ardi-Wijaya: er wurde getödtet von dem Sohn eines Ministers, den er hatte hinrichten lassen. Dieser Fürst hatte den König von Singhapura, weil derselbe der Seeräuberei ergeben war, bekriegt und zinsbar gemacht. Nach ihm bestieg Merta-Wijaya den Thron. Unter ihm wurde die von seinem Vorgänger begonnene Eroberung von Indragiri auf Sumadra vollendet. Er hatte einen Minister, Gadscha-Mada, welcher durch große Eigenschaften glänzte. Die Geschichte des Nachfolgers dieses Fürsten ist wieder einmal so ungewiß und verwirrt als irgend eine. Einige sagen, sein Bruder Raden-Alit sey ihm gefolgt, während nach Andern Raden-Alit Niemand wäre als Angka-Wijaya, der lezte Herrscher von Madschapahit. Ueber den Nachfolger des Ministers, von dem es übrigens fast scheint, er

habe sich selbst auf den Thron geschwungen, ist weniger Streit: er heißt Merta. Seine Weisheit hob das Königreich auf den höchsten Gipfel des Ruhms. Die Völker von Palembang und diejenigen des südlichen Borneo, die noch ohne ordentliche Regierung waren, erhielten Hülfe gegen die Lampongs und huldigten der Oberherrlichkeit von Madschapahit, das seinen Scepter im Osten ausbreitete über Balambangan und Bali, im Westen über Sunda und Sumâdra. Die Inseln an der Sundastraße waren von einer Masse verschiedener Völkerschaften bewohnt, die unter einem gewählten Oberhaupt Seeräuberei trieben. Sie wurden unterworfen. Unter dieser Regierung hatten Sendlinge des Fürsten von Balambangan den Pussaka-Kris entwandt: ein Schmid, Namens Supa, war so geschickt, ihn wieder herbei zu schaffen, und wurde dafür mit der Würde eines Häuptlings von Madirangin (jezt Sidayu) und dem neuen Titel eines Adipati belohnt. Der Adipati jagte dem Fürsten von Balambangan nach, schlug ihn, so daß er mit seiner Familie zu dem Häuptling von Bali-Klonkong floh, welcher eine Gesandtschaft an den König von Madschapahit schickte und dessen Hoheit anerkannte. Merta oder, wie Andere wollen, Alit-Wijaya hinterließ zwei Kinder: eine Tochter, Kanschana-Wunga, und einen Sohn, Angka-Wijaya. Sie regierten mit einander oder vielleicht regierte die Schwester nur während der Minderjährigkeit ihres Bruders.

Es war um das Jahr der javanischen Aera 1300, als der Islam in dem östlichen Theil der Insel, in den Umgebungen von Grissé, Eingang fand. Die Schriftsteller des Landes erzählen diese Begebenheit also: Mulana Ibrahim, ein berühmter arabischer Scheich, Abkömmling von Jenal-Abin, Verwandter des Radscha von Schermen im Lande Sabrang, hatte sich mit andern Muselmännern in Desa-Leram-Jang'gala niedergelassen: da kam der Radscha selbst nach Java. Ihm, dem eifrigen Mohammedaner, war der Gedanke unerträglich, daß die Einwohner einer so großen und volkreichen Insel Götzendiener seyn sollten: er beschloß, den König von Madschapahit zu bekehren, und damit er desto leichter diesen Zweck erreichte, wollte er ihm seine Tochter zur Ehe geben. Demnach ging er mit einem hinlänglichen Gefolge zu Schiff, gelangte glücklich nach Jang'gala und landete in Desa-Leram, wo er alsbald eine Moschee erbaute und in Kurzem viele Bekehrungen zu Stande brachte. Der Radscha ließ seinen Sohn nach Madschapahit voraus reisen, um seinen Besuch anzumelden: er selbst machte sich mit seinen Leuten und vierzig javanischen Heiligen auf den Weg. Der König empfing den Radscha an der Grenze: er ward von Ehrfurcht ergriffen bei seinem Anblick und behandelte ihn mit der ausgezeichnetsten Gastfreundschaft. Der Radscha überreichte seinem Wirth eine Granate in einem Korb: Dieser war verlegen, ob er sollte das Geschenk annehmen oder nicht. Er nahm es an, konnte aber nicht umhin, sich zu verwundern, wie der Fürst aus dem Lande Sabrang ihm eine solche Frucht bieten möge, als ob sie in Java unbekannt sey. Der Radscha bemerkte, Was in der Seele des Königs vorging, verabschiedete sich schnell und zog von dannen. Sein Neffe, Mulana-Mahfar, Mulana-Ibrahims Sohn, blieb allein bei Angka-Wijaya zurück. Nicht lange, so fühlte der Monarch einen heftigen Kopfschmerz: er öffnete die Granate und Was sah er? Statt der Kerne war sie mit prächtigen Rubinen gefüllt. Er dachte, der Radscha müsse ein Mann von höherer Art seyn: daher schickte er Mulana-Mahfar, seinen Oheim zu bitten, daß er zurückkomme. Allein Dieser weigerte sich und sezte seine Reise fort. Der Radscha von

Schermen war seit einigen Tagen nach Laran zurückgekehrt, als seine Leute erkrankten und mehrere starben: unter ihnen drei oder fünf seiner Verwandten, die ihn begleitet hatten. Noch heutiges Tages sind die Gräber dieser Fürsten zu schauen. Die Tochter wurde gleichfalls krank. Der Vater wich nicht von ihrer Seite: er flehte zu Gott, wenn seine Allmacht nicht wolle, daß Angka-Wijaya sich bekehre, so möchten ihre Tage abgekürzt werden. Die Prinzessin starb bald hernach und wurde neben ihren Vettern begraben. Die Leichenfeierlichkeiten, welche Mulana-Ibrahim hielt, währten einige Tage: mittlerweile zog der Radscha mit den Seinigen der Heimath zu. Unterwegs starb Sayed-Yafar: er schickte die Leiche an die Küste von Madura. Angka-Wijaya, der den Radscha gerne ein zweites Mal gesehen hätte, kam drei Tage nach dessen Abreise in Laran an. Da er die Ursache des Todes der Prinzessin vernahm, so sagte er zu Mulana, er hätte gedacht, die Religion des Radscha würde sie bewahren. Mulana versezte: »Es wäre nicht geschehen, wenn Du den wahren Gott und nicht diese Götzen anbetetest.« Angka-Wijaya war sehr aufgebracht über diese Antwort, ließ sich jedoch von seinen Dienern besänftigen und kehrte nach Haus. Mulana starb 32 Jahre nach der Abreise des Radscha von Schermen, Montag den 12 Rabbi-al-elnel des Jahrs 1334. Um diese Zeit wurde eine Frau von Kambodscha, Niè-Gedi-Pinatek, Gattin des Ministers dieses Landes, nach Java verbannt, weil sie eine große Zauberin war. Sie rief den Schutz des Königs von Madschapahit an: er machte sie zur Strabandar oder Hafenaufseherin in Grissé, wo es bereits eine Moschee und viele Gläubige gab. Diese Frau wurde bußfertig und fromm: sie ist eine der Ahnfrauen des Susunan Dschiri.

Angka-Wijaya vermählte sich mit Dara-Wati, der Tochter des Radscha von Schampa, welche sehr schön war, aber ihm lange wegen der großen Zahl seiner Kebsweiber, besonders einer Chinesin, die eheliche Pflicht versagte. Ihre ältere Schwester war mit einem Araber verheirathet und hatte einen Sohn, Namens Raschmet. Nun war ein unehelicher Sohn des Königs, den ihm eine Frau vom Berg Lawu geboren: er hieß Aria-Demar. Derselbe wurde ein berühmter Jäger: er erhielt die Stelle eines Statthalters in einer Provinz, später eines Befehlshabers in dem Krieg gegen die Völker von Bali, bemächtigte sich ihrer Hauptstadt Klong-kong und ließ die ganze königliche Familie umbringen mit Ausnahme einer Prinzessin, die er nach Madschapahit bestimmte. Da die Königin ihre Nebenbuhlerin fort und fort verabscheute, so gab Angka-Wijaya die Chinesin dem tapfern Demar mit dem Verbot, ihr beizuwohnen, bis sie eines Kindes genesen wäre, das sie unter dem Herzen trug. Es war eine Knabe, der den Namen Raden-Patah empfing. Inzwischen begab sich Demar, zum Adipati in Palembang erhoben, mit 300 Mann chinesischer Truppen auf seinen neuen Posten: er bekriegte die Piraten von Lampung an der Sundastraße. Seine Gemahlin gebar einen zweiten Knaben, Raden-Hussen: weil man aber in Palembang ihre chinesische Herkunft verachtete, so sandte man beide Kinder in die Hauptstadt. Drei Jahre später erschien der Neffe der Königin, Raschmet, mit Briefen und Geschenken in Palembang und flößte dem Adipati Neigung zum Islam ein, ohne daß Dieser es schon wagte, den Propheten öffentlich zu bekennen. Raschmet kam nach zweimonatlicher Abwesenheit nach Madschapahit zurück. Der König mißbilligte die religiösen Neuerungen an seinem Hof: doch gab er Raschmet 3000 Familien zu Bildung einer

Niederlassung in Ampel bei Surabaya. Raschmet brachte daselbst den Islam schnell in Flor: man nannte ihn Sunan *) oder den Boten Gottes, welchen Titel die Fürsten Java's sich noch jezt beilegen.

Mulana-Ischak, Scheich von Malakka, hatte von Raschmets Bekehrungen gehört: er schiffte sich ein, um ihn zu unterstützen. Ein Sturm nöthigte ihn, in Gunung-Patukang'an zu landen. In dieser Gegend lag die Tochter des Häuptlings von Balambangan gefährlich krank und nächtlicher Weile rief eine Stimme, in Gunung-Patukang'an werde man Hülfe finden. Da sandte der Häuptling einige Diener, die trafen Ischak und bewogen ihn, daß er mit ihnen ging. Er unternahm die Heilung des Mädchens unter der Bedingung, daß, wenn sie ihre Gesundheit wieder bekomme, der Vater Muselmann würde. Die Prinzessin genas und wurde des Scheichs Weib. Eines Tages saß er neben seinem Schwiegervater: wie er ihm nun das gegebene Versprechen der Bekehrung zum wahren Glauben zurückrief, ergrimmte der Fürst, daß er den Scheich schlagen wollte. Dieser aber sagte in aller Eile seiner Frau Lebewohl, ermahnte sie zur Beharrlichkeit in der Uebung des Islam und schied auf immer. Bald nach seiner Entfernung verheerte eine Seuche das Land. Die Frau gebar einen Sohn: Der sollte auf des Fürsten Befehl getödtet werden. Aber Gott nahm ihn unter seinen Schutz und er wurde insgeheim nach Grissé gebracht. Als er zwölf Jahre alt war, ließ ihn Raschmet unterrichten, schöpfte ihm den Namen Raden-Paku, der so Viel bedeutet als Hort, weil er hoffte, daß er einst der Hort Java's würde und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Der Jüngling hatte die Pilgerfahrt nach Mekka angetreten: der ehrwürdige Greis Mulana-Ischak auf Malakka redete ihm Dieß aus und rieth ihm zur schleunigen Rückkehr nach Java, um an der Bekehrung der Götzendiener zu arbeiten. Paku bezeichnete seine Zurückkunft mit Erbauung einer Moschee in Dschiri, dann ging er nach Ampi. Hier eröffnete ihm Raschmet, daß der Greis sein Vater sey und daß er durch Befolgung seines Raths und die Stiftung einer Moschee eine Weissagung erfüllt habe, nach welcher die größten Fürsten Java's aus seinem Geblüt entsprossen würden.

Um das Jahr Java's 1355 glänzte das Reich Madschapahit in seinem höchsten Flor, seine Macht erstreckte sich fernhin. Aber die Amtleute in Bali unterdrückten das Volk durch Erpressungen. Andaya-Ningrat, Adipati von Pajang-Peng'ging, wurde hingeschickt und stellte die Ordnung her. Dieser Mann war in all seinem Beginnen so glücklich und erwarb sich einen solchen Ruf durch seine Thaten, daß Angka-Wijaya selbst ihn mit eifersüchtigen Augen ansah. »So oft der Fürst von Madschapahit,« melden die Geschichtschreiber, »eine neue Siegesbotschaft von Ratu-Peng'ging empfing, wuchsen seine Besorgnisse. Alle Radschahs von Sabrang hatten sich ihm unterworfen: unter ihnen waren die von Makaser **), Goa ***), Banda, Sambawa, Ende, Timor, Ternate, Holo, Ceram, Manila und Borneo. Denn er war unverwundbar.« Der König von Madschapahit erinnerte sich, daß Palembang den Gehorsam verweigerte: er sandte an Ratu-Peng'ging ein prächtiges Geschenk mit der Weisung, unverzüglich

*) Zusammengezogen: Sunan. Ursprünglich ein Apostel, später ein Fürst.
**) Mangkassar.
***) Celebes.

Palembang zu unterwerfen, dabei fragte er aber seinen Minister Gadscha-Mada, wie es doch möglich sey, daß Ratu-Peng'ging so viele große Dinge ausrichte und äußerte von Neuem Besorgnisse, wenn Jener nach Java zurückkomme. Gadscha-Mada erwiederte, er wisse sich Dieß nicht zu erklären, kürzlich wieder habe Ratu-Peng'ging in der größten denkbaren Lebensgefahr geschwebt und sey gerettet worden. Doch beweise er stets alle Bereitwilligkeit den Befehlen seines Fürsten zu gehorchen. Da sey guter Rath theuer. »Laßt uns Buße thun,« versetzte der Fürst, »und Gott bitten, uns die Mittel zu zeigen, wie wir dieser Gefahr entgehen.« Beide thaten 40 Tage und 40 Nächte Buße und nach Verfluß dieser Zeit erschien Batara-Narada dem Minister und sprach: »Unmöglich könnt Ihr Ratu-Peng'ging tödten, er ist gerecht und die Götter sind ihm hold. Wenn der König aus der Verlegenheit kommen will, so nehme er ihn in seine Familie und gebe ihm seine älteste Tochter zum Ehgemahl.« Gadscha-Mada theilte diese Offenbarung dem König mit. Wie war Lezterer erstaunt, denn Sang-Yang-Tung'gal *) hatte ihm das Nämliche befohlen. Der Feldherr hatte eben noch den Radschah von Palembang erschlagen und dessen Reich vorläufig verwaltet: er wurde zurückberufen, mit der Prinzessin vermählt und der Regierung beigesellt. Doch die alte Eifersucht erwachte bald wieder und der Fürst verwies seinen Eidam vom Hof **).

Mittlerweile hatten sich Aria-Demars Söhne nach Grissé begeben. Raden-Patah, der Aeltere, heirathete die Enkelin des Susunan Ampel und bildete eine Niederlassung in Bintara: er mochte nicht nach Madschapahit, weil seine Mutter daselbst mißhandelt worden war. Hussen, der Jüngere, dagegen ging ohne Wissen seines Bruders hin. Da nun der König Raden-Patahs Niederlassung nicht erlauben wollte, so sandte er Hussen ab, sie zu zerstören, Der aber brachte seinen Bruder nach Madschapahit, wo ihn Angka-Wijaya anerkannte und mit dem Titel Adipati nach Bintara entließ. Aber Rache kochte in seiner Brust, als er die Umstände seiner Geburt erfuhr. Er eröffnete dem Susunan Ampel seinen Entschluß, Madschapahit zu verderben. Umsonst predigte Dieser Mäßigung und suchte ihn zu besänftigen. Bald nachher — es war im Jahr Java's 1390 — starb Susunan Ampel: den Pussaka-Kris, den ihm der König von Madschapahit gegeben, hatte er dem Susunan Dschiri vermacht und ihm befohlen, Sorge zu tragen, daß diese Waffe nie in unwürdige Hände gerathe. Der Prinz hielt das Gedächtniß des weisen Susunan in hohen Ehren. Weil nun aber Ampels Rath seine Leidenschaften nicht mehr im Zaum hielt, so ließ er seinem Zorn gegen den König, seinen Vater, freien Lauf. Er verband sich mit den Missionären zum Untergang des Reichs von Madschapahit. Alle Mohammedaner schlossen sich ihm an, außer seinem Bruder Hussen, der dem König treu blieb. Ein Heer sammelte sich in Demak und Raden-Patah erklärte offen den Krieg. Sunan-Undang von Kudus, einer der acht vornehmsten Missionäre, zog gegen Madschapahit. Er vermied ein allgemeines Treffen, denn er fürchtete Hussens Geschicklichkeit. Und so wurde er vier Jahre in seinen Bewegungen

*) Der Große und Einzige.

**) Ums Jahr 1360 kam einer der Söhne des Königs von Banjermassin als Gesandter nach Madschapahit: er hatte eine große Anzahl Schiffe, viele Diener und Truppen bei sich. Da der Prinz in eine gefährliche Krankheit verfiel, so verordneten die Aerzte, er solle einer Sklavin mit Wollenhaaren beiwohnen. Der Sprößling aus dieser Verbindung erhielt den Namen Bandan-Kasawan.

gezügelt. Das Heer des Monarchen war jedoch dieses Zustandes der Ungewißheit müde: Hussen zwang bei dem Flusse von Sidayu den Feind zur Schlacht. Die Muselmänner erlitten eine völlige Niederlage, der Sunan kam um. Sie waren verloren, wenn Hussen den Sieg benüzt hätte, wenn ihm sein Bruder nicht zu lieb gewesen wäre. Da entbrannte der Bürgerkrieg von Neuem. Der König versuchte den Weg der Milde: er lud Raden-Patah in die Hauptstadt, welcher sich entschuldigte. Da Bintara und die andern Provinzen die Tributpflicht leisteten, so ließ der Hof die Sache beruhen. Hussens Bruder veranstaltete indeß neue Rüstungen. Er bat Aria-Demar um Rath, der gab ihm zur Antwort: es sey Gottes Willen, daß das Heidenthum vertilgt und überall Mohammeds Lehre eingeführt werde. Dieser Ausspruch belebte den Muth der Verbündeten: sie sammelten in Demak unter Anführung des Sohnes Sunan-Undangs ein Heer, lagerten vor Madschapahit. Hussen vertheidigte die Hauptstadt. Sieben Tage ununterbrochen dauerte die Schlacht: da fiel Madschapahit. Der König und seine Diener entrannten während des Sturms nach dem Osten Java's. Solches geschah im Jahr 1400. Pangeran-Kudus verfolgte den geschlagenen Hussen nach Trong und griff ihn in einer starken Stellung an. Sein Gegner mußte unterhandeln und begleitete den Pangeran nach Demak. Die Hauptstadt wurde verlassen und zur Einöde. Was aus dem König von Madschapahit geworden ist, weiß man nicht. Einige sagen, er sey nach Bali, Andere, er sey in die Provinz Malang in Sang'gala entwichen. Wenigstens hatten Flüchtlinge sich hier einige Zeit festgesezt. Raden-Patah machte Demak zu seiner Hauptstadt. Er wurde als Oberhaupt des Glaubens und Zerstörer des Heidenthums ausgerufen und alle Geschichtschreiber geben ihm den Titel Sultan. So endete das lezte bramanische Reich.

87. Zweiter Zeitraum bis zur Ankunft der Holländer.

Der Sultan von Demak regierte neun Jahre nach Eroberung von Madschapahit. Unter seiner Regierung breitete sich der muselmännische Glauben rasch aus. Sein Sohn Tranggana-Sabrang-Lor folgte ihm auf dem Thron. Gegen das Jahr 1421 gehorchte die ganze Insel der Herrschaft des Sultans. Der Bestand des Islam war fest gegründet. Mit den Fürsten von Borneo, Palembang, Bali, Singhapura, Indragiri und Andern, die sich nach dem Untergang von Madschapahit unabhängig erklärt hatten, wurden Freundschaftsbündnisse geschlossen. Unter der Regierung Tranggana's wurde das religiöse Gesetzbuch, Jaya-Langkara, abgefaßt. Dieser Fürst war tugendhaft, ein Menschenfreund und Beobachter der Gesetze.

Java blieb nicht lang unter Einem Scepter. Die Insel zerfiel in zwei Herrschaften, welche den alten Staaten Madschapahit und Pajajaran entsprachen. Die östlichen Provinzen behielt der Sultan von Demak, die westlichen bekam Mulana-Ibrahim, der den Titel Sultan von Scheribon annahm. Die beiden Fürsten behielten sich das Recht vor, ihre Besitzungen unter ihre Kinder weiter zu vertheilen. Der Sultan von Scheribon erfuhr einige Widerspenstigkeit von Seiten seiner Völker, besonders in Bantam. Tranggana regierte bis zum Jahr 1461. Er machte mehrere Erbtheile aus seinen Staaten. Sein ältester Sohn Aria-Rang'ga wurde Sultan von Prawata und erhielt, außer Demak, Samarang und den Lauf des Flusses Solo. Einer seiner Eidame wurde Herr von Japara, Rembang und

Jawana. Der Adipati von Pajang-Pang'ging, Raden-Pandschi, wurde Prebo-Pati von Pajang und Matarem. Seinem Sohn Mas-Timor verlieh er die Länder Kedu und Bagalen. Ein anderer Eidam, der Prinz von Madura, wurde Häuptling von Madura, Sumanap und Grissé, sein jüngster Sohn von Jipang. Dem Sultan von Scheribon, der im Jahr 1428 starb, folgte sein ältester Sohn mit demselben Titel: von ihm stammen die Sultane von Scheribon. Sein zweiter Sohn, Baradin, erbte das Königreich Bantam, welches sich über die Provinzen an der Sundastraße erstreckte: von ihm stammen die Könige von Bantam. Ein natürlicher Sohn bekam ein Gebiet bei Schitaram, zwischen Scheribon und Bantam bis Tangram: er führte den Titel Radscha von Dschakatra. Seine Hauptstadt war dieselbe, welche die Holländer im Jahr 1619 eroberten und in deren Nähe sie Batavia anlegten. So war das alte Reich von Madschapahit auf Java allein in eine große Anzahl unabhängiger Staaten zerstückelt, von deren Fürsten mehrere bald den politischen Titel Kiai-Guedé *), bald den religiösen Titel Susunan annahmen.

Etwa ein Jahr nach dem Tod des Sultans Tranggana erhob sich das Land Pajang auf eine hohe Stufe der Wohlfahrt. Es fehlte aber auch nicht an innern Wirren. Raden-Panangang, Statthalter von Jipang, begann auf Anstiften des Sunan Kudus das Land zu beunruhigen: einer seiner Soldaten verübte an dem Sultan von Prawata einen feigen Mord. Alsbald ergriff sein Bruder, Sunan Kali-Niamat, die Zügel der Regierung und behielt sie, bis Aria-Pandgiri, des Sultans Sohn, das regierungsfähige Alter hatte. Er wollte den Sunan Kudus zur Verantwortung ziehen, welcher auch Genugthuung versprach, es wurde ihm jedoch auf der Straße ein Hinterhalt gelegt und er ebenfalls ermordet. Da dem Adipati von Jipang seine Anschläge so gut von Statten gingen, so hätte er auch das Oberhaupt von Pajang gerne aus dem Weg geschafft und sich alsdann aller östlichen Bezirke bemächtigt. Die gedungenen Mörder schlichen sich um Mitternacht ein: sie trafen den Fürsten schlafend in Mitten seiner Frauen. Eine von diesen machte Lärmen, der Fürst wachte auf, erkundigte sich, Was es gebe und verzieh ihnen großmüthigst. Er und seine Schwester, Kali-Niamats Wittwe, wollten ihre Rache auf die Hauptperson fallen lassen: sie rüsteten ein Heer, über welches Panambahan den Oberbefehl übernahm. Er lagerte an einem Fluß, auf dem andern Ufer stand der Feind. Der Adipati von Jipang blieb in einem Zweikampf von der Hand eines jungen Mannes, dessen Vater er herausgefordert hatte, indem er ihm spottend zurief, er möchte doch, wenn er Herz habe, über den Fluß herüberkommen. Die Provinz Jipang unterwarf sich. Panambahans Verdienste belohnte der Fürst mit 1800 Bauern in dem Bezirk Mentok, dem nachmaligen Matarem, der über 300 Dörfer enthielt. Kali-Niamats Land ließ er seiner Schwester und Demak seinem Neffen Awa-Pangiri. Panambaham siedelte sich an in Passer-Guedé, welches fast wüste lag: er führte den Titel Kiai-Guedé-Matarem.

Im Jahr 1490 erklärten die Häuptlinge von Surabaya, Grissé, Sidayu, Tuban, Wirasaba, Pranaraga, Kediri, Madion, Blora und Passarnang ihre Unabhängigkeit von dem Fürsten von Madura und erwählten zu ihrem Oberhaupt Pandschi-Wiria-Krama, Adipati von

*) So viel als Sultan.

Surabaya. Sansa-Guna, Häuptling von Balambangan, welcher Hülfstruppen aus Bali und Celebes zu seiner Verfügung hatte, folgte ihrem Beispiel.

Kiai-Guedé-Matarem starb im Jahr 1497: er hatte während seiner Verwaltung die Einöde von Matarem in eine fruchtbare und volkreiche Landschaft verwandelt. Seinen Sohn, Anghbai-Sura-Wijaya, der wie ein königlicher Prinz am Hof von Pajang erzogen worden, schickte der Sultan nach Matarem und übertrug ihm die Anführung des Heers mit dem Titel Senapati *), indem er ihm zugleich die Weisung gab, jedes Jahr zum Mututfeste bei Hof zu erscheinen. In diese Zeit gehört die Ankunft der Portugiesen und anderer europäischer Nationen in den Gewässern von Java und die Errichtung von Faktoreien in Bantam. Weissagungen ließen den Senapati Kiai-Guedé-Laut-Kidul's **) Beistand hoffen: Dieß ermuthigte ihn dermaßen, daß er einen festen Palast erbaute und sich in eine unabhängige Stellung begab. Gesandte von Pajang forderten ihn zur Erklärung auf: er antwortete ausweichend. Da die Gesandten übrigens ihre gute Aufnahme rühmten, so wollte der Sultan die Sache dem Verhängniß anheimstellen, aber die Häuptlinge von Tuban und Demak drangen in ihn, daß er solle sein Recht mit den Waffen geltend machen. Sein Sohn rückte aus mit 5000 Mann. Der Senapati hatte nur 800. So gegen seinen Gegner zu schwach, steckte er, um ihn zu täuschen, die Dörfer und Felder in der Nacht in Brand und begab sich nach Pajang, wo er geraden Wegs zum Sultan ging, der ihn als Sohn behandelte und ihm verzieh. Es scheint nicht, daß der herrschsüchtige Soldat sich durch diese Nachsicht zur Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Vielmehr ließ er seinen Wohlthäter vergiften, weil er seine Rechnung besser fand, wenn er die höchste Gewalt dessen Sohn übertrug. Der Sunan Kudus aber, der sein Feind war, verlieh dem Fürsten von Demak diese Würde. Raden-Benawa (so hieß der neue Sultan) setzte alle Häuptlinge ab und Einwohner von Demak an ihre Stelle. Da griff der Senapati zu den Waffen, jagte Benawa's Truppen in die Flucht, erstürmte den Palast, bemächtigte sich der von Pajajaran und Madschapahit herrührenden Abzeichen des Königthums, erhob Benawa's Sohn mit dem bloßen Titel Pangeran auf den Thron, verlegte den Sitz des Reichs nach Matarem (1576) und zog, um die östlichen Provinzen zu erobern, gegen den Adipati von Surabaya. Im Augenblick, als die Heere sich entfalteten, schrieb Sunan Dschiri an Jeden der beiden Feldherren einen Brief, worin er zum Frieden rieth unter der Bedingung, daß der Adipati die Oberherrlichkeit von Matarem anerkennte, Was auch geschah. Doch nicht lange, so reuete den Adipati diese Uebereinkunft. Er griff von Neuem zu den Waffen und brachte die Truppen zu Pranaraga und Madion auf seine Seite. Dagegen belagerte der Senapati die Burg von Madion, nahm sie, marschirte gegen Surabaya und kehrte siegreich nach Matarem. Hierauf unterwarf er auch

*) Kriegsherr. Die politische Hierarchie in Java war diese. Der Susunan regierte mit despotischer Gewalt, unter ihm ein Wessir oder Raden-Adipati als erster Minister. Die Sapati's waren Statthalter in den Provinzen und hatten wieder Landscherans, Tumonggongs, Andschebal's und Mantris, Befehlshaber über Gaue und Bezirke, unter sich. Jeder Adipati hatte außerdem seinen ordentlichen Stellvertreter. Die Petindschi's oder Vorsteher von Dörfern wurden alle Jahre von den Einwohnern gewählt. An ihrer Seite befand sich ein Rath von Notabeln und außerdem war der Mudin oder Priester eine Person, deren Rath für sie von Wichtigkeit war.

**) Die Göttin des großen Südmeers.

Kediri, Scheribon und Samarang. Stifter eines Reichs und Meister der Kriegskunst, die durch ihn in diesen Gegenden zur höchsten Ausbildung gedieh, regierte er bis zum Jahr 1601.

Sein Sohn Sida-Krapiak erbte seine Rechte. Unter ihm wurden die ersten englischen und holländischen Niederlassungen auf Java gegründet. Der noch vorhandene Palast zu Krapiak, bei Matarem, ist von ihm. Seine Regierung war glücklich. Im Jahr 1618 folgte ihm sein ältester Sohn Merta-Pura, welcher jedoch nach einem Jahr körperlicher Gebrechen halber abdankte. Agung oder der Große nahm seinen Platz ein. Dieser Fürst verherrlichte sich durch einen Sieg über die vereinigten Streitkräfte von Surabaya und Madura, welcher die Unterwerfung der östlichen Provinzen nach sich zog. Durch innere Zwistigkeiten wurde seine Macht bald geschwächt. Die Holländer benüzten sie, um sich in Dschakatra festzusetzen.

88. Dritter Zeitraum. Von der Gründung der holländischen Herrschaft bis auf unsere Tage.

Der König von Bantam war im Jahr 1596 auf einem Feldzug gegen Palembang, auf der Insel Sumädra, als die Holländer unter Hutmann in seiner Hauptstadt erschienen. Es war in der Zeit der Neige der Macht der Portugiesen, die daselbst eine Flotte hatten. Der Hafen von Bantam wurde damals von Chinesen, Arabern, Mauren (der Name der indischen Muselmänner), Türken, Malaien und Peguanern in großer Zahl besucht. Vier Jahre später bildeten die Holländer eine Ansiedlung. Das Jahr darauf erhielten sie Erlaubniß zu Errichtung einer Faktorei. Im Jahr 1609 hielten sie einen Agenten in Grissé. Im Jahr 1612 schloß P. Both mit dem Fürsten von Dschakatra einen Vertrag. Am 19 Januar 1619 ermächtigte sie ein zweiter Vertrag zu Erbauung einer Feste. Neue Verstärkungen kamen unter Admiral Coen aus Europa. Die Stadt Dschakatra *) wurde, weil der Fürst mehrere Holländer festgenommen und ins Innere abgeführt hatte, in einen Aschenhaufen verwandelt und auf den Trümmern Batavia erbaut.

Der Kaiser von Matarem lebte in gutem Vernehmen mit den Holländern, bis er die Vorfälle von Dschakatra erfuhr. Da entsandte er gegen sie zwei Heere, die nach einander mit einem Verlust von 10,000 Mann heimgeschickt wurden. Im Jahr 1629 rückte abermals ein Heer von Matarem vor die Stadt Batavia. Die Belagerung und Stürme waren mörderisch. Die Javaner hatten kein Glück: dreimal wurden sie zurückgeschlagen und von einem Heer von 120,000 Mann büßten sie ungefähr die Hälfte ein. Endlich brachte ein holländischer Gesandter Geschenke und der Frieden wurde unterzeichnet. Und während der lezten Regierungszeit Agungs war das Reich, zwei Aufstände von wenig Belang abgerechnet, ruhig. Dieser Fürst, der im Jahr 1646 starb, war nach Angabe der Holländer sehr unterrichtet: die ganze Insel außer Dschakatra erkannte ihn als Oberherrn.

Aria-Prabu, sein Sohn, Sultan Arum genannt, war sein Nachfolger — einer der grausamsten Fürsten Java's. Den 24 September 1646

*) Diese Stadt scheint selbst auf der Stelle des alten Sunda-Kalappa gestanden zu haben. Siehe Denkwürdigkeiten der batavischen Gesellschaft, Thl. 1, S. 12.

schloß er mit der holländischen Kompagnie einen Vertrag, dessen Hauptbestimmungen waren: der Susunan ist jährlich durch einen Gesandten von den aus Europa angelangten Merkwürdigkeiten in Kenntniß zu setzen; javanische Priester und andere Personen, die in fremde Länder geschickt werden, sollen die Schiffe der Kompagnie benützen können; Flüchtlinge wegen Schulden und aus andern Ursachen werden gegenseitig ausgeliefert; der Susunan und die Kompagnie machen sich anheischig, einander in Kriegen zu unterstützen; die Seefahrer des Susunan dürfen Handel treiben auf allen Niederlassungen der Kompagnie, Amboina, Banda und Ternate ausgenommen; die nach Malakka und andern nördlichen Plätzen bestimmten Fahrzeuge können in Batavia Rast halten. Am 10 Juli 1659 kam zwischen der Kompagnie und dem Sultan von Bantan wegen wechselseitiger Auslieferung der Ausreißer ein Vertrag zu Stande.

Unter den Truppen war gegen den wilden Sultan von Matarem eine Verschwörung angezettelt worden: sie wollten seinen Bruder Alit auf den Thron setzen. Der Anschlag wurde entdeckt und die Köpfe der Rädelsführer dem Sultan gebracht, welcher zu Alit sprach: »Da siehst Du den Lohn Derer, die meine Gewalt antasten.« Nach einiger Zeit wurde der junge Prinz von einem Mann ermordet, der ihn aufhalten wollte und gegen den er hatte den Kris erhoben. Der Sultan, über diesen Verlust trostlos, ließ die Namen aller Priester der Hauptstadt aufschreiben, weil er vermuthete, einer von ihnen habe den Mörder angestiftet. Sie wurden nach dem Alun-Alun entboten und, 6000 an der Zahl, mit Kartätschen niedergeschmettert. Die erste Königin hatte einen Vogel von einem wilden Huhn und einem Haushahn. Der Susunan bildete sich ein, Dieß wäre eine Vorbedeutung, daß sein Sohn, so wie er das verständige Alter erreichte, zur Regierung gelangen würde. Da versammelte er sechszig Personen von seiner Familie unter einem Varegobaum und befahl, sie niederzumachen, obgleich sie Gott und die Propheten als Zeugen ihrer Unschuld anflehten. Sein Sohn hatte sich ohne seine Zustimmung vermählt: die junge Frau und ihr ganzes Geschlecht, vierzig Personen, wurden hingerichtet, der Prinz verbannt. Man fügt hinzu, er habe seine Tochter genothzüchtigt. Diese Abscheulichkeiten erregten nachgerade einen solchen Haß gegen den Fürsten, daß die Großen des Reichs in seinen Sohn drangen, daß er doch die Zügel der Regierung übernehmen möchte. Eine neue Verschwörung bricht aus: in Madura soll die Fahne des Aufstands aufgepflanzt werden, während der Prinz am Hof bleibt. Eine Hülfsschaar von Mangkassar stoßt zu den Empörern im Jahr 1675. Zwei Heere des Susunan werden nach einander geschlagen und ihre Anführer getödtet. Der Sultan bildet ein drittes Heer und stellt seinen Sohn an die Spitze. Der Oberste der Empörung, Truna-Jaya, gedachte, sich selbst auf den Thron von Matarem zu schwingen: er hatte mehrere Vortheile in den östlichen Provinzen erfochten, Surabaya erobert und marschirte gegen Japara. Allein die Holländer fanden es ihrem Interesse gemäß, das Ungeheuer zu unterstützen. Im Dezember 1676 brach Admiral Speelmann von Batavia auf und unterwarf die ganze Küste bis Japara. Ein Vertrag zwischen der Kompagnie und dem Susunan war die Frucht seiner Erfolge. Das Gebiet von Batavia wurde bis Krawang ausgedehnt. Die Waaren der Kompagnie sollten zollfrei ausgeführt werden. Die Mangkassars, die Malaien und die Mauren sollten nur mit holländischen Pässen in den Staaten des Susunan Handel treiben können. Dieser Fürst

sollte für Kriegskosten 250,000 Piaster zahlen, 3000 Lasten Reis liefern ꝛc. Im Mai des nächsten Jahrs gewannen die vereinigten Flotten Speelmans und des Susunan einen vollständigen Sieg über Truna-Jaya, welcher mit Zurücklassung von 100 Kanonen floh. Später hatten die Empörer wieder einiges Glück zu Land. Endlich im Juni 1677 zogen sie in die Hauptstadt Matarem ein. Der Monarch entwich mit seinem Sohn in die Gebirge von Kendang, wo er bald einer Krankheit erlag. Sterbend sprach er zu dem Prinzen: »Du wirst über Java herrschen nach dem Recht Deines Vaters und Deiner Vorfahren. Sey ein Freund der Holländer, mit ihrem Beistand wirst Du die Provinzen des Ostens unterjochen.«

In dem Palast fielen unermeßliche Schätze, die Krone von Madschapahit und zwei Töchter des Königs in die Hände der Empörer. Von den Einwohnern waren 16,000 umgekommen, eben so viel von den Maduriern. Der neue König, Mengkurat I, Sida-Tagal-Arun genannt, hatte sich nach Tagal zurückgezogen: er wollte sich zuerst auf eine Pilgerfahrt nach Mekka begeben, um den Ehrentitel eines Hadschi zu verdienen, beschloß aber nach einem geheimnißvollen Traum, in Batavia Hülfe zu suchen. Als die Truppen ankamen, nahm der Oberste der Provinz Tagal Aergerniß daran, daß die holländischen Offiziere mit dem Hut in der Hand vor dem König standen, während die Javaner sitzen müssen. Er war sehr verwundert, als man ihn belehrte, daß Dieß in Europa ein Achtungsbeweis sey. Der Monarch erkundigte sich nach dem Namen des Befehlshabers und da man ihm sagte, daß er den Rang eines Admirals habe, so trat er auf ihn zu. Hierauf wurden Geschenke überreicht, darunter ein prächtiges Kleid von holländischem Schnitt, das dem Fürsten so gefiel, daß er es sogleich anzog. Der Admiral schlug den Seeweg nach Japara ein, während eine holländische Abtheilung mit dem Fürsten zu Land gen Pakalongan aufbrach. In Japara fand der Admiral ein englisches und französisches Schiff, die in Noth waren: sie thaten ihm zu wissen, sie hätten den Holländern beigestanden, als die Empörer Japara angriffen. Er dankte den Mannschaften, machte ihnen ein Geschenk von 10,000 Piastern und ließ sie auf einem seiner Schiffe auf seine Kosten in ihr Land zurückführen. Die Truppen rückten in Eilmärschen auf Kediri vor. Der Platz wurde fünfzig Tage lang belagert und erstürmt, Truna-Jaya und die Mangkassars, seine Bundesgenossen, in die Flucht geschlagen. Man erbeutete viel Gold, eine große Menge spanischer Piaster und die berühmte Krone von Madschapahit, aber die Juwelen waren bei Seite geschafft. Neun mangkassarische Häuptlinge erhielten Vergebung. Indeß hatte Truna-Jaya von Neuem Truppen gesammelt: er führte sie durch die Ebene. Aber beim Anblick des vereinigten javanisch-holländischen Heers überfiel sie ein panischer Schrecken. Sein Schwager rieth ihm zur Unterwerfung, der Fürst würde wahrscheinlich verzeihen. Truna besann sich einen Augenblick, dann befahl er seinen Frauen und Dienern, ihm zu folgen. Sie nahmen Alle den Weg nach Kediri, den 25 Dezember 1679, fielen dem Kaiser zu Füßen und flehten um Gnade. Der Unglückliche war ohne Kris: ein Schindi war um seinen Leib geschlungen, als ob er Gefangener wäre. »Gut, Truna-Jaya,« sagte der Monarch, »ich verzeihe Dir. Gehe, kleide Dich nach Deinem Rang und komme wieder. Ich werde Dir ein Geschenk machen mit einem Kris und Du sollst mein Minister seyn.« Truna pries draußen seines Feindes Großmuth und eilte wieder in den Palast. Da befiehlt der Susunan seiner Frau, ihm den Kris Kiai-Belabar zu

reichen, welcher war aus der Scheide gezogen: »Aufrührer,« sprach er, »vernimm, daß ich geschworen habe, diese Waffe nicht zu ziehen, als um sie Dir in den Leib zu stoßen. Empfange die Strafe Deiner Verbrechen!« Mit diesen Worten stach er ihn nieder, darauf wurde ihm der Kopf abgeschlagen, die Leiche durch den Koth geschleppt und in eine Grube geworfen. Die Ruhe war hergestellt. Der Susunan kehrte nach Samarang zurück. Und um den Holländern seine Dankbarkeit zu bezeugen, bewilligte er ihnen so viel Land, daß sie eine Feste anlegen konnten. Dafür versprachen sie ihm, Falls er wieder angegriffen würde, ihren Beistand. Die Javaner behaupten, daß, wenn das Unglück einmal sich über einen Ort verbreitet hat, das Glück nie zurückkommt. Dieser Aberglaube war die Ursache, daß der Susunan Matarem verließ. Er hatte zuerst im Sinn, seinen Aufenthalt in Samarang zu nehmen, entschloß sich jedoch zu Erbauung einer neuen Hauptstadt in dem Bezirk von Pajang, inmitten des Waldes von Wana-Karta*). Er nannte sie Karta-Sura. Mengkurat starb im Jahr 1682.

Amangku-Nagara oder Mengkurat-Mas war sein Nachfolger. Es hatte einen ungünstigen Eindruck gemacht, daß er die Zügel der Regierung ergriff, ehe der entschlafene Monarch nur bestattet war. Die Kompagnie lud ihn ein, den Vertrag vom verwichenen 28 Februar zu bestätigen, vermöge dessen das Königreich Dschakatra, zwischen den Flüssen Krawang und Untung-Jawa, mit allen Hoheitsrechten an die Holländer abgetreten, so wie zur Belohnung der von dem Admiral Speelman während des Aufstands geleisteten Dienste ihnen alles Land zwischen den Flüssen Krawang und Panarukan überlassen wurde. Ihre Vergrößerungsentwürfe entwickelten sich überhaupt jezt rasch. Ein unterm 15 Januar 1678 verliehener kaiserlicher Freibrief hatte den Zuckerhandel von Japara in ihre Hände gegeben und die Kompagnie hatte neue Rechte erworben auf Samarang. Zwei spätere Verträge (vom 17 April und 6 Januar 1784) bestimmten ihre Verhältnisse zu zwei andern Fürsten. Durch den erstern wurde der Fluß Tang'ran als Grenze festgesezt zwischen dem holländischen Königreich Dschakatra und den Staaten des Königs von Bantam, durch den leztern die Errichtung einer Faktorei in Scheribon zugestanden. Hundert Tage nach Mengkurats Hintritt feierte man endlich mit Prunk sein Leichenbegängniß. Während dieser Festlichkeit faßte der Kaiser eine heftige Neigung zur Frau des Adipati von Madura: er wollte ihr Gewalt anthun, aber sie entwischte. Ihre Gatte floh nach Samarang und forderte Pangeran-Pugar, den Oheim des Monarchen, auf, von der Krone Besitz zu nehmen und sich unter holländischen Schutz zu begeben. Mangkurat-Mas wollte sich durch die Hinrichtung des Sohns Pugars rächen, aber zwei Ausbrüche des Merapi, des größten der Vulkane Java's, erschreckten ihn, daß er nicht anders dachte, als der Himmel zürne ihm und sey Jenem hold. Er ließ daher Pugars Sohn nicht nur beim Leben, sondern verehrte ihm tausend Schafchas. Beide, er und Pugar, schickten Gesandte nach Batavia. Die Kompagnie behandelte den Abgeordneten des Susunan als einen bloßen Staatsboten, sie erwiederte, sie könne seinen Herrn nicht als Monarchen anerkennen: 1) weil Derselbe ein Tyrann sey, der seinen Vater gegen die Holländer aufgehezt habe; 2) weil seine Gesandtschaft statt üblicher Weise aus Prinzen

*) In der Nähe der Ruinen von Karta-Sura liegt Surakarta oder Solo, die jetzige Hauptstadt des Kaisers von Matarem.

und Ministern nur aus einem niedern Beamten bestehe; 3) weil er bei Anzeige seiner Thronbesteigung nicht auch die Erneuerung der Verträge vorgeschlagen; 4) weil man aus aufgefangenen Briefen wisse, daß er den Fürsten von Madura bewegen wolle, sich mit ihm gegen die Holländer zu verbünden, um sie von der Insel zu vertreiben. Dagegen verlangte die Kompagnie von Pugar als Preis ihrer Hülfe die Abtretung Demaks, Japara's und Tagals. Pugar konnte Nichts abschlagen: er erbot sich außerdem zur Bezahlung aller Kriegskosten. So wurde man Handels einig. Am 18 März 1704 setzten sich die Truppen der Kompagnie in Bewegung, im Monat April erreichten sie Samarang. Am 19 Juni wurde Pugar von den Holländern in Samarang anerkannt und zugleich wurden die Bezirke von Demak, Grabogan, Sisela und das Gebiet von Samaranz bis Ung'arang angeeignet. Mengkurat-Mas mußte sich zurückziehen. Ehe man weiter vorrückte, traten die holländischen Generale mit Jaya-Dennigral, dem Befehlshaber in Karta-Sura, in Unterhandlung und bemeisterten sich der befestigten Posten von Pedakpayang, Ung'arang und Salatiga. Der Feind stand mit ungefähr 40,000 Mann bei diesem leztern Platz. Nun entfloh Mengkurat-Mas aus seiner Hauptstadt, nachdem er zuvor noch Pugars Sohn hatte erdrosseln lassen. Er war 34 Jahr alt und man gab ihm den Beinamen Pinschang, weil er hinkte. Pugar aber war 56 Jahre alt, als er unter dem Namen Pakabuana den Thron von Java bestieg. Den 5 Oktober 1705 räumte er den Holländern durch einen Vertrag noch größere Vortheile ein, nebst einem bedeutenden Länderzuwachs. Den 11ten desselben Monats entwarf Dewilde einen andern Vertrag, kraft dessen der Fürst sich anheischig machte, eine Abtheilung von 200 Mann holländischer Truppen zu seiner Sicherheit in Karta-Sura zu unterhalten mit einem monatlichen Aufwand von 1300 spanischen Piastern. Sofort wurde Mengkurat-Mas zwei Jahre von Ort zu Ort verfolgt, bis er sich den 17 Juli 1708 an einen Agenten der Kompagnie, Namens Knol, ergab, welcher ihn mit seiner Gemahlin, seinen Kebsweibern und seinen Dienern nach Batavia einschiffen ließ. Kaum war er hier angelangt, so führte man ihn vor den Generalgouverneur Van Hoorn. Der Monarch warf sich ihm zu Füßen und überreichte seinen Kris. Der Gouverneur stellte ihm diese Waffe wieder zu, behandelte ihn freundlich und schickte ihn nach Ceylan. Die berühmte Makota oder Krone von Madschapahit war während des Kriegs, welcher Mengkurat-Mas vom Thron stürzte, für immer verloren gegangen. Auch gehörte die Empörung Sura-Pati's, die im Jahr 1683 begann und erst im Jahr 1699 unterdrückt wurde, unter die unglücklichen Ereignisse dieser Regierung.

Pakabuana starb im Jahr 1722. Während seiner Regierung hörten die Empörungen fast nie auf. Die Holländer verloren in mehreren Treffen eine Masse Leute. Aber die Kompagnie errang in dieser Zeit die Oberherrschaft über Java und der Susunan wurde von ihr ganz und gar bevormundet. Er hatte die Kompagnie gebeten, unter seinen drei Söhnen den Nachfolger zu ernennen. Pranbu-Amangku-Nagara, der Aelteste, wurde gewählt. Der Jüngste empörte sich und bemächtigte sich Matarems. Die Holländer sandten Truppen nach Surabaya, stellten die Ordnung her und verbannten einen der Leiter des Aufstandes nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Inzwischen war der junge Susunan eines fast plötzlichen Todes verblichen und der vierzehnjährige Pakabuana II bestieg (im Jahr 1731) den

väterlichen Thron. Denn-Radscha übernahm bis zu dessen Volljährigkeit die Regierung: er war des lezten Kaisers Minister gewesen.

In das Jahr 1737 fällt der Ausbruch des Aufstands der Chinesen in Batavia. Eine große Zahl Unzufriedener ging heimlich aus der Stadt und versammelte sich in dem wenig entfernten Dorf Gandaria. Die Schriftsteller erzählen die Veranlassung auf verschiedene Weise. Die Einen schreiben sie ganz der Erbitterung der Chinesen zu, welche von den Sklaven der Europäer belästigt worden wären und kein Recht hätten bekommen können; die Andern der Eifersucht der übrigen Einwohner über den von dem General Valkenaer den Chinesen bewilligten besondern Schutz. Ein Chinese, Liu-Schu, benachrichtigte die Regierung von Dem, was in Gandaria vorging und diente als Kundschafter. Die Empörer nahten der Stadt. Die Thore wurden gesperrt, man empfing sie mit Kanonenschüssen. Mehrere kamen um, die Uebrigen zogen sich in größter Verwirrung nach Gading-Melati zurück. Tags darauf ließ man alle Schiffsmannschaften landen: den Chinesen wurde die Weisung, sich in ihren Wohnungen eingeschlossen zu halten. Und nun stürzte auf ein gegebenes Zeichen die christliche und einheimische Bevölkerung auf die Chinesen los und richtete ein unbarmherziges Blutbad an, dem von 9000 Einwohnern dieser Nation bloß 150 durch die Flucht nach Kampung-Melati entkamen. Alles chinesische Eigenthum wurde geplündert. Nach dieser gräulichen Metzelei rückte General Baron van Imhoff an der Spitze von 800 europäischen und 2000 javanischen Soldaten gegen Melati, wo die Chinesen unter Sing-seh sich verschanzt hatten. Sie wurden aus dieser Stellung vertrieben und wichen nach Paning'garan, wo sie nochmals geworfen wurden. Die Holländer verloren in diesem Treffen 450 Mann, die Chinesen 800. Als die Kunde von dem Aufstand nach Karta-Sura gelangte, stritten sich die Minister über die Frage, ob man solle gegen die Chinesen für die Holländer Partei nehmen oder für die Chinesen, welche bloße Handelsleute wären, während die Holländer die Herren spielten. Der Kaiser entschied, daß man den Aufstand begünstigen müsse und sandte den Tumung-gung von Grabogan, Merta-Pura, daß er Dieß insgeheim den Chinesen eröffnete und sich mit ihren Anführern in Verbindung sezte. Merta-Pura besorgte seinen Auftrag so geschickt, daß ihm der holländische Befehlshaber, dem er vorspiegelte, er wolle die Chinesen in Tanjung-Walahan angreifen, selbst den Schießbedarf lieferte und er, gleichwie die Adipati's von Demak, Pati und Kediri, Jenen durch falsche Angriffe völlig narrten. Die Chinesen belagerten Samarang und zerstörten Rembang. Die Truppen der Kompagnie räumten Jawana und Demak. Da entdeckte der Kaiser, daß einer der Söhne von Mengkurat-Mas nach dieses unglücklichen Fürsten Tod aus Ceylan zurückgekommen war und mit dem Kommandanten des Forts von Karta-Sura in Unterhandlung stand. Er beschloß, die Besatzung zu züchtigen. Unter dem Vorwand, gegen die Chinesen zu marschiren, erschienen seine Truppen vor der Feste: nach zwei Stürmen mußte die Besatzung das Gewehr strecken. Die Offiziere wurden niedergemacht, der Rest der Schaar, Weiber und Kinder, unter die Javaner vertheilt, mehrere Soldaten beschnitten und zur Annahme des Islam gezwungen. Jezt gingen den Holländern von Samarang die Augen auf. Die Kompagnie entband den Pangeran von Madura seiner Vasallenpflichten gegen den Kaiser. Der Pangeran ließ sämmtliche Chinesen auf seiner Insel ermorden, rüstete Schiffe und nahm Sidayu-Tubau und andere Plätze. Die Chinesen verwüsteten das Land

und belagerten die Niederlassungen an der Küste von Tagal bis Passarnan. Aber der Kaiser fürchtete, die Holländer möchten sich für die den Chinesen geleistete Hülfe grausam rächen: daher verleugnete er seinen Minister Mata-Kasuma, wälzte auf ihn die Schuld von Allem, was vorgefallen und schloß mit der Kompagnie einen Vertrag, durch welchen er Madura und Surabaya abtrat. Die Chinesen von Pati und Jawana hatten den Enkel von Mengkurat-Mas, Kuming, zum Kaiser erwählt. Sie drangen in Karta-Sura ein und plünderten den Palast. Pakabuana war entflohen. Die holländischen und maduriſchen Truppen vereinigten sich mit ihm. Mehreren javanischen Häuptlingen, die sich unterwarfen, ließ er Verzeihung angedeihen: nur bei den Chinesen wollte er von keiner Gnade wissen. Nach vier Monaten rückte der Pangeran von Madura nach Karta-Sura und der Afterkaiser mußte davon. Im November 1742 erlitten die Chinesen eine Niederlage in Assem und zogen sich zurück nach Brambanan. Damals machte der Fürst von Madura den Versuch, Pakabuana's Bruder auf den Thron zu erheben. Zwei Monate später wurde eine allgemeine Amnestie verkündigt. Der Afterkaiser ergab sich an die Holländer in Surabaya, die ihn nach Ceylan verwiesen.

Im Jahr 1743 verlegte Pakabuana den Regierungssitz von Karta-Sura nach dem drei Stunden entfernten Dorfe Solo, wo der Susunan bis auf den heutigen Tag Hof hält. Noch verweigerte der Häuptling von Madura hartnäckig den Gehorsam. Nachdem er aber in Surabaya und auf der Küste alle möglichen Unordnungen verübt hatte, demüthigten ihn die Holländer, die ihn verfolgten und sein ganzes Land eroberten.

So viele Empörungen mußten das Ansehen des Kaisers tief erschüttern, als zu guter Lezt noch Mangkubumi, einer von dessen jüngern Brüdern, seine Fahne aufsteckte. Dieser hatte durch thätige Theilnahme an den Ereignissen der früheren Jahre sich zum Krieger gebildet. Merta-Pura und ein Minister Kumings versprachen ihre Unterstützung. Um Ruhe zu erlangen, gab ihm der Monarch die unabhängige Statthalterschaft von Sukawari. Doch bald wollte er ihn derselben wieder berauben und Mangkubumi entwich Nachts vom Hof. Die Epoche dieser Flucht, welche im Jahr 1745 Statt hatte, wird der javanische Krieg genannt. Mangkubumi betheuerte seine Anhänglichkeit an die Kompagnie und verlangte von ihr die Anerkennung seines Sohnes in der Eigenschaft eines Pangeran-Adipati-Matarem oder muthmaßlichen Thronfolgers. Dieser Vorschlag zur Güte wurde verworfen und mittlerweile starb der Kaiser. Auf seinem Todtenbett, den 11 Dezember 1749, dankte er ab für sich und seine Nachkommen zu Gunsten der holländisch-ostindischen Kompagnie, der er die Wahl der Person, die zum Vortheil der Kompagnie und Java's herrschen sollte, für künftig anheimstellte. Nach seinem Tod ließ sich Mangkubumi vor einer zahlreichen Versammlung zum Herrscher ausrufen. Dem Generalgouverneur bot er durch Gesandte sein Bündniß an. Allein die Holländer zogen Pakubuana's Sohn vor, welcher ein neunjähriges Kind war und den Namen Pakabuana III empfing. Die Feindseligkeiten begannen. Mangkubumi wurde geschlagen und nach dem Westen zurückgeworfen, aber er hatte sich schnell erholt, siegte bei Janar, einem Dorf von Baglen, und zu Tidar bei dem Berg Kedu. Nach einem dritten Erfolg zog er gegen Pakalongan, das er plünderte, und selbst bis vor die Thore von Solo, das seine Rettung nur der Ehrfurcht der Javaner vor der Kanone Nai-Stomj verdankte.

Man führte sie auf den Alun-Alun den Empörern entgegen und diese ergriffen sogleich die Flucht. Nach mehreren Jahren geschickter, aber mühsamer Hin- und Hermärsche schenkten die Holländer im Jahr 1755 Mangkubumi's Ansprüchen Gehör: durch einen zu Ginganti, einem Dorf bei Surakarta, abgeschlossenen Vertrag wurde er feierlich als Sultan Amangku-Buana I verkündigt. Er nahm seinen Sitz in Yuguia-Karta oder Dschokschokarta, einige Meilen von der alten Stadt Matarem. Nach seinem Tod im Jahr 1792 stieg sein Sohn, Amangku-Buana II, auf den Thron. Der Susunan behielt seinen Sitz in Solo, wo er im Jahr 1788 starb.

Die Ereignisse, welche mit der französischen Revolution zusammenhängen und die wichtigen Regierungshandlungen des Generals Dändels, eines Staatsmanns von großem Charakter und eines Verwalters von seltenem Talent, werden eines Tages eine bedeutende Stelle einnehmen in der Geschichte der Malaienlande, die noch zu schreiben ist. Buana II wurde im Jahr 1811 von den Engländern *) abgesezt, sie gaben jedoch später seinem Sohn Buana III sein väterliches Erbe zurück. Dieser gemeine Fürst starb im Jahr 1815. Sein jüngerer Bruder, Buana IV, wurde unter holländischer Vormundschaft sein Nachfolger. Seitdem haben die Padris von Menangkarbu und Dipo Nigoro, Regent des Sultans von Dschokschokarta, versucht, das fremde Joch abzuschütteln. Der holländische Uebermuth hätte den Leztern gekränkt, Kühnheit und Thatkraft machten ihn zu einem gefährlichen Feind. Er war mit seinen Unabhängigkeitsbestrebungen zu früh: sie fanden nur schwachen Anklang. Jezt ist er verbannt und die Aufstände sind gedämpft, doch das Feuer glimmt unter der Asche.

89. Madura und Lombok.

Zu den Dependenzen von Java gehört die Insel Madura oder eigentlich Maduré, welche eine der zwanzig Provinzen Java's ausmacht. Sie liegt im Angesicht von Surabaya und zählt 60,000 Seelen. Sie ist unter drei einheimischen Fürsten vertheilt, die der holländischen Oberherrlichkeit unterworfen sind. In den drei kleinen Städten Bangkalan, Parmakassan und Sumanap haben sie ihren Sitz. Im Jahr 1825 erhob Van der Capellen den Panambaham von Sumanap zum Sultan. Die Einwohner bekennen sich zum Islam. Die Insel ist fruchtbar an Reis. Sie hat eine sehr reiche Vegetation. Man trifft daselbst den Bombax mit den unermeßlichen rothen Blüthen in einer Größe, die fast so beträchtlich ist als diejenige des afrikanischen Boabab. Bengalens Schampoka, Tanjung, Malati mit weißer Blüthe, Lotus werden gepflanzt. Die Erythrina schimmert in lebhaftem Scharlach.

Die Insel Lombok, eine geographische Dependenz von Java, wird von einem Radscha beherrscht, welcher dem von Karrang-Assem, einem der mächtigsten der Insel Bali, zinspflichtig ist. Die Einwohner sind berühmte Landwirthe und überhaupt von vorgeschrittener Bildung. Es wird behauptet, daß der Brahmanismus und der Buddhismus mitten unter der muselmännischen Bevölkerung von Lombok noch Anhänger haben und daß das Verbrennen der Wittwen wie auf Bali und in Hindustan vorkomme.

*) Sir Samuel Auchmuty befehligte die Flotte, General Gillespie die Landungstruppen.

90. Bali.

Die Insel Bali *) ist von Java durch eine Meerenge getrennt, welche ihren Namen trägt. Eine hohe Bergkette durchschneidet sie von Nordwest nach Südost. Undurchdringliche Wälder bedecken einen großen Theil ihres Bodens. Die Meerenge von Bali bietet den während des Westmussons nach Europa segelnden Schiffen eine sichere Straße. Die sehr starke Strömung fördert sie selbst bei ungünstigem Wind, während um diese Zeit die Fahrt durch die Sundastraße beschwerlich ist. Diese außerordentlich bevölkerte Insel enthält, wenn man den Einwohnern glauben darf, gegen eine Million Einwohner. Die Einwohner sind von hellerer Farbe, verständiger, stärker gebaut und wohlgestalteter als die Javaner, aber auch stolzer und ungeselliger. Ich bin geneigt zu glauben, daß die Balier wie die Javaner von den Dayas auf der Westküste von Borneo abstammen und daß sie sich mit den Hindu's vermischt haben, denn sie haben die Gesichtsfarbe der Erstern und die Religion der Leztern. Die Insel zerfällt in acht unabhängige Fürstenthümer: die wichtigsten sind Karang-Assem, Giangur, Tabanan, Bliling und Klong-Klong. Das Fürst von Klong-Klong, gleichwie der von Gilgil, herrschten einst über die ganze Insel. Die Hauptorte heißen ebenso. Bali ist nur dem Namen nach eine holländische Besitzung. Die Radschahs sind von den Kasten der Sudras und der Veissias, aber die vier hindu'schen Kasten sind vorhanden und die Brahmanen stehen in großem Ansehen. Auch gibt es Leute ohne Kaste, Schandalas genannt. In Bali-Badong, auf der Südküste, ist eine offene Bai, wo die holländischen Schiffe das Recht haben vor Anker zu gehen. Die Sklaven aus Bali beiderlei Geschlechts sind in den Malaienlanden sehr gesucht. Der Boden wäre ziemlich ergiebig, nur ist der Anbau zu wenig sorgfältig. Die geschätzesten Artikel sind: Reis, Ochsenfleisch, Häute, etwas Wachs und eine große Quantität Talg. Die Industrie ist noch in der Kindheit.

91. Handel.

Die Balier gehen selten ins Ausland. Der Handel zu Balinli, einer der Haupthafenstädte der Insel, geschieht durch fremde Prahus. Die Insulaner selbst besitzen nur eine kleine Anzahl dieser Fahrzeuge, mit welchen sie sich in der Regel nicht von der Küste entfernen, ein Duzend Prahus kommen jährlich von der Insel Ceram. Sie langen im Oktober an und kehren im Januar in ihr Land zurück. Sie bringen Muscatnüsse, Schildkrötenschalen, Massoi (eine Rinde, woraus ein bei den Baliern, den Chinesen ꝛc. geschätztes Schönheitsmittel verfertigt wird) und andere den Malaieninseln gemeine Kaufmannsgüter. Die Mannschaft besteht aus starken Papuas von der Küste von Neu-Guinea, welche ein sauberes und verständliches Malaiisch reden und einen entschlossenen Ton führen, als ob sie die Gewohnheit hätten, mehr zu befehlen als zu gehorchen. Diese Prahus sind ohne Eisen gebaut, bis auf die Nägel ist Alles von Holz. Sind sie nach Ceram zurück, so werden sie aus einander gelegt. Jeder nimmt ein Stück von der Verkleidung

*) Einige Schriftsteller haben sie unpassend Kleinjava genannt.

Man führte sie auf den Alun-Alun den Empörern entgegen und diese ergriffen sogleich die Flucht. Nach mehreren Jahren geschickter, aber mühsamer Hin- und Hermärsche schenkten die Holländer im Jahr 1755 Mangkubumi's Ansprüchen Gehör: durch einen zu Ginganti, einem Dorf bei Surakarta, abgeschlossenen Vertrag wurde er feierlich als Sultan Amangku-Buana I verkündigt. Er nahm seinen Sitz in Yuguia-Karta oder Dschokschokarta, einige Meilen von der alten Stadt Matarem. Nach seinem Tod im Jahr 1792 stieg sein Sohn, Amangku-Buana II, auf den Thron. Der Susunan behielt seinen Sitz in Solo, wo er im Jahr 1788 starb.

Die Ereignisse, welche mit der französischen Revolution zusammenhängen und die wichtigen Regierungshandlungen des Generals Dändels, eines Staatsmanns von großem Charakter und eines Verwalters von seltenem Talent, werden eines Tages eine bedeutende Stelle einnehmen in der Geschichte der Malaienlande, die noch zu schreiben ist. Buana II wurde im Jahr 1811 von den Engländern *) abgesezt, sie gaben jedoch später seinem Sohn Buana III sein väterliches Erbe zurück. Dieser gemeine Fürst starb im Jahr 1815. Sein jüngerer Bruder, Buana IV, wurde unter holländischer Vormundschaft sein Nachfolger. Seitdem haben die Padris von Menangkabu und Dipo Nigoro, Regent des Sultans von Dschokschokarta, versucht, das fremde Joch abzuschütteln. Der holländische Uebermuth hatte den Leztern gekränkt, Kühnheit und Thatkraft machten ihn zu einem gefährlichen Feind. Er war mit seinen Unabhängigkeitsbestrebungen zu früh: sie fanden nur schwachen Anklang. Jezt ist er verbannt und die Aufstände sind gedämpft, doch das Feuer glimmt unter der Asche.

89. Madura und Lombok.

Zu den Dependenzen von Java gehört die Insel Madura oder eigentlich Maduré, welche eine der zwanzig Provinzen Java's ausmacht. Sie liegt im Angesicht von Surabaya und zählt 60,000 Seelen. Sie ist unter drei einheimischen Fürsten vertheilt, die der holländischen Oberherrlichkeit unterworfen sind. In den drei kleinen Städten Bangkalan, Parmakassan und Sumanap haben sie ihren Sitz. Im Jahr 1825 erhob Van der Capellen den Panambaham von Sumanap zum Sultan. Die Einwohner bekennen sich zum Islam. Die Insel ist fruchtbar an Reis. Sie hat eine sehr reiche Vegetation. Man trifft daselbst den Bombax mit den unermeßlichen rothen Blüthen in einer Größe, die fast so beträchtlich ist als diejenige des afrikanischen Boabab. Bengalens Schampoka, Tanjung, Malati mit weißer Blüthe, Lotus werden gepflanzt. Die Erythrina schimmert in lebhaftem Scharlach.

Die Insel Lombok, eine geographische Dependenz von Java, wird von einem Radscha beherrscht, welcher dem von Karrang-Assem, einem der mächtigsten der Insel Bali, zinspflichtig ist. Die Einwohner sind berühmte Landwirthe und überhaupt von vorgeschrittener Bildung. Es wird behauptet, daß der Brahmanismus und der Buddhismus mitten unter der muselmännischen Bevölkerung von Lombok noch Anhänger haben und daß das Verbrennen der Wittwen wie auf Bali und in Hindustan vorkomme.

*) Sir Samuel Auchmuty befehligte die Flotte, General Gillespie die Landungstruppen.

90. Bali.

Die Insel Bali *) ist von Java durch eine Meerenge getrennt, welche ihren Namen trägt. Eine hohe Bergkette durchschneidet sie von Nordwest nach Südost. Undurchdringliche Wälder bedecken einen großen Theil ihres Bodens. Die Meerenge von Bali bietet den während des Westmussons nach Europa segelnden Schiffen eine sichere Straße. Die sehr starke Strömung fördert sie selbst bei ungünstigem Wind, während um diese Zeit die Fahrt durch die Sundastraße beschwerlich ist. Diese außerordentlich bevölkerte Insel enthält, wenn man den Einwohnern glauben darf, gegen eine Million Einwohner. Die Einwohner sind von hellerer Farbe, verständiger, stärker gebaut und wohlgestalteter als die Javaner, aber auch stolzer und ungeselliger. Ich bin geneigt zu glauben, daß die Balier wie die Javaner von den Dayas auf der Westküste von Borneo abstammen und daß sie sich mit den Hindu's vermischt haben, denn sie haben die Gesichtsfarbe der Erstern und die Religion der Leztern. Die Insel zerfällt in acht unabhängige Fürstenthümer: die wichtigsten sind Karang-Assem, Giangur, Tabanan, Bliling und Klong-Klong. Das Fürst von Klong-Klong, gleichwie der von Gilgil, herrschten einst über die ganze Insel. Die Hauptorte heißen ebenso. Bali ist nur dem Namen nach eine holländische Besitzung. Die Radschahs sind von den Kasten der Sudras und der Veissias, aber die vier hindu'schen Kasten sind vorhanden und die Brahmanen stehen in großem Ansehen. Auch gibt es Leute ohne Kaste, Schandalas genannt. In Bali-Badong, auf der Südküste, ist eine offene Bai, wo die holländischen Schiffe das Recht haben vor Anker zu gehen. Die Sklaven aus Bali beiderlei Geschlechts sind in den Malaienlanden sehr gesucht. Der Boden wäre ziemlich ergiebig, nur ist der Anbau zu wenig sorgfältig. Die geschätzteſten Artikel sind: Reis, Ochsenfleisch, Häute, etwas Wachs und eine große Quantität Talg. Die Industrie ist noch in der Kindheit.

91. Handel.

Die Balier gehen selten ins Ausland. Der Handel zu Balinli, einer der Haupthafenstädte der Insel, geschieht durch fremde Prahus. Die Insulaner selbst besitzen nur eine kleine Anzahl dieser Fahrzeuge, mit welchen sie sich in der Regel nicht von der Küste entfernen, ein Duzend Prahus kommen jährlich von der Insel Ceram. Sie langen im Oktober an und kehren im Januar in ihr Land zurück. Sie bringen Muscatnüsse, Schildkrötenschalen, Massoi (eine Rinde, woraus ein bei den Baliern, den Chineſen ꝛc. geschäztes Schönheitsmittel verfertigt wird) und andere den Malaieninseln gemeine Kaufmannsgüter. Die Mannschaft besteht aus starken Papuas von der Küste von Neu-Guinea, welche ein sauberes und verständliches Malaiisch reden und einen entschlossenen Ton führen, als ob sie die Gewohnheit hätten, mehr zu befehlen als zu gehorchen. Diese Prahus sind ohne Eisen gebaut, bis auf die Nägel ist Alles von Holz. Sind sie nach Ceram zurück, so werden sie aus einander gelegt. Jeder nimmt ein Stück von der Verkleidung

*) Einige Schriftsteller haben sie unpassend Kleinjava genannt.

oder vom Fugenwerk und das Ganze wird im Dorf aufbewahrt bis zur nächsten Jahreszeit, wo man wieder auf die See geht. Dieses Land hat keinen guten Hafen. Zwischen Bali und Java wird der Handel auf chinesischen Prahus getrieben: es sind deren ungefähr acht und sie machen jährlich sechs Reisen. Sie führen nach Bali grobe Leinwand, Musselin und Taschentücher und laden als Rückfracht getrocknetes Ochsenfleisch, Häute und Talg, gleichwie Massoi und Muscatnüsse von Ceram. Der Werth ihrer Ladungen beträgt 20 bis 30,000 Sikarupien (zu 2½ Franken). Der Gewinn bei einer Ladung aus Java beträgt etwa 10 Prozent, ist aber weit bedeutender bei Ausfuhren aus Bali. Außerdem wird Bali noch jährlich von 40 bis 50 leichten Prahus der Buguis besucht, von einem Duzend aus Sumbawa, von 20 aus einem Theil von Celebes, von eben so vielen aus Singhapura. Die Ladungen dieser erstern sind am reichsten und enthalten unter Anderem 20 bis 22 Kisten mit Opium.

92. Religion.

Man zählt nur wenige Mohammedaner auf Bali. Der Brahmanismus herrscht und insbesondere der Schiwadienst. Die Balier weichen in ihren religiösen Vorstellungen zum Theil von den Hindu's ab, doch sind noch immer so viele Berührungspunkte, daß die gemeinsame Quelle ihres Glaubens nicht zu verkennen ist. Einige Balier betrachten Brahma als höchstes Wesen: er ist ihnen der Gott des Feuers. Sie sprechen von ihm nur mit tiefster Verehrung. Nach ihm setzen sie Wischnu, von dem sie sagen, daß er den Flüssen vorstehe. Andern kommt in dritter Stelle Segara *), der Gott des Meeres. Der Schiwadienst hat nach dem Buddhismus Eingang gefunden vor ungefähr 400 Jahren. Wie im westlichen Indien sind seine Anhänger in vier große Kasten getheilt: nur zwischen Personen von einer und derselben Kaste findet eine gesetzliche Ehe Statt. Der Schiwa ist ihr großer Gott oder Mahadewa. Er wird unter dem Namen Pramu-Schiwa oder Herr Schiwa und unter den indischen Benennungen Kala, Antapati, Nilakanta, Dschagat-Nata angebetet. Ihre Religion heißt Ong-Schiwa-Schatur-Benja oder Anbetung des vierarmigen Schiwa. Die Balier sprechen auch von Rama, welcher ausging von einer Insel im Zusammenfluß des Ganges und des Dschemna, und in einem ihrer Tempel ist eine Abbildung Ganesa's mit dem Elephantenkopf und eine Bildsäule Durga's, wie sie auf einem Stier sizt. Sie feiern zwei große religiöse Feste mit glänzender Pracht, Galungan und Kuningan. Jenes dauert fünf, dieses zwei Tage. Sie fallen in die Zeit der beiden Solstitien, wenn man den Reis pflanzt und wenn man ihn erntet. Die balische Aera heißt Isahia: darnach besteht jeder Monat aus 35 und das Jahr aus 420 Tagen. Sonst gilt die hindu'sche Zeitrechnung Salivana. Wie in Indien haben die Hauptkasten einen großen Respekt vor der Kuh: sie gebrauchen weder ihr Fleisch zum Essen, noch ihre Haut zur Bekleidung, thun ihr überhaupt Nichts zu Leide. Allein es gibt auch Balier, die alles Fleisch ohne Unterschied genießen. Die Schandala's gelten für unrein: sie bewohnen

*) In Indien hat Schiwa die dritte Stelle der Trinität (trimurti). Das Wort Segara bedeutet in der Sprache von Java und Bali Meer. Dieser Gott Segara scheint dem indischen Varuna zu entsprechen.

das Aeußere der Dörfer. Töpfer, Färber, Lederhändler, Verkäufer geistiger Getränke und Brenner gehören zu dieser Klasse. Die Balier erkennen verschiedene Gegenstände als rein oder unrein. Vermöge einer Lehre des alten Niti-Sastra ist es Personen von Stand verboten, Ratten, Hunde, Schlangen, Eidechsen, Raupen zu speisen. Religiösen Bettlern begegnet man nicht. Die in Hindustan so gemeinen, schwärmerischen Kasteiungen sind den Frommen hier zu Land unbekannt: sie legen sich keine Bußen auf als die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, das abgeschiedene Leben in Wäldern oder Höhlen und den ehelosen Stand. Letzterer Fall kommt jedoch selten vor. Die Kastenverfassung heißt Schatur-Jalma. Die bürgerliche und peinliche Rechtspflege wird von den Brahmanen verwaltet. In Indien ist dagegen der kriegerischen Kaste, von welcher in der Regel die Fürsten und Häuptlinge sind, auch das Richteramt anvertraut. Gleichwohl sind die Fürsten, welche die Insel Lombok erobert haben, von der Kaste der Kaufleute gewesen. Die Brahmanen in Bali versicherten Crawfurd, daß sie keines der Idole der hindu'schen Mythologie anbeten.

93. Das Verbrennen der Wittwen.

Das Suttyopfer oder das Verbrennen der Wittwen auf dem Holzstoß ihrer Gatten wird bis zur Barbarei getrieben. Die Frauen, die Kebsweiber, die Sklaven und andere Diener stürzen sich, in Hoffnung der Wiedergeburt zu einem neuen Leben, in die Flammen. Dieser Brauch ist in den Kasten der Krieger und Kaufleute häufig, er ist in der dienenden Kaste selten und wird in der heiligen Kaste niemals geübt — eine um so befremdendere Ausnahme als es meist Frauen dieser Kaste sind, welche in Hindustan so sterben. Der Radscha von Blellin *), aus der kaufmännischen Kaste, erzählte dem gelehrten Crawfurd, bei der Bestattung seines Vaters, des Haupts der Familie Karang-Assem (welcher damals die ganze Insel beherrscht zu haben scheint), seyen 74 Frauen mitverbrannt worden. Im Jahr 1813 weihten sich freiwillig 20 Frauen dem Tod auf dem Scheiterhaufen Wayahan-Jalantegs, eines andern Fürsten aus diesem Haus. Man errichtet ihnen zuweilen ein Grabmal **), in dessen Mitte die Urne aufgestellt wird, die ihre Asche enthält.

Ein Holländer, der im Jahr 1633 in Bali war, gibt folgende Erzählung: »Als ich zu dem Fürsten von Gilgil kam, fand ich ihn trostlos: zwei seiner Söhne hatte eine Seuche weggerafft. Nach einiger Zeit starb auch die Königin. Ihr Leichnam wurde mit 22 Sklavinnen vor der Stadt verbrannt. Um sie aus dem Palast hinauszutragen, hatte man aus abergläubischer Furcht vor dem Teufel, der sich an der Stelle niederzulassen pflegt, wo der Todte hinausgeht, rechts von der Thüre eine Oeffnung in die Mauer gemacht. Die zur Begleitung der Seele der Königin bestimmten Sklavinnen zogen voran nach ihrem Rang: sie waren Jede unterstützt von einer alten Frau und saßen in Sänften von Bambus. Nachdem sie im Kreis aufgestellt worden, traten fünf Männer und zwei Frauen auf sie zu und nahmen die Blumenkränze ab. Von Zeit zu Zeit ließ man Tauben und andere Vögel fliegen, zum Zeichen, daß die Seelen im Begriff seyen, sich aufzuschwingen

*) S. Blatt 40.
**) S. in Blatt 41 die Abbildung des Grabmals eines Brahmanen in Hindustan.

zu den Behausungen der Glückseligkeit. Man entkleidete sie bis auf den Gürtel. Vier Männer bemächtigten sich jedes Opfers: zwei hielten die ausgestreckten Arme und zwei die Füße. Ein Fünfter vollzog die Abschlachtung. Einige der muthigsten dieser Weiber erbaten sich selbst den Dolch: sie umarmten dieses Werkzeug des Todes und gaben es aus der rechten in die linke Hand. Dann verwundeten sie sich in den linken Arm, saugten das Blut, färbten damit die Lippen und machten mit der Fingerspitze eine blutige Marke auf die Stirn. Hierauf reichten sie die Waffe dem Nachrichter und empfingen den ersten Stoß zwischen die falschen Rippen, den zweiten unter dem Schulterbein gegen das Herz zu. Wenn der Tod nahte, sezte man sie auf den Boden nieder, entkleidete sie vollends und ließ sie nackt liegen. Die Leichen wurden gewaschen, mit Holz bedeckt, so daß bloß das Antlitz sichtbar blieb, und der Scheiterhaufen angezündet. Die Leiche der Königin erschien. Sie ruhte auf einem prachtvollen pyramidenförmigen Badi von eilf Aufsätzen: eine große Zahl Personen von hohem Rang waren die Träger. Auf jeder Seite schritten zwei Frauen, die eine mit einem Sonnenschirm, die andere mit einem Fächer zur Verjagung der Insekten. Zwei Priester fuhren voraus auf Wägen von besonderer Gestalt: sie hatten in einer Hand Seile, die waren angebunden an das Trauergerüst, womit sie andeuteten, daß sie die Abgeschiedene zum Himmel führten, und in der andern Hand hielten sie eine Glocke, während die Gongs, die Trommeln, die Flöten und die andern musikalischen Instrumente dem Zug mehr das Ansehen eines Festes gaben als eines Leichenbegängnisses. War man mit der Königin an den Holzstößen, die am Weg lagen, vorüber, so wurde sie auf den ihrigen gebracht und dieser alsbald in Brand gesteckt. Ihr Stuhl, Bett und im Ganzen alle Geräthschaften, deren sie sich zu bedienen pflegte, wurden den Flammen überliefert. Die Scene endete mit einem wirklichen Fest unter einer nicht unangenehm zu hörenden Musik. Abends kehrte man nach Haus: bei den Resten blieben Wachen. Am nächsten Morgen wanderten die Gebeine der Königin mit demselben Pomp nach dem Palast zurück. Jeden Tag sah man eine Menge silberner, kupferner und irdener Gefäße mit Wasser daher tragen unter Begleitung von Tonkünstlern und Reitern, voraus zwei Knaben mit grünen Zweigen und Andere mit dem Spiegel, dem Unterkleid, der Betelbüchse und andern Habseligkeiten aus dem Nachlaß. Die Gebeine wurden einen Monat und sieben Tage lang gewaschen: man führte sie hin und her auf einer Sänfte und behandelte sie mit der nämlichen Rücksicht, wie wenn sie der ganze Leichnam wären. Zulezt legte man sie an einen Ort, der Haber hieß: daselbst wurden sie sorgfältig verbrannt, die Asche in einer Urne gesammelt und feierlich in einer bestimmten Entfernung vom Ufer ins Meer gestreut. Bei dem Tod des Monarchen starben seine Frauen und Beischläferinnen, 150 an der Zahl, diesen Opfertod.«

Die Balier balsamiren die Verstorbenen ein und verbrennen sie nicht eher als an dem Tag, welchen die Brahmanen für diese Ceremonie festsetzen, gewöhnlich ein Jahr nach dem Hintritt. Der Leichnam eines Radscha wird längere oder kürzere Zeit, wenigstens aber zwei Monate aufbewahrt, um die Fäulniß abzuhalten, täglich mit Benzoe und andern Stoffen geräuchert und dann nach hindu'scher Sitte verbrannt. Kinder, welche noch keine Zähne haben, gleichwie Personen, die an den Pocken sterben, werden unmittelbar beerdigt. Bisweilen wird eine Leiche nicht verbrannt, sondern in die Fluthen des Meeres begraben.

In Franfung-Alem wohnte Raffles dem Leichenbegängniß einer betagten Frau von einigem Rang bei. Alle Frauen des Dorfs begaben sich zuvörderst in das Trauerhaus und heulten eine oder zwei Stunden lang. Hernach trug man die Leiche in das öffentliche Gebäude, wo zusammengespeist und Abends getanzt und gesungen wurde. Am andern Morgen schlachtete der Gemeindevorsteher eine Ziege und besprengte rings das Haus der Verstorbenen mit dem Blut, während ihre jungen Töchter aus allen Kräften schrieen: »O Mutter, komm! Mutter, komm wieder!« Dieses Gelärm währte, bis entschieden war, daß die Leiche nicht länger aufbewahrt werden konnte. Nun wurde sie in aller Stille aus dem Saal, wo sie sich befand, abgeholt und ohne weitere Umstände vor dem Dorf eingescharrt.

94. Dewas und Dschins.

Nach den Berichten der Priester war wenige Jahre vor der Bekehrung der Javaner zum Islam eine große Zahl hindu'scher Brahmanen von der Sekte Schiwa's nach Java gekommen und hatte den Schutz Browijaya's, Königs von Madschapahit, erlangt. Bei Auflösung dieses Reichs fanden Mehrere von ihnen unter Anführung Wuhu-Bahu's eine Freistätte auf Bali und predigten hier ihre Lehre. Zehn Generationen sind seitdem vorübergegangen. Aber auch diejenigen Bewohner von Bali, die sich für Muselmänner ausgeben, hängen noch immer an ihrem hindu'schen Glauben und ihrem alten Dienst. Zwanzig ihrer Götternamen sind aus Hindustan. Raffles behauptet, die Balier hätten keine eigentliche Vorstellung von einem höchsten, ewigen Gott und Schöpfer aller Dinge. So gerne sie die Worte Allah und Tuan *) im Munde führen, so ist doch der unwissende Pasamah weit entfernt, einen würdigen Sinn mit diesen Worten zu verbinden. Fragt Ihr ihn, Was er darunter verstehe, so antwortet er Euch: »es ist der Name eines Dewa.« Nach den Begriffen dieser Völker sind die Dewas Wesen einer höhern Ordnung, Schutzgötter, welche über die Elemente, die Berge, die Wälder, die Staaten und die Provinzen walten, wohlwollende Geister, die ihren schirmenden Einfluß über das Menschengeschlecht erstrecken. Sie empfangen die Gebete der Sterblichen und haben eine Freude an den Opfern, die man ihnen darbringt. Sie wissen Alles, was auf Erden vorgeht. Sie halten beständig das Auge geöffnet auf die Menschen und die Angelegenheiten dieser Welt. Alle Ereignisse, das Loos der Sterblichen sind in ihrer Hand. Ihnen verdankt der Mensch sein Daseyn und weil er nur existirt, so fern sie das Prinzip des Lebens in ihm unterhalten, so wächst seine Schuld gegen sie mit jedem Augenblick. Es gibt Dewas von verschiedenen Stufen: nicht alle besitzen gleiche Gewalt über den Menschen. Die Dewas wohnen auf der Erde und wählen bald da bald dort ihren Aufenthalt. Die Einen hausen in den abgelegensten Wäldern; Andere auf Hügeln und Bergen; wiederum Andere an den Ufern eines wilden Stroms; noch Andere an dem beschatteten Rand eines klaren Baches, dessen sanftem Rieseln sie lauschen. Manche Bäume sind diesen mit Ehrfurcht betrachteten Wesen geweiht und breiten ihre Aeste über ihre Wohnsitze.

Das Gegentheil von den Dewas sind die Dschins: wie von Jenen alles Gute herkommt, so von Diesen alles Böse, alles Ungemach, das über

*) Mit diesem Wort bezeichnen die Malaien Gott.

der unsichtbare Natur ergibt. Ein weiteres gleichbleibt auf Erden an verschiedenen Orten. Wenn sie Fremden einen Menschen zu ihrer Bekehrung führt, so hält er nachher an Opfer des Feuers durch mehrmonatiges und beschwerliches Gehen. Auch gibt es eine dritte Klasse von Heiligen, die ihnen nach ihrem Ableben zu Gefährten dienen und den Namen der Wirte zu haben, während sich jene mehr den Namen, wenn man sie Orang-alas, d. i. Fremdlinge, zu nennen pflegen. Sie sind, wie es scheint, Heilige, zu welchen die Mannella und Lamanella gewöhnlich, die an der Natur der unsichtbaren Geisterwelt keinen und der Gottheit. Kassiles kennen einen Namen, nur dem man sagte, er sey ein guter Mensch und der Kasse der Orang-Alus verwandt. Er hatte eine unsichtbare Zaubermutter gehabt. Wenn sie keine Fremden auch seiner Kinder gesehen, so mögen daher auch seine Mutter gesehen haben. Der Name scheint die Ur-Patriarchen-Form Enosch und es bei den Juden die Bedeutung, die sie gleich den Griechen ehren und dann sie auch Verfasser im Gesange annehmen. Es sind übrigens, daß diese Namen über die Erzählung ihrer Geschichte übersetzung machen.

25. Tempel und Priester.

Die Tempel sind zahlreich. Bei Pelitung und Sangil kommen die englischen Missionäre an Tempel gehörigen Platze in der Größe von 200 bis 300 Quadratfuß mit kleinen Tempeln oder Kapellen. Diese Tempel sind von einer Schwelle umschlossen und gemeinlich in zwei Räume abgetheilt, die man als einen innern und äußern Hof bezeichnen kann. Im ersten Hof sind ein Bambusgerüst. Diese großen, schattenreichen Bäume hatten Aehnlichkeit mit den Feigenbäumen der Banianen und wurden in Java sehr heilig gehalten als in Bali. Der andere Hof war von Gittern verschlossen: in seinen Hintergrund von 6 oder 8 Quadratfuß. Die einen mit Bambusmatten eingefaßt und mit Stroh bedeckt, die andern von Holz und bedeckt mit Ganitri, einem hartigen Stroh des Arekbaumes, die einen offen und nur mit einem Latten geschützt versehen gegen den Hofraum, die andern völlig verschlossen durch eine kleine Thüre an der Façade. Die Missionäre trafen an und in diesen Nebenräumen als Spenden von Früchten, an einigen eine Reihe kleiner Hölzer, welche die mancherlei Götter des indischen Pantheons darstellten. Auch vor den Tempeln sahen sie gewöhnlich ein Paar große Figuren von schwarzem Thon: sie schienen als eine Art Hüter hingestellt zu sein, sie waren aber in Gestalten Zerfall und zum Theil zerbrochen. Einige Statuen hatten den Kopf verloren, andere die Arme. Die meisten dieser Tempel waren geräumig, von den Dächern bis zu den Fundamenten, gemäß den Bemerkungen der Europäischen Ehrfurcht der Eingeborenen und des zerbrechlichen Baumaterials. Das Priesterthum ist in einigen Familien erblich. Alle, die dieses Amt ausüben, werden Aidas und erst, wenn sie die höchste Stufe ihres Standes erreicht haben, Brahmanen genannt [1]. Man erkennt sie an ihrem langen Haar. Bei gottesdienstlichen Verrichtungen tragen sie ein besonderes Kleid mit einem Gürtel, der demjenigen der Brahmanen Hindostans gleicht. Die Balier nennen diesen Gürtel Ganitri. Es scheint,

---

[1] Die Priester in der gewöhnlichen Tempeln, d. h. in den Tempeln der Schutzgeister der Dörfer, Städte, Berge und Flüsse heißen Mamangku oder Pemangku.

daß die Priester weder Gewerbe noch Handel treiben. Ihren Unterhalt schöpfen sie aus Geschenken, wenn sie das Wasser zum Waschen der Leichen weihen und andere heilige Gebräuche vollziehen.

96. Sprache, Literatur und schöne Künste.

Die Sprache der Balier weicht in mehr als Einer Beziehung von der javanischen ab, obwohl sie offenbar derselben Familie angehört. Wer javanisch kann, versteht mit wenig Mühe auch balisch und mit einiger Uebung lernt er es auch sprechen. Es ist eine Mischung von Maduresischem, Javanischem und Malaiischem. Das Aksara oder Alphabet zeigt einige Verschiedenheiten in der Anordnung der Buchstaben. Einen der Buchstaben, den man Dodesar oder das große D nennt, lassen die Eingebornen beständig weg. Eben so entfernen sie sich von den Javanern in der Art, wie sie das Ende der Worte bezeichnen: die Aksara-Panghi oder Buchstaben, die bei den Andern halbstumm sind, werden von ihnen ausgesprochen. Die Sprache, die an den Höfen der Radschahs üblich ist, nähert sich dem Bahasa Dalam oder dem Kawi der Javaner.

Die Bücher werden wie in Indien auf Palmblätter geschrieben, aber die Schriftzeichen nicht mit einem eisernen Griffel eingegraben, sondern mit der Messerspitze eingeschnitten. Ein englischer Missionär schildert, wie ein Mann ein Geschichtsbuch mit vieler Mühe abschrieb: auf die Frage, wie viel Seiten er an einem Tag schreiben könne, war seine Antwort: höchstens zwei Blätter, was so Viel ist als bei uns Eine Seite. Wir haben Gelegenheit gehabt, Botschaften und Briefe in Augenschein zu nehmen, die so geschrieben waren. Eben so sind auch die Erlaubnißscheine zum Landen, womit die Schiffe versehen seyn müssen. Die Schrift ist plump und undeutlich, wie sich von dem rohen Schreibzeug nicht anders erwarten läßt: sie ist voll von Fehlern und Auslassungen, daß ein Fremder große Mühe hat, den Gedanken zu errathen. Wenige Personen sind so geschickt, daß sie lesen können, weil es an öffentlichen Unterrichtsanstalten gänzlich fehlt. Und noch geringer ist die Zahl Derjenigen, die sich unterstehen zu schreiben: denn abergläubische Vorurtheile stoßen sich schon an der Bildung von Schriftzeichen.

Die balischen Bücher handeln vornehmlich von mythologischen Sagen. Doch gibt es auch Sammlungen von Undang-Undang oder Gesetzen. Die Musik gleicht der javanischen, mit dem Unterschied, daß sie unbedeutender ist. Sie haben viele Malereien, auf welchen Kriegsschiffe zu sehen sind, die die leeren Regionen durchsegeln, und Leute, die in der Luft kämpfen und tanzen. Die wenigen Bilder in ihren Tempeln sind kunstlos aus Thon geformt und an der Sonne getrocknet. Die Missionäre hätten nicht vergessen sollen, daß die Priester von Bali Tafeln zur Berechnung der Eklipsen besitzen.

97. Seelenwanderung.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist bei den Baliern wie den Battas zu Haus. Die Leztern haben sie aus Borneo *), wo sie von

*) Ein unterrichteter Balier versicherte mich, daß seine Landsleute aus Borneo abstammen. Nach einem Andern wurde die Insel von Holoanern bevölkert, denen es in ihrem Vaterland nicht gut

mehreren Stämmen, denen sie aus Hindustan gebracht worden ist, mit leichten Modifikationen noch gepflegt wird. Für die Balier ist sie ein wichtiger Glaubensartikel. So wie sie sich dieselbe vorstellen, so sind nur einige Thiere fähig, Seelen aufzunehmen, ohne daß zwischen dem Charakter und den Neigungen Beider eine Uebereinstimmung nöthig ist. Der Königstiger ist dasjenige Thier, dem am häufigsten eine menschliche Seele inwohnt, Was schon der Fall seyn möchte, wenn man darunter Seelen gewisser Despoten und Eroberer verstünde. Er ist in ihren Augen wie heilig und sie bezeugen ihm einen Respekt, den man kaum begreift. Das Maul geröthet von Menschenblut, fliehen sie und Niemand wagt es, sie zu tödten. Ist ein Verwandter ihre Beute geworden, so sucht man ihn vielleicht zu rächen, aber selbst dann wird der Arm des Rächers durch den Wahn oft plötzlich entwaffnet.

Da die Seelenwanderung (die Hindu's nennen sie Marn Dschamma) so dunkle als widersprechende Auslegungen erfahren hat, so dürfte es nicht überflüssig seyn, wenn ich mich etwas ausführlicher über einen Gegenstand auslasse, über welchen ich lange nachgedacht, auch mehrere Brahmanen Hindustans gehört habe, denn in der Philosophie gibt es keine Frage von größerer Wichtigkeit als diese. Das System beruht auf folgenden Sätzen: »Nichts wird aus Nichts, Nichts vergeht, Alles erzeugt sich von Neuem in der Natur. Die Eichel verwandelt sich in eine Eiche, ein Ei in einen Vogel. Die Theile unsers Körpers kehren nach dem Tod zu ihren Elementen zurück und Aehnliches vereinigt sich mit Aehnlichem. Dieselbe Substanz erscheint in tausend wechselnden Gestalten. Fortgerissen in einem ewigen Strom von Bildungen, Zerstörungen und neuen Bildungen ist es die Seele, dieser feine, ätherische Hauch, der das Leben in alle Formen überträgt. Gott ist allmächtig. Wenn er allmächtig ist, so ist er auch allweise und folglich gerecht. Und ist er gerecht, so muß das Verbrechen bestraft, die Tugend belohnt werden. Gleichwohl geschieht nicht selten das Gegentheil. Um dieser Unordnung zu steuern, hat dieser Gott, der, bald aus sich heraus-, bald in sich zurückgehend, Welten schafft oder vernichtet, von Ewigkeit her die Veranstaltung gemacht, daß Derjenige, der während seines Lebens übelgethan, wieder geboren wird nach Maßgabe seiner Schuld in Gestalt eines wilden Thiers, eines kriechenden Insekts, eines Bettlers oder eines Blinden und daß umgekehrt, Wer recht gethan, wiedergeboren wird mit allen Vortheilen des Glücks oder der Natur, die ihn begleiten durch das neue Daseyn. Keines unserer Verhängnisse, so mannigfaltig sie sind, ist Wirkung des Zufalls: sie sind vielmehr das nothwendige Ergebniß der Tugenden oder Laster eines frühern Lebens, sintemal die Seelenwanderung Nichts ist als Belohnung oder Büßung. Daß die Erinnerung über dieses Leben nicht hinausreicht, soll man sich darüber wundern? Wenn das dreijährige Kind heute vergißt, Was gestern geschah, warum sollten wir nicht vergessen, Was geschah, ehe wir geboren sind? Wird endlich eine lange Uebung von Buße und Betrachtung den Menschen auf eine Stufe der Vollendung erhoben haben, auf welcher er Eins wird mit Gott, so ist er auch am Ziel der Wanderungen seiner Seele und sie versinkt auf immer in dem ewigen und höchsten Wesen, das Alles ist, Alles erfüllt und in dessen Schoos, ungestüm wie die Wasser, die

---

ging, daher sie auswanderten und sich auf Bali niederließen, wo Bali-Babu (wahrscheinlich Balinki) von ihnen gegründet worden seyn soll.

in den Ocean strömen, alle Geschlechter sich stürzen, aus dessen Schoos alle Erzeugungen entspringen. So lebt der Schmetterling zuerst als Puppe oder Raupe, schläft als Larve in seinem Grab, bis er eines Tages mit der herrlichsten Farbenpracht sich bekleidet, mit dem Duft der Blumen sich berauscht. Und dieser geistige Odem, der zumal, aber auf ungleiche Weise, Menschen, Thiere, Pflanzen, Was in der Welt ist, durchschauert, ist er nicht ein Ausfluß, ein schwacher Funke dieses allgemeinen Lichts, der Quelle alles Lebens und aller Bewegung? Ist er nicht wie das Dunstkügelchen, das aufsteigt aus den Wassern und sich verliert in der Unermeßlichkeit des atmosphärischen Oceans *)?«

Man hat insgemein behauptet, das Verbot des Fleischessens sey eine Folge des Glaubens an die Seelenwanderung. Dieß ist auch meine Meinung. Die Anhänger Schiwa's verwerfen zwar diesen Lehrsatz, aber das Beispiel ist so mächtig, daß sie dessenungeachtet wie die Brahmanen aller thierischen Nahrung sich enthalten. Wirklich sind es nur einige niedere Klassen aus der Kaste der Sudras, die sich kein Gewissen daraus machen, auch Thiere zu schlachten und ihr Fleisch zu genießen, immerhin mit Ausnahme der Kuh, die von allen Indiern, selbst von den Paria's, verschont wird. Ich berufe mich in Bezug auf diese ganze Materie auf die Autorität des gefeierten Brahmanen, des ersten Philosophen des neuen Indiens, dessen ganzes Leben dem Bestreben geweiht war, die Idee der Einheit Gottes in seinem Vaterland zu verbreiten. Rammohun-Roy **), in welchem ich so glücklich war, einen Menschen kennen zu lernen, wie Diogenes ihn umsonst suchte, sagte zu mir: »Bei den ältest gebildeten wie bei den unwissendsten Völkern, bei den Hindu's und den Negern von Guinea wird dieser Grundgedanke der Einheit der Seele und der Seelenwanderung gefunden. Ist es nicht ein Beweis, daß die Unsterblichkeit ein natürlicher Instinkt, ein uns eingebornes Gefühl ist? Müssen durch diesen innigen Glauben an die Existenz eines höchsten Wesens, diese Hoffnung der Vergeltung, diese Furcht vor Bestrafung nach dem Tod nicht die hartnäckigsten Zweifler erschüttert werden?« Ich füge hinzu: hat die Lehre von der Seelenwanderung zu Nichts gedient, als daß sie den Charakter der Menschen sänftigte, ihnen diese allgemeine Liebe einflößte, welche die Hindu's durch Gastlichkeit, durch Spitäler für kranke Thiere an den Tag legen, so ist sie, Was auch die Gegner einwenden, sehr wohlthätig gewesen!

98. Sumbawa.

Sumbawa ist 190 Meilen lang und 140 breit. Die Insel ist eingetheilt in mehrere kleine Staaten, unter welchen Bima, Dompo, Sumbawa, Pekat und Sangar die beträchtlichsten sind. Am wichtigsten ist Bima. Bima, ein Städtchen mit einem schönen Hafen, ist der Sitz des

*) In dieser Erläuterung sind einige Ideen und Ausdrücke aus Manu's Gesetzen, aus dem Bhagavata, dem Bhagavad-Ghita (dem göttlichen Gesang, einem der Gesänge des Mahabharata) und dem Hipotadesa (den heilsamen Rathschlägen), der ältesten Sammlung von Apologen, aus welcher der Perser Bidpai, der Aethiopier Lokman und Aesop noch einander geschöpft haben.

**) S. Blatt 40, Fig. 3. Diese treue Abbildung des berühmten Brahmanen ist nach einem Porträt auf seinem Landhaus bei Calcutta (Kalikatta). Seine Name im Sanskrit war Rama-Mohana-Radscha, d. h. der geliebte Fürst Rama's. Ich habe ihm den 22 Mai 1884 auf dem Pariser Stadthaus eine Lobrede gehalten.

Sultans, eines Vasallen der Holländer, der noch über die Insel Mangaray und den westlichen Theil von Ende herrscht. Bei dem gräßlichen Ausbruch des berühmten Vulcans von Tomboro im Jahr 1815 ging ein Fünftheil der Einwohnerschaft dieses Bezirks zu Grunde. Auf diese Katastrophe folgte Theurung. Die Tochter des dortigen Radscha starb Hungers. Seitdem ist die Stadt Sumbawa verödet. Der Staat Bima enthält Gold, Eisen und Kupfer. Das Land ist von Nordwest nach Südost von einer Kette von Bergen durchzogen, die mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind. Ausfuhrgegenstände aus dieser verarmten Insel sind: Reis, Erdnüsse, Wachs und Pferde.

99. Ende, Sandana und Solor.

Oestlich von Sumbawa liegt die Insel Flores oder Ende, welche 200 Meilen lang und 42 bis 50 breit ist. Das Innere ist fast unbekannt. Die Portugiesen besitzen Larentuka auf der Ostspitze: sie scheinen diese Niederlassung aufgegeben zu haben. Durch den erhabenen Vulkan von Lovotivo wird die Meerenge von Ende oft wie durch einen Leuchtthurm erhellt. Die Buguis haben einen schönen Hafen auf der Südküste, von wo sie Sklaven, Kokosöl, Schildkrötenschalen, Holz und gemeinen Zimmt ausführen: sie weigern sich, die holländische Oberherrlichkeit anzuerkennen. Der Rest der Insel zerfällt in mehrere kleine unabhängige Staaten.

Im Süden von Ende ist Sandana oder Sandal-Bosch. Diese Insel liefert Sandelholz, Baumwolle, Büffel und Pferde. Da das Sandelholz von minderer Güte ist als auf Timor, so werden fast keine Geschäfte mehr damit gemacht. Man findet auch Fasanen und den Jaar-Vogel.

Das kleine Eiland Solor ist bergicht und unfruchtbar: es erzeugt Nichts als Bambus und Vogelnester. Aber als treffliche Seeleute bereichern sich die Einwohner durch den Handel mit Wallfischthran, grauem Amber und Wachs. In dem Bezirk Lawaijang besitzen die Holländer die Feste Frederik-Henrich. An den Küsten fangt man den Nordcaper, aus dessen Fett Oel bereitet und in dessen Blase, wie es scheint, der kostbare graue Amber gefunden wird. Auf dieser Insel sind einige Kangarus.

100. Archipel der Molukken *).

Dieser ausgedehnte und reiche Archipel trägt die augenscheinlichsten Merkmale eines durch Erdbeben und zahlreiche Vulkane umgestürzten Landes an sich. Diese Vulkane richten fortwährend Verheerungen an. Die sehr vielen Inseln, die man zu den Molukken rechnet, sind beinahe alle mittelbar oder unmittelbar von den Holländern abhängig. Wir betrachten sie unter drei Gruppen: Amboina, Banda und Guilolo.

*) Von dem semitischen Mâlâch, d. h. die Königlichen.

101. Gruppe von Amboina.

Der Generalgouverneur der Molukken hat seinen Wohnsitz auf Amboina, der wichtigsten von den eilf Inseln, die um sie herliegen. Diese kleine Insel mit ihren zerrissenen Bergen, wohlangebauten, grünen Thälern und zahlreichen Hütten bietet den Anblick einer romantischen Landschaft. Die Gewürznelkenbäume werden in Parken oder Gärten gepflanzt, die im Malaiischen Tanah-dati heißen. Der Ertrag eines Baumes belauft sich im Durchschnitt auf 6 Pfund Nelken (tschinkel), kann aber bis auf 25 Pfund steigen. Die Ernte geschieht im Oktober und währt drei Monate. Die andern Produkte sind Kaffee, Zucker, Indigo, viele Früchte, wie der herrliche Mangustan und Sago, wovon vortreffliches Zuckerbackwerk gemacht wird. Das Klima ist gesünder und angenehmer als in den meisten Tropenländern. Der Boden ist mitunter steinigt und dürr: allein gerade da kommen die Gewürznelkenbäume am besten fort. Die sumpfigen Gegenden werden meist zum Sagobau benützt. Man gewinnt diese Frucht, die den Eingebornen zur Nahrung dient, indem man die hölzernen Fasern des Stamms zerreibt und das köstliche Mark davon losmacht. Noch werden mehrere Arten Litchis gepflanzt, darunter der Rambutan der Malaien (nephelium lappaceum), die Eläocarpus monogynus mit den anmuthig geschweiften Blüthen, die Agave, der Orleansbaum, die Heritiera. Der schöne Nelkenzimmet (laurus culilaban), die Zierde der Ufer, erzeugt ein sehr geschätztes aromatisches Oel *). Die Orange, der Melonenbaum, der Hennebaum, von dem das Rosenroth ist, womit im türkischen Reich die Frauen die Finger färben, der Blimbing, die Bärenklau, die schöne Abroma angusta, der indische Nußbaum, die Sonnenblume und eine Menge anderer Gewächse schmücken Amboina. Man trifft den Phalanger, die fliegende Eidechse, den Schmetterling Agamemnon mit den prächtigen Schwingen und den Cancer cuminus. Das Meer ist mit glänzenden Schalthieren, seltenen Fischen und eigenthümlichen Krabben bevölkert.

Die Amboiner haben sehr geistvolle Lieder: ein angesehener Mann der Insel, Namens Ridschali, hat die Geschichte eines Theils des Landes, aus welchem die calvinische Strenge der holländischen Geistlichkeit schon manche der alten poetischen Bräuche verbannt hat, in malaiischer Sprache beschrieben **). Auf den Feldern sind die Maté ***), kleine mit Nipablättern bedeckte Schoppen von Bambus: sie enthalten die Reste der Verstorbenen und werden als heilig betrachtet. Niemand darf ihnen nahen, sie berühren. Ein Verbot, das an das Tapu der Polynesier erinnert! Die Hauptbeschäftigung der Malaien von Amboina ist der Fischfang. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wenn ihre Piroguen unter der rauschenden Musik des Tam-tam und der Gongongs, welche auch ihre kriegerischen Tänze begleiten, nach den fischreichsten Orten ausfahren.

Die Stadt Amboina (Ambun) liegt im Hintergrund einer tiefen Bai, die sieben Lieues in das Land einschneidet und es in zwei Halbinseln

*) S. La Billardière, Th. 2, S. 325.
**) S. Valentyn über Amboina, S. 152, 124, 164 ꝛc.
***) Das Wort bezeichnet einen Todten.

spaltet. Sie ist klein, aber regelmäßig gebaut. Die Straßen sind breit und hübsch, die backsteinernen Häuser von einer Niedlichkeit, wie sie nur in Holland Mode ist. Die Bevölkerung beträgt 12,000 Seelen. Die von den Portugiesen erbaute und von den Holländern hergestellte Feste Victoria ist nächst Batavia der wichtigste Waffenplatz des holländischen Oceaniens. Die Chinesen haben in der Stadt reich verzierte Häuser *) und in den Umgebungen sind stattliche Grabmäler **), unter andern das des gelehrten Gouverneurs Rumph. Die Bevölkerung der ganzen Insel mag zu 50,000 Seelen anzuschlagen seyn.

Ceram oder Sirang mit dem berühmten Pik, der 8000 Fuß über das Meer emporsteigt, ist nach Guilolo die größte der Molukken. Ein großer Theil der Insel gehört dem Sultan, welcher holländischer Vasall ist. In den tiefen und ausgedehnten Wäldern der Südküste von Eupapes bis Kelamari horstet der molukkische Kasoar. Das Innere von Ceram erzeugt Gewürznelken. Diese Insel bietet entzückende Ansichten. Saua und Uaru sind die Haupthäfen. Zu Atiling bei Saua haben die Holländer kürzlich einen Posten angelegt. Die Einwohner der Küsten sind Malaien, die des Innern fast schwarze Alfuras. Bei Letztern ist ein furchtbarer Brauch, der auch bei den Dayas von Borneo vorkommt: um die Gunst seiner Schönen zu erlangen, muß der Liebhaber fünf bis sechs Feindesköpfe zu ihren Füßen legen.

Eine der größten Inseln dieser Gruppe ist Buru ***) mit der hübschen Bai von Cayell und der kleinen Feste, in welcher ein holländischer Unterresident wohnt. Ihre Merkwürdigkeiten sind: Büffel und Hornschweine, Papagaye und anderes Geflügel; Tek-, grünes Eben- und Eisenholz, Cayuputi, von dessen Blättern das berühmte Oel ist ꝛc. Der Anblick dieses Eilands ist sehr malerisch. Sein Pik hat eine Höhe von 6528 Fuß. Die Burier sind unter den Malaien die leidenschaftlichsten und vorzüglichsten Tänzer. Die Einwohner des Innern sind wie auf Ceram Alfuras. Man sieht einige Chinesen. Die kleine Insel Amblu ist gleichsam ein Trabant von Buru.

102. Timor, Ombay, Timor-Laut ꝛc.

Die Insel Timor, eines der südlichsten der Malaienlande, in ungefähr gleicher Entfernung von den Sundainseln, Borneo, Papuasien und Australien gelegen, erstreckt sich gegen 100 Lieues von Nordost nach Südwest in die Länge und 20 Lieues in die Breite und hat einen Flächenraum von 1625 Quadratlieues. Der madreporische und schiefrige Boden von Kupang bietet nicht diese glänzende Pflanzenwelt, die der Reisende unter der dreizehnten Parallele zu erwarten berechtigt ist und die sich in dem nördlichen Theil der Insel keineswegs vermissen läßt. Timor ist arm an Säugethieren, dagegen mit Vögeln ziemlich bevölkert. Der Seefahrer de Freycinet nennt die Turteltauben und Papagaye als die gemeinsten Arten. Von hier, sagt er, kommt die artige Kurukurutaube, die Mangé- und die einfärbige

*) S. Blatt 55.
**) S. Blatt 54.
***) Dieses malaiische Wort bedeutet einen Vogel. In der That ist die Insel reich an allerlei Vögeln.

Taube. Da ist der kleine weiße Kakatua, der viel niedlicher und erziehungsfähiger ist als die gleichfarbige große Art von Port-Jackson; der roth beflügelte Papagay, der mit blauem Gesicht, der auch den äußersten Südosten von Neu-Holland bewohnt, aber, weil er mit Krämpfen behaftet ist, nicht lange in Gefangenschaft lebt. Da ist der beerenfressende Philedon Corbicalao mit ausgeschweifter Zunge, außerordentlich starken Krallen, wiederum zugleich ein Bewohner von Port-Jackson. Kupang ist das Vaterland der Langroyenos, deren Flug dem der Schwalben gleicht und die ganze Tage in den höhern Regionen schweben können; der grünen Schucaris, der kleinen Drongos, die auf den Saft, der von dem Latanbaum abfließt, so erpicht sind. Da es viel Gebüsch gibt, in welchem die kleinen Vögel sich gefallen, so findet man den Pudda oder Calfat, einige Suimangas, verschiedene Arten von Bengalis und auf den Casuarinas der kleinen Insel Kera den langfädigen Bienenfresser. Das Mineralreich gewährt in der Gegend von Dieli, Ade und Mantoto reiche Gold- und Kupferminen, das Pflanzenreich schönes Sandelholz, Tek, Bambus, Pisang, Cocos und den Latanbaum, aus dessen Blättern die Segel der Prahus verfertigt werden; ferner die Tamariske, den Attier, das Rosenholz, die Baumwollenstaude, Tabak, Indigo, Kaffee, Zuckerrohr ꝛc.

Timor, die größte und wichtigste aller benachbarten Inseln, aber so vernachläßigt als sie, ist in 63 unmerkliche Königreiche eingetheilt. Die Regierungsform ist bei den Malaien so ziemlich feudalistisch mit einem Anstrich von republikanischer Gleichheit, im Innern üben die Radschahs ausgedehntere Gewalt. Einige Radschahs rühmen sich der Abstammung von dem Krokodil, dessen fruchtbares Geschlecht die Flüsse unsicher macht, und sie sind dieses Stammbaums würdig. Die Geschichte der Insel, oder so Viel wir davon wissen, fällt mit der Geschichte des europäischen Kolonialwesens zusammen. Im sechszehnten Jahrhundert kamen die Portugiesen und blieben Herren von Timor bis zum Jahr 1613. Ein holländisches Geschwader verjagte sie von Kupang. Nun gründeten sie eine Niederlassung in Lifao, die sie später nach Dieli verlegten und zugleich schufen sie die kleineren Ansiedelungen von Batu-Godi und Manatuti. Im Jahr 1801 nahmen die Engländer den Holländern ihr Comptoir weg, ihre Soldaten wurden aber von der vorherrschenden mistizischen Bevölkerung ermordet. Im Jahr 1811 ergriffen sie von Neuem Besitz und im Frieden von 1814 gaben sie ihre Eroberung zurück. Die meisten Fürsten sind jezt holländische Vasallen. Der König von Kupang hat seinen Sitz auf der Insel Simao, die ihm gehört. Das Oberhaupt von Ayuanubang ist zwar wie seine Kollegen ein winziges Königlein, läßt sich aber nichts desto weniger Kaiser schelten. Die Stämme der Bellos sind portugiesische Vasallen, die Vaikenos erkennen die holländische Oberhoheit. Der König von Vealé, im Gebiet der Vaikenos, ist der mächtigste von Allen. Dieli, ein Städtchen mit einem Hafen im Nordosten, ist portugiesisch: es zählt gegen 2000 Einwohner. Eine Kolonie portugiesischer Mestizen hat den Bezirk von Ukoessi auf der Nordküste inne. Kupang, im Süden der gleichnamigen prächtigen Bai, mit einem Freihafen und dem Fort Concordia gehört den Holländern. Die Mestizen dieser Nation sind in Kupang sehr zahlreich *). Die Chinesen **) haben daselbst

*) S. Blatt 52.
**) S. Blatt 43 u. 55.

bemerkenswerthe Tempel und Grabmäler, sie sind überhaupt eine bedeutende Volksklasse und haben interessante Waffen und Spiele *). Dieser Gau, welchen der Fluß Kupang bewässert, ist ein herrlicher Garten, wo die Natur fast ohne Pflege die ausgesuchtesten Früchte und die lieblichsten Blumen spendet. Die andern Gaue von Timor gleichen diesem Bilde nicht. Die Hauptausfuhrgegenstände sind Sandelholz und Wachs von wilden Bienen. Der Gewerbfleiß der Timorier besteht in der Erbauung von Sampans zu 25 bis 100 Tonnen und der flüchtigen Piroguen mit und ohne Schweber, die mit denjenigen polynesischer Völker Aehnlichkeit haben. Einige Reisenden haben ihnen vorgeworfen, sie seyen Kannibalen. Diese Insulaner sind wohlgewachsen und kräftig, schwarz oder kupfrig mit roth oder schwarz gefärbten Wollenhaaren. Die furchtbare Sitte des Rampok **) existirt wie auf Java so auch auf Timor: zum Glück sind diese Abscheulichkeiten äußerst selten. Noch auffallender sind die polynesischen und vielleicht selbst australischen Gewohnheiten, die man hier trifft: so das Tatuiren, die Begrüßung mit der Nase, das Austauschen der Namen mit einem Fremden, dessen Freund man seyn will, das Kneten des Körpers als medicinisches Mittel, die Armbänder von Muscheln, das Plattdrücken der Nase der Kinder, das Rothfärben der Haare.

Außer Kupang und Dieli gibt es nur Dörfer, unter welchen Babao, Olinama und der Hafen von Amacary, wo die Holländer ihr Bauholz holen, auszuheben sind. Das Dorf Olinama war Zeuge eines Vorfalls, der erzählt zu werden verdient. Peron und dessen Gefährten tödteten ein Krokodil, dessen Hülle in dem Museum des Pflanzengartens zu Paris zu sehen ist. Nun ist aber dieser Saurier auf Timor wie in Egypten ein heiliges Thier und es wird ihm manchmal eine Jungfrau geschlachtet. Bei dieser närrischen Verehrung der Timorier mußte ihnen natürlich die Frechheit der Franzosen, die eines dieser Thiere antasteten, denen die Fürsten selbst bei ihrer Thronbesteigung Opfer darbrachten, ein Greuel seyn. Sie wurden nach dieser That von allen Einwohnern als unrein gemieden. »Der König,« sagt Peron, »erwartete uns, aber als er uns von Weitem sah, schickte er einen seiner Hofbeamten, um uns zu bedeuten, wir möchten die frevelhafte Bürde, die wir trugen, unter einem Baum in gehöriger Entfernung von seiner Wohnung niederlegen. Wir waren verwundert, als alle Neugierige, die sich in den beiden Tagen zuvor um uns drängten, hastig davon liefen. Der Radschah selbst, ob er uns gleich mit seiner gewöhnlichen Güte aufnahm, verbat sich unsere Nähe, bis wir gereinigt wären. Er deutete uns Dieß an, indem er mit dem Finger auf einen hölzernen Trog wies: dort sollten wir uns hinbegeben, um die gebräuchlichen Abwaschungen zu empfangen. Diese Ceremonie war nicht nach unserem Geschmack. Was konnten wir aber machen? Alle Malaien, Männer, Frauen und Kinder, bildeten um uns einen Kreis und trotz unseres Sträubens, trotz den Regeln der europäischen Wohlanständigkeit mußten wir uns bis auf die Haut entkleiden. Der Trog konnte nur Eine Person auf einmal fassen und so traten Lesueur und ich nach einander hinein. Zwei Sklaven trugen große Wassergefäße herbei und goßen sie uns auf den Kopf. Wir bekamen Jeder seine zwanzig Bäder. Während Dieß vor sich ging, nahm ein Malaie einen langen Bambus, an welchen er

*) S. Blatt 44 bis 48, 50 bis 52.
**) S. Blatt 42.

unsere Kleider hängte, die er, ohne sie zu berühren, in das Becken einer benachbarten Quelle trug. Nach gebührlicher Reinigung reichte man uns auf Befehl des Radschahs große Pagnes (eine Art Gürtel, die die Mitte des Leibs bedecken und manchmal bis zu den Füßen gehen). Als wir sie angezogen, nahte Jedermann ungescheut und es machte den Leuten Vergnügen, uns scherzend Orang-Malayu oder malaiische Menschen zu nennen.« Hierauf wurden sie wie sonst mit Früchten und Arekanüssen bewirthet, mit wohlriechenden Essenzen, Benzoeöl und Sandelpulver durchduftet nnd man ließ sie Kakiudet kauen, Was einen lieblichen Athem giht. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß, wenn Peron sich im Ganzen als genauen und richtigen Beobachter zeigt, seine Berichte über einen Theil von Timor ziemlich romanhaft klingen.

Die Insel Simao hat eine Quelle, deren vitriol- und eisenhaltiges Wasser die Wäsche bleicht. Pulo-Kambing, zwischen Timor und Simao, ist eine vulkanische Insel. Die Radscha's der Insel Rotti und der drei Inseln Savu sind holländische Vasallen. Die Einwohner von Rotti sind ein schöner Menschenschlag. Die Männer können als die Lesghier der Malaienlande betrachtet werden. Ihre Frauen sind die Circassierinnen. Der Ruf ihrer Schönheit ist so verbreitet, daß sie in den Harems von Java, Sumädra, Timor ꝛc. gesucht sind. Dieses Volk ist starker Liebhaber von einem gegohrnen Getränk, Laro genannt: es soll ein mächtiges Reizmittel seyn. Mit dem Büffel- und Schweinefleisch trinken sie das Blut dieser Thiere. Auf den Inseln Savu ist die Götzendienerei, das Ausraufen des Barts und das Tatuiren im Schwung. Die beste Bai auf Groß-Savu ist die von Timor.

Zwischen Ende und Timor befinden sich Sabrao, unter einem Sultan, der auf der kleinen Insel Adinara wohnt, Loublem, unter unabhängigen Radscha's, Panter und Ombai, die von kriegerischen und selbst anthropophagischen Barbaren bewohnt sind. Wir geben als eine Beleuchtung der Insel Ombai, über deren merkwürdige Bewohner die Nachrichten noch so dürftig sind, einen Auszug aus dem lange ungedruckt gebliebenen Berichte Gaimards, eines der Gefährten Freycinets auf dessen Fahrt um die Welt: »Es war am 2 November, Mittags eilf Uhr, als Freycinet ein Boot ans Land schickte. Berard, als Befehlshaber, Gaudichaud, Arago, der zweite Steuermann Andersons, der etwas Englisch sprach, und ich waren von der Gesellschaft. Um ¼ auf ein Uhr erblickten wir viele kleine Seelerchen, mehrere Schwalben und einige Menschen in einer Pirogue am Ufer. Während Arago eine Skizze von der Küste entwarf, die von basaltischer Beschaffenheit schien, sahen wir den Meerschweinen zu, die in Haufen von 15 bis 20 schwammen, Sprünge und Sätze machten. Es war ein unterhaltendes Schauspiel, wie sie sich um und um drehten, über einander stürzten oder außer dem Wasser sich mit den wunderlichsten Purzelbäumen und Späßen belustigten. Unser Schiff nahte und sogleich entfernten sie sich. Um ein Uhr warfen wir das Senkblei: die Tiefe betrug 15½ Faden, der Boden war ein feiner, schwarzer Sand. Einige Minuten nachher maßen wir 19 Faden. Zehn Minuten nach ein Uhr ankerten wir auf einem Grund von vulkanischem Stein und Korallen. Einer der Malaien am Strand ergriff das Sorrtau und strengte sich an, das Schiff anzuholen. Mit unsern Waffen und verschiedenen Tauschgegenständen versehen, schritten wir auf eine

Gruppe Eingeborner zu, die ganz ruhig im Schatten der großen Bäume saßen, die am Meer standen. Wir begehrten, mit dem Radscha zu sprechen. Nachdem sie mit einander Rath gepflogen, wiesen sie nach einigem Zaudern auf einen alten Mann, Namens Sieman. Um diesen Häuptling günstig zu stimmen, machten wir ihm einige Geschenke und Berard überreichte ihm ein gläsernes Halsband, indem er sich zugleich erkundigte, ob wir Hühner für Messer (satu ayam, satu pissu) austauschen könnten. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie wenig Geflügel hätten, wovon wir uns bald selbst überzeugen konnten. Es kostete Besinnen, bis sie sich entschloßen, uns den Weg nach ihrem Dorf zu zeigen, welches Bitoca hieß. Einige hatten es keinen Hehl, daß sie uns ungerne hingehen sahen. Wir wandelten unter den Bäumen, etwa dreißig von ihnen, sämmtlich mit Bogen, Pfeilen und Kris bewaffnet, folgten. Mehrere hatten einen kriegerisches Aussehen und schienen sich vor unsern Waffen nicht zu fürchten. Ihr unbestimmtes Betragen gegen uns konnte dagegen in uns Besorgniß erregen, ob sie nicht mit einem unheilschwangern Anschlag umgingen. An den Bäumen hingen Panzer und Schilde: wir untersuchten sie aufmerksam und forderten die Malaien auf, ihre Rüstung anzulegen, Was zwei von ihnen sogleich thaten. Der Eine sezte sich in die angemessene Stellung, daß er gezeichnet werden konnte, der Andere gewährte uns den Anblick eines Kämpfers. Den Bogen in der Hand, schickte er sich an, Pfeile abzuschnellen: er versicherte auf sehr ausdruckvolle Weise, daß er in der Zeit, die man brauche, ein Gewehr zu laden, deren viele abschieße. Er warf sich auf die Erde und deckte sich mit seinem Schild gegen den Angriff. Als sein Vorrath Pfeile verbraucht war, zog er den Kris. Den Schild in der einen und diese Waffe in der andern Hand drang er rasch auf den Gegner ein, dem er furchtbare Stöße zu versetzen schien. Alle diese Bewegungen waren ungestüm und sicher, seine Augen funkelten, er athmete Kampfesluſt. Sein büffellederner Panzer oder Banu hatte eine grobe Aehnlichkeit mit den Meßgewändern unserer Priester. In der Mitte war eine Oeffnung, um mit dem Kopf durchzuschlupfen. Vorn und hinten an den beiden Panzerblättern waren Muscheln von der Art der kleinen Porzellanmuscheln in horizontaler Lage befestigt, die größten an dem untern Theil. Bei einigen bemerkte man Stücke von Gold oder Elfenbein in Gestalt von Zähnen. Die Panzerblätter reichten bis über den Rücken hinab. Der von Arago gezeichnete Malaie (er war links) trug den Schild in der rechten Hand und rückwärts: es war ein getrocknetes, abgehaartes Büffelfell, ein länglichtes Viereck, oben ausgeschnitten und schüzte den Körper bis auf die Waden. Der Schild hieß wie der Panzer Banu. Ihre Pfeile endigten sich in eine hölzerne, beinerne oder eiserne Spitze. Sie waren auf der linken Seite fächerförmig aufgereiht und wurden durch den Gürtel des Säbels oder Kris gehalten. Am rechten Schenkel hatten die Eingebornen, gleichfalls am Gürtel befestigt, eine große Zahl Latanblätter zum Theil durchbrochen und roth oder schwarz gefärbte kleinere Blätter hineingesteckt. Wenn sie sich nur rührten, so machte das Zusammenschlagen all dieser Dinge, verbunden mit den Schellen, womit sie geziert waren, ein solches Geraſſel, daß wir uns des Lachens nicht erwehren konnten und die Malaien selbst mit einstimmten. Unter den Kajaputbäumen, die an ihrer weißen Rinde erkenntlich sind, gings auf das Dorf Bitoca zu. Zwei Wege führten hin. Die eifersüchtigen Malaien bewogen uns, den längsten einzuschlagen, während sie auf dem kürzern rechts vorauseilten. Ich sah in einer Hütte ein Paar

Duzend menschliche Kinnbacken an der Decke aufgehängt: ich hätte gerne deren einige gehabt und bot dafür Tauschwaaren. Allein man erwiederte mir, Das sey etwas Heiliges (pamali). Wie es schien, waren diese untern Kinnladen besiegten Feinden entrissen. Die Wände, Decken und Boden ihrer Wohnungen sind aus Bambus, Vacoi-, Latan- und Cocoszweigen verfertigt. Die Schlafstelle ist mehrere Fuß über den Boden erhaben — eine schon in Babao auf Timor wahrgenommene Einrichtung. Ein Huhn, Honig, grüne Mangofrüchte und einige Cocosnüsse waren Alles, was man uns antrug. Gegen Messer, Halsbänder und Ohrenringe erstanden wir Bogen und Pfeile, Panzer und Schilde konnten wir uns nicht verschaffen. Bei den Hütten wurden weiße Kerne getrocknet von der Größe einer kleinen Mandel: sie hatten einen sehr angenehmen Geschmack. Von den Frauen bekamen wir keine einzige zu Gesicht: vermuthlich waren die Malaien nur vorausgegangen, um sie zu entfernen. Arago machte einige Taschenspielerkünste, die sie sehr in Staunen sezten. Sie versicherten uns, daß keine portugiesische oder holländische Niederlassung auf ihrer Insel sey. Außer Schweinen und Hunden haben wir kein Säugethier gesehen. Die Vögel scheinen die nämlichen zu seyn wie auf Timor: wir bemerkten graue Turteltauben, andere mit purpurnen Käppchen, Holztauben, verschiedene Arten von Raben, einige mit sammtgestreiftem Kopf und gabelförmigem Schweif, Kletterer mit ungefiedertem Hals und aufgebauchtem Schnabel. Die vornehmsten Bäume sind: Cocos, Latan, Cassie, Mango, Jasmin, Cajaput ꝛc. Die Erde ist nicht angebaut, aber es herrscht eine ziemlich üppige Vegetation. Die hin und wieder vorkommenden vulkanischen Erzeugnisse zeigen die physischen Umwälzungen, welchen diese Insel unterworfen gewesen seyn muß. Die Ombaier sind meist von mittlerem Wuchs, manche wohlgebaut und stark gebildet, andere zartgliedrig und schwächlich, von schwarzer, olivengrüner Gesichtsfarbe in verschiedenen Schattirungen, mit platter Nase, dicken Lippen, geschwärzten und durch das Betelkauen zum Theil zerstörten Zähnen, die Backenhaut von lebhaftem Roth, die Haare schwarz, lang, glatt oder kraus, hinten einen ungeheuren Busch bildend, der sich wie ein schlechter Feuerschwamm ausnimmt und durch ein breites Band von Feigenrinde von dem Kopf getrennt ist. Einige haben die Haare geschnitten und tragen auf der Spitze des Kopfs eine Art Ring, Pretri genannt. Mehrere waren an Brust, Armen und Schläfen benarbt. Andere hatten flechtenartige weißlichte Flecken im Gesicht und an verschiedenen Theilen des Körpers, Einer unverkennbare Spuren der Pocken. Einer dieser Insulaner fragte uns, ob wir Engländer wären: er kannte Timor und Manila, er hatte von der Insel Luçon einen Spiegel mitgebracht, den er sehr hoch hielt. Eine Bemerkung, die ich in Timor gemacht hatte, fand ich auch hier bestätigt: die Malaien wiederholten das Französische, das sie aussprechen hörten, mit vieler Genauigkeit und Leichtigkeit. Gegen Fremde ist ihr Betragen häufig feindselig. Im Jahr 1802 oder 1803 ging einem Schiff, Rose, aus Philadelphia, ein Boot verloren, das von den Eingebornen der Ostküste weggenommen wurde. Im Jahr 1813 wollte der englische Kapitän Staunton, Befehlshaber des Dreimasters Jeacho, einen Ochsen kaufen, die mit Flinten bewaffneten Matrosen waren in dem Boot zurückgeblieben, er allein hatte den Fuß ans Land gesezt. Er wurde mit Pfeilschüssen empfangen und bekam mehrere Wunden. Es befanden sich damals noch zwei andere englische

Schiffe in der Meerenge von Ombai, sie hießen Frederik und Anlays und man sagte allgemein an Bord, daß diese wilden Insulaner ihre Gefangenen fressen. Auf einigen Punkten der Insel konnte man sich jedoch zuweilen Ignamen, Kürbisse, Melasse, Hühner und Schweine verschaffen. Ein Ochse kostete sechs Messer. Ich habe diese Einzelheiten von dem englischen Seemann Ficher Staitton, der lange Zeit den Archipel der Molukken befuhr und namentlich auf dem Jeacho in Dienst war. Im November 1817 schickte eine englische Fregatte, um Holz zu machen, eine Schaluppe mit zehn bis zwölf Mann auf die Insel. Alle wurden getödtet und aufgespeist. Als Tags darauf eine wohlbewaffnete Schaar ihre Kameraden aufsuchte, sahen sie die blutigen Reste mehrerer dieser Unglücklichen und das Fahrzeug zerschlagen. Die Fregatte rastete einige Tage nachher in Dieli und dort wurde der Kapitän in der Ansicht, die er bereits hatte, bestärkt, daß nämlich die Bewohner eines Theils von Ombai Menschenfresser seyen. Diese leztern Nachrichten gab uns der Generalkapitän der portugiesischen Besitzungen in den Molukken, Don Alconforado: wir selbst haben Nichts der Art wahrgenommen.«

Unter den Nachbarn von Amboina und Ceram sind ferner: Nussa Laut, dessen Einwohner (nach Valentyn) noch im vorigen Jahrhundert Menschenfresser waren; Haruko und Separua, kleine Eilande, die den Holländern gehören, und die Insel Manipa mit dem Schwurbrunnen (ayer sanpu), dessen Wasser, wenn man den Eingebornen glauben darf, kein Eidbrüchiger trinken darf, wenn er nicht krätzig werden will. Wie viele Krätzige gäbe es in Frankreich, wenn alle Diejenigen, die ihre politischen oder Liebesschwüre brachen, von diesem Wasser trinken müßten! Dao ist durch die Geschicklichkeit der Einwohner in der Bijouterie berühmt. In der südwestlichen Kette unterscheidet man mehrere Inselchen unter Häuptlingen, welche holländische Vasallen sind: so Kissir, wo eine wilde Bevölkerung haust und ein holländischer Posten steht; Motta, Letti, Moa, welches sehr geschäzte Schafe liefert; Dammar mit einem Vulkan, Baber, Sermata, Lakar und Vetter, die größte und schlechtest bevölkerte dieser Inseln. In der südöstlichen Kette, die gleichfalls von Häuptlingen unter holländischer Hoheit regiert wird, trifft man die drei Inseln Keys. Sie sind fruchtbar an Cocosnüssen und Orangen und die Einwohner, Malaien, sind Fetischanbeter. Leichen werden wie in Polynesien gesalbt und einbalsamirt. Auf Groß-Key ist Ely, ein beträchtliches Dorf. Daselbst wird von den unternehmenden unermüdlichen Buguis ein ansehnlicher Handel getrieben. Die Insel Timor-Laut schließt diese große Kette. Sie bildet mit der Insel Laarat eine weite Bai, wo die Buguis nach ihrer Rückkehr von Arnheimsland und dem Golf von Carpentaria an der australischen Nordküste den dort gefischten Tripan oder Bicho do mar, eine von den Feinschmeckern des himmlischen Reichs gesuchte Polypenart, an die Chinesen verkaufen. Diese beiden großen Inseln bieten wenig Interesse: sie sind von friedlichen, indolenten Stämmen bewohnt.

103. Bandagruppe.

Die Inseln der Bandagruppe sind mehr oder weniger von dem holländischen Residenten in Nassau auf Banda-Neira abhängig. Der Sultan,

der sie beherrscht, hat den Holländern *) 1000 Alfuras gestellt, die unter ihren Truppen dienen. In dieser Gruppe sind drei Inselchen, Banda, Lantor und Aji, von Wichtigkeit, weil der Muscatenbau ihnen ausschließlich vorbehalten ist. Nachdem die Eingebornen im Jahr 1621 von den Holländern ausgerottet worden sind, haben sich europäische Ansiedler in den Boden getheilt. Seit Abschaffung des Sklavenhandels sendet die Regierung die von den Gerichten zu längerer Verbannung verurtheilten Eingebornen hin und läßt sie an der Stelle der Sklaven arbeiten. Die Kolonisten oder Perkeniers sind verbunden, ihre Ernte der Regierung zu überliefern. Die große Ernte geschieht im August und eine zweite im November und Dezember. Der jährliche Ertrag dieser Gruppe wird im Durchschnitt zu 550,000 Pfund Muscatnüssen und 150,000 Pfund Muscatblüthe geschätzt. Die Muscatblüthe ist ein rothes Gewebe, die innere Hülle der Nuß. Der Muscatbaum trägt den größten Theil des Jahrs über Frucht, im Durchschnitt ein Baum sechs Pfund Nüsse, einige aber auch bis zu zwanzig Pfunden. Der Verkauf der Muscatnüsse, Muscatblüthe und Nägelen in Europa und anderswo trägt Holland nicht über zwanzig Millionen Gulden ein. Die Regierung bezahlt das Pfund Nägelen mit zehn holländischen Sous, das Pfund Muscatblüthe mit zwölf und das Pfund Nüsse mit acht, und löst in Europa 1 Franken aus den Nägelen, $1\frac{1}{4}$ Franken aus der Muscatblüthe und $\frac{1}{4}$ Franken aus den Nüssen. Ich gebe diese Schätzungen bloß annähernd, denn die holländische Regierung macht weder den Ertrag der Ernte noch des Verkaufs bekannt. Es ist wahrscheinlich, daß man den Gewürznelken- und den Muscatbaum in den unbesuchten Theilen mehrerer den Holländern unterworfenen Inseln, namentlich auf Buru, findet. Seit Baron Van der Capellen den widersinnigen und tyrannischen Brauch, die Gewürzbäume außer den privilegirten Plätzen zu zerstören, aufgehoben hat, brauchen die Einwohner diese ihre Schätze nicht mehr vor ihren habsüchtigen Herren zu verbergen. Das Städtchen Nassau auf Banda-Neira hat ungefähr 1000 Einwohner. Die Forts Belgica und Nassau, in Verbindung mit Hollandia auf Lantor, beschützen den Eingang der durch diese beiden Inseln und Gunung-Api oder den Feuerberg gebildeten prächtigen Bai. Des Leztern Gipfel erhebt sich 350 Toisen über den Meeresspiegel und seine Ausbrüche sind so schrecklich als häufig. Die Bandainseln zählen nicht über 6000 Einwohner. Man rechnet die Insel Rosingain nicht: seit Ausrottung der Muscatbäume ist sie nur noch von einigen befreiten Sklaven bewohnt.

104. Guilologruppe.

Guilolo (Halamahera), die größte der Molukken, hat nach ihrer Gestalt Aehnlichkeit mit der Insel Celebes und besteht wie diese aus vier Halbinseln in südlicher, nördlicher und westlicher Richtung. Der Brodbaum und der Sago sind gemein. Bitscholi, im Gebiet des Sultans von Ternate, und Galela, im Gebiet des Sultans von Tidor, sind die bemerkenswerthesten Orte. Jeder hat einen holländischen Unterresidenten. Die Küsten sind von Malaien bewohnt, das Innere von Schwarzen. Die Bevölkerung zählt 60,000 Seelen.

*) Die Holländer haben noch andere Malaien in ihren Diensten und auf Ceylan habe ich ein malaiisches Regiment in englischem Sold gesehen.

105. Ternate, Tidor, Motir ꝛc.

Ternate, die Hauptstadt des ältesten molukkischen Reichs, liegt amphitheatralisch am Meer. Sie hat gegen 6000 Einwohner. Zwischen der Stadt und dem Fort Oranien ist das prächtige Dalem oder der Palast des Sultans. Die Stadt ist für die Holländer ein militärischer Punkt zur Behauptung ihres Alleinhandels mit den Spezereien und zur Beschützung ihrer malaiischen Herrschaft. Ein Resident hat hier seinen Sitz. Auf der Insel ist ein 600 Fuß hoher vulkanischer Pik. Sie hat Ueberfluß an Quellen. Die Vögel, unter ihnen der Königsfischer, sind von seltener Schönheit. Die Einwohner sind von sanfter Gemüthsart und träg: sie haben wenig Bedürfnisse und lassen sich durch Nichts in ihrer Behaglichkeit stören. Tidor hat einen eigenen Sultan. Die Insel Missel, welche die Form eines Dreiecks hat, ein Theil Guilolo's und der Nordküste Papuasiens, gleichwie die Papusinseln, wovon Saluati und Wegiu die bedeutendsten sind, gehorchen diesem Fürsten, der wie sein Nachbar in Ternate holländischer Vasall ist. Seine Hauptstadt enthält 8000 Einwohner. Die Insel hat auch ihren 600 Fuß hohen Pik. Motir gleicht einem herrlichen Garten auf den Fluthen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Töpferei. Die Insel steht unter einem holländischen Sultan: so auch die kleine Insel Matschian. Noch ist die Liste der Molukken nicht erschöpft. Hierher gehören noch: Batschian mit den Inseln Tipa, Mia, Mandolli, Taualli, Durma und Groß-Obi als Dependenzen; Ceram-Laut und Guram, die ein unabhängiges Fürstenthum zu bilden scheinen; Popo mit dem Anhängsel der Gruppe Bo; Mortai, eine der ansehnlichsten des Archipels, aber beinahe entvölkert, unter dem Sultan von Ternate stehend; Salibabo, eine Gruppe, die unter mehrere Häuptlinge vertheilt ist und Toluri, Salibabo und Kabroang begreift; Menguis mit den drei Inseln Namusa, Karotta und Kakarlank, welche dem Sultan von Maindanao zinspflichtig sind.

106. Aërolithen.

Die Aërolithen fallen in diesem Archipel, namentlich auf der Insel Ai, häufig nieder. Man könnte glauben, daß die Vulkane zu ihrer Entstehung beitragen, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, daß sie sich im Augenblick der Explosion in der Atmosphäre bilden, wie die chemische Analyse zu beweisen scheint.

107. Kaschalotfang.

Die Molukken könnten eine der ergiebigsten Fischereien für den Kaschalot werden: denn dieses Seethier ist in dem Meer zwischen den Inseln Timor, Timor-Laut, Aru und dem nördlichen Australien reichlich vorhanden. Nach Crawfurd werden von den Engländern, Amerikanern und einigen Franzosen in diesem Industriezweig 3210 Mann beschäftigt, mit einem jährlichen Ertrag von 6,070,000 Pfund Sterling. In Freycinets Werk ist ein ausführlicher Abschnitt über diese Materie. Dort heißt es: »Wie Kapitän Hammat versichert, so sind regelmäßig englische Schiffe in diesem Fischfang thätig und die Anglo-Amerikaner verwenden nicht weniger als

hundert Schiffe, theils im Meer der Molukken, theils im großen Ocean. Gewöhnlich waren es die Umgebungen von Celebes und Timor, wo Kapitän Hammat seine Kreuzfahrten anstellte. Er brauchte, um seine Ladung zu vervollständigen, gegen 20 Monate und 85 bis 100 Kaschalots. Angenommen, Was der Wahrheit nahe kommen dürfte, daß die Zahl der Schiffe 190 beträgt und daß im Durchschnitt zu jeder Ladung 90 Kaschalots erforderlich sind, so werden jährlich gegen 17,000 dieser Thiere ein Opfer der menschlichen Habsucht. Die größten Kaschalots, welche Hammat fing, waren 64 französische Fuß lang. Die Cetaceen von diesem Wuchs können 100 Tonnen *) Oel und 24 Tonnen Fettwachs liefern. Die Weibchen sind kleiner als die Männchen: sie geben nicht über 18 bis 20 Tonnen der leztern Substanz, die sich bei dem Thier in einer besondern Höhlung des Kopfes findet. Das Geschäft des Harpunirers ist (nach Pellion) nicht ohne Schwierigkeit und erheischt eben so viel Gewandtheit als Uebung. Daher ist ein guter Harpunirer eine sehr geschäzte Person. Selten wird der Wallfisch von dem Schiff herab gespießt. Man begibt sich lieber auf leichte und schnellsegelnde Boote (baleinières), deren das Schiff mehrere mit sich führt, die je mit sieben Rudern versehen sind, von denen eines als Steuer dient. Zwei Harpunen mit der Leine sind auf der Gabel **), drei andere liegen in ihren Futteralen längs der Schiffswand. Auch ist eine Lanze auf der Gabel und zwei Fässer, eine Art, ein Messer, eine Boje mit ihrem Signal, ein oder zwei Leinen von $2\frac{1}{2}$ Zoll Dicke in einer Balje, ein Bidon und ein Gamelot sind in Bereitschaft. Mit diesen Werkzeugen ist der Wallfischjäger ausgerüstet ***). Die Wallfischjäger mustern zuvörderst den Fisch vom Kopf bis zum Schwanz. Der Harpunirer ist vorn in dem Boot. Die Ruder werden gehoben, der Patron oder Steuermann paßt auf. Der Harpunirer faßt die erste Harpune auf der Gabel, er berechnet die Entfernung, gibt die Bewegung an, welche das Boot machen soll, erspäht den Punkt, den er treffen will †) und schleudert das Eisen mit aller Kraft des Arms. Meist sind es die Floßen an der Brust, auf welche die Harpune gerichtet ist. Der Augenblick, wo sich der Wallfisch verwundet fühlt, ist gefährlich. Er tobt gewaltig und oft hat man auf einen Streich seines ungeheuren Schweifes das Boot mit den Fischern hoch in die Lüfte fliegen sehen.

Malheur au nautonnier dans ce moment funeste
Si l'aviron leger n'emportait ses canots
Loin de l'orage affreux qui tourmente les flots!
Tout s'eloigne, tout fuit. La baleine expirante
Plonge, revient, surnage et sa masse effrayante,
Qui semble encor braver les ondes et les vents,
D'un sang déja glacé rougit les flots mouvants ††).

Es kann seyn, daß man den Fisch so gut getroffen hat, daß er sich umdreht und todt auf der Stelle bleibt. Zuweilen, wenn er nur beschädigt ist, fährt

*) Tonne (baril) = $311\frac{1}{2}$ Gallonen, die Gallone = 4 französischen Pinten, oder genauer 24 Tonnen = 3075 Pinten oder 2859 Litres und 100 Tonnen = 12,812 Pinten und 11,913 Litres.

**) Eine Art Armleuchter auf der Seite des Boots angebracht zum Auflegen der Waffen, damit sie der Harpunirer gleich bei der Hand hat.

***) Das Schiff Ocean hatte bei seiner Abfahrt von London 150 Harpunen an Bord. Diejenigen, welche wir gesehen haben, waren dreieckig und vollkommen geschärft. Messer mit langem Griff sind zum Auswalden des Fischs.

†) Nie wird bei dem Kaschalot nach der ungeheuren Masse seiner Schnauze gezielt. Obgleich ohne Bein, ist ihre Haut so hart, daß kein Eisen eindringen würde.

††) Aus Esmenards Gedicht: La navigation.

er über das Wasser hin und schleppt das Boot hinter sich her, an welches das dem mörderischen Eisen angeknüpfte Seil ihn fesselt. In diesem Fall ergreift der Fischer unverzüglich eine zweite Harpune und schleudert sie wie die erste. Wenn aber, Was gewöhnlicher geschieht, der Wallfisch senkrecht untertaucht, so ist nothwendig, daß das Seil geschwind genug abgewunden werde, damit das Ungethüm das Boot nicht mit in die Tiefe reißt. Würde das Tau sich verwickeln, so müßte man es alsbald abschneiden. Dasselbe müßte geschehen, wenn es aus der Keep, die es vor dem Boot halten soll, wiche und dieses in Gefahr geriethe, hin und her gezerrt zu werden. Man hat fast immer zwei an einander gebundene Leinen bereit, die zusammen 480 Klafter lang sind, wenn Dieß nicht genug ist, so läßt man eben das Ende los. Dieser Umstand ist voraus berechnet und deßwegen die Boje mit einer Flagge als Signal besezt, welche zum spätern Wiedererkennen dient. Ist zu vermuthen, daß der obige Fall eintrete, so sucht man den Wallfisch zu ermüden, indem man beim Abwinden theilweise nachgibt und von Zeit zu Zeit widersteht. Nicht minder ist man achtsam, das Seil sogleich wieder aufzuziehen, wenn es nicht mehr straff ist, so wie es beim Abwinden zu befeuchten, damit es nicht Feuer fangt. Der Wallfisch ist bald erschöpft und kehrt, um Athem zu holen, an die Oberfläche des Meers zurück und dann darf man das Seil nur anziehen, so hat man den Fisch am Boot. Sofort bewehrt sich der Harpunirer mit seiner Lanze und macht mit verdoppelten Stößen in die Weiche des Kopfs dem Thier den Garaus *). Bald sieht man das Blut seinen Luftlöchern entströmen — ein Anzeichen des nahenden Todes. Seine Kraft versiegt nun schnell. Der Koloß legt sich auf die Seite. Die heftigen Bewegungen seiner Seitenflossen sind noch die einzigen Merkmale von Leben. Hat er endlich den lezten Athem ausgehaucht, so wird er ans Schiff bugsirt und mittelst der Aufziehseile des großen Masts so aufgehängt, daß man ihn, je nachdem die Arbeit des Aushauens es erheischt, leicht drehen kann. Das Abspicken beginnt. Mehrere Personen, für die eine äußere Gallerie errichtet ist, schneiden mit ihren langen Messern kreisförmige Streifen heraus. Einer hat eine ungeheure Gabel, auf diese spießt er die Stücke und reicht sie auf das Schiff. Hier kommen sie auf den Block und sind sie zerhackt, in die Kessel. Nachdem man das Oel, das sie enthalten, ausgesotten hat, wird mit den Ueberbleibseln gefeuert. Dazu werden auch die Knochen verbraucht. Das Fettwachs aus dem Kopf thut man in mächtige Kisten von verzinntem Kupfer, damit man es später mit Muße schmelzen kann. Geschmolzen wird es in Gefäßen von ähnlicher Art auf dem Grund des Schiffs aufbewahrt. Der Ofen, in welchem diese Substanzen in Oel verwandelt und geläutert werden, befindet sich auf dem Verdeck. Das Oel wird mit großen Löffeln geschöpft und durch einen Schlauch von getheertem Segeltuch in die im untern Raum aufgereihten Fässer geleitet. Der Ofen des Schiffes Ocean war aus Backsteinen erbaut und stand hinter dem Fockmast: er hatte eine Länge von 7 Fuß 3 Zoll, eine Breite von 4 Fuß 6 Zoll und eine Höhe von 4 Fuß 1 Zoll. Eine hölzerne Plattform, parallel mit dem Verdeck, von welchem sie nur durch einen Zwischenraum von 8 Zoll getrennt war, bildete die Unterlage und darunter sezte man, weil sonst der Schiffsboden zu sehr erhizt werden konnte, ein Becken mit Wasser. Der ganze Apparat mit zwei Töpfen von Hartmetall war durch Kupfereisen auf

*) Nach Scoresby zielen die Harpunirer möglichst aufs Herz, etwas unter den Brustflossen.

dem Verdeck befestigt. Der Ofen war an zwei Stellen, nach unten und nach oben zu, von zwei eisernen Platten umfangen und konnte, damit es nicht in die Kessel regnete, mit einem hölzernen Deckel verschlossen werden. Er hatte ein Gewicht von ungefähr sieben Tonnen. Von den Kesseln faßte jeder 130 Galonen oder 461½ Litres. Rechts und links neben dem Ofen waren kupferne Behälter von prismatischer Form, 3 Fuß 5 Zoll lang, 3 Fuß breit und 4 hoch. In diese Behälter lief das Oel aus den Kesseln: sie hatten an dem obern Drittheil eine Art Seiher, wo die heterogenen Theile zurückblieben. Obgleich der Ocean zu 243 Tonnen geeicht war, so betrug seine gewöhnliche Ladung nicht über 230 Tonnen. Nun wurden bei Kapitän Hammats Abreise aus London im Jahr 1816 aus der Tonne Kaschalotöl *) daselbst 120 Pfund Sterling erlöst: mithin hatte seine ganze Ladung einen Werth von 27,600 Pfund. Davon für Ausrüstung und Reise 10,000 Pfund abgerechnet, so machte der reine Gewinn 17,000 Pfund aus, der sich also vertheilte:

Kapitän $\frac{1}{14}$	1214	Pfund	Sterling.
Erster Lieutenant $\frac{1}{28}$	607	—	—
Zweiter Lieutnant $\frac{1}{50}$	340	—	—
Drei Patronen, Jeder $\frac{1}{100}$	510	—	—
Sechs Matrosen erster Klasse, Jeder $\frac{1}{140}$	785	—	—
Zehn Matrosen zweiter Klasse, Jeder $\frac{1}{150}$	1133	—	—
Zwei Schiffsjungen bekamen bloß Kost und Kleidung.			
Die 24 Personen der Mannschaft zusammen	4589	—	—
Rest für die Schiffseigner	12,411	—	—

Zu diesem Nutzen, den der Kapitän aus seiner Ladung zieht, müssen noch andere Vortheile hinzugefügt werden, die nicht unbedeutend sind. Er hat freien Tisch und die Eigenthümer geben ihm zur Verpflegung seines Schiffs eine bestimmte jährliche Summe. Aber selten braucht er oder die Mannschaft zum Ankauf von Lebensmitteln Geld. Man reicht mit Kleinigkeiten von Tauschsachen aus. So konnte ein Ochse, der während unsers Aufenthalts zu Dieli 5 Piaster kostete, auf weniger besuchten Punkten der Küste von Timor um eine Axt, die ½ Piaster werth war, angeschafft werden. Auf der Insel Kisser bekam man um eine schlechte Flinte, die man vielleicht mit 20 Franken zu hoch anschlüge, 20 Schafe **).«

Wenn die Jäger den Kaschalot angreifen, antwortet er auf einen Harpunenstoß mit einem Schlag seines Schweifes und wehe ihnen, wenn sie in seinem Bereich sind: er begräbt Boote und Jäger in die Fluthen. Es fehlt nicht an tragischen Geschichten: J. Lecomte erzählt eine. Ein amerikanischer Dreimaster hatte in den brasilischen Gewässern einen Wallfisch verwundet und dieser war alsbald untergetaucht. Allein kaum hatte er 20 Klafter Seil abgesponnen, so sah man plötzlich das Boot versinken. Da war keine Spur mehr als das gewöhnliche Aufbrausen des Wassers, wenn ein voluminöser Körper untergegangen ist. Umsonst, daß der Schiffskapitän den Rest

*) Sonst wurde zu London das Fettwachs besonders und zwar um 12 bis 15 Pfund theurer verkauft als das Oel, worauf erst die Fabrikanten beide Stoffe vermischten. Die Fischer haben es aber vortheilhafter gefunden, die Mischung selbst zu machen und verkaufen jetzt nach einem Durchschnittspreis.

**) Freycinet sammelte diese Nachrichten, als ihn eine Windstille längere Zeit in der Nachbarschaft des englischen Schiffes festbannte.

des Tages und die ganze Nacht auf der Stelle blieb — am andern Morgen wurde wohl ein umgeschlagenes Boot entdeckt, aber die sechs Matrosen waren auf immer verschwunden. Seltener, aber nicht minder schrecklich ist die Gefahr, in die Luft geschleudert zu werden. Scoresby gedenkt eines solchen Falls. Im Jahr 1802 war Kapitän Lyons auf dem Fischfang an den Küsten von Labrador, als er nicht weit von seinem Schiff einen großen Wallfisch gewahrte, den er sogleich durch vier Boote verfolgen ließ. Zwei Boote erreichten gleichzeitig das Thier und jagten ihm ihre Harpunen in den Leib. Der Wallfisch tauchte unter, stieß aber bald im Heraufkommen unter das dritte Boot, so daß es mehr als 15 Fuß in die Höhe fuhr und mit aufwärts gekehrtem Kiel wieder herabfiel. Glücklicherweise war das vierte Boot in der Nähe, um die Mannschaft aufzunehmen, die auch Alle gerettet wurden bis auf Einen, der die Beine unter der Bank hatte und nicht gleich losmachen konnte: daher er ertrank.

Der Vollständigkeit halber mag hier noch ein Auszug aus einem amerikanischen Journal *) stehen, das die genauesten und neuesten Nachweisungen über diesen wichtigen Industriezweig enthält. »Die Vereinigten Staaten,« heißt es in diesem Blatt, »die bis jezt nur erst den zweiten Rang unter den seefahrenden Nationen einnehmen, haben sich an die Spitze der wallfischfangenden gestellt. Unsere ersten Versuche fanden auf Schiffen ohne Verdeck an den Gestaden des Cap Cod und von Nantucket Statt. So wie ein Wallfisch signalisirt wurde, stachen die Fischer in die See. Dieser Brauch ist in jenen Gegenden noch nicht aufgegeben. Aber nicht lange, so wurden aus den Booten Sloops, die sich nördlich bis zu den Meerengen von Belle-Isle und südlich bis in die westindischen Meere wagten. Die Sloops verwandelten sich in Briggs und größere Schiffe und segelten nach den afrikanischen Gewässern. Die Linie wurde passirt: man suchte den Feind an den Küsten von Brasilien und Patagonien auf. Bald eröffnete die schwierige Fahrt um das Cap Horn unsern Abenteurern den stillen Ocean. Und gegenwärtig trifft man unsere Schiffe in allen westlichen Häfen von Südamerika, deren über hundert jährlich in Hawaï. Sie durchfurchen das stille Meer kreuz und quer und fischen längs den Küsten von Japan. Manchmal nehmen sie den Rückweg um das Cap der guten Hoffnung und machen so die Reise um die Welt. Diese Reise dauert in der Regel drei Jahre. Der Kaschalotfang nimmt 250 Schiffe in Anspruch. Sie sind im Durchschnitt 30 Monate unterwegs. Ein solches Schiff, wie es ausgerüstet ist, läßt sich zu 35,000 Pfund Sterling schätzen. Der eigentliche Wallfischfang beschäftigt 150 Schiffe, die eines ins andere 18,000 Pfund Sterling werth sind. Sie sind im Durchschnitt zehn Monate unterwegs. Sonach steckt in diesen Schiffen ein Kapital von 12,000,000 Pfund Sterling. Die Einfuhren des Jahres 1831 beliefen sich auf 110,000 Tonnen Wallrath, auf 118,000 Tonnen Oel und auf 10,000 Center Barten. Dieser Fischfang warf in den drei lezten Jahren einen jährlichen Ertrag von 4½ Millionen Dollars ab und wenn die Reisen so glücklich wie bisher und die Preise so hoch bleiben, so wird derselbe in den nächsten vier Jahren auf mehr als sechs Millionen steigen. Die Kaschalotjäger laden meist an den Küsten Afrika's und der Azoren, die Wallfischjäger in den Gewässern Brasiliens und Patagoniens. Die Grönlandfischer bringen den Speck nach Haus, aus welchem man das

*) North-American-Review.

Oel bereitet, unsere Fischer verrichten dieses Geschäft selbst. Das Oel hat in dem Augenblick des Aussiedens keinen übelriechenden Geschmack und die Matrosen gebrauchen es gern als Schmalz. Der Wallrath wird im Ganzen in unserem Land verbraucht. Wenn das Oel davon weg ist, so macht man aus Dem, was bleibt, durchsichtige Kerzen, die sich mittelst eines chemischen Verfahrens färben und manchmal als Jungfernwachs verkaufen lassen. Es gibt 50 bis 60 Wallrathlichtfabrikanten, die deren jährlich 30,000 Centner verfertigen. Das gewöhnliche Wallfischöl wird größtenheils nach dem Norden von Europa ausgeführt.«

Wir fügen nur noch bei, daß auch die Engländer in Neu-Süd-Wallis seit einigen Jahren mit Eifer und Erfolg diesen Industriezweig treiben. Im Jahr 1830 hat der Hafen von Sidney 16 Schiffe ausgerüstet, 9 gebaut. Dieses Land liegt sehr geschickt: seine Schiffer können es zu drei Fahrten bringen, bis die Europäer und Amerikaner zwei machen. Sie gelangen in 50 Tagen in die Gegenden, wohin ihre Nebenbuhler 7 Monate brauchen.

So ist der Archipel der Molukken nicht allein wegen seiner Spezereien, sondern auch wegen der Stationen der Kaschalotfischerei von höchster Wichtigkeit. Wie verführerisch für eine Seemacht ersten Rangs, die sich seiner bemächtigen wollte, wäre der Umstand, daß die meisten holländischen Forts ohne äußere Werke sind und von den Schiffen aus beschossen werden könnten!

108. Chronologische Skizze der Geschichte Ternate's und der Molukken überhaupt.

Im Jahr 1250 ließ sich eine Kolonie aus Guilolo auf Ternate nieder. Ihr erster König war Chico, welcher im Jahr 1257 den Thron bestieg. Auf ihn folgte im Jahr 1277 Pori. Im Jahr 1304 unterwarf Komala mehrere benachbarte Inseln. Unter der Regierung Malamo's im Jahr 1307 entschied das Volk, daß die nächste männliche Seitenlinie in der Thronfolge den direkten Nachkommen vorgehen solle. Im Jahr 1322 kam Sida Aarif Malamo, des vorigen Königs Neffe von seiner Schwester, zur Regierung. Im Jahr 1331 wurde dessen Nachfolger, Paji Malamo, ermordet und durch Schah-Alem ersetzt. Im Jahr 1334 wurde die Insel Maschian erobert. Im Jahr 1350 regierte Molomat-Schaya. Ein arabischer Abenteurer lehrte ihn die arabische Sprache und die Schiffsbaukunst. Dieser Sultan bemächtigte sich der Xulainseln. Im Jahr 1377 erbte Gapi-Baguna den Thron von Guilolo. Nicht lange nachher stellte Kamala-Pulac die direkte Thronfolge her und der König von Ternate behauptete von da an den ersten Rang unter den Fürsten der Molukken. Im Jahr 1465 wurde König Marhum Mohammedayer. Um diese Zeit besuchten die Chinesen, die Malaien und die Javaner Ternate in Geschäften des Spezereihandels, besonders mit Gewürznelken. Unter der Regierung Zainaeldyns, im Jahr 1486, begriff das Königreich auch Buru, Amboina und Ceram. Dieser Fürst nahm gleichfalls den Islam an. Er machte, um sich in seiner neuen Religion zu unterrichten, eine Reise nach Giri in Java, auf sein Verlangen erschien der javanische Missionär Herissen und widmete sich der Bekehrung der Völker von Ternate. Die Königin-Regentin von Ternate und der König Almanzor von Tidor streiten sich um die Ehre ein portugiesisches Fort zu erobern. Brito, der Anführer des portugiesischen

Geschwaders, beraubt die Prinzessin der Regierung im Jahr 1527. Ihr Mündel, der junge Prinz, wird zum König ausgerufen. Später von seinem Oheim der Zauberei angeklagt, flieht er auf die Citadelle und tödtet sich durch einen Sturz aus dem Fenster. Das Volk weigert sich, den Portugiesen in ihrem Fort Lebensmittel zu liefern. Der Admiral Menezes sezt drei Häuptlinge fest und läßt ihnen die rechte Hand abhauen. Der Dritte wird von zwei ungeheuren Hunden gefressen. Den Statthalter von Ternate läßt er wegen einer angeblichen Verschwörung hinrichten. Die Eingebornen wandern aus. Im Jahr 1531 wird das portugiesische Castell blokirt und die Besatzung in äußerste Noth gebracht. Im Jahr 1537 erfechten die Portugiesen über 30,000 Eingeborne mit dem Verlust eines einzigen Sklaven einen Sieg: sie entführen den König nach Indien, bekehren ihn zum Christen und schicken ihn wieder nach den Molukken. Im Jahr 1544 wird der König Aciro nach Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens, eingeschifft. Im Jahr 1559 wird er wieder eingesezt und eilf Jahre später von dem Gouverneur der Molukken, Lopez de Mesquita, in seinem Haus ermordet. Die Ternatier ziehen sich unter Anführung Babers, eines Sohns Aciro's, in die Berge zurück. Im Jahr 1580 kommt der König Bah-Uila nach Mangkassar und fordert die Einwohner auf, Mohammedaner zu werden. Er unterwirft die Insel Butong, erobert das Fort der Portugiesen und macht ihrer Herrschaft auf Ternate eine Ende. Im Jahr 1652 führen die Holländer den König von Ternate nach Batavia und nöthigen ihn zu Unterzeichnung eines Vertrags, durch welchen er sich verpflichtet, die Gewürznelkenbäume in seinen Staaten zu zerstören. Im Jahr 1796 bemächtigen sich die Engländer im Namen des Statthouders aller Molukken, Amboina's, Banda's und Buru's. Ternate ergibt sich erst im Jahre 1811. Nach dem Frieden kehrten die Holländer zurück. Obgleich die Macht von Ternate von Tag zu Tag mehr zerfällt und längst weit von dem Glanzpunkt des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts entfernt ist, als der größte Theil des ausgedehnten Archipels der Molukken diesem Königreich gehorchte, so ist doch der Sultan auch unter holländischer Vasallenschaft noch Herr über einen Theil der Inseln Guilolo und Celebes, so wie über Mortai. Verschiedene Völker, selbst einige Stämme des nördlichen Papuasiens, entrichten ihm Tribut.

109. Celebes nebst den zugehörigen Inseln.

Allgemeine Geographie und Topographie.

Unter allen malaiischen Inseln, die sich durch Schönheit des Himmels und Reichthum der Natur auszeichnen, ist, Borneo ausgenommen, keine, welche mit Celebes zu vergleichen wäre. Ihr Boden ist nicht nur fruchtbar, sondern ihr Clima auch gesund, und ihr Volk ist das gebildetste dieser fernen Gegenden. Die lachenden Landschaften von Luçon vereinigt sie mit den majestätischen Scenen von Timor, die erhabene Schöpfung Neu-Guinea's mit den wilden Herrlichkeiten des Nordens von Kalemantan, die friedliche Lage der Insel Rienzi mit den pittoresken Ansichten von Mindoro. Versuchen wir dieses bezaubernde Land zu schildern: es ist eines derjenigen, die man in Europa am wenigsten kennt.

Die Insel Celebes (von 1° 45′ nördlicher Breite bis 5° 45′ südlicher Breite, und von 113° 10′ bis 116° 45′ östlicher Länge) die größte im Archipel der Molukken, zu denen man sie fälschlich gerechnet hat, ist eigentlich aus vier länglichten Halbinseln zusammengesezt, die in der Richtung von Westen nach Süden liegen, durch schmale Landengen verbunden und durch drei tiefe Baien getrennt sind, daher sie die seltsame Form einer Tarantel hat, einen kleinen Leib und Füße von ungeheurer Länge, die sie ins Meer hinausstreckt. Die nördliche Halbinsel heißt Tomini-Bai oder Gonong-Telu, die östliche Tolo, die süd-östliche Siua. So nennen sie die Eingebornen, während sie selbst auf den besten Karten irrthümlich unter dem Namen Boni aufgeführt wird. Die Ausdehnung der Insel ist wegen ihrer unregelmäßigen Form schwer zu bestimmen. Wir schätzen ihre größte Länge zu 192 französischen Stunden, und zu 25 ihre mittlere Breite, und ihren Flächeninhalt zu etwa 16,000 Quadratlieues. Magalhaës und Pigafetta scheinen sie besucht zu haben: sie hat bei ihnen den Namen Celebi.

Die zugehörigen Inseln sind zahlreich, aber fast alle klein und wenig gekannt. Es sind im Norden die Inseln Talauts, von welchen Sanguir, 40 Lieues von der Nordspitze der Halbinsel Manado, die bedeutendste ist. Sanguir ist fruchtbar und wohlbevölkert und hat einen Vulkan. Die Holländer, welche in einem kleinen Theil von Celebes Herren sind, haben daselbst einen Posten. Südlich von Sanguir ist Siao, ist Banca mit einem guten Hafen, wo die Bugui's sich angesiedelt haben. Oestlich ist die Gruppe der drei Xulla-Inseln mit ihren Pflanzungen von Sago und Ebenholz, und ihren so feigen als treulosen Einwohnern. Xulla-Mangalla ist die größte. In Xulla-Bessi haben die Holländer ein Kastell und einen Hafen. Da ist Taliabo an einem der Kanäle, welche diese Insel trennen, die als Verbindungsglieder zwischen Celebes und den Molukken dienen. Ein Felsen, der einem Menschen gleicht, wird von den malaiischen Seefahrern verehrt. Südöstlich ist die Gruppe der Buton-Eilande: ein Sultan beherrscht sie alle. Seine Hauptstadt ist durch ein steinernes Kastell vertheidigt, sein Sitz in Kalla-Susong. Südlich liegt die Gruppe der Kalauriuseln, unter welchen Salayer die vornehmste ist. Sie sind unter 14 Häuptlinge vertheilt, die unter holländischer Oberherrschaft stehen wie der Sultan vorhin. Südlich ist auch Pulo-Babi oder die Schweininsel. Endlich westlich sind die kleinen Inseln Balabalagan, Stafinaff und Tonin. Noch gibt es einige andere, die wir nicht erwähnen, weil sie gar zu unbedeutend sind.

Die Eingebornen und die Malaien nennen Celebes Nagri orang Uguis oder Land der Leute Uguis (Buguis), manchmal auch Tanna-Mangkassar oder Mangkassarland. Das ursprüngliche Gebiet der Buguis ist aber an den Ufern des großen süßen Wasser-Sees von Tapara-Karadscha an der süd-westlichen Zunge von Celebes. Dieses Land, von welchem bis auf diesen Tag keine Beschreibung existirt, ist stark bevölkert. Der See hängt durch mehrere Flüsse, welche für die größten Fahrzeuge schiffbar sind, mit der Bai von Boni gegen Osten und dem Meer auf der Westseite zusammen. Celebes ist hoch gelegen, bergicht, besonders in der Mitte und im Norden, wo man mehrere feuerspeiende Berge zählt. Die geologische Formation bietet sich im Allgemeinen als ein in der Zersetzung begriffener Basalt dar, der mit einer 10 bis 20 Fuß dicken Lage von Pflanzenerde bedeckt ist. Im Norden, in den Bezirken von Mongudo und Manado, wo das Land von Erdbeben zerrissen ist, findet man eine

unermeßliche Masse Schwefel. An der Küste stürzen drei Flüsse über riesige Felsen von fantastischer Gestalt mitten durch stattliche und seltene Bäume. Der größte ist die Schinrana am Ausfluß des Sees Tapara-Karadscha in dem Land Uadschu. Die europäischen Schiffe dringen ziemlich weit in diesen schönen Fluß ein, der auf schlammigem Grund lauft, und die Prahus der Eingebornen befahren ihn bis in den See. Der zweite Fluß ist der Boli. Er beschließt seinen Lauf bei Boli auf der Nordküste. Der dritte mündet auf der Nordwestküste, südlich, in ziemlicher Entfernung von Blaardingen. Auf der ganzen Südküste gibt es eine große Zahl Flüsse, die zwei bis drei Lieues landeinwärts schiffbar sind: so der Zico und Tzino, wenn man auch das Flüßchen Tondano, das sich in den artigen See dieses Namens ergießt, nicht rechnen will. Gleichwohl hätte diese ausgedehnte Landschaft nur einen einzigen Fluß, wenn man auf gewisse Karten blickt. Celebes liegt ganz unter der heißen Zone, denn es wird vom Aequator durchschnitten. Allein Dank diesen zahlreichen Golfen, den reichlichen Regen, die gegen die Mitte jedes Monats, besonders im Juni und Juli fallen, und den Nordwinden, die einen Theil des Jahres über wehen, das Klima ist gemäßigt und gesund. Was auch einige Reisenden sagen mögen, die Europäer leben auf Celebes länger als in irgend einer Gegend des Orients. Ueberdieß kann man Eingeborne sehen, die über 100 Jahre alt sind, und dabei rüstig und munter wie die Greise Schottlands und Rußlands. Vom Mai bis zum November herrscht der Ostmonson, in den übrigen Monaten der entgegengesezte Passatwind. Ebbe und Fluth sind sehr unregelmäßig.

110. Politische Geographie.

Die Holländer besitzen auf Celebes die Statthalterschaft Mangkassar, gebildet aus den Trümmern des alten Reichs Mangkassar. Die Hauptstadt dieses Reichs existirt nicht mehr, obgleich die Karten sie noch aufführen, und einige geographische Wörterbücher ihr sogar eine Bevölkerung von 100,000 Einwohnern zutheilen. Auf ihrer Stelle haben die Holländer die Stadt Blaardingen und das Fort Rotterdam erbaut, wo 1200 Europäer und Mestizen wohnen. In der Nähe der neuen Stadt sind drei Dörfer, Campung-Baru, Buguis und Malayu. Ihre Lage ist um so glücklicher, als von dem Fort Rotterdam die Ueberfahrt nach Borneo nur eine Tagreise beträgt und man in wenig Tagen nach Amboina und Banda, Ternatte und Timor und in 14 Tagen mit günstigem Wind nach Manila gelangt. Dieser ganze Bezirk enthält 18 bis 20,000 Einwohner. Sonst besitzen die Holländer noch die Residenzschaften Bonthain, Maros und Manado. Erstere mit den kleinen Städten Bulkumba und Bonthain, die beiden andern mit Hauptorten gleichen Namens. Manado*) ist eine Stadt von 4000 Einwohnern. Der dortige Resident, der dem Generalgouverneur von Amboina untergeordnet ist, hat eine Anzahl einheimischer Häuptlinge, Kapala-Balaks, unter sich: die Holländer nennen sie Hokkums oder Dorfvorsteher. Nach Manado kommen die Städte Kema mit 10,000 Einwohnern, von welchen treffliches Takelwerk verfertigt wird, und Gorontalo, Sitz eines Sultans, der holländischer Lehensträger ist.

*) In Manado sind zwei Franzosen, Martin und Barbier, ansässig. Dieß ist vielleicht der östlichste Punkt der Malaienlande, wo man noch andere Europäer antrifft als Holländer.

Unabhängig, aber Verbündete der batavischen Regierung auf Java, seit die holländisch-ostindische Kompagnie nicht mehr existirt, sind die Fürsten von Boni, von Uadschu, von Luhu, von Turata, von Sidenring, von Sopeng, von Goag, von Mangkassar, von Tello, von Tanête und Mandhar. Das bedeutendste von all diesen Königreichen ist Boni. Es hat auf 600 Quadratlieues eine Bevölkerung von 230,000 Seelen. Im Fall eines Kriegs stellt es 40,000 Mann ins Feld. Die Hauptstadt ist Bayoa mit 10,000 Einwohnern. Die Häuptlinge der Völkerschaften auf der Halbinsel Balante und im Südosten sind Vasallen des Königs von Boni. Das Land Tello wird merkwürdiger Weise von einer Königin regiert, die ihn gleichfalls als Oberherrn anerkennt. Die Buguis bewohnen das Königreich Uadschu im Mittelpunkt der Insel. Die Stammeshäupter heißen Arungs und das Oberhaupt dieser Feudalstaaten Arunga. Von dem rothen Meer bis zum nördlichen Australien begegnet man ihnen in allen Häfen, wo sie seit mehr als 200 Jahren thätigen Antheil am Handel nehmen. Sie haben auf Banka, im Norden von Manado, in Pulo-Laut im südlichen Borneo und im Süden der Staaten von Bima auf Sumbawa Kolonien angelegt. Sie bewohnen auch das Königreich Luhu am Golf von Siua. Dieses Königreich ist das älteste und eines der mächtigsten von Celebes. Sie dienen in den Heeren von Kambodscha, Siam und Annam und mehreren Fürsten der malaiischen Inseln und sind eben so treu als tapfer. Der Staat Salengor auf der Halbinsel Malakka, den gegenwärtig der Sultan Ibrahim beherrscht, wurde von ihnen gegründet. Das Städtchen Goak oder Goa ist die Hauptstadt der Trümmer des Reichs Mangkassar, das im siebenzehnten Jahrhundert blühte. Damals erstreckte sich seine Macht über die Staaten von Boni wie fast über ganz Celebes und mehrere auswärtige Inseln. Die Befestigungen der Stadt existiren nicht mehr. Nach dem Königreich Luhu ist Mangkassar das älteste. Die drei Fürstenthümer von Turata haben sich von Boni unabhängig gemacht. Sopeng ist nach Boni und Uadschu der beträchtlichste Staat. Im Westen und Norden sind die Staaten Kampadan und Bulan: sie sind dem Sultan von Ternate zinsbar. Kali und Tuli-Tuli im Nordwesten sind Seeräubernester. Im Grunde gibt es keine große Stadt: Bayoa und Kema sind vielleicht die volkreichsten.

Die besten Häfen der Insel sind Palo an der schönen Rhede dieses Namens, Samiah, Dumpaleh, die Rheden von Manado, Mangkassar und Bonthain. Leztere, im Süden, ist eine große Bai, auf welcher die Schiffe während beider Monsons sicher vor Anker liegen. Es ist daselbst guter und regelmäßiger Ankergrund und überhaupt Nichts gefährlich als eine Kette Felsen, deren Spitze jedoch über den Wasserspiegel emporragt. An dieser Bai liegen außer Bonthain mehrere kleine Städte, unter andern das vier Stunden gegen Osten zu entfernte Balokumba. Bei Bonthain ist ein holländisches Fort. Die Seefahrer können sich Wasser in Fülle verschaffen aus einem Fluß, welcher einem Berg entströmt, der über die Bai hereinschaut. Dieser Fluß ist klein und felsicht: daher die Boote nur bei hoher Fluth hinauffahren können. Noch münden mehrere andere kleine Flüsse mit süßem Wasser in diese Bai.

111. Naturgeschichte.

Der Berg Lampo-Betan, der auf keiner Karte vorkommt, ist der höchste von Celebes. Seine Höhe beträgt ungefähr 7000 Fuß über dem Meer. Bei Manado sind der Klobat und die beiden Piks, die man die zwei Schwestern nennt, und sechs Meilen weiter ein Berg von geringerer Höhe mit dem Trichter eines alten Vulkans. In jener Gegend ist auch der 3600 Fuß hohe Gunung-Empong oder Geisterberg. Er ist Nichts als eine Widerlage des Lokung, welcher Vulkane enthält, von denen noch zwei rauchen.

In mehreren Theilen gibt es gute Kupferminen und in dem Staat Mangkassar ein Zinn, das so rein ist, als das von Malakka und selbst von Banka. Einige Berge liefern Krystall, andere Eisen. Die nördliche Halbinsel ist an Goldminen reich. Bei der holländischen Niederlassung Gorontalo gibt es 18 bis 22karätiges Gold. Das Erz findet sich in Gesellschaft von Kupfer in 20 bis 30 Fuß tiefen Nestern. Aus den Goldminen von Totoc gewinnt Holland jährlich 200 Unzen. In kleiner Entfernung von Kema wird eine Mine von den Eingebornen ausgebeutet. Die Provinz Toradscha liefert eine große Menge Goldstaub, besonders ist es der Sand in mehreren Schluchten der hohen Berge im Nordosten der Insel und in der Kette von Mamudschu, wo man ihn suchen muß. Man hat in den Thälern Goldklumpen in ihrer Gangart im Gewicht von 4 bis 12 Pfund entdeckt. Die Prahus von Mamudschu, Kailié und Mandhar treiben mit diesem Metall großen Handel. Auch werden fast auf der Oberfläche des Bodens einige Diamanten, und im Sand der Waldströme, wenn man ihn siebt, oder nach dem Ablauf der Wasser eine Menge Edelsteine gefunden. An der Küste werden Perlmuscheln gefischt.

Die unermeßlichen Wälder, die den Fuß der Berge und einen großen Theil der Insel bedecken, erinnern an die majestätischen und undurchdringlichen Forsten Papuasiens. Da ist die Eiche und der Ahoru und der unverwüstliche Tek, deren Holz man zum Schiffbau braucht. Da ist der schreckliche Ipo oder Upas, in dessen giftigen Saft die Einwohner Pfeile und Kris tauchen. Wie die Doktoren Foërsch und Darwin behauptet haben, verschönert kein Vogel sein treuloses Laubwerk, selbst der furchtbare Python flieht beim Anblick des Gipfels dieses Baumes des Todes, der seine gifthauchenden breiten Blätter in den Lüften wiegt, und verurtheilte Verbrecher werden statt hingerichtet nur an diesen verfluchten Baum gebunden. Allein ihre Phantasie hat diese Herren ein Mährchen erzählen lassen. Der Ipo*)

*) S. Blatt 62. Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller wie Hamilton, haben die Existenz des Upas geleugnet, Andere noch eine Menge Fabeln aufgetischt. Zur Erklärung Folgendes. Der Ipo von Celebes, der in Java, Borneo und sonst unter dem Namen Upas bekannt ist, zerfällt in zwei Arten: Upas antschar und Upas tiuté. Das Gift des Erstern ist das Gummi eines Baums von der Familie der Urticeen, der manchmal über hundert Fuß hoch wird: seine Blüthen sind eingeschlechtig und die Früchte eine Art Steinfrucht. Die zweite furchtbarere Art ist eine große Liane. Ihr Gift wird, mit verschiedenen Substanzen wie Pfeffer, Ingwer, Bangli, Kutschi ꝛc. vermischt, abgekocht und getrocknet und in einem hohlen Bambus aufbewahrt. Die Eingebornen bestreichen damit die Pfeile, die sie durch ein Blasrohr schießen. Weder Menschen noch Thiere sterben von den Aushauchungen dieses Gifts, aber es wäre gefährlich, wenn man den braunen Saft auf einen Theil des Körpers bringen wollte, wo ein Einschnitt wäre. Der Upas läßt sich mit dem amerikanischen Manschenillenbaum vergleichen. Thiere, mit Pfeilen verwundet, welche in dieses Gift getaucht sind, sterben binnen einer Stunde unter gräßlichen Verzuckungen und der Verfasser hat selbst mitangesehen, wie ein Huhn und ein Affe getroffen wurden, herabfielen, schwarz wurden und in sechs Minuten todt waren. Dagegen ist die Rinde des Upobaums so wenig gefährlich, daß die armen Einwohner von Celebes, Borneo und andern Inseln sie zu einem Stoff verarbeiten, in den sie sich kleiden.

wächst in den Wäldern neben tausend andern nützlichen oder kostbaren Bäumen ohne Schaden weder für sie noch für die Menschen. Celebes enthält den Muskat- und den Gewürznelkenbaum, um deren Besitz von den Europäern so viel Blut vergossen worden ist; den Sagobaum, den Ernährer mehrerer Völker der Malaienlande; die Palme, von welcher der schwärzlichte Zuckersaft, der Gula-itan heißt; eine andere Palme, die ein angenehmes berauschendes Oel erzeugt; die Pfefferstaude, den Ebenbaum, den Sumach, insgemein Perrückenbaum oder Gelbholz genannt; den Calambang, eine Art Nußbaum; das wohlriechende Sandelholz, das, frisch gehauen, ein sehr schönes und dauerhaftes Roth liefert; den Bambus, der eine Höhe von 40 Fuß und 2 bis 3 Fuß im Durchmesser erreicht. Die Eingebornen zerschneiden die jungen Bambuszweige in Schnitten und essen sie als Ragout oder Salat. Wenn dieses kolossale Rohr in den Zustand der Reife gelangt ist so ist die Rinde sehr hart, und der Stamm, obwohl hohl, so fest, daß man ihn zum Häuserbau gebraucht. Der Palmkohl ist gemein. Cocoswälder bilden erhabene Kolonnaden, wo jede Säule einen zierlichen Sonnenschirm zum Knauf hat. Dieß sind die nützlichsten Bäume, denn sie dienen zur Nahrung, Bekleidung und ganzen Stämmen zur Wohnung. Weitere Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind: ein wenig weißer Reis auf Feldern und viel trefflicher schwarzer Bergreis, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, das größer ist als auf den Antillen, Manioc, Benzoe und vorzüglicher Tabak. Der Mango, der unserem Nußbaum gleicht, hat eine köstliche, zuckerige Frucht fast vom Geschmack der Christbirne und die Blätter riechen, wenn man sie zerreibt, wie die Bohne von Tonquin. Bananen, Ingwer, Fächerpalmen, Käsbäume (bombax ceiba), Lingoa, Tanjung, Guilandina moringa, Hibiscus tiliaceus, Kaffee, Betel, Areka, Convolvulus, Polygonus, Eibisch (giraumont) und Varingui wachsen in Ueberfluß. Eine große Anzahl Tropenpflanzen entfalten aller Orten ihre Schätze, den Schmuck ihrer Blüthen und den Balsam ihrer Wohlgerüche, aber auch Rosen, Nelken, Jasmin, Schonkiljen und Tuberosen. Vor Allem ist es das Bugna-ghené-muro, das durch Anblick und Geruch, Farbenpracht und köstlichen Duft bezaubert. Diese bewunderungswürdige Blume, die in dem Land Mangkassar zu Haus ist und die ich nirgend erwähnt sehe, hat einige Aehnlichkeit mit der Lilje: man bereitet daraus eine sehr gesuchte Essenz, die, wenn man den Eingebornen glauben darf, auch zur Einbalsamirung der Leichen dient. Die holzige und sehr bittere Wurzel ist ein treffliches Mittel gegen die in der Regenzeit häufigen Wechselfieber, gleichwie das Miniak-Kayuputi oder Kajaputöl, das aus Amboina kommt, gegen rheumatische Schmerzen und gemischt mit andern Bestandtheilen selbst gegen die Brechruhr gebraucht wird. Noch findet man auf Celebes den Renuphar, den Balsam, den Romarin und die Pflanze, die den Opium erzeugt, welchen diese Völker bis zur Trunkenheit lieben, der sie dann eben so wild als dumm macht. In den Gärten werden Kohl, Rüben, Cichorien, Portulak neben Ignamen und Pataten gepflanzt. Endlich hat Celebes vor allen Inseln Oceaniens Eines voraus — reiche und von den Wäldern gesonderte Weiden.

In den Wäldern sieht man weder Löwen, noch Tiger, noch Elephanten, dagegen viele Hirsche und wilde Schweine oder Babi-Hutan, Schweinhirsche oder Babi-Russa. Das leztere Thier hat eine röthliche Aschenfarbe, kurzen, wollichten Pelz, zurückgekrümmte Hörner und sein Fleisch

schmeckt wie Schweinefleisch. Schon Cosmas Indikopleustes hatte von diesem merkwürdigen Thier *) gesprochen. Eben so hegt die Insel den Phalanger mit Bauchbeutel, der bereits in Plutarchs Zeit bekannt war; die sanfte, schönäugige Antilope mit den anmuthigen und leichten Formen, die in Heerden die Wälder durchzieht; die Hasen, die auf den Reis-, Melonen- und Zuckerrohrfeldern schmausen; die wilde Biene, die ihren flüssigen Schatz neben den goldenen Früchten der Palme verbirgt, und eine Unzahl Affen, die gefährlicher sind als irgendwo. Der weiße Affe zeichnet sich durch Frechheit und Bösartigkeit aus: nach den Aussagen der Eingebornen, die nicht so ganz mährchenhaft klingen, macht er selbst auf die Schamhaftigkeit verirrter Frauen Angriff. Die Schlangen, besonders eine sehr lebendige Art, die den Ruf der Amsel nachahmt, verzehren einen großen Theil dieser Affen. Auch trifft man das Kamäleon mit gespaltener Stirn, den grünen oder fliegenden Drachen **), Nattern und ungeheure Python-Tiger mit silberweißem Bauch und schwarzem, hin und wieder durch goldene Ringe markirtem Rücken. Einige sind über 30 Fuß lang und haben 13 Zoll im Durchmesser, doch giftig sind sie nicht. Die Schlangen sind überhaupt sehr zahlreich: sie befreien das Land von Werren, Ratten, Fledermäusen und Skorpionen, die so groß als in Tunis und Algier sind. Die feuerfarbene Cobra de Capello mit den funkelnden Augen ist so furchtbar als auf Ceylan. Wer von ihr gebissen wird, ohne daß im Augenblick Hülfe da ist, ist in einer Stunde todt. Das Krokodil ist weit weniger gefährlich. Unter den Hausthieren sind die Ochsen mit Höcker wie die indischen und die Sapi-Hutan oder Waldkühe (eine Art Antilope, diesem Thier durch ihre Leichtigkeit und dem Büffel durch ihre Feistheit verwandt), Büffel, Ziegen, große Schafe wie die auf dem Cap, Schweine und einige schwarze, kleingewachsene, aber starke und muntere Pferde.

Der Golf von Boni hat eine Menge trefflicher Fische wie Goldbrassen und Boniten. Die Gewässer an der Südküste bewohnt der Schwertfisch mit silbernem Bauch, halbmondsförmigem Schweif und einer Schnauze, die sich in ein zweischneidiges Schwert endigt; der Lamentin und die Seekuh oder der Duyung ***), eine merkwürdige Wallfischart, von der ich nur diese eine Art kenne, die ebenso mit dem Lamentin als mit dem Wallroß äußere Aehnlichkeit hat, aber durch die halbmondförmigen Floßfedern und die einem abgestumpften Elephantenrüssel gleichende Oberlippe von ihnen abweicht. Die Malaien nennen diesen Fisch Ikan-taer oder den verschleierten Fisch. In diesem Meer sind die schönsten Muscheln: Haliotiden, Argonauten, Harfen, Tellinen, Igel-, Napf- und Venusmuscheln, die an den Zweigen der Leuchterbäume hängen, deren ungeheure Wurzeln, in das Salzwasser gesenkt, Hallen und Brücken bilden,

*) S. Blatt 4, Fig. 4.

**) Dieser Kriecher von der Gattung der Saurier und der Familie der Leguane wird wegen seiner an der Basis der Schenkel anhängenden Flügel der fliegende Drache genannt. Diese Flügel bilden eine Art Fallschirm, der die Sprünge des Thiers von Ast zu Ast erleichtert, wenn es auf den Bäumen seiner Nahrung nachgeht. Der Drache ist von sehr sanftem Naturell. Die Eigenthümlichkeit seiner Gestalt und die Farbe seiner Haut gefallen den Eingebornen, die ihn in ihre Häuser aufnehmen. Diese Art kommt nicht, wie Seba sagte, aus Amerika, sondern von den Sundainseln, von Celebes und Madagascar.

***) Die Holländer nennen das Thier Zeekoe. Die Buguis unterscheiden zweierlei Duyungs, den Bunsan und den Buntal: jener ist größer, dieser dicker und kürzer. Einige Schriftsteller haben ihn Syrene oder Fischweib genannt: den Namen Peces-mujer geben die Spanier auf den malaiischen Inseln dem Duyung und in Amerika dem Lamentin.

unter denen das Meer seine Wogen wälzt; seltsam geformte Medusen, Krabben, Hummer und andere mit Scheeren bewaffnete Crustaceen, die zwischen den Felsen in Hinterhalt liegen, wo sie ihre Zangen und Fühlhörner hervorstrecken, um ihre Beute zu packen.

Unter den Vögeln sind zu erwähnen der Adler, der Rabe und der Geier, die über den Bergen schweben, der weiße Kakatua, der rothe Lori, mehrerlei Papagaye, der wundervolle Teran-Gulon mit grünem Rücken, goldenem Bauch, himmelblauem Schweif und scharlachrothen Pfoten, eine Art sehr kleiner Königsfischer, dessen Gewandtheit in der Bekämpfung der kleinen Fische, die er in sein Nest entführt, außerordentlich ist. Der blaue, gelbe und rothe Aras, der Goldfasan, Enten, Gänse, Wasserhühner, weiße Reiher, Tauben, Hühner *) sind in Fülle vorhanden und wohlfeil gleichwie Schweinefleisch und Fluß- oder Seefische.

112. Naturschönheiten.

Die Baien, Flüsse, Waldbäche, See'n, Teiche, Wälder und Berge von Celebes bieten die herrlichsten Lagen. Die in den Berg gehauene treppenartig angelegte Straße von Paun-Nereng nach Tondano, welche der reißende Fluß von Manado durchschneidet, der Katarakt des Tondano und die heißen Quellen von Passo gehören zu den malerischesten Partien **). Die häufigen Regen und die Sonnenwärme verleihen der Vegetation der ganzen Insel eine Ueppigkeit, eine Anmuth, eine Frische und eine Kraft, wie man sie in unsern düstern Himmelsstrichen nicht kennt. Die Thiere vervielfältigen sich schneller, die Vögel entzücken durch ihre Musik, die Insekten durch ihren Farbenglanz, die Fische ziehen ihre Kreise von Gold, Rubin, Saphir und Opal auf dem Smaragd der Fluthen. Luft, Erde und Wasser sind bevölkert mit Wesen, die Gott mit besonderer Lust geschaffen zu haben scheint für ein Land, welches ohne Uebertreibung eines der vier oder fünf bevorzugten auf unserem Erdball ist. Hier steht der Maler an der Grenze seiner Kunst: diese Schönheiten darzustellen hätte er weder Schatten noch Farben.

113. Wunder des Meers.

Das Meer der Molukken, das die Südostküste von Celebes bespühlt, ist noch reicher an wunderbaren und anziehenden Erscheinungen. Bald funkelt die phosphorescirende Fluth in tausend Strahlen, bald liegt sie ausgebreitet wie ein silberner Teppich, bald erhebt sich ein Brand von Schwefel und Erdharz aus den Wogen, bald erfreut die See den lüsternen Fischer mit weißen, gelben oder bläulichten Perlen von schönem Wasser. In ihrem Schoos haust die zahllose Familie der festen Zoophyten, die Madreporen an ihrer Spitze: sie schafft Inseln und umthürmt sie mit Felsenmauern, an welchen Schiffe ersten Rangs wie Muschelschalen zerschellen. In diesen corallenerzeugten Archipeln täuschen animalisirte Blumen, leuchtend von Gold, Purpur und Azur, den unterrichteten Seefahrer mit dem Anblick lachender Fluren, die zum Lustwandeln einladen. Der Delphin, der

*) So ein Dutzend Stück Geflügel um 4 bis 5 Franken.
**) S. Blatt 56 bis 58.

unermüdlichste der Reisenden, belebt durch seine leichten und anmuthigen Bewegungen die Einsamkeit des Oceans, der Physeter*) und der Kaschalot erfüllen sie mit ihrem Gebrüll, der Flosser entfaltet sein schimmerndes Farbenspiel, Geschwader dreieckiger Kofferfische rücken kämpfend an und prangen mit ihren sternbesäten Panzern.

114. Handel.

Der Verkehr von Celebes ist ziemlich bedeutend, obwohl die Zölle (die übrigens gering sind) der holländischen Regierung Wenig abwerfen. Diese zieht dagegen großen Nutzen aus ihrem Handel und aus dem Zehnten in demjenigen Gebiet, das sie mit vollen Hoheitsrechten besizt. Diese Einnahmen zusammen reichen jedoch zur Deckung der Kosten der Kolonie nicht hin. Diese betragen jährlich 165,000 Franken und die Holländer hätten ihre Niederlassungen bereits aufgegeben, wenn Celebes nicht als der Schlüssel zu den Gewürzinseln betrachtet würde. Auch die Buguis, die Chinesen und die Bewohner der Philippinen unter chinesischer Flagge machen in den niederländischen Häfen von Celebes Geschäfte. Die Holländer allein finden in allen den Eingebornen unterworfenen Ländern freie Aufnahme: sie holen Reis, Seide, Gold, Perlen, Baumwolle, Farbhölzer, Wachs, Salz, treffliche Garneelen (chevrettes d'eau douce), Tripan, Vogelnester, Sandelholz, Sago, Schildkrötenschale, grauen Amber, Massoi, langen Pfeffer ꝛc. und bringen dafür zum Austausch Stoffe, Porzellan, Eisen, Goldfaden, Thee, Tücher und Branntwein. Die Chinesen liefern Wolle, vorzüglichen Cagayantabak (von den Philippinen), Lak, geistige Getränke, rohe Seide, feine und grobe Tücher, und die Buguis Tripan. Sklavenhandel wird noch getrieben, hat aber glücklicherweise sehr abgenommen.

115. Bevölkerung.

Die Bevölkerung von Celebes beläuft sich auf ungefähr 3,200,000 Seelen. Sie ist verhältnißmäßig weit stärker als auf den andern malaiischen Inseln. Dieß kommt wahrscheinlich von dem ziemlich günstigen Zustand des Ackerbaues, des Gewerbfleißes und des Handels her: denn in den meisten Gegenden Oceaniens, wie in Australien, Neu-Caledonien, wo die Einwohner, auf der niedersten gesellschaftlichen Stufe, nur von wilden Früchten, Jagd und Fischerei leben, trifft man 18 bis 20mal weniger Personen auf einem gegebenen Raum, als wenn dieser selbe Raum von Ackerbauern, Hirten oder einem Handelsvolk besezt wäre.

116. Völker von Celebes, Gebräuche und Verfassung.

Die Buguis oder eigentlich Uguis sind das bemerkenswertheste unter den Völkern von Celebes. Die Battas von Sumâdra gleichen ihnen in Neigungen und Sitten sehr, aber die Buguis sind muthiger. Sie sind die verständigste und tapferste Nation nicht allein von Celebes, sondern von allen

*) Der australische Kaschalot. Er unterscheidet sich von dem gewöhnlichen durch die ununterbrochene Reihe von Buckeln, die vom Hals bis zum Schwanz geht.

malaiischen Inseln. Die gebildeten Einwohner der Insel zerfallen in fünf Nationen: die Buguis (die zahlreichsten), die Mangkassars, die Mandhars, die Kaili's und die Manadier. Unter den Erstern sind die Stämme der Uadschu und der Tovadschi auszuheben: jener ausgezeichnet durch Unterricht, Handel und artiges Betragen, dieser berühmt durch geschickte Weber, Färber und Seefahrer. Die Kapitäne der Prahus der Buguis *) heißen D'jragon. Die Mitte der Insel wird von den Turadschas oder Alfuras bewohnt, die sich bis in den Norden ausdehnen. Sie werden mit Unrecht als Ureinwohner betrachtet, denn sie kommen von Borneo, aber sie sind die ältesten Einwohner. Sie sind von mittlerem Wuchs, verständig, weißer und stärker als die Malaien und von sanfterer Gemüthsart als die Alfuras der andern malaiischen Inseln. Sie glauben an Empongs oder böse Geister und legen sich Entbehrungen auf im Sinn des polynesischen Tapu. In dem Staat Uadschu nehmen die Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil und genießen gleiche Rechte mit den Männern. Die Schiffsbauer und Schiffer von Tuli-Tuli auf der Nordwestküste sind berüchtigte Seeräuber. Die Mangkassars und besonders die Buguis sind groß, stark und wohlgestaltet wie die Dayas von Borneo und die Polynesier, mit welchen sie unendlich mehr Aehnlichkeit haben als mit den Malaien. Sie sind nicht so kupfrig wie die meisten Malaien und haben ihr viereckiges und knochigtes Gesicht nicht. Eher gleichen sie den Carolinern und den Tongas und ohne die in den Malaienlanden ziemlich allgemein verbreitete häßliche Sitte, den Kindern die Nase platt zu drücken, würden sie den schönsten polynesischen Stämmen Nichts nachgeben. Sie lieben die Arbeit. Sie erziehen ihre Jugend auf eine Art, welche an die Spartiaten erinnert. Die Kleinen werden nackt, ohne Windeln und Winkelzeug gelegt, mit einem Jahr entwöhnt, täglich gebadet und damit ihr Leib geschmeidig wird, mit Kokosöl eingerieben. Es scheint, daß diese Methode gut wirkt: Höckerige, Hinkende, Verwachsene sieht man auf Celebes nicht. Mit fünf Jahren thun die Eltern ihre Kinder zu einem Freund, aus Furcht, sie möchten sie aus Zärtlichkeit verweichlichen. Mit dem siebenten Jahr schicken sie die Knaben in die Schule unter Leitung muselmännischer Priester, Agguis genannt, die sie mit vieler Strenge behandeln. Mit dem sechszehnten Jahr werden die Kinder beider Geschlechter cafferirt, d. h. die Zähne werden ihnen gefeilt und geschwärzt. Die Mädchen bleiben zu Haus und die Mütter besorgen ihre Erziehung. In den wohlhabenden Klassen sieht man eine Anzahl Frauen, die lesen und schreiben können, Was in Oceanien wie im ganzen Orient sonst sehr selten ist. Nach dem Austritt aus der Schule lernen die Knaben das Gewerbe des Tischlers, des Goldschmids, des Schlossers ꝛc., die Mädchen Seide und Baumwolle spinnen. Die Celebier haben wenig Hang zur Schwärmerei: sie sind lebhaft, munter, entschlossen, resignirt, dabei reizbar, schlau und äußerst rachsüchtig **), aber auf ihre Freundschaft kann man zählen. Die Frauen sind im Allgemeinen reinlich, wohlgebaut, ziemlich hübsch, bescheiden, keusch, beständig, sanft, liebend und der Liebe würdig. Damen von Stand und Vermögen verlassen nur an Festtagen die Wohnung.

*) Auch auf der Westküste von Borneo ist ein Land, das den Namen der Buguis trägt. Es liegt gerade Celebes gegenüber. Ich nehme an, daß die Buguis von dort ausgingen, um sich in Celebes niederzulassen, wo sie eine Stufe von Bildung erreichten, die sie auf Borneo nicht hatten. So stolz die Malaien sind, so räumen sie den Buguis den Vorrang ein.

**) Letzteres gilt namentlich von den Buguis.

Im Norden der Insel sind sie nichts weniger als schön. Die Männer sind gute Reiter. Sie gehen zu Pferd auf die Jagd; sie reiten ohne Sattel, nur mit einem schlechten Zaum. Sie sind die besten Jäger und Fischer in den Malaienlanden und um so leidenschaftlicher auf diese beiden Beschäftigungen erpicht, je reicher ihre Insel an Wildprät und Fischen ist. Bogen, Gewehr, Kris, Sarbacane und Kampilan *) verstehen sie nicht nur gut zu handhaben, sondern auch selbst zu verfertigen. Kanonen bedienen sie erträglich. Beide Geschlechter lieben Poesie, Musik, Tanz und Putz. Die Häuser sind in der Regel von Holz. Die ordentliche Nahrung besteht aus Reis und Sago, äußerst gewürztem, gekochtem oder gebratenem Fleisch, Fischen und Früchten. Zwischen ihren zwei Mahlzeiten kauen sie Betel und Areka, rauchen Tabak und trinken Sorbet (eine Art Limonade mit Gewürznelken, Nelkenblüthe und Muscatnüssen). In reichen Häusern wird Thee, Kaffee und Chocolade getrunken. Ihre bürgerliche, noch mehr die Kriegstracht **) hat viel Aehnliches mit derjenigen der Malaien. Wie sie und im Kontrast mit den Muselmännern Asiens und Afrika's scheren sie den Bart und erhalten ihre Haare sorgfältig. Auf dem Kopf tragen sie bald eine gestickte seidene Mütze, bald ein Band von Zeug, gleich dem türkischen und arabischen Turban. Zweimal des Tags wird gebadet. Zum Essen sizt man auf dem Boden auf einer Matte, angelehnt an Kissen. Man greift mit den Fingern zu, wie es mit Ausnahme der Chinesen bei allen Orientalen Mode ist. In den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, aus denen die Celebier zusammengesezt sind, wird gegen die Fremden die größte Höflichkeit beobachtet. Vielweiberei ist nur die Sache einiger Vornehmen. Es existirt ein Brauch, der für den Europäer, der die Insel besucht, bequem seyn mag, aber ihrem Christenthum wenig Ehre bringt. Er nimmt ein zwölf-, höchstens vierzehnjähriges Mädchen zu sich, das er bei sich behält, so lang er da bleibt. Dieß geschieht mittelst eines Vertrags mit dem Vater oder der Mutter oder den Verwandten, wie ich es auch in Indien und Macao sah. Man gibt ihnen wie der Tochter einige Stoffe, selten Geld. Wenn sie sich nicht zur Zufriedenheit beträgt, so schickt sie der Miethsmann wieder den Eltern, die Alles oder einen Theil des Empfangenen zurückerstatten. Im entgegengesezten Fall wird sie bei der Abreise des Fremden frei. Wenn sie Kinder hat, so sind sie zur Verfügung der Mutter, der der Vater vielleicht eine kleine Pension zurückläßt. Die Verfassungen sind ein aristokratischer Republikanismus. Die verschiedenen Staaten wählen einen König, dem sie wenig Gewalt einräumen und den sie zuweilen stürzen. Das Feudalwesen ist in voller Kraft. Es gibt drei Klassen Edelleute: Datus, Karrés und Lolos.

117. Religion.

Ein großer Theil der Celebier, wie die Bugnis und die Mangkassars, sind Mohammedaner. Die Alfuras bekennen sich zu einer Art Sabäismus, nicht Abgötterei, wie man es genannt hat, denn es hat im Grund nie ein götzendienerisches Volk gegeben. Selbst der Katholicismus hatte ums Jahr 1512, in der Epoche der glänzenden Eroberungen der Lusitanier, Wurzel

*) Eine Art gerader Säbel, der an der Spitze breiter ist als am obern Theil.
**) S. Blatt 52

gefaßt. St. Franz Xavier, der indische Apostel, hatte einige Missionäre nach Celebes geschickt, als Don Antonio Galva Portugals Streitmacht in Mangkassar anführte. Aber zur selben Zeit sezte der Islam seine Imams ein und seitdem hat der katholische Glaube keine Altäre mehr. Die von der holländischen Regierung abgesandten protestantischen Glaubensboten haben wenig Proselyten gemacht. Ehe die Europäer dieses schöne Land kennen lernten, herrschte daselbst die Lehre von der Seelenwanderung wie in Hindustan. Das Leben der Thiere ward geschont, aber sie opferten deren der Sonne und dem Mond als denjenigen Göttern, denen sie Daseyn und Fruchtbarkeit verdankten. Die Eltern opferten manchmal ihre eigenen Kinder. Sie glaubten, die Seele sey unsterblich und Sonne und Mond seyen ewig wie der Himmel: sie hätten sich anfänglich in dessen Herrschaft getheilt, später aber aus Ehrgeiz entfernt, der Mond sey vor der Sonne geflohen, beschädigt worden und mit der Erde niedergekommen. In einigen alten Gräbern der Insel findet man Vasen, Armbänder, Ringe, Ketten und Goldstangen. Und ein Buguis hat mich versichert, daß es in den unbekannten Gegenden des Innern bei den Turadscha's Reste von hindu'scher Skulptur, sanskritische Inschriften und alte mit hieroglyphischen Figuren bedeckte Grabmäler von Basalt gibt.

118. Geschichte von Celebes.

Mehrere Agguis behaupten, die Hindu's, namentlich die Telingas, hätten nach Ankunft der Buguis aus Borneo in einer sehr fernen Vergangenheit Kolonien auf Celebes gegründet. Wirklich werden durch alte Erzählungen aus der Nationalgeschichte Zeitangaben bestätigt, die auf der indischen Aera von Salivana oder Saka beruhen, und die ältesten dieser Angaben sind aus dem dritten Jahrhundert. Noch mehr — die Namen der ursprünglichen Landesgötter, Batara oder Avatara, Guru, Varuna ꝛc., weisen auf Beziehungen zwischen Celebes und den Völkern Hindustans hin. Nach der heimischen Sage wurde Celebes, lange vor der Niederlassung der Hindu's, von vier Königen beherrscht. Eine Frau von strahlender Schönheit, einer wohlthätigen Fee ähnlich, stieg vom Himmel, um sie zu belehren, zur Eintracht zu ermahnen und ihre Unterthanen zu beschützen. Sie hieß Tummanurung, d. h. die vom Himmel Gekommene. Der König von Bonthain liebte sie und sie willigte ein, sich mit ihm zu vermählen. Aus diesem Bund entsprang ein Sohn, Namens Salingabaiang, mit welchem die Königin zwei Jahre schwanger ging. Die Buguis nennen Batara-Guru *), diesen furchtbaren Gott des indischen Pantheons, als einen ihrer ersten Könige. In Celebes wie bei uns sind die Menschen ungezogene, große Kinder, welche die Wahrheit fürchten, an Mährchen und Wundergeschichten ihre Freude haben: daher ist die alte Geschichte aller Völker so fabelhaft.

Die Celebier, wie fast alle Völker, haben gräuliche Umwälzungen durchgemacht. Unter ihren Fürsten wurden mehrere geköpft, andere entthront, eine kleine Anzahl starb eines natürlichen Todes. Die mächtigsten waren die Könige von Mangkassar. Von ihnen hatten bis zum Jahr 1809 39 in Goak regiert und die eingebornen Annalisten zählen eine tausendjährige Folge

*) Der javanische Namen Schiwa's.

rechtmäßiger Monarchen. Nimmt man aber eine Regierung nur durchschnittlich zu 13 Jahren an, so hätte ihr Reich damals 507 Jahre gedauert, also ums Jahr 1302 begonnen. Dieses im sechszehnten Jahrhundert so blühende Reich existirt nicht mehr. Zwar der König existirt noch, allein als armer holländischer Vasall und sein Heer als eine Ehrenwache. Seine mit goldgestickten Halbmonden, Laub und Vögeln besäte, blaue und rothe Flagge weht nicht mehr, ein Signal des Schreckens, auf den malaiischen Meeren. Wie das andere Hauptvolk, die Buguis, waren die Mangkassars, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Mohammedaner, Verehrer des Brahmanismus, als die portugiesischen Eroberer erschienen. Die Jesuiten und die Mullahs legten an das Bekehrungswerk gleichzeitig die Hand. Der Kaiser von Mangkassar war des beständigen Häders zwischen den Muselmännern und Christen überdrüssig, der Nationalkultus ihm entleidet und die Anhänger der beiden nebenbuhlerischen Religionen bedrohten ihn mit einer finstern Zukunft. Da berief er eine allgemeine Versammlung seiner Unterthanen, stieg auf einen Thron und betete *) mit himmelwärts erhobenen Händen also zu dem höchsten Wesen: »Großer Gott, ich werfe mich zu Deinen Füßen, weil ich Deine Gnade anflehe. Ich begehre Nichts als eine gerechte Sache und die bist Du mir schuldig. Zwei fremde Nationen verschiedenen Glaubens sind gekommen und verbreiten Bangigkeit in meiner Seele und in der Seele meiner Unterthanen. Sie verkündigen mir, Du werdest mich ewig strafen, wenn ich Deinen Gesetzen nicht gehorche. Ich habe also ein Recht, von Dir zu fordern, daß Du mir anzeigest, welches Deine Gesetze sind. Ich fordere nicht, daß Du mir die undurchdringlichen Geheimnisse offenbarst, welche Dein Wesen umhüllen. Diesen unbescheidenen Vorwitz habe ich nicht. Ich frage Dich mit meinem Volk um die Pflichten, die Du uns auferlegen willst. Rede, o mein Gott! Weil Du der Urheber der Natur bist, so kennst Du den Grund unserer Herzen und Du weißt, daß kein Gedanke, Dir ungehorsam zu seyn, in uns Raum hat. Aber wenn Du es verschmähst, Sterbliche Deine Stimme vernehmen zu lassen, wenn Du es unwürdig findest Deines Wesens, Dich der Sprache des Menschen zu bedienen, um den Menschen in seinen Pflichten zu unterweisen, so nehme ich zu Zeugen meine ganze Nation, die Sonne, die uns leuchtet, die Erde, die mich trägt, die Wasser, die mein Reich umschließen und Dich selbst, den ich suche in der Einfalt meines Herzens, daß Du mir bekannt machest Deinen Willen, und ich erkläre, den ersten Prediger der einen oder der andern Religion, den Du in meine Häfen kommen lassen wirst, werde ich betrachten als den Inhaber Deiner Wahrheit. Die Winde und die Wasser sind Diener Deiner Macht: laß sie das Zeichen Deines Willens seyn. Wenn ich in der redlichen Gesinnung, die mich leitet, in Irrthum geriethe, so würde mein Gewissen ruhig seyn. Dein wäre die Schuld.« Der Gebote des Himmels harrend, ging das Volk aus einander, entschlossen, sich dem ersten Missionär zu ergeben, der nach Celebes käme. Die Apostel des Koran waren die thätigeren und der König mit seinem Volk ließ sich beschneiden. Die Portugiesen sezten sich gleichwohl auf der Insel fest: sie behaupteten sich sogar nach ihrer Vertreibung von den Molukken durch die Holländer. Ums Jahr 1605 war der Mohammedanismus allgemein eingeführt. Die Mangkassars, von dem Eroberungsgeist ihrer neuen Religion beseelt, griffen Boni und Uadschu an und nöthigten diese Völker

*) Dieses Gebet könnte wohl eines nach Raynals Weise seyn.

zur Annahme ihres Glaubens, Was langsam geschah. Im Jahr 1640 verfolgte Lamaderama, König von Boni, seine Unterthanen, um sie zu bekehren. Diese riefen die Mangkassars von Goak: der König von Boni wurde besiegt und Boni erhielt einen Statthalter. Die Mangkassars hatten seit dem Jahr 1603 große Eroberungen gemacht: Sumbawa, die Inseln der Xula und Butung waren unterworfen worden. Im Jahr 1655 wurde die holländische Niederlassung auf der leztern Insel von ihnen zerstört, aber fünf Jahre nachher unterlagen sie den Truppen der Kompagnie. Sie hatten eine Flotte von 700 Segeln mit 20,000 Mann ausgerüstet: eine größere hatten die malaiischen Lande nicht gesehen. Sie sollte sich der Molukken und anderer Inseln bemächtigten: sie wurde von dem Admiral Speelman vernichtet. Im Jahr 1672 bestieg Radscha Palaka den Thron von Mangkassar: er unterwarf sich den Holländern, während eine große Zahl anderer Provinzen ihnen zinspflichtig wurde. Seit dieser Zeit gehört ein Theil von Celebes zu den holländischen Besitzungen. Sie wurden im Jahr 1812 von den Engländern weggenommen und beim Frieden von 1814 an Holland zurückgegeben.

119. Sprache, Wissenschaften und Literatur der Celebier.

Das Alterthum der buguischen Sprache erheischt, daß man sie an die Spitze der celebischen Idiome stellt: sie wird von Boni bis Luhu gesprochen. Dieser Raum begreift die vier großen Fürstenthümer Luhu, Uadschu, Boni und Sopeng in sich. Das Boni ist davon eine Mundart. Verschieden ist das Mangkassar: es ist in den Bezirken Bulcomba, Bonthain, Goak und Maros üblich und nach der buguischen die verbreitetste und reichste Sprache und wie diese die sanfteste der Welt, sanfter als die italienische, portugiesische und selbst die malaiische. In Mandhar und den Umgebungen wird mandharisch gesprochen. Das Turadscha, das Gunungtalu, das Manado und das Butung sind Schwestersprachen. Die buguische Sprache scheint den Sprachen von Ende, Bima oder Sumbawa, dem Timuri, Butang und Salayer viele Worte geliehen zu haben, sie schließt aber wenig oder keine sanskritischen Worte in sich, wiewohl die Celebier so ziemlich das lezte Volk der Malaienlande sind, das hindu'sche Kolonien und Sagen empfangen hat. Das alte Bugui ist die gelehrte, religiöse oder gewissermaßen die geheime Sprache von Celebes. Sie bietet Vergleichungspunkte mit dem Malayu, dem Bali und dem Kawi von Java: ich betrachte sie als die Mutter dieser drei Sprachen. Ihr Alphabet besteht aus achtzehn Consonanten und fünf Vokalen, zu welchen vier Consonanten hinzukommen, welche bloße Adspirationen sind. Die technische Klassifikation ist diejenige des sanskritischen Alphabets, die in Java verworfen worden ist. Die Buguissprache und ihr Alphabet haben viel Verwandtes mit dem Alphabet und der Sprache der Battas. In ihrer höchst einfachen Grammatik gibt es weder Genera, noch Nomina, noch Casus, ihre Zeitwörter haben weder Modi, noch Tempora, noch Personalbezeichnungen. Alle diese Verhältnisse werden durch Partikeln ausgedrückt, die man den Wurzeln der Wörter vor- oder nachsezt ꝛc.

Die Celebier besitzen, so Viel ich weiß, keine Abhandlungen über Wissenschaften, aber einige astronomische Kenntnisse. Die Planeten und ihre Bahnen, die Plejaden, Sirius, das Skorpionherz und der große Bär sind ihnen bekannt. Sie richten sich bei der Schifffahrt nach den Sternen. Die Mangkassars und die Buguis gebrauchen gegenwärtig den mohammedanischen Kalender, allein die alten Buguis hatten ein Sonnenjahr von 365 Tagen,

das sie in 12 Monate theilten und das mit dem 16 Mai anfing. Ihre Monate waren: Sarawana, Padrowanâ, Sudschewi, je mit 30 Tagen; Paschekâ, Pasâ, je mit 31 Tagen; Mangkasserang mit 32 Tagen; Mangasutew mit 30 Tagen; Mangalompâ mit 31 Tagen; Nayâ, Palayunâ, Bessakâ, Dschetâ, je mit 30 Tagen. Sechs dieser Namen sind augenscheinlich hinduisch. In der Sitte, das Andenken an Epochen nach den Regierungen ihrer Fürsten zu bezeichnen, scheinen sie die Chinesen nachgeahmt zu haben. Die Gesetzbücher von Uadschu, Bont, Mangkassar und Mandhar stehen in allen Malaienlanden in verdientem Ansehen. Die Buguis haben schöne Poesien. Wir führen ein Bruchstück aus einem historischen Werk der Malaien an, deren Literatur nicht glänzend, aber nichts desto weniger für den Ethnographen beachtungswerth ist. Es ist aus der Geschichte Hang-Tuahs, des Admirals des Königs von Malakka, zur Zeit des Einbruchs des großen Albuquerque: »Auftrugen die Diener die feinsten Getränke und Becher, die waren eingelegt mit Edelgestein. Sie sezten sie vor die Häuptlinge der verschiedenen Ordnungen. Die Gungs und die Trommeln schlugen. Die süßstimmige Jugend sang melodische Weisen. Die Gäste gaben sich der Lust hin. Man erhob sich zum Tanz. Der Admiral begann nach ehrerbietiger Begrüßung des Fürsten. Er stand auf, in der Hand den Griff seines Kris, eines Meisterstücks der geschicktesten Waffenschmide von Malakka. Er tanzte sehr gut, verneigte sich vor dem Fürsten und war glücklich. Der junge Fürst war vergnügt über Das, was er sah. Seine Augen konnten nicht satt werden von diesem Schauspiel. Wahrlich, sprach er bei sich, Hang-Tuah ist ein wackerer Mann: sein Gesicht verräth's. Nun begrüßte Tun-Jabbat den Fürsten, indem er aufstand zum Tanz. Lakyer und Lacyn nahmen die Becher aus den Händen der Schenken, einladend Hang-Kasturi zum Tanz. Er forderte den Adipati von Palembang auf. Die Häuptlinge jauchzten vor Freuden. Der Adipati grüßte den Fürsten und erhob sich zum Tanz. Er forderte Tun-Rana-Diradscha auf. Der verbeugte und erhob sich. Tun-Tuah, Hang-Jabbat und Hang-Kasturi nahmen die Becher aus den Händen der Schenken. Sie tanzten mit den Bechern in der Hand, auffordernd Tun-Rana-Diradscha zum Wetttrunk. Dieser ward besiegt, verlor die Besinnung, saß nieder und senkte das Haupt. Der Sultan freute sich und lachte laut, als er diesen Häuptling sah in solchem Zustand. Abermals schlugen die Gongs und die Trommeln. Der Fürst warf einen Blick auf Tun-Tuah, damit derselbe in den Tumungung Sri-Soroja drang, daß er auch trank. Tun-Tuah ergriff einen Becher und hielt ihn in der Hand unterm Tanzen. Er füllte ihn für den Tumungung und überreichte ihn mit den Worten: Trink, Herr, der Fürst befiehlts. Der Herr nahm den Becher, sezte ihn achtungsvoll auf den Kopf, verbeugte und erhob sich zum Tanz. Die Diener boten ihm neue Becher. Der Tumungung*) reichte den Becher dem Bandahara. Dieser nahm ihn, tanzte einige Schritte, senkte seinen Kris und neigte sich zu den Füßen des Monarchen. Der Fürst merkte die Absicht seines Ministers, erhob sich und umarmte ihn. Von Neuem ergriff und leerte den Becher der Bandahara: aber er war trunken. Da erhob sich der Fürst zum Tanz. Der Bandahara nahm einen Becher von den Dienern, schenkte ihn voll, tanzte und überreichte ihn dem Fürsten. Der Fürst nahm den Becher und

*) Oberfeldherr.

sprach: Vetter, ich bin schon trunken. Da berauschten sich die Häuptlinge, Einer um den Andern. Einige hatten noch so viel Kraft, um nach Haus zu kommen. Einige fielen auf der Straße nieder und schliefen ein. Andere wurden von ihren Sklaven weggetragen. Die meisten lagen da und dort um den öffentlichen Platz und schliefen.« *)

120. Borneo oder Kalemantan.

Diese Insel, die größte des Erdballs, zwischen 4° 20′ südlicher und 7° nördlicher Breite und zwischen 106° 40′ und 116° 45′ östlicher Länge gelegen, hat eine Ausdehnung von 300 Lieues von Norden nach Süden, mit einer Breite, die zwischen 50 und 250 Lieues wechselt. Sie hat gegen 1000 Lieues im Umfang und einen Flächenraum von 36,000 Quadratlieues. Es ist unmöglich und wäre vermessen, die Bevölkerung genau anzugeben, ohne Uebertreibung können wir sie aber zu mehr als vier Millionen schätzen. Bei einigen Schriftstellern führt dieses große Land den Namen Brunai, sonst allgemein Borneo, besser heißt es Kalemantan: denn Pulo-Kalemantan oder Tanna-Bessar-Kalemantan **) nennen es die Eingebornen. Der Namen Brunai ist ohne Zweifel eine Zusammenziehung von Baruni, welches der wahre Namen des Königreichs, des Flusses und der Stadt ist, die man unrichtiger Weise Borneo genannt hat. Es läßt sich keck behaupten, daß die ganze Insel, die wir als Mutter und Wiege Oceaniens betrachten, zumal ihr Inneres, das wenigst gekannte Land unsers Planeten ist, daß, Was man über sie richtig geschrieben hat, nicht über 10 Blätter füllt, daß es namentlich von dem nördlichen Theil, über den wir uns am zuverläßigsten äußern können, noch gar keine Beschreibung gibt. Unsere Skizze, wenn auch ausführlicher, wird immer nur höchst mangelhaft seyn und in manchen sprach- und stammverwandtschaftlichen Fragen das Feld der Hypothesen nicht vermeiden können. Die meisten mit politischen oder nur merkantilischen Sendungen beauftragten Reisenden sind elendiglich umgekommen. Kapitän Padler wurde erwürgt im Jahr 1769, die englischen Niederlassungen zu Balambang in den Jahren 1774 und 1803 vernichtet, ein holländischer Kapitän im Jahr 1788 auf der Rhede von Baruni um die Mittagsstunde mit seiner ganzen Mannschaft ermordet. Dasselbe Loos erfuhr im Jahr 1800 Kapitän Pavin und die Mannschaft des Rubis entging ihm nur durch unerhörtes Glück. Diese furchtbaren Katastrophen erneuten sich in den Jahren 1806, 1810 und 1811. Einige Jahre nachher wurde Dalton von dem Sultan von Kotti in Gefangenschaft gehalten und der holländische Major Müller auf seinem Zug in das Innere dieser ungastlichen Insel geopfert, ohne daß ihr Unglück für die Wissenschaft von Nutzen war. Indeß ist es nicht sowohl das Volk als die malaiischen Fürsten, über die man sich zu beklagen hat und dazu hatten alle diese Land- und Seeoffiziere wie Kaufleute ihren Argwohn erregt. Mit den Einwohnern sind die Europäer, obgleich längst die schrecklichste Anarchie in Baruni herrscht, jeder Zeit gut ausgekommen. Bei der mörderischen Vertreibung der Engländer von Balambangan

*) Die Malaien haben ein sanskritisches Sprichwort, das die gebildetsten Leute im Munde führen: „Der Hundertfuß hat sein Gift im Kopf, der Skorpion im Schwanz, die Schlange in den Zähnen. Man weiß also, wo das Gift dieser Thiere sich befindet. Aber das Gift des schlechten Menschen ist in seiner ganzen Person, man darf ihm nicht zu nahe kommen."

**) Die Insel oder das große Land Kalemantan.

durch die Holoaner, nahmen die Varunier die Flüchtlinge freundlich auf und wollten ihnen die Insel Baluan abtreten zu Gründung eines neuen Postens. Leider schlugen die Engländer das Anerbieten aus, statt eine neue Kolonisation zu versuchen, die von so großem Interesse für Handel und Wissenschaft hätte werden müssen. Später war ein holländischer Jude, ein unwissender Kaufmann, so glücklich, in Kalemantan einzudringen, aber der Geographie brachten seine Wanderungen keinen Gewinn. Noch enthält es, wie wir überzeugt sind, den Schlüssel zu hundert geologischen, anthropologischen, zoologischen, historischen und geographischen Räthseln. Und doch wäre es für einen oder zwei kräftige, kluge und unterrichtete Europäer, die sich mit einem kleinen Tauschhandel und etwa Ausübung der Medizin befaßten, nicht so schwer, einen großen Theil dieses außerordentlichen Landes zu durchforschen, nur müßten sie die Vorsicht beobachten, die malaiische Sprache zu erlernen, nur dürften sie vor den Gefahren und Entbehrungen einer solchen Reise nicht zurückschrecken und insonderheit müßten sie sich wie die Dayas kleiden, nach deren Weise leben, sich den durch die Zeit geheiligten Gebräuchen bequemen, dürften nicht über deren Religion spotten, sich nicht nach ihren Weibern gelüsten lassen, Nichts thun, was in den Eingebornen, die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig sind und ihr Vaterland lieben, Haß, Habgier oder Furcht erwecken könnte. Ich sehe nicht ein, warum unter den nämlichen Bedingungen nicht leicht das Innere Afrika's zu durchreisen wäre.

121. Ansicht, Berge, Wasser, Klima.

Die Oberfläche von Kalemantan ist bergigt. Im Mittelpunkt erhebt sich eine Kette, welche zahlreiche Aeste entsendet und den vornehmsten Flüssen ihre Entstehung gibt. Nach den malaiischen Sagen ist die Insel aus mehreren Ländern zusammengesezt, die im Lauf der Zeit vereinigt worden sind. Wirklich scheint der Gunung-Kandang im Bezirk von Landak, 9 Lieues vom Meer, das Ergebniß allmäliger Erdabsätze der großen schlammigen Flüsse des Innern zu seyn. Diese Anschwemmungen dauern an der Küste fort, wo die Einwohner ihre Häuser auf Pfählen erbauen, die im Schlamm stecken. Auf mehreren Punkten des Ufers sind Sümpfe. Das Bergsystem beginnt im Norden und scheint das ganze Land von Norden nach Süden und von Osten nach Westen zu durchschneiden. Die geologische Formation dieser Berge ist Urgestein: sie haben keine Vulkane, obwohl einige Reisende deren Erwähnung thun. Man sieht Nichts von diesen Trapp- oder Hornsteinbildungen, die eine gemeine Erscheinung sind in der Kette der Sundainseln und Erdbeben sollen unbekannt seyn. Der höchste Berg Kalemantans und einer der merkwürdigsten der Erde ist der Kini-Balu oder St. Peter unter 6° nördlicher Breite: er steigt ungefähr 10,000 Fuß empor und ist reich an Krystall. Einige andere Berge (es gibt deren im Innern mehrere von 6 bis 8000 Schuh) haben Gold, Zink, Eisen und Zinn in ihrem Schoos. In Sadang und Serawa findet man unerschöpfliche Massen von Spießglas, das in Menge nach Singhapura ausgeführt wird. Das Eisen wird hauptsächlich in Malan gewonnen: es ist auf der ganzen Insel in Ueberfluß.

Der größte Fluß Kalemantans, vielleicht der ansehnlichste Oceaniens, ist der Kappuas, der gegen drei Viertheile der Insel von Osten nach Westen durchströmt. Der Bendschar-Massing, der vom Mittelpunkt der Insel

nach Süden fließt, wie der Reyang, entspringt nicht aus dem See Kini-Balu (wie man gewöhnlich hört), sondern aus dem Gebirg im Südosten des Sees Danao-malayu: er ist der zweite, vielleicht nur der dritte im Rang. Dann kommt der Baruni, dessen Quelle in der von Nordost nach Süden laufenden Bergkette ist. In dem Königreich Sukadana *) sind fünf große schiffbare Flüsse: die Sukadana, Lava, Pogoro, Ponthianak und Sambas. Ihre Mündungen sind versandet, so daß nur Schiffe einlaufen können, die nicht über vierzehn Fuß Tiefe brauchen. Der Kinabatangan, in der Provinz Mangidora, die von den Idaanern bewohnt wird, ist länger schiffbar als der Bendschar-Massing: er fällt in das Meer von Holo. Der Kuran, der Kotti, der Passir und mehrere andere Flüsse des östlichen Theils sind gleichfalls für große Fahrzeuge schiffbar. Der Kotti und Passir sind keine Abflüsse des Danao-malayu, wie man auf den Karten sieht, sondern ihre Quellen sind in den Bergen hinter dem Land von Bendschar-Massing. Der Kini-Balu, welcher das Land der Dayas-Maruts bespühlt, ist der beträchtlichste bekannte See Oceaniens: die Einwohner nennen ihn Meer. Er liegt im Nordosten und enthält mehrere kleine Inseln. Sein Wasser ist weißlicht. Sein Umfang beträgt 90 Meilen, seine Tiefe 4 bis 7 Klafter. Der Danao-malayu liegt im Innern (unter 1° nördlicher Breite, 114° östlicher Länge): er ist 8 Lieues lang, 4 breit, 16 bis 18 Fuß tief und sehr fischreich, auch mit einigen Inseln versehen. Man beschifft diese Seen mit Bedars oder kleinen Sampans, die Flüsse mit Bandongs oder leichten und schmalen Kähnen.

Kalemantan besitzt mehrere treffliche Häfen. Bei dem Berg und Fluß Sandakan oder Kina-Batangan ist der Hafen Sandakan, dessen Benützung jedoch durch die Kolonie von Holoanern erschwert wird, die daselbst mit Vogelnestern handeln und deren Eifersucht nur durch Habsucht überboten wird. Tambisam bei dem Cap Unsang wäre eine vorzüglicher Hafen zum Bauen und Kielholen der Schiffe. Pulo-Laut, Pulandan und mehrere andere in der Meerenge von Mangkassar bieten eine sichere Stätte und guten Ankergrund. Zwei Häfen sind in Malwali, wenigstens zwei in Banguey, davon einer hinter der Insel Pantanuan, zwei in Balambangan, einer in Nordost, der andere in Südwest, beide sehr fischreich, reich, einer hinter Maleagan in der Nähe von Banguey, einer in Abai im Südwesten von Maludu.

Die Bai von Maludu, auf der Nordwestküste, schneidet ungefähr sechs Lieues weit ins Land und hat weder Korallenriffe noch irgend etwas Gefährliches. Die Städte Songui-Bassar und Bankaka liegen an ihren Ufern. Man findet in der Bai Perlen, an der Küste die Schildkröte Pakayan und zahllose Austern, an den Flüssen Rotangs und auf den benachbarten Bergen Fichtenwälder. Ueberhaupt es ist der schönste und reichste Theil von Kalemantan. Gold, Kampher, Sibing oder Wachs, Vogelnester, Zuckerrohr und Reis, die kostbarsten Gewächse und Mineralien sind daselbst in Ueberfluß. Maludu könnte die schönste Kolonie der Welt werden. Hier ließe sich ein oceanisches Reich gründen, das vielleicht schon existirt hat und das der Brennpunkt der Gesittung und des Glanzes für ganz Oceanien würde, wie Kalemantan von Oceanien der Mittelpunkt ist. Vor etwa sechszig Jahren hatte sich eine Kolonie von 1000 Kambodschier

*) Sukadanya heißt ein irdisches Paradies.

in den Umgebungen niedergelassen: sie waren angezogen durch die Fülle der herrlichsten Erzeugnisse und einen Handel, der der blühendste der Malaienlande werden kann, vielleicht eines Tages den chinesischen und indischen übertrifft. A. Dalrymple hatte schon auf einen Theil der Sultanei Baruni, d. h. der Westküste, die Augen geworfen.

Das Klima der Insel ist weniger heiß, als man sich vorzustellen pflegt. Es wird gemäßigt im Innern durch die Bergluft und an den Küsten durch die Seewinde. Vom November bis Mai regnet es reichlich. Das Thermometer hält sich zwischen 24 und 35°. Ein Theil des Küstenlandes, besonders wo Moräste sind, ist ungesund, aber der Norden, eine reiche und wunderbar romantische Gegend, ist am fruchtbarsten und auch am gesündesten.

122. Botanik.

Unter den kostbaren Pflanzen, besonders in den Bezirken von Maludu, Labuk, Paitang, Unsang, bei dem Berg und See Kini-Balu, nennen wir ein krautartiges Gewächs von der Familie der Araliaceen, das wir für den Ginseng, den Jyn-schen der Chinesen, halten. Die Wurzeln sind fleischig und von der Dicke des kleinen Fingers, der Stengel von geringer Höhe, die Blätter am Rand gezackt, die Blüthen der Beeren röthlich. Wenn die Wurzeln trocken sind, werden sie gelblicht und sind mit Querfäserchen bedeckt. Die Sybariten des himmlischen Reichs schreiben dieser Pflanze aphroditische Eigenschaften von stets neuer Wirkung zu. Nach ihnen ist sie eine Quelle der Verjüngung, ein Lebenselixir, ein Universalmittel: daher nehmen sie auch keinen Anstand, eine Unze Ginseng mit einer Unze Goldes zu bezahlen. Der beste Ginseng kommt aus der Mandschurey. Man hat ihn auch in Amerika gefunden, er ist aber nicht so gut als der tatarische. Die Chinesen verwenden die größte Sorgfalt auf seine Bereitung. Nachdem sie die Wurzeln gehörig gewaschen, lassen sie sie einige Minuten sieden und trocknen sie dann im Kalkstaub, damit keine Insekten daran gehen, und so sehen sie genau wie Stangen Gerstenzucker aus. Doch der Ginseng ist wahrscheinlich auf Kalemantan nur eine Ausnahme. Die werthvollsten Erzeugnisse sind der schwarze Pfeffer, der Kampher und die Benzoe. Der Kampher ist das Resultat einer concreten Crystallisation im Herzen eines Baums (Colebrookes dryobalanops camphora), der durch Wuchs, Laubwerk und Geruch gefällt. Er ist so hoch und dick als das schönste Bauholz und erreicht einen Umfang von 15 Fuß. An dem Schall, welchen der Baum von sich gibt, wenn man mit dem Stock hinklopft, erkennen die Eingebornen, ob er Kampher enthält. Aus dem Holz verfertigen die Chinesen hübsche Felleisen, in welchen Leinwand und Bücher vor den Bissen der Kakerlaken und anderer Insekten verwahrt sind. Dieser harzige und aromatische Baum, den man fälschlich mit dem javanischen Kampherlorbeer verwechselt hat, liebt das Ufer des Meers. Seine geographischen Grenzen sind sehr eingeschränkt. Man trifft ihn in Oceanien nur auf Sumadra und Kalemantan, aber auf der leztern Insel wächst er besser. Von ihm wird das Pikle (125 Pfund) zu 12,000 Franken verkauft, während es von dem andern nur 800 kostet. Das Harz des japanischen Kampherlorbeers ist zwanzig Mal wohlfeiler. Durch Einschnitte in das Holz erhält man ein kräftiges Oel in verdichteter, manchmal in flüssiger Form. Der Kampher ist ein sublimirter Extrakt aus dem Holz, der Rinde und den Blättern des Kampherbaums. Die Wurzeln der alten Bäume sind diejenigen

Theile, die am meisten enthalten. Die Chinesen, die Araber, Perser und Indier verbrauchen viel Kampher. Noch gesuchter ist er in Europa, wo ihn die Aerzte wegen seiner stillenden Eigenschaft oft anwenden. Die Hindu's und die Chinesen benützen ihn zu Feuerwerken, die Muselmänner thun davon den Todten in den Mund, ehe sie dieselben zur lezten Ruhe bestatten. Der Benzoebaum hat Aehnlichkeit mit der Tanne. Er ist im Norden gemein und so vermuthlich auf der ganzen Insel. Er erzeugt einen weißen, weichen Kern von lieblichem Geruch. Die Araber kaufen eine Menge Benzoe. Die feinste Art ist den Hindu's, den Europäern und den Chinesen vorbehalten. Noch gehören zu den geschäztesten Gewächsen der Zimmt (cassia lignea), der wie der Kampher- und der Benzoebaum ohne Kultur fortkommt; die Rotangs, die man als Material zu Stöcken nach Europa ausführt; die Seidebaumwolle von dem Bombax (Sonnenschirmbaum), deren man sich zum Füllen der Matratzen und Kissen bedient; das Drachenblut, die Senne, das Areng oder Ebenholz, das Ghium, das Eisenholz und einige mittelmäßige Kaffeepflanzen. Angebaut werden Reis, Ignamen, Sagu, Areka, Betel, Cayuputi, Gambir, Ingwer, Kanari (ein Nußbaum, der ein gutes Oel gibt), eine Spielart des Durian mit einer Frucht von mehr als der Größe eines Menschenkopfs, die Banane oder Paradiesfeige, nach Versicherung alter Schriftsteller der Apfel, der die Eltern des Menschengeschlechts im Paradies in Versuchung führte, die Thuja articulata, von der das Sandrachgummi ist, das man irrthümlich dem Wachholder zuschreibt. Der Palmkohl bildet die Hauptnahrung der Einwohner. Auch mehrere Fruchtbäume Indiens gedeihen auf Kalemantan. In einem großen Theil der Insel, vornehmlich im Südwesten, sind die Bäume, die wegen ihres Bauholzes geschäzt sind, der Bulingan, das zu trefflichen Pfählen geschickte Pohon-Bessi oder Eisenholz, dessen dichtes Laub dunkle Gewölbe bildet und dessen Stamm 20 Fuß hoch wird. Tek, Tambusu, Sluma, Para, Marbo maranté, Kavuan, Angsuma, Batu, Madang schuenu, Madang peawas, Krandscho, Taukawan und Kuming (zwei treffliche Oelbäume), Damara, Aloë und Sandelholz gibt es in Menge. Und seit einigen Jahren sind auch die Baumwollenstaude, der Muskat- und Gewürznelkenbaum einheimisch.

123. Der Theebau.

Einige Chinesen haben mit Theepflanzen einen Versuch gemacht und ohne Zweifel wird er glücklich ausgefallen seyn. Diese Pflanze, von deren Anbau die Einwohner sich Schätze versprechen können, ist eine genauere Schilderung werth.

Der eigentliche Thee (thea sinensis) von der Familie der Aurantiaceen oder vielmehr der Ternströmiaceen ist eine Staude, die in ihrem Naturzustand eine Höhe von 25 bis 30 Schuh erreicht, die aber im Zustand der Kultur selten über 5 bis 6 Schuh hoch wird. Er ist in China daheim, wo er von freien Stücken wächst, gleichwie in Cochinchina und Japan. Die Theeblüthen sind weiß, achselständig und stecken zu 3 bis 4 an dem Winkel der obern Blätter beisammen. Sie haben mit der wilden Rose unserer Hecken Aehnlichkeit.

Der Theebau wird, zumal in China, mit äußerster Sorgfalt betrieben, bald wird die Pflanze an dem Rand der Felder, noch öfter rautenweise an

dem Abhang der Hügel gesezt. Nach drei bis vier Jahren werden die Blätter gesammelt und das Ernten währt, bis die Staude neun oder zehn Jahre alt ist. In der Regel sind drei Lesen des Jahrs, der Ertrag der ersten aber ausgezeichnet. Der beste Thee wird im Merz, der gemeinste um Mitte Juni's eingeheimst. Sind die Blätter gesammelt und sortirt, so tauchen sie die Arbeiter in siedendes Wasser, lassen sie aber nicht länger darin als eine halbe Minute. Sie langen sie also gleich wieder heraus, lassen sie abtropfen und werfen sie auf breite eiserne Platten über einem Ofen. Ihre Hände können die Hitze dieser Platten kaum aushalten. Die Blätter werden beständig angefeuchtet, bis sie hinlänglich erwärmt sind, hernach weggenommen und auf großen mit Matten bedeckten Tafeln ausgebreitet. Andere Arbeiter sind beschäftigt, sie mit der flachen Hand zu rollen, einer bemüht sich, sie so schnell als möglich abzukühlen: daher er mittelst großer Fächer die Luft in Bewegung sezt. Dieses Geschäft muß fortgesezt werden, bis die Blätter unter der Hand des Rollers vollständig abgekühlt sind: denn schnell abgekühlt erhalten sich die Blätter am längsten. So gibt es in dieser armen Welt überall Menschen, die leiden müssen, um zu bereiten, Was den andern Menschen Vergnügen macht. Durch das Rollen (roulage), das man zwei- bis dreimal wiederholt, benimmt man den Blättern ihre Feuchtigkeit und den herben und schädlichen Saft, den sie enthalten. Von den Blättern erster Qualität wird jedes einzeln gerollt, von den gemeineren Arten mehrere zusammen. Erst wenn der Thee ganz trocken ist, wird er in Büchsen oder Kisten gepackt. Nun würzen ihn die Chinesen noch mit allerlei wohlriechenden Pflanzen, wie den Blüthen der Olea fragrans und der Camellia sesanqua, einer Staude von derselben Familie wie der Thee, ferner der Rose mit dem Theegeruch, die man auch in Frankreich zu pflanzen anfängt, und der Orange. Dieser Thee ist bestimmt für die vornehmsten Mandarinen, die Calaos oder Minister und selbst für den Oberherrn des Reichs der Mitte (tschou-ku), dessen Oberfläche wirklich kaum weniger als ein Zehntheil der bewohnbaren Erde ausmacht.

Es gibt im Grunde nur zwei Arten Thee: grünen und schwarzen. Jede hat aber mehrere Unterabtheilungen. Die grünen oder gräulichten Theearten, sind scharf, würzig und geben einen Abguß von Citronenfarbe. Die schwarzen Theearten, die mehr oder weniger braun sind, haben einen mildern Geschmack und geben einen Abguß von dunkler Farbe.

Der grüne Thee hat einen leichten Heugeruch und etwas Berauschendes, indem er auf die Nerven wirkt, wenn man ihn zu stark oder in zu großer Quantität trinkt. Unter seinen Unterarten nennen wir: 1) den Hyswen, eine der besten Sorten, allgemein verbreitet; 2) den geperlten Thee, so genannt, weil seine Blätter in Form von Perlen gerollt sind, von angenehmerem Geruch und brauner als der Hyswen; 3) den Kanonenpulverthee, sehr gesucht und theuer, eine Auswahl aus den kleinsten Blättern des Hyswen und des geperlten Thees, die man so rollt, bis sie in der Größe ihrer Kügelchen dem Kanonenpulver gleichen; 4) den Tschulanthee, im Handel sehr selten, fast wie der Hyswen aber von unendlich lieblicherem und entwickelterem Duft.

Unter den schwarzen Theearten erwähnen wir den Sutschong, von schwärzlich-brauner Farbe, schwächerem Geruch und Geschmack als die grünen Thee; den Peko, wenig verschieden, nur von köstlicherem und kräftigerem Geruch. Der schwarze Thee, unter dem allgemeinen Namen Bu bekannt,

ist am verbreitetsten. Seine Blätter sind zerbrochen, mit Staub und gelblichen Blättern vermischt.

Die beste Qualität des schwarzen Thees ist der wohlriechende Liang-ssini, von ihm kostet in China das Pfund 12 Franken. Noch gibt es den rosigen Fu-tschan, welcher 13, und den Ku-lan-sa-me, welcher 30 Franken kostet. Die erste aller grünen Theearten ist der Ku-lan-sin-i: er ist von herrlichem Duft. Ich sah zu Kanton für das Pfund 40 Franken zahlen. Der neue Thee wird von den Chinesen als ein mächtiges narkotisches Mittel betrachtet: deßwegen wird er erst ein Jahr nach der Ernte in den Handel gebracht. Der über Land gebrachte Thee mit weißen Spitzen oder der sogenannte Carawanenthee, der über Rußland kommt, ist dem, der die Seereise macht, vorzuziehen.

Die Europäer und Amerikaner, die in Kanton dem Theehandel obliegen, haben bei ihren Geschäften mit den Einwohnern Sachverständige ihrer Nation oder Chinesen zur Seite, die auf den bloßen Anblick der Farbe des Abgusses zu sagen wissen, wie der Thee beschaffen ist. Während meines Aufenthalts in dieser Stadt war der Engländer Reeves, überdieß ein geübter Botaniker, als Theekenner ausgezeichnet. Kapitän Blanchard erzählt in seinem Handbuch des indischen und chinesischen Handels folgende Anekdote: »Ich wollte die Kunst meines Kenners auf die Probe setzen. Wir hatten auf vier verschiedene Theemuster, die mir alle gleich gut schienen, heißes Wasser aufgegossen. Die Numer des Musters entsprach der Numer der Tasse. Ich verwechselte aber eine der Numern. Als mein Chinese den folgenden Tag auf Besuch kam, bemerkte ich ihm, daß er in Bezug auf eine der Tassen im Irrthum sey. Dieser Vorwurf schien ihn zu betrüben, allein nach einer neuen Prüfung, die er mit großer Sorgfalt anstellte, erklärte er, ich müsse mich mit den Tassen getäuscht haben. Er versicherte mit Bestimmtheit: »»Das Wasser hier gehört zu dem Muster dort (indem er auf das rechte zeigte) und nicht zu diesem.«« Ich gestand ihm meinen Betrug und er war zufrieden.«

Außer dem echten chinesischen Thee gibt es einen gemeinen coschinchinesischen Thee (teucrium thea) und den tatarischen Thee (rhododendron chrysanthum). Auf den Inseln Bourbon und Mauritius habe ich den Faham gesehen, den man den Thee von Bourbon nennt, wo er einheimisch ist. Man gebraucht zu diesem Getränk die Blätter einer Orchispflanze, welche das Angräcum fragrans zu seyn scheint, welches Dupetit-Thouars in seiner Geschichte der afrikanischen Orchideen hervorhebt. Dieser Thee ist selten, angenehm, aber sehr aufregend. Sonst führt noch eine große Menge exotischer Gewächse den Namen Thee: genug, daß ihre Blätter das Aussehen und die Form des Thees haben, und daß daraus verschiedene Völker ein nützliches und angenehmes Getränk bereiten. Dahin gehört der berühmte Maté oder paraguayische Thee (ilex mate), der in Südamerika allgemein genossen wird, dahin der Thee von New-Jersey, von Bogota, von Mexico, von den Antillen und von Canada. Die Blätter des leztern sind von einer kleinen Staude (gaualtieria procumbens) aus der Familie der Haiden, das in dürren und sandichten Gegenden gerne fortkommt. Der canadische Thee hat einen angenehmen Geschmack, der dem des chinesischen ziemlich ähnlich ist, ohne dessen aufregende Eigenschaften. Auch einen französischen, korsischen, schweizerischen, neuholländischen und polynesischen Thee gibt es. Der neuholländische besteht aus

aus Blättern von zwei Arten der Sarsaparille (smilax glyciphyllos, ripogonum), der polynesische aus dem Leptospermon. In Guiana hat die französische Regierung seit einer Reihe von Jahren die Einführung des Theebaus versucht. Sie ließ Chinesen kommen, die nach ihrer Versicherung mit diesem Kulturzweig vertraut waren. Allein alle Versuche sind an den Fehlern der Regierung gescheitert. Glücklicher ist Don Pedro in Brasilien gewesen: doch auch seine Pflanzungen sind noch in der Kindheit.

In Frankreich hat der Geschmack am Theetrinken erst seit 1814 unter dem Bürgerstand allgemeineren Eingang gefunden: früher war es eine Mode einiger höhern Salons, immerhin mit Ausnahme gewisser Städte wie Marseille, Bordeaux, wo man viele Engländer, Holländer, Schweden, Portugiesen und Mexicaner trifft. Gegenwärtig wird der Thee populär. Das Aufwarten mit Thee ist zur Kunst geworden und ein Theil der Erziehung eines Mädchens von gutem Haus. In Holland gehen ungeheure Massen auf. In Portugal haben wir einen ziemlich starken Verbrauch gesehen und es ist, wie wir glauben, das erste Land, wo der Thee bereits im Jahr 1665 Eingang fand. Die Portugiesen und Holländer trinken den Thee wie in Oceanien mit Kandiszucker. Die Chinesen trinken nicht Viel auf einmal, aber oft und ohne Zucker. Gewöhnlich gießen sie zwei kleine Löffel schwarzen und einen Löffel grünen Thee zusammen. Die Reiseannalen der englisch-ostindischen Kompagnie erwähnen eines Ankaufs von 22½ Pfund Thee um 36 Pfund Sterling, die im Jahr 1666 dem König von Großbritannien und Ireland überreicht wurden. Im Jahr 1674 kaufte die Kompagnie wieder 55 Pfund zu Geschenken und jezt verbraucht England allein jährlich über 30 Millionen Pfund. Adam Smith, der schottische Nationalökonom, hat zu einer Zeit, da der Verbrauch nur 25 Millionen betrug, die Zahl von Kühen berechnet, deren es bedürfte, wenn man den Thee durch Milch ersetzen wollte, und er hat 500,000 Kühe herausgebracht, zu deren Unterhalt eine Million Hektaren Landes erforderlich wäre.

Der Thee wird manchmal verdorben, sey es, daß er nicht gehörig zubereitet oder nicht sorgfältig verwahrt ist: in diesem Fall findet man Blätter mit Rostflecken oder solche, die am Baum vertrocknet und gelb geworden sind. Der durch die Luft oder das Seewasser angegriffene Thee geräth in Gährung und verliert alle seine Kraft. Dieß ist der Grund, warum der Thee, der zu Land über die zwei größten Reiche der Welt kommt, vorzuziehen ist. Wir haben schon bemerkt, daß der oft betrügerische chinesische Kaufmann Blätter der verwandten Camellia sesanqua beimischt — noch mehr, Samen von Sternanis oder Veilchenwurz wird eine Zeit lang in den Kisten verschlossen, damit sie dem Thee ihren Geruch mittheilen. Um auszumitteln, ob nicht der Thee einen fremden Zusatz enthalte, thut man 1½ Gran grünen Vitriol in den Abguß: ist nun der grüne Thee unvermischt, so nimmt der Abguß am Licht eine bläulichte Farbe an, und ist der schwarze Thee unvermischt, so hat der Abguß eine blaue Farbe, die ins Schwarze sticht. Ist hingegen der Thee auf irgend eine Art verfälscht, so kann der Abguß irgend eine gelbe, grüne, schwarze oder andere Farbe haben. Doch ist diese Probe nicht unfehlbar. Die Chinesen von Kanton und Macao pflegen beschädigten grünen Thee mit Katschu zu färben, wodurch er das Aussehen des schwarzen Thees erlangt. Ein Abguß vom ersten in denselben Verhältnissen wie vom zweiten, wenn die Qualität ächt wäre, würde viel dunkler seyn. Die Farbe dieses Abgusses ist ein röthliches Braun, während die Farbe des wahren Bu

ins Schwarze spielt und der Abguß ist adstringirend, herb und widrig, statt daß er dem Gaumen angenehm seyn sollte. Den grünen Thee kann man auch fälschen, indem man schlechten schwarzen Thee mit grünem Vitriol färbt. Wirft man Farbe von Gallnüssen in den Abguß, so wird dieser stark dunkelblau. Man glaubt allgemein in Europa, daß der Thee, welcher ausgeführt wird, bereits den Chinesen zu einem Getränk gedient habe. Dieß ist ein Irrthum, der von Personen herrührt, die sahen, daß er ins Wasser gelegt wurde und die den Zweck dieses Verfahrens nicht kannten. Allerdings ist aber nicht zu leugnen, daß die Kaufleute zuweilen abgebrühte Blätter unter guten Thee mischen. Dieß ist ein Betrug, der sich durch die Schwäche des Abgusses verräth.

Die Engländer, die Holländer, die Belgier, die Dänen, die Schweden, die Russen, die Amerikaner betrachten den Thee als ein gesundes Getränk. In der That, in der kalten und feuchten Atmosphäre der nördlichen Länder, die während eines Theils des Jahrs mit Nebeln bedeckt sind, ist die leichte Aufregung, die dieses aromatische Getränk hervorruft, und die Ausdünstung, die es befördert, nicht anders als heilsam. Und auch die südlichen Portugiesen, die Bewohner von Kanton unter der tropischen Sonne des Krebses und die Kalemantanier unter der Linie befinden sich dabei wohl. Der gewöhnliche Genuß des Thees, namentlich des grünen, wenn er stark gemacht wird, taugt übrigens am besten Personen von kaltem und lymphatischem Temperament, Personen von trockener und nervöser Leibesbeschaffenheit, schwache und reizbare Weiber sollten ihn nie ohne Milch trinken. Als Verdauungs-, Schweißmittel u. dgl. wird der Abguß eines halben Quintchens oder eines Quintchens Thee in einer Pinte mit siedendem Wasser mitunter medizinisch verordnet. Der häufige Gebrauch dieses Getränks ist selbst gut zu Abführung der kleinen Steine, die sich in der Blase bilden. Vor Kurzem hat Cadet Gassicourt zu Paris den Thee chemisch analysirt. Er erhielt durch Destillation ein adstringirendes Wasser, ohne Spur von flüchtigem Oel, einen bittern stryptischen Extrakt, zusammengesezt aus Galläpfelsäure und Gerbstoff. Wenn man die grüne Farbe den Kupferplatten, auf welchen er getrocknet wird, zugeschrieben hat, so hat sich diese Voraussetzung, die ein ungünstiges Licht auf den Thee wärfe, als gänzlich ungegründet erwiesen: denn der Scheidekünstler konnte nicht das kleinste Theilchen von Kupfer finden.

Der Thee ist bestimmt, die Welt zu erobern. Unsere Bücher, Weine und gebrannte Wasser, Quincalleriewaaren und Putzartikel wanderu durch alle Länder, sind bei den gebildeten Völkern gesucht und bei den wilden Horden. Umgekehrt erhöhen wir den Wohlgeschmack unserer Speisen durch die Spezereien der Malaien, versüßen sie durch den Zucker der Antillen oder Siams. Wir kosten den Duft des Kaffees Arabiens oder der Insel Bourbon. Wir berauschen uns mit dem Tabak Manila's, Virginiens, Cuba's und Latakie's. Wir schlürfen mit Lust den Thee dieser Chinesen, denen wir so viel nützliche Dinge verdanken. Warum können wir z. B. bei einer Theepartie Abends statt dieser frivolen Gespräche, abgedroschenen Wortspiele, unwürdigen Parodien alles Dessen, was unter den Menschen heilig, groß und verehrt ist, nicht einen Theil unserer Unterhaltung diesen schönen Ländern zuwenden, die uns so viel Genüsse verschaffen? Es ist wahr, dann müßte die Erdkunde, diese so schwierige, so umfassende, so nützliche und angenehme Wissenschaft unter uns verbreiteter seyn und wir müssen es gestehen, darin

sind wir zurück hinter den Engländern und besonders den Deutschen aus der wohlhabenden Klasse, welche Feinde eitler Nichtigkeiten und einer redlichen und unparteiischen Forschung zugethan sind. Wenn ich nächst der Anerkennung meines Vaterlands um Beifall buhlen wollte, so wäre es der Beifall des gelehrten Deutschlands.

124. Zoologie.

Auf Kalemantan ist die Natur groß, reich, imposant und mannigfaltig, an Wundern unerschöpflich. Erde, Luft und Wasser sind belebt von seltenen und merkwürdigen Thieren.

125. Der grüne Affe.

Es gibt in dem Norden der Insel eine Menge Affen von verschiedenen Arten, unter andern einen großen grünen, dessen die Naturbeschreiber noch keine Erwähnung thun. Er nähert sich noch mehr dem Menschen als der Orang-hutan, wenigstens hinsichtlich der Gestaltung seines Kopfs und seines Gesichts und des Hervortretens seiner Nase. Aber er ist vierhändig und nicht zweihändig wie der Orang-hutan. Ein niedliches Schauspiel — diese artigen Affen, wenn sie familienweise nach den See'n und Flüssen ziehen und nach gestilltem Durst zusammen baden! Gefangen werden sie also. Man schneidet Cocosnüsse aus, indem man ein rundes Loch in die Schale macht, umgibt es mit einer Art Vogelleim und füllt die Höhlung mit Bananen, Stücken von Ananas und andern Früchten, wovon sie Liebhaber sind. Diese Affen stecken die Hand in die Oeffnung und können sie nicht mehr herausziehen. Wenn sie nun ein großes Geschrei ausstoßen, so springen die Dayas aus ihrem Versteck und nehmen sie fest. Sie sind so flink und beweglich, daß es schwer hält, sie mit Pfeilen oder einem Gewehr zu schießen und man folglich nicht wohl anders an sie kommt als durch Vermittlung ihrer Naschhaftigkeit. Dieser Affe, der so graziös als ein Sapaju, nur viel größer ist, wird bald traulich und gelehrig. Er ist außerordentlich lebhaft, schelmisch und spiellustig, aber so zart und frierig, daß es ihm außer seinen heimathlichen Wäldern nicht behagen will. Man könnte diese neue Art Chloropitheken heißen. Noch gibt es eine andere Affenart, die gleichfalls grün, aber viel kleiner und wo möglich noch frecher ist.

126. Der Simiang und der Pongo ꝛc.

Manchmal trifft man den Simiang (hylobates syndactylus), welchen Alfred Duvaucel, dieser Märtyrer der Wissenschaft, der fern von seinem Vaterland jung gestorben ist, in Sumädra beobachtet und sehr gut beschrieben hat. Gewöhnlich hält er sich in zahlreichen Schaaren auf den Feldern auf: einige stärkere und verständigere Individuen als die andern scheinen die Anführer zu seyn. Ein entsetzliches Geschrei bei Sonnenauf- und Untergang verräth das Lager dieser Thiere, die eine entartete Gattung Orangs sind. Man bekommt sie nicht leicht zu Gesicht. Auch findet man Wuwus, eine Spielart der Gibbons, und Gibbons, die dem Geschlecht der Orangs angehören. Von den Orangs selbst werden die Zucker-, Reis-, Bananen- und Ananaspflanzungen häufig verheert. Hier ist die Beschreibung eines

todten Pongo. Der Kopf hatte wirklich vom Hals bis zur Schnauze Pyramidenform. Die Kinnladen waren mit Hundszähnen bewehrt, die sich denen der Tiger und der Löwen näherten. Er hatte weder Schwanz noch Backentaschen, Schnauze und Hände waren sehr lang, die Stirn zurückweichend, der Gesichtswinkel maß 30, der Gaumenwinkel 20 Grad. Wer die schwellenden Muskeln und den festen Knochenbau eines dieser Thiere betrachtet, begreift, daß es den Elephanten in die Flucht schlägt und einem Duzend Menschen widersteht. Seine Liebe zur Unabhängigkeit ist seiner ungeheuren Stärke gleich. In Allem, was es thut, zeigt es viel Reflexion. Dieser Pongo scheint eine eigene Art zu bilden und ist von dem wurmbischen verschieden.

127. Der Babi-Russa.

Eines der merkwürdigsten Thiere von Kalemantan ist der Babi-Russa: er wird auch auf Celebes und andern malaiischen Inseln gefunden. Mit Unrecht haben ihn die Schriftsteller mit dem Schwein verwechselt. Körperbau, Natur, Lebensart und Gewohnheiten sind bei ihm wesentlich anders. Statt mit Borsten ist der Babi-Russa mit einem kurzen wollichten Pelz von grau-brauner, rothgesprenkelter Farbe bedeckt. Seine Füße sind viel höher als die des Schweins. Sein Schwanz ist länger und an der Spitze buschig, sein Hals weniger dick, seine Ohren kurz und spitzig, seine Formen überhaupt leichter. Seine Haut ist dünn und mit keiner Specklage überzogen. Der Schädel hat keine Gehirnhöhlen und ist im Verhältniß zum Rüssel länger als beim chinesischen Schwein und das Gehirn hat doppelt so viel Volumen. Der Babi-Russa hat vier Schneidezähne, das Schwein sechs. Er hat fünf Mahlzähne unten und sechs oben, während das Schwein deren überall sieben hat. Ueberdieß ist (nach Cuvier) die Zahl der Zähne selbst bei dem erwachsenen Babi-Russa selten voll. Die Schnauze des Babi-Russa ist mit vier großen Hauern versehen. Die zwei stärksten gehen aus der untern Kinnlade in die Höhe und entfernen sich gegen acht Zoll von den Zahnhöhlen: sie sind scharf, gebogen und dreieckig wie beim Eber. Zwei Hundszähne gehen wie zwei Hörner aus der obern Kinnlade hervor und krümmen sich im Halbkreis unter den Augen. Diese Hauer sind von sehr schönem Elfenbein, aber minder hart als dasjenige des Elephanten. So gefährlich dieses Thier wegen seines Gebisses zu seyn scheint, so lebt es doch hauptsächlich von Pflanzen oder Baumblättern: es meidet den Menschen, sucht selten in die Gärten einzudringen, um sie zu verheeren, läßt sich leicht zähmen und hat ein sehr gutes Fleisch, das aber gerne faul wird. Der griechische Mönch Kosmas Indicopleustes, welcher im fünften Jahrhundert Abyssinien und Indien bereiste, schildert dieses Thier unter dem Namen Chörelaphos oder Hirschschwein und diese Bedeutung hat auch der malaiische Namen Babi-Russa. Diese Thiere haben eine eigene Methode, der Ruhe zu pflegen. Sie hacken einen ihrer obern Hauer in einen Baumzweig und lassen ihren Körper frei schweben. So bleiben sie die ganze Nacht hängen und schlafen in aller Sicherheit vor dem Angriff ihrer Feinde. Sie gehen heerdenweise wie die Schweine. Sie sind flinker und geben einen sehr starken Geruch von sich, der die Hunde auf die Fährte bringt. Wenn sie verfolgt werden, leisten sie einen kräftigen Widerstand: sie stürzen wüthend auf die Hunde und schlagen ihnen tiefe Wunden mit ihren untern Hauern. Kommen sie

ins Gedräng und befinden sich in der Nähe des Meers, so springen sie in die Fluthen, wo sie mit Gewandtheit schwimmen, bald untertauchen, bald wieder auf der Oberfläche erscheinen. Und Was nicht zu vergessen ist, sie begatten sich mit den wilden Schweinen nie.

128. Einhorniges Nashorn.

Unter den Vierfüßlern sind der Elephant, eine Art Leopard und das ein- und zweihörnige Nashorn, sonderbarer Weise! nur in den Bezirken von Ungsang und Paitan im Norden der Insel und das Pferd nur in Pandassang und Tanpassok, ebenfalls im Norden, zu finden. Nichts ist in Bezug auf Stärke und Geschwindigkeit dem einhornigen Nashorn *) zu vergleichen. Wenn es aufgeregt ist, so ist sein Lauf so reißend schnell, daß das Auge seinen Schritten kaum folgen kann. Es durchbricht Palisaden und entwurzelt Bäume mit großer Leichtigkeit. Eine gewisse Klasse der Dayas macht auf die beiden Arten von Nashorn wegen ihrer Hörner Jagd. Sie tödten sie mit ihren langen im Land verfertigten Musketen. Das Elfenbein von diesem furchtbaren Vierfüßler ist ein Hoheitsrecht der Radschahs. Die Hörner des Nashorns haben Aehnlichkeit mit der Schildkrötenschale, nur sind sie viel dünner. Ihre Grundfläche hat in der Regel 4 Zoll Länge, 2 Zoll Breite: sie sind weniger hervorstehend als bei dem abyssinischen oder indischen Nashorn **), bei denen sie ungefähr 8 Zoll messen. Die Basis ist hohl. Um die Qualität des Horns zu beurtheilen, muß man diesen hohlen Theil ans Ohr halten und man ermißt die Güte nach dem stärkern oder schwächern Geräusch, das ihm entfährt und das ungefähr thut wie eine Trompetenschnecke oder eine andere Muschel, deren hohlen Theil man an das Ohr bringt. Nach Aussagen der Eingebornen ist das einhörnige Nashorn sehr rar.

129. Elephantenjagd.

Bekanntlich lebt der riesige Elephant nur von Blättern und Pflanzen. Aber er hat einen sehr feinen Geschmack und sein Lieblingsschmaus sind Zuckerrohre. Daher verwüstet er während der Nacht die Zuckerpflanzungen und er ermangelt nicht, täglich dasselbe Grundstück heimzusuchen, wenn man seine Eßlust nicht bestraft. Wo nun die Kalemantanier Spuren von Elephanten gewahren, da graben sie Gruben, die sie mit Zuckerrohren zudecken und in die Mitte legen sie Bananen und andere Früchte, wovon das Thier sich vornehmlich nährt. Diese Früchte werden zu Brei gestoßen, mit Arsenik oder anderem Mineralgift vermischt und mit Salz gewürzt. Geködert durch ihre Lieblingsspeisen werden diese Thiere, trotz ihrer Klugheit, bald ein Opfer ihrer Sinnlichkeit. Tags darauf findet man sie todt in den Gruben oder durch die Heftigkeit des Gifts so geschwächt, daß sie nicht entfliehen können. Was von vielen Menschen gilt, gilt von ihnen: Mehr geht durch die Gurgel zu Grund als durchs Schwert.

---

*) S. Blatt 68.

**) Ich habe aus der Ausbeute meiner Reisen dem naturhistorischen Museum zu Paris ein Horn von einem einhörnigen Rhinoceros, gleichwie Fragmente von einem Mastodon und Dodo überreicht.

130. Der Maiba, der Landak ꝛc.

Der Maiba oder zweifarbige Tapir, den man zum Hausthier abrichten kann und der ein gutes Fleisch hat, der Tiger, der Büffel, der von den Einwohnern sogenannte Wasserhirsch (cervus axis), mehrere Arten Bisamhirsche, der Ochs (tambadao), die Ziege, der Hund, die Katze, die Ratte, die Zibetkatze, die Fischotter, der malaiische Bär und der schwarze Bär sind Bewohner von Kalemantan. Die Stachelschweine oder Landaks sind sehr zahlreich. Sie graben sich ein in Felsenlöcher und die Feinheit ihres Gehörs macht die Jagd sehr schwierig, weil sie nur bei Nacht hervorkommen und die Begegnung des Menschen scheuen. Die Dayas warten oft ganze Abende in der Nähe der Löcher. Es gibt kein Wildprät, das so schmackhaft ist, wie der Landak: er hat zumal den Geruch des Schweins, des Hasen und der Gaselle. Die ungeheuren Wälder der Insel sind überhaupt sehr reich an Wildprät, besonders an Gasellen, Hirschen (russas) und Schweinen (babi-hutans). Die gewöhnlichen Hirsche sind von der Größe der europäischen. Sie werden in Netzen gefangen oder mit Flinten geschossen. Auch der Kambing-untang oder die Antilope mit grauer Mähne ist zu finden: sie gibt eine sehr wohlschmeckende Speise. Die Chinesen ziehen das Schwarzwild vor und Dieß ist die einzige Jagd, der sie obliegen. Uebrigens ist bei ihnen wie bei den Dayas auch das Hundsfleisch sehr geschäzt. Die Art Hunde, welche die Leztern für die Tafel unterhalten, ist jedoch eine ganz andere als die chinesische. Die Hunde der Dayas sind klein, schmächtig, spitzköpfig, haben fahlrothe und besonders am Bauch sehr lange Haare. Die chinesischen gleichen unsern Bullenbeißern.

131. Der Pfeffervogel, die Salangane ꝛc.

Die Ornithologie von Kalemantan ist sehr reich. Schwalben von allerlei Art, große und kleine Papagaye, die leicht zahm werden, Pfauen vom schönsten Gefieder, Tauben, Enten, Hühner ꝛc. gibt es in Menge. Wie in allen Malaienlanden sind die Einwohner auch hier enthusiastische Freunde von Hahnenkämpfen. Die Dayas, selbst die sparsamen Chinesen, setzen beträchtliche Wetten. Die Insel besizt einen sehr merkwürdigen Vogel: er ist von der Größe einer Schnepfe und hat ein schwarzes und glänzendes Gefieder. Sein Schnabel ist röthlich-gelb, länger als der ganze Leib, am Kopf breit und endigt in eine dünne, krumme Spitze, die sehr leicht ist, ohne Zweifel, damit er im Fliegen das Gleichgewicht nicht verliert. Er lebt von Reis, Zuckerrohr, hauptsächlich aber von Pfeffer, wovon er 30 bis 40 Hülsen verschluckt. Auch findet man die Vogelnester, Sapang-burung genannt, auf welche die Chinesen so erpicht sind. Man macht jährlich zwei Ernten. Die Idaaner ersteigen auf Leitern von Bambus die steilsten Felsengrotten, aus deren Spalten sie diese kostbaren Nester der Salanganen herausholen. Ihre Form ist die eines Schiffchens oder eines Viertels Pomeranzenschale. Sie werden im Wasser aufgeweicht und wenn die schleimigen Fasern weg sind, so wird die weißliche Materie, aus welcher sie bestehen (ohne Zweifel von Insekten herrührend, womit sich diese Vögel nähren), bei Suppen, Ragouts und Pasteten als Würze gebraucht. Eine Kerze von

elastischem Gummi (ficus elastica) mit einem Löschhütchen in der Hand tritt der Idaaner in die Höhle. Will er ein Nest nehmen, so hebt er das Hütchen und die Flamme kommt wieder zum Vorschein. So kann er, ohne die zahlreichen Bewohner dieser Tiefen zu erschrecken, die Nester leicht sammeln. Man achtet bei dieser Ernte bloß auf die Zeit, wann die Vögel brüten und die Jungen die Nester verlassen. So lang läßt man sie ruhig. Gleichwohl wird ein Theil der Nester vor dem Eierlegen eingethan. Dieß sind diejenigen, die man im Handel wegen ihrer größern Sauberkeit und Weiße Nester erster Qualität nennt. In den Nestern zweiter und dritter Qualität, die dann die Vögel in Eile erbauen, werden ihre Jungen aufgezogen: minder schön und sauber, sind sie mit kleinen Federn bedeckt, die sich selbst im Wasser schwer ablösen. Zulezt kommen die schadhaften, die das Meer mit seinem Salz krystallisirt zu haben scheint. So schlechte Chemiker die Chinesen sind, so verstehen sie das Salz wegzumachen und verkaufen das Nest noch in diesem Zustand. Aus Nestern erster Qualität habe ich 3000 Piaster vom Pikle erlösen sehen. Jedes Pfund zu 16 Unzen enthält 50 bis 60 Nester. Die zweite Qualität wird mit 14 bis 1500, die dritte mit 7 bis 800 Piastern bezahlt. Ich habe mehrere dieser berühmten Nester gegessen und ohne die Spezereien, mit denen sie gewürzt werden, wären sie mir in der That höchst fade vorgekommen. Dagegen sind sie ein mächtiges tonisches Mittel.

Eine große Menge Schildkröten, welche den Seefahrern eine gesunde und angenehme Nahrung gewähren, Seeigel (tiram, paxayan), Austern, Fische mit bezaubernden Farben und Muscheln von bewunderungswürdiger Schönheit bevölkern die Meere von Kalemantan. Der Uaid oder das Krokodil ist ein Gegenstand der Verehrung wie auf Timor. Die Leute glauben, die Seelen abgeschiedener Fürsten werden von diesen Krokodilen aufgenommen und bei jedem Fest bringt man ihnen Opfer. Die Schlangen sind zahlreich, lebhaft, ihre Haut funkelt in den prächtigsten Farben. Diese, verschwinden, wenn sie todt sind. Wie mögen also Naturforscher Arten nach todten Exemplaren bestimmen wollen?

132. Ueber die Nahrungsweise verschiedener Völker im Verhältniß zu ihren Charakteren.

Beobachter der Natur und der Menschen, hatte ich die Neugierde, fast von allen Speisen zu kosten, wenn sich Gelegenheit gab. Ich kann in Bezug auf Seeschildkröten, eine Art chinesischer Hunde, Stachelschweine und andere Thiere, welche von den Europäern als Nahrung verschmäht werden, sagen, daß es eben Vorurtheile sind wie sie die Dayas für die Austern, die Neugriechen für die Landschildkröten und die Engländer für die Frösche haben, die nichts weniger als ein Leckerbissen sind. Die meisten dieser Thiere könnten auf unsern Tafeln Platz finden, weil einmal die Pflanzenkost *) uns nicht genügt. Mehrere Völker Oceaniens essen Kameelsfüße, Babi-Russafleisch und Tappa oder an der Sonne getrocknetes Büffelfleisch, den Waiba,

*) Ich versuchte in Indien nach Art der Brahmanen zu leben, aber — trauriges Resultat alter Gewohnheiten! — ich mußte auf diese Lebensart zum Theil verzichten, weil ich auffallend abgemagert und geschwächt wurde. Doch blieben Reis und Sagu meine gewöhnliche Nahrung.

Hunde, Gaſellen, Papagaye, Affen, Kangaru's, Duyungs *), den Leyuan von Luçon, große Heuſchrecken, eine Art chineſiſcher Fliegen, Krokodile, Schlangen, Seeſchildkröten, Delphine, Ratten von Kalemantan, große Fledermäuſe von Baſſilan und ſelbſt junge Haifiſche. Und wirklich, außer Papagayen, Affen und Haifiſchen, ſind alle dieſe Speiſen erträglich: ich fand ſie meiſt ſo gut als die unſern, beſonders köſtlich aber den Duyung in einer pikanten Brühe, Nieren von einem abyſſiniſchen Bock, arabiſche Gaſellen, kalemantaniſche Ratten, geröſtet und mit Salz, Pfeffer und Citronen gewürzt, das Hundsfleiſch der Chineſen und Dayas, und namentlich den Leguan und den Landak. Gegen Affen hatte ich einen beſtändigen Widerwillen. Unſere Phraſendrechsler, bekanntlich eine höchſt gelehrte und rechtſchaffene Klaſſe, werden vielleicht an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, unſere Zierbengel und Stutzerinnen werden über dieſe Geſchmacksbarbareien lachen, aber ich müßte nicht ſo viele Jahre unter den Wilden zugebracht haben, wenn ich mir daraus Etwas machen ſollte. In den Malaienlanden dienen Reis und Sago ſtatt des Brods. In Polyneſien iſt es die Banane, die Cocosnuß und die Brodfrucht, welche die übrigen Früchte vertreten. In Egypten und der Berberei lebt man vornehmlich von Datteln. Bamiah, Feigen und Oliven ſind die gewöhnliche Nahrung in Griechenland und im Archipel, wie Kaſtanien in einigen Provinzen Frankreichs und Italiens. Im größten Theil Aſiens, in Perſien, Arabien, Egypten, Indien und China macht der Reis die Hauptnahrung aus. In den heißen Regionen Afrika's ſind Durrah und Sorgho die Nahrung der Schwarzen. Von Manioc und Mais, Erdäpfeln, Yams und Pataten leben ſie in Süd- und Mittelamerika. Einige afrikaniſchen Stämme erluſtigen ſich an Elephanten- und Kameelsfüßen, an Panther-, Löwen- und Affenfleiſch. Die Tataren lieben Roßfleiſch. Die Beddhas, Wilde von Ceylan, lieben Büffels- und Schakalsfleiſch. Die Bewohner der Orcaden und Shetlandsinſeln **), die wir geſehen haben, leben, ſo zu ſagen, nur von Fiſchen. Die Milch dient vielen Völkern zum Getränk und die Tatarinnen trinken bloß Stutenmilch. Man ſollte recht viele genaue Beobachtungen über die Verſchiedenheit der Nahrungsweiſen der Menſchen in verſchiedenen Himmelsſtrichen ſammeln und ſie mit einander vergleichen: es würde ſich neues Licht über die Urſachen der in jedem Lande einheimiſchen Krankheiten verbreiten. Der Daya und der Tagal, die ſich 24 Stunden mit einer Hand voll Reis begnügen, ſind nicht ſo lebhaft und kräftig als die Nordfranzoſen, Engländer und Irelander, die von Fleiſch leben, allein — Dank ihrer Mäßigkeit — dauernde, mit Entbehrungen verbundene Beſchwerden halten ſie länger aus. Die Chineſen, Bengaleſen und Araber, die beſſer leben als die Tagals und die Dayas und nicht ſo gut als die Europäer, ſind kräftiger als Jene und minder kräftig als Dieſe. Uebrigens iſt Nichts ſo veränderlich als die Gebräuche in Europa, insbeſondere in Frankreich. Wenn die Aſiaten zu ſtationär ſind, ſo gehen wir zu ſchnell vorwärts und zu ſchnell zurück. Wir werden gewiſſermaßen unbegreiflich in unſern Gewohnheiten und noch mehr in der Gaſtronomie oder der Wiſſenſchaft der Gurgel, wie ſie der gute Montaigne genannt hat, dieſer erſten unter den Künſten für unſere reichen

*) Eine Wallfiſchart, die auf die Tafeln der Fürſten und Großen in den Malaienlanden kommt, wie in China und Cochinchina das Krokodil. Es iſt ein Fleiſch, das wie Kalbfleiſch ſchmeckt.

**) Die Pferde dieſer Inſeln, kleiner als die korſiſchen, ſind nicht größer als die Schafe in der aſiatiſchen Türkei: man nennt ſie Pony's.

Schwelger. Welche Verschiedenheit zwischen der Küchenkunst, die von Grimod de la Reyniere und allen unsern Apiciern des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen wird, und jener des Mittelalters! Karls V Koch Taillevant erwähnt in seiner Schrift über die Speisen unter den Vögeln, deren Bereitung er lehrt, den Storch, den Reiher, die Rohrdommeln, die Seeraben, den Kranich und den Falken. Aber die geschätztesten Gerichte waren der Sperber und der Pfau, den man mit seinem ganzen schimmernden Diadem und Schweif auftrug. Man mußte einen so starken Magen haben wie unsere Voreltern, um diese lederzähen Vögel zu verdauen, die die Lieblinge der Ritter und Damen, die Zierde des Hauses und der Stolz der Herren waren. Der Vorstand des Küchenamtes war eine sehr geachtete Person, er konnte sagen wie Dyskate von Menandre: »Niemand hat einen Koch beleidigt. Unsere Kunst ist gleichsam heilig.« Die Kehle unserer Ahnen war eben so verschieden, und nicht die Weine von Chambertin und Bordeaux, l'Hermitage und Frontignan waren gesucht, die Weine von Orleans kamen auf die Tafeln der Könige, die Barone und Ritter zechten den Rebensaft von Montmorency, l'Argenteuil, Meudon und selbst Surène, und das Volk in den Dörfern ein mit Pfeffer, Pechharz, Lavendel, Enzian und Honig gegohrnes Bier.

133. Wahrscheinlichkeit einer hindu'schen Kolonisation.

Unter einigen Häuptlingen der Dayasstämme scheinen Ueberlieferungen von Brahmanismus zu bestehen, denn sie kennen die Namen der Yugas oder fabelhaften Perioden der Hindu's. Diese Namen erscheinen bei ihnen nur etwas entstellt, z. B. statt Kerta-Yuga ꝛc. Kereta-Joga, Tereta-Joga, Diua-Pera-Joga und Kaleh-Joga. Auch betragen sie nach ihrer Rechnung nur 16,771 Jahre, während die vier Yuga's der Hindu's den unermeßlichen Zeitraum von 3,892,926 Jahren umfassen, so daß das Jahr 1837 der christlichen Aera dem Jahr 4938 der Kali-Yuga oder des Zeitalters des Unglücks entspricht. In den marutischen, idaanischen und biadschuischen Mundarten der Dayas heißt eine Eklipse Grahana. Diese Völker glauben, daß im Augenblick der Verfinsterung ein Drache den Mond verschlingt und diesen Drachen nennen sie Rahu. Diese beiden Worte sind sanskritisch. Während der Dauer der Eklipse befolgen sie den in China üblichen Gebrauch und machen einen höllischen Lärmen, um den Drachen zu schrecken. Sollten derlei Einzelheiten hinreichen, um auf einen alten Verkehr zwischen den Dayas und den Hindu's zu schließen? Könnten es nicht auch Ueberlieferungen seyn aus zweiter Hand? Wahr ist, außer Java hat man noch auf keiner der großen malaiischen Inseln Alterthümer entdeckt. Allein bis jezt sind sie nur sehr unvollkommen durchforscht, schwer zugänglich, häufig mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und unter der üppigen Vegetation können manche Monumente verborgen seyn. Einige Reste hindu'scher Skulptur existiren im Norden von Kalemantan und nach Versicherung der Dayas müßte man im Lande Uahu, im Innern, deren viele finden. Vielleicht ist eines Tages ein Reisender so glücklich, den Schleier zu lüften, der über der Vergangenheit dieser Völker liegt! Die holländische Regierung könnte sich durch eine wissenschaftliche Expedition in dieses reiche und geheimnißvolle Land ein schönes Verdienst erwerben!

134. Staaten und Kolonien.

Kalemantan ist in eine große Zahl kleiner Staaten eingetheilt. Einige liegen an der Küste und sind zum Theil in Vasallenabhängigkeit von den Holländern. Die andern wie alle im Binnenland sind unabhängig. Das holländische Gebiet bildet zwei Provinzen, die Residentschaft der Westküste von Borneo und die Residentschaft der Süd- und Ostküste oder von Bendscher-Massing.

135. Erste holländische Residentschaft. Goldminen von Matrado. Chinesische Kolonie.

Die Residentschaft der Westküste von Borneo enthält die Länder von Ayer-Hittam, der Südgrenze der Gebiete von Matan, bis Polo, der Nordgrenze von Sambas, dazu Mompawa, Ponthianak und die Besitzungen einiger kleinen Häuptlinge im Innern, die von den erwähnten Staaten unabhängig sind.

Von den Staaten des Sultans von Sambas ist das Städtchen Sambas, an dem gleichnamigen Fluß, mit einem holländischen Fort die Hauptstadt. Der Sultan, einst ein unerschrockener, wilder Mann, jezt abgestumpft durch den Genuß des Avia (eines Opiumpräparats, das man statt des Tabaks raucht), besizt daselbst einen Palast, Dealem genannt, der glänzend verziert ist mit Kostbarkeiten, die den Europäern und Amerikanern geraubt worden sind. Ungeachtet dieses Forts gibt es im Norden von Sambas wie in Cayong, im Innern von Matan, Seeräubernester.

Mompawa erstreckt sich sehr weit landeinwärts: es begreift die Goldminen von Matrado und Mandur, die reichsten Oceaniens. Der Goldbezirk ist fast allein von chinesischen Ansiedlern bewohnt. Inner seiner Grenzen, d. h. im Umfang von ungefähr 70 Meilen von Norden gegen Süden, vom Fluß Sungui-Raia bis Sillaca, und 80 Meilen von Osten nach Westen, vom Meer bis zu der hohen und steilen Bergkette von Matrado, können sich keine Malaien niederlassen. In einer Ebene am Fuß des Gebirges liegt die Hauptstadt Matrado mit einer Bevölkerung von 6000 Einwohnern. Sie hat eine wundervolle Lage. Sie ist eine Lieue lang und $\frac{1}{6}$ Lieue breit und in Basars eingetheilt, so daß die Personen von gleichem Gewerbe in demselben Viertel beisammen wohnen. Die Häuser sind in chinesischem Geschmack erbaut. Die Luft ist sehr gesund, Beispiele von hohem Alter sind sehr häufig. Ein chinesischer Kapitän ist der Vorsteher der Kolonie. Die Europäer können das Land ungescheut besuchen. Der Hafen von Sungui-Raia ist ziemlich sicher und von Inseln umgeben, an welchen sich die Heftigkeit der Wogen und Winde bricht. Man kann eine halbe Meile von der Barre des Flusses in fünf Faden Tiefe auf sehr gleichem Grund Anker werfen. Der Hafen wird von chinesischen Dschonken, besonders von Amoi, besucht, vornehmlich landet dort aber, Wer sich nach Matrado begeben will. Der Weg dahin, der durch eine wohlbewässerte Gegend führt, ist mit Redouten versehen, welche zur Vertheidigung und zur Niederlage des Minerals dienen. Im Innern der Kolonie entrichten die Chinesen dem Fürsten von Sambas einen Tribut von 250,000 Franken. Sie bearbeiten die Minen ungefähr nach derselben Weise wie in Mexico.

Sie sperren von Distanz zu Distanz die Flüsse. Männer, Frauen und Kinder sammeln das kostbare Erz. Diese Kolonie, die jezt schon so beträchtlich ist (man zählt in der Residentschaft gegen 150,000 Chinesen) kann eines Tags über einen großen Theil von Kalemantan die Herrschaft erlangen. Die Küste bietet noch einige gute Häfen. Die jährliche Ausbeute aus den Minen des Gebiets von Sambas beträgt 89,000 Unzen reines Gold, in Matrado 90,000 Unzen, ungerechnet den Goldstaub, der noch Mehr ausmacht. Man erhält es durch das Waschen, denn die Minen von Matrado sind noch nicht gehörig benüzt. Matrado liefert auch einige Diamanten. Das Gold von Sintang, Sangu und Landak ist das reinste. Dann kommt das von Meutschari und Mandur. Diese Gegenden stehen unter Botmäßigkeit von Ponthianak. Die Goldbezirke von Larak, Salakao und Sampan gehören zu Sampu. Der Sultan von Sambas besizt ein Stück Gold, das 13 Bungkals (zu 1 Unze 2 Gran) wiegt und eines von 26 Bungkals hat er veräußert. Die Unze 22karätiges Gold läßt sich bei den Buguis um 60 Franken kaufen und ohne Mühe zu 150 Franken wieder verkaufen. Die Hauptniederlassungen der Chinesen nach Matrado sind Mandur, Lurak, Salakao und Sinkana im Innern, aber auch längs der Küste von dem Fluß Sambas bis Ponthianak haben sie überall ihre Pflanzorte. Ihre Städte sind reinlich und wohlgebaut und ihre Gemeinheiten heißen Kong-Sies. Die Malaien nennen einen chinesischen Häuptling Capitan tschina. Die Chinesen leben und kleiden sich wie in ihrem Land, nur sind sie vielleicht hier mehr Spieler. Merkwürdig ist, daß sie Götter haben, die man mit Ceres, Merkur, Diana, Mars, Aeolus, Pluto vergleichen kann und andere wie die indischen und altegyptischen, selbst in größerer Menge als die, welche man in China anbetet, ja sie sind, um mit der Sekte Fuhs*) zu sprechen, so zahlreich als der Sand des Flusses Hang (hang-ho-scha-su). Außer den Chinesen gibt es 6000 Buguis, die in Reichthum und in jeder Art mit ihnen wetteifern, ferner 6000 Malaien, 600 Araber und 60 Hindu's. Zu der Religion der Leztern bekennen sich eine Anzahl Eingeborne des Innern, die sich in mehrere Sekten theilen, übrigens auch einige eigenthümlichen Idole verehren.

Das Königreich Ponthianak ist von einem Araber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gestiftet worden. Dieser König starb, nachdem er seine Staaten sehr vergrößert hatte, im Jahr 1808 und sein ältester Sohn Kassim folgte ihm. Ponthianak, ein Städtchen mit 2 bis 3000 Einwohnern und einem Fort an der Mündung des gleichnamigen Flusses, ist der Sitz des Sultans und des holländischen Unterresidenten, von welchem alle Plätze dieser Provinz abhängen. Das Land Slako liefert viel Goldstaub.

156. Diamantminen.

Gehen wir auf der Westküste fort nach Osten zu, so stoßen wir landeinwärts auf Landak und Sandu. Der Gau von Landak enthält die reichsten Diamantminen der Welt. Bald findet man diesen Edelstein in den Felsenspalten, bald im Flußsand, bald in einem Areng oder Conglomerat, einem griesigen mit Kieseln von verschiedener Größe vermischten gelblichten Erdreich bis zur Tiefe von 60 Fuß. Die Bergleute graben einen Schacht.

*) Buddhas.

Sind sie auf den Areng gekommen, der eine Dichtigkeit von 2 bis 3 Fuß hat, so machen sie Aushöhlungen, die sich 7 bis 8 Fuß weit erstrecken und holen in Bambuskörben den Areng herauf. Die Methode, um die Diamanten herauszufinden ist leicht. Man füllt den Areng in kleine runde Dulans oder Tröge. Der Arbeiter sezt sich an den Fluß, taucht den Dulan hinein und rührt den Areng mit der Hand, damit die erdigen Theile sich trennen, worauf das Gefäß über das Wasser gehoben und so lange geschüttelt wird, bis das Wasser alle schlammigen Materien weggeschwemmt hat. Sind nur noch Kiesel auf dem Boden, so werden sie ausgelesen und die Diamanten erkannt. Die Chinesen sind erfahrener und unterrichteter als die Dayas: sie sperren die Flüsse und lassen das mit Erde geschwängerte Wasser mit Hülfe von Schutzbrettern (vannes) sich entleeren. Die schönsten Diamanten wiegen 36 Karat. Die kleinen werden in Ponthianak verkauft, die größeren, die keine Abnehmer fänden, nach Batavia geschickt. In den lezten Jahren hat die Ausbeute von Diamanten in Landak wie in Indien beträchtlich abgenommen. Vor hundert Jahren wurde hier einer der größten entdeckt, die es überhaupt gibt. Wahrscheinlich ist er noch in den Händen des Sultans von Matan. Er wiegt ungeschliffen 368 Karat, geschliffen würde er 184 wägen. Die Dayas sind die Sucher und die Kunst, die Diamanten zu schneiden und zu poliren, wird von den zu Ponthianak ansäßigen Buguis ausgeübt, die auch Juwelenhandel treiben. Die Dayas sprechen sieben verschiedene Dialekte und ihre Bevölkerung belauft sich auf 24,000 Seelen.

137. Fortsetzung der tributpflichtigen Länder.

Simpang wird von einem Panam-Battan oder Fürsten regiert, der ein Lehensmann von Matan ist. Matan selbst, ein Rest des Reichs von Sukadana, das lange Zeit Fürsten von javanischer Abkunft hatte, ist Vasall des Sultans von Bantam. Seine Hauptstadt, an den Ufern des Katappan, hat das alte und blühende Sukadana verdrängt. Die Bevölkerung von Matan zählt ungefähr 10,000 Dayers. Das Land Kanda-Wangan ist ebenfalls unter der Lehensherrschaft des Sultans von Matan. Noch gibt es eine Menge unabhängiger Staaten im Innern und die meisten derjenigen, die die Holländer als Oberherren anerkennen, stehen unter eingebornen Fürsten. Wenige Theile von Borneo sind ihnen gänzlich unterworfen.

138. Zweite Residentschaft.

Die zweite holländische Residentschaft ist gebildet aus den Staaten des Sultans von Bendscher-Massing und den unmittelbar unterworfenen Bezirken. Im vierzehnten Jahr waren diese Gegenden eine Provinz des Reichs Madschapahit und wurden von javanischen Fürsten regiert. Der Sultan, der von ihnen abstammt, trat zum Dank für geleistete Dienste im Jahr 1787 alle seine Staaten an die Kompagnie ab und empfing sie von ihr zurück als Erblehen mit Ausnahme der Minen von Duku-Kanang und Duku-Kirié, welche dem Fürsten ausschließlich verblieben sind. Jezt ist der Statthalter in Batavia der Oberherr dieses Sultans. Diese Residentschaft besteht: 1) aus dem Lande Komay; 2) aus Kotaringuni, dessen Häuptling sich noch in Unabhängigkeit behauptet; 3) aus Pambuan, Mandawa,

Groß- und Klein-Daya, Bendscher und Tana-Laut auf der Südostspitze der Insel; 4) aus den Bezirken von Martapura, Karandgitan, Tatas, Duku-Kanang, Duku-Kirié, gleichwie aus Dussun, mit welch allgemeiner Benennung das Binnenland an den Ufern des großen Flusses bezeichnet wird. Bendscher-Massing mit 6000 Einwohnern, an dem gleichnamigen Fluß, ist die Hauptstadt dieser Residentschaft. Sie treibt ansehnlichen Handel. Martapura oder Bumi ist der Sitz des Sultans von Bendscher-Massing. Zu Tambangu, an der Mündung des Flusses Kintschana, ist ein Ankerplatz *).

139. Unabhängiger Theil von Kalemantan.

An die Spitze der gänzlich unabhängigen Staaten ist die Sultanei Varuni zu stellen. Einst beherrschte der Sultan einen großen Theil der Insel, er besitzt aber gegenwärtig nur noch die Nordwestküste und ein Stück der Nordküste — Was die sonst schätzenswerthen Karten von Brué sehr freigebig bis in die Mitte der Insel dem Sultan von Holo zutheilen. Varuni hat eine Ausdehnung längs der Küste von 700 Meilen, eine Breite von 100 bis 150 Meilen und grenzt auf der einen Seite an die Dayas, auf der andern an die Dussuns und Tatas. Die Inseln Malavelli, Bangui und Balambangan sind Anhängsel. Diese Sultanei, die volkreichste Gegend von Kalemantan, könnte einen schönen Ackerbau und Handel haben, allein unter der vertrocknenden Hand des Despotismus wird Alles unproduktiv. Der Fluß Varuni ist weit über die Stadt hinauf schiffbar für Fahrzeuge von 300 Tonnen. Die einzige Schwierigkeit ist an der Mündung, wo das Fahrwasser schmal ist.

140. Die Stadt Varuni.

Die Hauptstadt von Varuni oder Borneo hat einige Aehnlichkeit mit Venedig. Sie liegt 15 Meilen von der Mündung des Flusses in einem Sumpf und man fährt auf Piroguen von einem Haus ins andere. Sie hat eine steinerne Ringmauer. Der Hafen ist geräumig und gegen die Winde geschützt: er wird durch Inseln gebildet. Die Häuser sind auf beiden Ufern von Holz erbaut und stehen auf Pfählen. Bei steigender Fluth werden sie vom Fluß bespühlt und die Nachbarn verkehren dann durch eine hölzerne Brücke. Die in einiger Entfernung vom Fluß gelegene Festung ist allein außer dem Bereich der Ueberschwemmung. Wenn die Einwohner einen Sturm oder irgend einen Unfall befürchten, so versetzen sie ihre Gebäude ohne viele Mühe von einer Seite des Flusses nach der andern. Die Bevölkerung ist nicht über 10 bis 12,000 Seelen. Sie wohnt theils in ungefähr 300 Häusern, ungerechnet die von schönen Gärten umgebenen Wohnungen, die Einige auf dem Land haben, theils auf Schiffen wie die Chinesen in Kanton. Der größere Theil der Einwohner sind Malaien, dazu einige Dayas. In dieser

*) Es dürfte manchen Lesern nicht unangenehm seyn, diejenigen Häfen der holländischen Malaienländer zu wissen, welche allen befreundeten Nationen geöffnet sind. Diese Häfen sind folgende: auf Java Batavia, Samarang und Surabaya; auf Bintang Rhiu; auf Bauka Minton; auf Sumátra Palembang, Bandanger, Tapanuli, Benculen; auf Timor Kupang; auf Celebes Mangkassar und Manado; auf Kalemantan Bendscher-Massing, Pontianak und Sambas.

Stadt, der wichtigsten von Kalemantan, ist es merkwürdig anzusehen, wie mit der Morgenröthe die Malaien und die andern Bekenner des Islam ihre Ruhe oder ihr Vergnügen unterbrechen, wenn der Muezzin zur Verkündigung (ezann) des Gebets (namaz) la ila illa lah ꝛc. seine Stimme erhebt:

Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!
Ich zeuge, daß kein Gott ist denn Allah!
Ich zeuge, daß kein Gott ist denn Allah!
Ich zeuge, daß Mohammed ist der Seher Gottes!
Kommt zum Gebet, kommt zum Gebet!
Herbei zum Tempel des Heils, herbei zum Tempel des Heils!
Gebet ist besser als Schlaf! Gebet ist besser als Schlaf!
Gott ist groß! Gott ist groß! Außer Allah ist kein Gott!

Gen Mecca gekehrt, mit geschlossenen Augen, offenen und emporgehobenen Händen, die Daumen in den Ohren, umwandelt der Muezzin langsam den Balkon (scharfeh) des Minarets und wenn seine kräftige harmonische Stimme diesen arabischen Ruf durch die Stille der Stadt erschallen läßt, erfüllt sie noch in höherem Grad als unsere Glocken die Gemüther selbst der Christen und der Chinesen mit einem tiefen religiösen Eindruck.

141. Handel.

Varuni ist die erste Handelsstadt von Kalemantan. Im Jahr 1828 segelten 51 Schiffe, die diesem Hafen angehörten, nach Singhapura, wohin ein starker Verkehr ist. Die Ausfuhrgegenstände sind: Kampher, Goldstaub, Wachs, Elfenbein, Edelsteine, Pfeffer, Reis, Sago, Bau- und Tischlerhölzer, Eben-, Eisen- und Marbomaranté-Holz, Damarharz ꝛc. Dagegen werden eingeführt: aus den Philippinen Wachs, Sibucaoholz (eine Art Campesch), Tabak, Vogelnester ꝛc.; aus Bengalen Opium, Eisen, Stahl, blaue Tücher, Musseline, Taffent, Baumwolle; von der Küste von Koromandel Salz, Tabak, Schnupftücher, Shawls; aus Bombai, Madras und der Küste von Malabar Baumwolle, schöne Stoffe, Rothholz, Sandelholz, Myrrhen, Weihrauch, Musselin von Surat, Oel ꝛc.; aus Sumâdra Pfeffer, Benzoe, Stoffe von Aschim, Areka, Betel, Rotangs, Leinwand, Zucker, Reis, Vogelnester ꝛc.; von den Molukken chinesische Spezereien, Porzellan, Thee, Zucker, Quecksilber, Zink, Sammet, Sammtpapiere, gemalte Papiere, Nankins, Sonnenschirme, trockene und flüssige Konfituren ꝛc.; aus Europa (über Singhapura) Baumwollenzeuge und Baumwollensammt, Zitze, Tücher von York, Eisen und Stahl aus Schweden, gebrannte Wasser, Kupfergeschirre ꝛc. Im Norden von Tandschong-Datu (Cap Datu), im Gebiet von Varuni, liegt die Stadt Kalaka. Sie ist der Markt des an Getreide und andern nützlichen Artikeln reichen Landes Sedang. Kimawa liegt unter 5° 30′ nördlicher Breite, am Fuß lieblicher Hügel, die von 35,000 Idaanern bewohnt sind. Der Fluß ist am Eingang beinahe zugestöpselt, aber diese Provinz besitzt vier Häfen, von wo aus mit der Stadt Varuni große Geschäfte gemacht werden. Die Provinz Labuk hat drei

Städte von einiger Bedeutung, eine unermeßliche, prachtvolle Bai, übrigens wenig Handel. Die malaiischen Piraten haben ihre Niederlage in Pangeran-Annam, im Staat Sambas, in Varuni, Tampasuk (in der Provinz Kini-Balu, 15 Meilen von dem Berg Kini-Balu, wo man Gold und eine Menge schöner Krystalle findet, welche die Einwohner Diamanten nennen), in Passir und den Staaten des Radscha von Bergotta und des Sultans von Cotti. In Varuni zählt man 60,000 Malaien. Sie sind Holzhacker, Bergknappen und Seefahrer. Von 1800 bis 1828 sind 15 oder 16 Schiffe von den Malaien zerstört und in mehreren Fällen die Mannschaften erwürgt oder von den Fürsten, denen jene Hafenplätze gehören, als Sklaven verkauft worden. Ein Theil der Ostküste wurde ehedem von einem mächtigen König beherrscht, welcher von Boni und Uadschu, lange nachdem die Portugiesen Mangkassar erobert hatten, noch Tribut empfing.

142. Verfassung und Gesetzgebung.

An der Spitze des Königreichs Varuni steht ein Sultan oder Radscha mit dem Prädikat: Ini-yang-ada-per-tuan, d. h. Er, der der Herr ist, und ihm zur Seite ein Staatsrath, gebildet aus denjenigen der Pangerans oder Edelleute, welche mit einer der hohen Würden bekleidet sind: nämlich aus dem Bandahara, in dessen Händen die ganze vollziehende Gewalt ist, dem Degadong, dem Oberstthofmeister des Sultans, aus dem Tomungung, dem Oberbefehlshaber des Heers, aus dem Pamanscha oder Oberrichter und dem Schabander oder Hafenvorsteher. Diesen Beamten sind beigegeben die drei Ovan-Kayos und der Jvattan. Viele Andere führen auch den Pangeranstitel, werden aber nur ausnahmsweise in den Rath berufen. Die Regierungsform gleicht viel unserem alten Feudalsystem. Nur ist die Macht des Sultans größer als die der europäischen Feudalkönige, weil er alle Stellen vergibt. Allein über seine eigenen Lehensmannen übt der Pangeran unumschränkte Gewalt und sie nehmen für ihn selbst in Widerspruch mit dem oberherrlichen Ansehen Partei. Auf Mord ist Todesstrafe gesezt, außer wenn es der Herr ist, der seinen Sklaven getödtet hat. Die Vielweiberei ist erlaubt. Heirathen mit Fremden sind jedoch selten. Der Ehebruch wird mit augenblicklicher Erdroßlung bestraft, der Diebstahl mit dem Abschneiden der rechten Hand, manchmal auch mit dem Tod.

143. Ethnographie von Kalemantan.

Völker und wilde Stämme.

Die hohen Berge in der Mitte der Insel werden von den wilden Stämmen der Punams bewohnt. Bei Einigen ist die Hautfarbe weiß, bei Andern gelb, schwarzbraun, roth und schwarz. Es sind die Alfuras der andern malaiischen Inseln. Der Stamm der Tiruns oder Tiduns (oran-Tidun), eine Unterabtheilung der Biadschu's, auf der Nordostküste, treibt das Seeräubergewerb in den Gewässern der Philippinen. Von ihnen kommen die Bewohner der Molukken, des Holo-Archipels und anderer Inseln her. Sie nähren sich auf ihren Fahrten mit Sago, zuweilen auch mit dem Fleisch erschlagener Feinde. Ihre Landschaft zählt acht Ortschaften, darunter die Häfen von Kuran und

Sibuka und die Stadt Tapian-Durian. Am Ufer des Reyang ist ein Stamm dieses Namens, der vielleicht den Reyangs auf Sumadra das Daseyn gegeben hat: sie sind Nachbarn der tapfern Kayangs. Im äußersten Südosten ist Passir, dessen Hauptstadt 50 Meilen vom Meer liegt. Das Volk scheint eine Kolonie Buguis zu seyn. Hier ersezt der Sago den Reis. Die Bewohner von Kotti sind eine wilde Nation, die sich bis an die Grenzen der Tiduns ausdehnt. Nach Versicherung der Dayas in den Umgebungen von Sedang sind die Malaien Eingeborne der Küste dieses Golfs. Von dort konnten sie sich leicht über die Inseln ausbreiten.

Die Ureinwohner von Kalemantan haben mehrere Namen: sie heißen im Süden und Westen Dayas, im Norden Idaaner, im Osten Tiduns, im Nordwesten Biadschu's. Alle gehören jedoch zu dem Geschlecht der Dayas. In den Gebirgen im Mittelland findet man auch Schwarze mit glänzender Haut und krausen Haaren Dayers und Igoloten genannt, die Voreltern der Papuas oder Igoloten Neu-Guinea's, der Philippinen und aller malaiischen Lande, denen sie in Intelligenz, Kraft und Gewandtheit überlegen sind. Was die Endamenier oder Aëtas mit wolligtem Haar und Rußfarbe anlangt, so trifft man deren beinahe keine mehr in Kalemantan, wiewohl es ihr ursprüngliches Vaterland ist. Die Papuas haben sie besiegt, in das Binnenland verdrängt und in mehreren Gegenden ausgerottet. Die Dayas zerfallen in eine große Anzahl Stämme. Sie sind Feldbauern, Bergknappen, Zimmermänner und Händler. Ihre körperlichen Formen erinnern auffallend an die Caroliner, Neu-Seeländer und andere Insulaner des großen Oceans. Ihre Frauen sind ziemlich hübsch, die Tänzerinnen gesucht. Sie haben erhabene Nase und Stirn, lange schwarze Haare und tatuiren sich wie die Polynesier. Ihre Gebiete erstrecken sich manchmal, namentlich im Osten, bis an die Küsten. Sie verstehen sich trefflich auf Bereitung des Stahls, vornehmlich im Lande Seldsché, unsern Kotti. Die Diamantengruben im Nordwesten von Baruni werden von ihnen ausgebeutet. Die reinen Dayas sind träg, kalt, überlegt, bedächtlich und rachsüchtig, aber auch ausdauernd, redlich, gelehrig, gastfrei, mäßig, verständig und begabt mit seltenem Talent für die mechanischen Künste. Sporen, Kris, Kampilans, Galloks (eine Art Dolche), Lanzen verfertigen sie vorzüglich. In dieser Art von Industrie thun sie es nicht nur allen Malaien, sondern selbst den Hindu's und Chinesen zuvor, so übertrieben dieses Lob klingen mag. Weniger unternehmend als ihre Vorfahren, wenn es anders wahr ist, daß die Polynesier, die Buguis und die Turadschas von ihnen abstammen, sind sie eben so friedlich, einfach und beständig in ihren Neigungen als unwissend, grausam aus Aberglauben und Verächter der Kunst zu lesen und zu schreiben. Die ausgezeichnetsten Dayas sind die von Kayang und ihre Hauptstadt ist Sigao, das 25 Tagreisen zu Wasser von Sintang und 14 von Ponthianak entfernt ist. Ihre Stämme im Osten der Insel heißen Darats. Diese Darats haben einen ansehnlichen Verkehr mit den Inseln Maratuba, Balambangan, Celebes und andern Nachbarn, so wie mit den Chinesen. Sie verkaufen Diesen köstliche Muscheln und den trefflichen Blatjang, einen aus allerlei Wurzeln und zerstossenen Krabben gemachten Teig. Sie tragen einen baumwollenen Tscharuat oder Gürtel. Sie sind große Freunde von Glaskorallen und messingen Zierarten. Um Tabak, Betel, Avia und Rak erlangt man von ihnen Alles: denn sie kümmern sich Wenig um diese Metalle, für die eine so große Anzahl Menschen Alles dahingibt, Weiber, Töchter, Vaterland und Gewissen. Die Häuser

der Dayas sind sehr groß und durch Bintings oder Verschanzungen geschüzt aus Furcht vor Kriegslärm, der häufig vorkommt, weil sie von Nichts träumen als Ueberfall feindlicher Dörfer und Hinterhalten in den Wäldern. Vor der Façade ist eine lange Veranda, eine Gallerie, die als Verbindungsmittel der verschiedenen Familien dient, welche zu sechs oder sieben ein Haus bewohnen. Statt der Treppe haben sie drei Leitern, die sie bei Nacht wegnehmen. Die Häuser sind auf Pfählen erbaut, mit einem verschlossenen Raum unten für die Schweine und in Gruppen zu sechs und sieben, so daß das älteste, welches auch die musikalischen Instrumente aufbewahrt, die Mitte einnimmt. Wenn zwei feindliche Horden einen Waffenstillstand schließen, so liefert jede einen Sklaven, der auf dem Altar geschlachtet wird. Die reinen Dayas wohnen fast nie auf den Küsten, man findet sie aber gleich einige Meilen landeinwärts. Sie besitzen einen Anfang oder vielmehr einen Rest von Gesittung: sie bauen ihre Ladangs oder hochgelegenen Felder mit Sorgfalt und ziehen einigen Nutzen aus den Savuahs oder Sumpfgründen. Sie handeln mit ihren trefflichen Gartenfrüchten (katschang), mit Zuckerrohr, Bezoar *), Hirschgeweihen, einigen Nestern von Salanganen und etwas Wachs, das auf den Aesten der alten Bäume von Katapan gesammelt wird, das man aber nicht ohne Vorsicht kaufen darf, weil es oft verfälscht ist. Die Schiffskrüge von Siam sind bei den Dayas sehr gesucht: sie werden von den Priestern gebraucht, um die Zukunft vorauszusagen, indem sie darauf klopfen, als ob sie ein Orakel befragen wollten. Diese Priester sind auch Aerzte, sie vermögen aber Nichts gegen Ruhren, Fieber und Cholera, welche dort greuliche Verheerungen anrichten. Eine kleine Zahl Dayas bekennt sich zum Islam, die meisten verehren Dinata, den Schöpfer der Welt, und die Manen ihrer Voreltern. Wunderlicherweise behaupten sie, Abkömmlinge von Antilopen zu seyn, für die sie die tiefste Ehrfurcht hegen. Auch gewisse Vögel, aus deren Flug geweissagt wird, sind in Ansehen. Einige ihrer Völkerschaften sind unabhängig, andere Vasallen der benachbarten Fürsten.

Nach den Dayas sind die Biadschus zu nennen, besonders die auf der Nordwestküste. Einige bewohnen auch den Süd und Südost der Insel. Im Nordost sind sie unerschrockene Seeleute. Ihre Hütten stehen insgemein auf Pfählen und oft mitten ins Wasser hinein wie auf Neu-Guinea. Sodann sind zu erwähnen die wilden Stämme der Dessuns, der Maruts, der Illanos, der Tatungs, der Kayangs, der Hulus, der Taagals, der Bissayas, der Kalamuts, der Tutangas, der Tataos, der Punams, der Kanawits und der Melandos. Alle diese Stämme sind Ureingeborne. Die Illanos sind die Stammväter eines Theils der Einwohner von Mindanao, die Holus sind die Stammväter der Holoaner, die Taagals und Bissayas der Tagaler und Bissayas der Philippinen. Die Dayers sind ein Bergvolk im Innern, Einige — Nachbarn von Ponthiknak und Sambas. Die Maruts, Kayangs, Dessuns und Tataos wohnen in den Staaten von Varuni, die Marut-Idaaner, einige Alfuras und eine Anzahl Dayas bei dem See Kini-Balu, einige Biadschus bei Bendscher-Massing. Die Maruts, die Idaaner, und die reinen Dayas haben eine dunkelgelbe Farbe: sie sind minder gekupfert

*) Steine, die sich in den Eingeweiden von Thieren bilden. Die Orientalen schreiben diesen Concretionen außerordentliche Eigenschaften zu. Der Bezoar in Kalemantan kommt von der Antilope Orix.

und stärker als die Malaien. Die Dayers sind ein Wenig schwarz. Die Alfuras hausen auf den Bergen und in den Wäldern eines Theils des Nordens, besonders des Binnenlandes. Ihre alte Nationaltracht besteht aus einer zierlichen seidenen Schürze, einem Turban mit einem Paradiesvogel darauf, Hals- und Armbändern, Wurfspieß und Schild. Dazu fügen sie Kniebänder, woran sie Schellen befestigen, wenn sie ihren seltsamen, aber merkwürdigen Tanz aufführen *). Die meisten dieser Völker umgürten die Lenden mit einem Stück Baumwollenzeug und selbst mit Rinde vom Upasbaum **) — zum Beweis, daß nur das Harz dieses Baums giftig ist. Die Kayangs haben Eisen und Zinn in ihrem Land und verarbeiten es auch. Ihre Stämme sind unter den Nichtmohammedanern die mächtigsten und furchtbarsten. Der Fluß Batavia führt nach ihrem Hauptort Sibila, welcher in der Nähe des Flusses Mahori liegt. Diese unerschrockenen Krieger haben Flinten und selbst einige Kanonen. Das Pulver verfertigen sie selbst. Sie hüllen Leib und Kopf in Leopardfelle. Etwas weiterhin sind die Dayas von Seravua und Kassinloka: sie sammeln Gold und die Halbmetalle Zink und Spießglas, die ihr Boden trägt. Einige dieser Wilden, wie die Tiduns, sind Menschenfresser, wiewohl sonst mäßig, arbeitsam und tapfer. Sie verzehren ihre Gefangenen, mitunter auch Verbrecher, wie es bei den Battas und Papuas Mode ist. Nach den Begriffen der Biadschus sind die Fremden, die sie getödtet haben, allein ein würdiges Brandopfer für ihre grausamen Götter. Sie schmücken ihre Häuser mit menschlichen Gebissen und Schädeln. Auch zu Ehren verstorbener Häuptlinge werden Menschen geopfert und wenn eine ihrer Gattinnen einen Ehebruch begangen, so werden zur Sühne dieses Verbrechens zwei oder drei Sklaven geschlachtet und verspeist. Die humansten und vielleicht gesittetsten unter den Biadschus sind im Bezirk von Maladu. Am Fuß und in den Umgebungen des Berges Kini-Balu sind die Idaaner. Mord, Ehebruch, Diebstahl strafen sie mit dem Tod und heirathen nur Eine Frau. Sie essen Schweinefleisch, das die Malaien verabscheuen. Einige ihrer Völkerschaften im Norden gehen nackt und sind nicht sehr umgänglich. Viele von ihnen sprechen malaiisch. Man sieht deren in Varuni, in Balambangan und auf der Insel Labuan. Wenn es ihnen an Reis und Palmkohl gebricht, welche ihre Hauptnahrung sind, so essen sie, Was den Europäern auch noch so ekelhaft ist, als da sind Affen, Hunde, Ratten, Fledermäuse, Schlangen, Hauseidechsen, Insekten, Würmer und selbst Geziefer. Die Maruts und die Idaaner haben eine ungemeine Verehrung für ihre Väter. Sie bauen ihre Pflanzungen mit großem Eifer. Ihre Waffen sind lange Messer und das Sumpit oder Blaserohr, das Tulupan der Malaien: es ist von hartem Holz, gewöhnlich schwarz. Nachdem sie es ausgebohrt, blasen sie kleine Pfeile durch, die an der Spitze vergiftet und am entgegengesetzten Ende mit einem Stückchen Kork besetzt sind. Statt aller Kleidung tragen sie einen Gürtel von Baumrinde um die Schenkel, der vorn und hinten hinabgeht. In ihren auf Pfählen erbauten Häusern wohnen mehrere Familien beisammen. Die Malaien der Küsten, welche Muselmänner sind und die Varuniер ihre Feinde, haben ihnen viel Schlimmes nachgesagt. Aber sie sind gastfrei und bringen bei ihren Besuchen immer Geschenke, Vögel, Cocosnüsse, Citronen ꝛc., mit, die man, ohne sehr zu beleidigen, nicht

*) S. Blatt 67. **) S. Blatt 62.

ausschlagen darf. Ein Biadschak, dem ich viele Einzelheiten über diese Stämme verdanke und der nach seiner Versicherung das Innere der Insel durchwandert hat, erzählte mir, daß es oberhalb des großen Flusses Lavuai, in der Provinz Lukadu, noch gegen zwanzig Stämme von Ureinwohnern verschiedenen Namens gebe, von welchen sechs sich tatuiren, zwei weiß und zwei so schwarz seyen als die Papuas und schwärzer als die Dayers. Auch ist ein Mischlingsgeschlecht von Dayas und Chinesen in der Meerenge unter dem Namen Orang-Ché bekannt: es zählt über 12,000 Personen.

Die Malaien sind in den meisten Fürstenthümern, insonderheit in Barunì, die Herren der Küste. Außer den Chinesen trifft man auch noch einige Javaner und Araber auf der Insel. Die Dayas sagen, sie seyen einst dem chinesischen Reich unterworfen gewesen, aber in sehr ferner Zeit haben sie ihrerseits Sumadra, Java, Bali, Holo, Maindanao, Luçon und mehrere andere der Philippinen besiegt und kolonisirt. Jezt sind sie entartet und in Folge ihrer Spaltungen machtlos. Auch einige Malekassen sind auf Kalemantan ansäßig. Geachtete Gelehrte haben behauptet, keines der Völker dieses großen Landes habe ein Alphabet oder einen Kultus. Gleichwohl besitzen sie zwei Kalender: einen historischen und fabelhaften, der wahrscheinlich aus Indien kommt, und den mohammedanischen. Ein Kalender aber, so alltäglich er dem großen Haufen erscheint, ist in den Augen des Philosophen ein bewunderungswürdiges Werk, das viele Jahrhunderte der Bildung heischt.

144. Die Biadschaks-Tzengaris.

Auf der Nordostküste von Kalemantan ist noch eine besondere Art von Menschen, die man Biadschaks (so Viel als Räuber) nennt und mit den Biadschus nicht verwechseln darf. Während Diese zu den Eingebornen gehören, stammen Jene von den Tzengaris Hindustans. Ich habe Biadschaks gesehen, die tatuirt waren. Sie leben auf den benachbarten Meeren auf Barken von fünf bis sechs Tonnen und fischen in einer Tiefe von sieben bis acht Faden Tripan *). Von den Malaien werden sie wegen dieser Lebensweise Orang-Laut oder Meermenschen genannt. Einige auf Piroguen von 25 bis 30 Tonnen dehnen ihre Industrie als Seeräuber über einen Theil des Uferlandes von Kalemantan aus, befahren die Gewässer von Celebes, Holo, der Philippinen und der Westküste Papuasiens, wo sie mit List und Gewalt Handel treiben und den Papuas und Papus gefangene Endamenier abkaufen. Man könnte sie Meerzigeuner nennen. Diese schlanken, wohlgewachsenen, sehr gebräunten Leute mit feinen regelmäßigen Zügen von wenig mehr als mittlerer Größe waren Indier ohne Kaste, die sich vermischt haben mit den lang- und platthaarigen und schiefäugigen Chinesen, mit den Javanern, welche den Bart scheeren und Schnurbärte tragen, und mit den glänzend schwarzzähnigen Mangkassars. Sie haben mit all diesen Völkern Etwas gemein, am meisten mit den Tzengaris Hindustans. Wie die Arnauten oder Schypetars der Türkei nach Umständen zur Panagia oder zum Nessul **) beten, eben so rufen die Biadschaks nach ihrem Interesse Brahma, Jesus oder Mohammed an. Ihre Barken, auf welchen sie mit

*) Die schwarzen Tripans sind die gesuchtesten.
**) Oder Nabi, d. h. Prophet. Die Panagia ist die Mutter Gottes der Neugriechen.

Weibern und Kindern wohnen, liegen gewöhnlich in den Mündungen der Flüsse, wo sie die fremden Schiffe mit Reis, Geflügel, Fischen und anderen Vorräthen versehen, überhaupt möglichst von ihnen Gewinn zu ziehen suchen. Ihr Haupthandel besteht außer Tripan in Vogelnestern, Kauris, Caret und Perlen, die sie den Buguis, den Chinesen und den Holoanern liefern. Einige haben ihren Aufenthalt in einer Gegend der Küste von Mangkassar auf Celebes: auch dort leben sie auf ihren bedeckten Barken, deren Standort sie mit dem Wechsel des Monsuns verändern.

Diese auf Kalemantan und den benachbarten Inseln verachteten und gefürchteten Leute sind habsüchtig, unwissend, abergläubisch, lügnerisch, liederlich, aber gescheidt und gewandt. Sie sind unter einander sehr verbunden, voll Heimlichkeit und lieben Niemand, der nicht von ihrem Stamm ist. Ihre Gottheiten heißen wie bei den Dayas Diuatas: Was an den Brahmanismus erinnert. Ihre blutdürstigen Bräuche scheinen eine Nachahmung derjenigen der Göttin Kali zu seyn, der die Bhindewas *) in Indien insgeheim Menschen opfern. Ein Biadschak, der sich viel umgetrieben und es schon in allen Arten von Gewerben versucht hatte, ein schlauer, abgefeimter Bursche, ein ächter Zigeuner, sagte mir, er habe nie Menschenfleisch gegessen (woran ich sehr zweifelte), habe aber bei einem Radscha gehört, daß die Ohren, das Innere der Hände und Füße, die Waden und die Wangen, roh oder gebraten, die köstlichsten Bissen geben und daß das Fleisch der Dayers besser schmecke als das der weißesten Dayas, daß das Fleisch von jungen Leuten mild und saftig, hingegen von Menschen zwischen 40 und 50 am vorzüglichsten sey. Dieser Biadschak wollte schlechterdings, ich solle sein Arzt (dukun) werden, ob ich gleich keiner bin. Der Krieg sey nicht selten auf Kalemantan, bemerkte er. Nach ihren Kämpfen werde von diesen menschenfresserischen Kriegern dem Radscha frisches Fleisch gebracht, der davon esse, indem er es in Sambul, eine Brühe von Salz, Pfeffer und Citronen tauche. Ihr Hauptvergnügen bestehe darin, daß sie den Gefangenen den Kopf abschneiden, denselben an den Haaren über den Mund halten und so das Blut trinken. Uebrigens werden von den Kalemantaniern, Maindaniern, Sumadriern ꝛc. in der Regel nur Verbrecher, Verräther oder Ehebrecher verspeist. Und diese gräßliche Strafe ist ohne Zweifel ersonnen worden, um gegen diese Vergehungen Abscheu einzuflößen.

Es ist auffallend, daß kein Reisender von diesen Biadschaks Etwas gesehen oder gehört hat, die doch so merkwürdige Leute sind, gleichviel ob sie zu Land oder auf dem Wasser leben. Ein Volk, das die außerordentlichsten gesellschaftlichen Erscheinungen darbietet, über die Erde zerstreut ist und durch den Ocean und seit vier Jahrhunderten Europa durchirrt, ist beinahe noch unbekannt. Weder durch Zeit, noch Klima, noch Politik, noch Beispiel ist das Mindeste in ihrer Verfassung, ihren Sitten, ihrer Sprache, ihren religiösen Vorstellungen anders geworden. Die Juden sind das einzige Volk, das gleich ihnen, nur nicht so streng, seinen ursprünglichen Charakter auf fremdem Boden behauptet hat.

*) Indier von dem Stamm der Gonds. Sie wohnen in den Bergen von Amerkantek in Gondwana.

145. Verschiedene Benennungen der Tzengaris.

Bei den Arabern und Mauren heißen sie Harami oder Diebe, bei den Ungarn und Siebenbürgern Cinganys und Pharao-Nepek (Pharao's Volk), bei den Engländern Gypsy's (eine Verstümmlung des Wortes Egyptier), bei den Schotten Caird, bei den Spaniern Gitanos, bei den Portugiesen Ciganos, bei den Holländern Heiden, bei den Russen Tzengani, bei den Italienern Zingari, bei den Schweden Spakaring, bei den Dänen und Norwegern Tataren, in der Moldau und Wallachei, in Bessarabien, Serbien und Sklavonien Cigani, in Deutschland Zigeuner. Die Franzosen nannten sie Anfangs Egyptier, später Böhmen, weil die Ersten, die man in Frankreich sah, aus Böhmen kamen. Die Geschichtschreiber des Mittelalters bezeichnen sie als Azinghaner, die Neugriechen als Atinganer. In Adserbeidschan nennt man sie Hindu-Karaschi oder schwarze Hindu's, in Persien Luri *), in Turkistan Tziaghi. Dieses der Dschagataisprache entnommene Wort scheint verwandt mit der türkischen Benennung Tschingeni. Ich selbst habe in Europa drei ihrer Rabers oder Häuptlinge gekannt, die mich versichert haben, daß sie sich Rumna-Schal nennen — eine mahrattische Bezeichnung von Leuten, die in den Ebenen umherstreifen. In ihrem Vaterland heißen sie Tzengaris.

146. Ursprung der Tzengaris.

Hasse glaubte den Ursprung der Zigeuner in den Sindi des cimmerischen Bosporos zu finden; Marius Niger läßt sie aus Zeugitanien (im östlichen Tunis), Herbelot aus Zanguebar kommen. Eccard macht sie zu Tscherkessen, Wagenseil zu deutschen Juden, Aeneas Sylvius verlegt ihre Wiege in den Caucasus, Griseléné nach Aethiopien und Egypten, Andere nach Kolchis, noch Andere (namentlich Pallas) suchen sie unter Herodots Sygynnern an der Donau. Wir kennen nur drei Schriftsteller, welche die Frage unter ihrem richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt haben — Grellmann **), David Richardson ***) und Dubois †). Die beiden Ersteren betrachten Indien als die Heimath der Tzengaris und als ihren Ausgangspunkt die Mündungen des Sind oder Indus. Letzterer setzt sie unter die Kuravers von Mahissur und wir glauben, daß er der Wahrheit näher gekommen ist als seine Vorgänger. Was uns anlangt, so werden wir uns bemühen, zu beweisen, daß das Land der Mahratten ihre Heimath ist, daß sie von dort ausgewandert und daß sie daselbst noch in Stämmen vereinigt sind. Zuvörderst ist es unrichtig, daß die Tzengaris sich unter einander Sinter nennen, daß es ein Volk, Namens Tschinganer in dem Delta des Sind gibt und daß der an den Mündungen des Indus gebräuchliche Tattadialekt dieselbe Sprache ist, welche die Zigeuner bei uns sprechen. Seit den ältesten Zeiten waren bei den Hindu's wie bei

*) Vielleicht von dem hindustanischen Wort Lohari, welches einen Goldschmid bedeutet. Ein Gewerb, das von einem Theil der Tzengaris, welche Städtebewohner sind, ausgeübt wird.
**) Historischer Versuch über die Zigeuner.
***) Asiatic Researches, Vol. 7, Nr. 9.
†) Moeurs des peuples de l'Inde.

den Aethiopiern, Egyptiern und Juden Varnas *), d. h. Stämme oder Kasten, eingeführt. Die Wedas melden, Brahma, der Erschaffer der Welt (nicht zu verwechseln mit Brahm, dem einzigen und höchsten Wesen, von dem auch Brahma das Daseyn empfing), habe seine ersten Geschöpfe in vier Kasten abgetheilt. Aus seinem Haupt entsprangen die Brahmanen, aus seinen Schultern die Kschatrias, die Veissias aus seinem Bauch und die Sudras aus seinen Füßen. Die Brahmanen bestimmte er zu den obersten Aemtern, sie wurden Räthe oder Minister der Fürsten, Einige sogar Könige, Andere Priester. Den Kschatrias fiel das Waffenhandwerk zu, den Veissias Handel und Industrie, Ackerbau und Viehzucht. Die Sudras wurden Bauern, Diener und bisweilen Sklaven. Jede dieser vier Hauptkasten hat einige hundert Unterabtheilungen und diese Unterabtheilungen sind wieder nach den Oertlichkeiten verschieden: denn in dieser Gegend Hindustans ist eine Kaste und in einer andern ist sie nicht. Am zahlreichsten sind die Sudras. Diese Kaste ist so beträchtlich, daß sie mit Einbegriff der Parias **), die wieder in eine große Anzahl von Stämmen zerfallen, neun Zehntheile des hindu'schen Volks oder der Anbeter Brahma's ausmacht. Und eine der verächtlichsten Unterabtheilungen der Parias sind die Tzengaris. Der Ursprung der Parias ist sehr alt. Ihr Namen ist schon in den ersten Puranas. Diese Klasse ist gebildet aus Ausgestoßenen aller Kasten, Verbrechern gegen Religion und Gesetz, denn sie enthält eine Menge Stämme, unter welchen der ausgezeichnetste die Valluvers, der verworfenste die Puliahs sind: zu ihr gehören die Schakilis oder Schuhflicker, die Mutschirs oder Gerber, die Kalla-Bautrus oder Diebe, die Kuravers oder Salzhändler, die Otters, herumziehende Arbeiter wie die Auvergnier, welche in den verschiedenen Gegenden Indiens Brunnen und Kanäle graben, die Dombarus oder Bettler und Gaukler und endlich die Tzengaris.

147. Sitten und Gebräuche der Tzengaris.

Der Stamm der Tzengaris, die auf der Küste von Kukan auch Vangaris und auf der Küste von Malabar Sukatir heißen, sind Nomaden. Oft bin ich bei der alten und prächtigen Stadt Visapur und in den Umgebungen von Bangalor in Mahissur, das wir nach unserer Gewohnheit, die orientalischen Namen zu entstellen, Mysore oder Meisur nennen, ganzen Banden begegnet. Ihre Gesichtsfarbe ist im Allgemeinen kupfrig oder schwärzlich, Was den Namen schwarze Hindu's rechtfertigt, den ihnen die Perser geben. In Religion, Einrichtungen, Sitten und Sprache sind sie von den andern hindu'schen Stämmen verschieden. Die Mahratten bezeichnen sie als Sudas oder Schelmen. Während eines Kriegs plündern sie, führen den kämpfenden Heeren Vorräthe zu und überschwemmen sie mit Spionen und Tänzerinnen (kantschinis). In Friedenszeit verfertigen

*) Dieses sanskritische Wort ist einer großen Ausdehnung fähig: es bedeutet gewöhnlich einen Stamm, eine Farbe. Das Wort Zat, welches Kaste übersetzt wird, bedeutet im Hindustani ein Gewerb, manchmal das Vaterland einer Person. Man sagt: tanti ka zat, d. i. die Kaste oder das Gewerb der Weber, und kon zat tumara, d. h. welches ist die Nation?

**) Vielleicht von dem sanskritischen Pariala, welches Nichtbeobachtung der Regeln bedeutet. Es ist zusammengesetzt aus pari, unsauber, und ala, gehen. Das Wort Paria ist hindustantsch. Paria Dschahaz heißt ein verwahrlostes Schiff, Paria gar ein verwahrlostes Haus und Paria Brahmân ein schlechter Brahmane. Im Tamuli sagt man Pareyer.

sie grobe Tücher, handeln mit Reis, Butter, Salz, Toddi, Calu, Arak *), Opium, Guraku **), Pan ***) ꝛc. Sie sind Hausirer, die ihre Waaren von Ochsen tragen lassen. Ihre Weiber sind hübsch und gut gewachsen wie die meisten hindu'schen Frauen, aber widrig wollüstig. Sie entführen oft kleine Mädchen, die sie nach Umständen an Eingeborne oder Europäer verkaufen. Man beschuldigt sie, daß sie den Rakschasas oder Dämonen Menschen schlachten und daß sie Menschenfleisch essen. Fast allenthalben treiben sie das Gewerbe von Zwischenträgern. Bei den Frauen kann man sich wahrsagen lassen: dabei pflegen sie auf eine Trommel zu schlagen, um die Dämonen anzurufen, sagen mit einer Sibyllenmiene und einer seltenen Geläufigkeit der Zunge eine Menge wunderlicher Worte her und nach Betrachtung des Zustands des Himmels und der Lineamente in der Hand der fragenden Person verkündigen sie ernst das Gute oder Böse, welches das Geschick ihr vorbehält. Diese Frauen verdienen bei den Indierinnen auch viel Geld für Tatuiren, indem sie Sterne, Blumen und Thiere auf die Arme zeichnen. Sie stechen die Umrisse der Figuren mit einer Nadel und reiben die Stiche mit Pflanzensaft, wie ich es in Amerika, Oceanien und andern Ländern gesehen habe. Das Gepräge dieser Tatuirungen ist unauslöschlich. Wenn es übrigens seyn muß, sind die Tzengaris für jedes Geschäft. Sie haben ein eng verbundenes Famlienleben: es ist aber nicht selten, daß Vater und Tochter, Oheim und Nichte, Bruder und Schwester mit einander wirthschaften und sich nach Art der Thiere vermischen. Sie sind endlich mißtrauisch, lügnerisch, Spieler, Trunkenbolde, Prahlhanse und gänzlich ungelehrt. Sie verachten die Religion und haben keinen Glauben als die Furcht vor bösen Geistern und dem Verhängniß. Dieses Bild der Tzengaris Hindustans ist dasselbe der Biadschaks mit dem Unterschied, daß sie ihre Frauen nicht preisgeben, daß sie nicht so schwarz sind als ihre Verwandten in Hindustan, daß sie sich wenig um Horoskope und Nekromantie kümmern und daß sie zu Land und Meer dem Raub nachgehen. Ihren Ursprung muß man in den Staaten des mahrattischen Volks suchen, besonders in der Provinz Mahrat, die eigentlich ihre Wiege ist. Diese Provinz, die in den Bergen der westlichen Gats liegt, ist auf allen englischen und französischen Karten vergessen. Ich habe darum eine Karte gezeichnet, die ich Brué gab. Der sanskritische Namen der Mahratten ist Maha-Rashtra (die großen Krieger). Sie sind aus hindu'schem Geschlecht, aus der Kaste der Sudras. Sie zerfallen in drei Stämme: Bauern, Schäfer und Kuhhirten. Sie sind treffliche Reiter, aber auch rechte Diebe, ohne gelehrte Bildung und überlassend den Brahmanen Geschäfte und Finanzen. Aus den mahrattischen Parias ist vor Alters der wandernde Stamm der Tzengaris hervorgegangen: sie waren Lieferer der mahrattischen Heere, wie aus dem zweiten Upanischad erhellt. Trotz dieses Ursprungs sind sie jedoch unabhängig von der Religion Brahma's und den Gesetzen Manu's, welcher die Bevölkerung der Hindu's in eine unermeßliche politisch-religiöse Gesellschaft vereinigt hat, und leben zerstreut in großer Anzahl in den verschiedenen Gegenden Hindustans.

*) Toddi, Calu, Arak sind drei verschiedene Getränke.

**) Ein wohlriechender Teig, den man in der Huka rauchs.

***) Der Namen des Blattes des Betelpfeffers. Die Indier kauen Areka mit Kalk und Tabak vermischt und in dieses Blatt gewickelt. Diese Mischung nennen sie Pan, wir Betel. Mit Gewürzen heißt die Mischung Kili.

148. Geschichte der Zerstreuung der Tzengaris.

Die Bestimmung der Epoche, in welcher die Tzengaris angefangen haben, sich ins Ausland zu verbreiten, bildet eine wichtige Frage. Wir glauben, daß diese Zerstreuung mit Timurs Einbrüchen in jenen schönen Ländern zusammenhängt und in die Zeit nach der Einnahme von Delhi fällt. Diese Stadt erlag den 8ten des 2ten Rabi, nämlich Mittwoch den 8 Januar 1399, und wurde geplündert am 17ten desselben Monats. Timur war in Indien eingezogen im Jahr 1398 und nicht 1408, wie Grellmann will. Er kehrte im Mai 1399 (Hegira, Schaban 801) nach seiner Hauptstadt Samarkand zurück. Der berühmte Scherif-Eddin erzählt, Timur habe seine Eroberung durch die Niedermetzelung von 100,000 gefangenen Persern und Hindu's befleckt. Die Mongolen verbreiteten auf ihrem Vorrücken einen solchen Schrecken durch ganz Indien, daß eine große Zahl Familien dieses unglückliche Land verließen. Wahrscheinlich übten die Indier der drei ersten Klassen, deren Anhänglichkeit an ihr Vaterland so groß ist, dieses Beispiel nicht nach: ihre Religion erlaubte es ihnen nicht. Was konnte dagegen die Parias festhalten? Die gemeinen Indier sind ohnehin so unstät, daß ich deren, abgesehen von Europa und Kalemantan, in Abyssinien, in Arabien, in Tzuakem, in Singhapura, Malakka, Manila, selbst in China traf. Die Tzengaris, die außer den hindu'schen Gemeinden auf den Feldern lebten und diejenige Religion übten oder zu üben vorgaben, die ihnen irgend einen Gewinn bot, können den mongolischen Heeren als Kundschafter und Lieferer gedient, ein Theil von ihnen Timur auf seinem langen Zug durch Kandahar, Persien und Turkistan begleitet haben. Nachdem die caspischen und caucasischen Regionen durchwandert und überall ein Schwarm einzelner Familien abgesezt worden, hätten sie, die Einen in Rußland, die Andern in Kleinasien, ihren Lauf beendigt. Eine zweite Kolonie wäre über Kandahar nach Segistan, Mekran, Kirman, Fars, Chussistan, Irak-Arabi, Al-Dschesirah und eine dritte in Syrien, Palästina und dem steinigten Arabien eingedrungen und über die Landenge von Suez nach Egypten und von da nach Mauritanien gekommen. Eine vierte Schaar aber hätte sich in einem der Häfen Hindustans auf buguischen Fahrzeugen, die zu allen Zeiten mit Indien verkehrten, nach den malaiischen Inseln eingeschifft, um sich auf den Küsten dieser reichen Länder, besonders des unermeßlichen Kalemantan, niederzulassen. Wenn nun die Tzengaris *) in demselben Verhältniß zu den Türken standen wie zu den Mongolen, wie leicht konnten sie in den Kriegen der Erstern gegen das griechische Reich vom schwarzen Meer und aus Kleinasien nach Europa gelangen? Wahrscheinlich haben sich die ersten Abkömmlinge in der europäischen Türkei, wie Aventin sagt, und hierauf in der Moldau und Wallachei angesiedelt. Im Jahr 1417 erscheinen sie in Ungarn, am Ende dieses Jahrs durchstreiften sie Böhmen und in der Nähe der Nordsee **) Deutschland. Im folgenden Jahr sieht man sie in der Schweiz und im Jahr 1422 in Italien ***). In Frankreich leitet Pasquier ihre Ankunft auf das Jahr 1417 zurück: er

*) Die Tzengaris, die nach Ungarn und Böhmen kamen, bekannten, daß sie vom schwarzen und kaspischen Meer seyen.

**) S. Münsters Cosmographia universalis, Vol. III, Cap. V.

***) Muratori's Annali d'Italia, T. IX, p. 1105; Cronica de Bologna, T. XVIII; Rerum Italicarum ad annum 1422.

meldet, sie hätten sich für niederegyptische Christen ausgegeben, die von den Saracenen verjagt worden wären, aber zunächst aus Böhmen kämen. Von Frankreich gingen sie nach Spanien und Portugal, später unter der Regierung Heinrichs VIII nach England. Trotz Grellmann sind wir nicht der Ansicht, daß die Tzengaris von den Türken aus Egypten nach Europa übergeführt wurden. So schwer es ist, zu erklären, warum man ihnen in mehreren Ländern den Namen Egyptier beigelegt hat, so ist es doch, wie Kranz und Münster bewiesen, eine unleugbare Thatsache, daß sie weder von egyptischem Ursprung noch aus Egypten zu uns gekommen sind. Daß sie sich für egyptische Christen, für verfolgte Pilger ausgaben, geschah, damit man sie in den europäischen Staaten ihr Wesen treiben ließ.

149. Tzengari-Kolonien in Europa, Asien, Afrika und Oceanien.

Die Tzengari haben in allen Königreichen Europa's und in einem großen Theil der asiatischen Staaten Kolonien gebildet. In Afrika findet man sie in Egypten, Nubien, Abyssinien, der Berberei und im Sudan. In Amerika haben sie sich, wie uns scheint, nie angesiedelt und in Oceanien sind sie nur auf Celebes und Kalemantan und vielleicht in einigen Bezirken Palawans, Papuasiens und des Archipels von Holo. Spanien, Schottland, Ireland, die Türkei, Ungarn, namentlich aber Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, Sklavonien, Kurland, Lithauen und die Länder am schwarzen Meer sind diejenigen Gegenden Europa's, wo es deren am meisten gibt. Auch in England sind sie ziemlich zahlreich: aber sie halten sich an abgelegenen Orten auf und Städte besuchen sie nur zu Zwei und Drei. In Deutschland, Schweden und Dänemark, in den Niederlanden und der Schweiz sind sie selten geworden. In Italien haben sie sich ebenfalls vermindert. In Frankreich waren sie stets dünn gesät und man sieht nur einige in den Dörfern und Wäldern von Lothringen und Elsaß, in den Cevennen und Pyrenäen. Wie ich in Manila von dem Generalkapitän der Philippinen, Don Mariano de Ricafort, gehört habe, so zählt Spanien gegenwärtig kaum 50,000 Gitanos. Und wirklich hat mir einer ihrer Rabers in Granada versichert, es wären ihrer nur gegen 50 oder 60,000 und diese größtentheils in Jaen, Granada und Cordova. Nach den genauesten Berichten enthält Ungarn 54,000. Stärker sind sie in Siebenbürgen: denn auf eine Bevölkerung von 1,720,000 Seelen kommen 104,000 Zigeuner. Ohne Uebertreibung läßt sich die Zigeunerbevölkerung in Europa zu 1 Million, in Afrika zu 400,000, zu 1½ Millionen in Indien, zu etwa 2 Millionen im übrigen Asien und zu 20,000 in Oceanien berechnen. Wenn man das nordasiatische Rußland, China, Siam, Annam und Japan ausnimmt, so sind sie durch ganz Asien zerstreut. Selbst bei den Trukmenen, den Lesghiern des Caucasus und den Ilihanern Persiens sind sie zu finden. Ihre Gesammtzahl mag sich wohl auf 5 Millionen belaufen *).

*) In Amerika scheinen sie, wenigstens in Gesellschaften vereinigt, nicht zu existiren. Sie gleichen auch in diesem Punkt den Juden, denen man in Europa, Asien, Afrika und Oceanien, besonders auf Java begegnet, während von ihnen nur einzelne Individuen nach Amerika gleichsam verschlagen worden sind.

150. Betrachtung über das Schicksal der Tzengari.

Wie traurig! Ein so bedeutender Theil unseres Geschlechts ist gewissermaßen außer dem gemeinen Gesetz der Nationen, so viele Menschen irren ohne Eigenthum, das sie an den Boden fesselt, lagern auf den Feldern, fern von den Städten, leben von Diebstahl und Betrug, überall verbreitet wie die Juden, trotz Verfolgung und Verachtung! Feinde des Ackerbaues und aller ernsthaften Thätigkeit, Hausirer, Kesselflicker, Schleichhändler, Wahrsager, Faulenzer — siehe da die Zigeuner Europa's! Und so die Tzengaris Hindustans und Kalemantans, einige Unähnlichkeiten abgerechnet, die mehr an den Oertlichkeiten hängen als am Charakter. In unermeßlichen Entfernungen sind sie ihrem Wesen nach unverändert geblieben. Man kann auf sie das Wort des chinesischen Dichters Lieu-schi anwenden: »Kein Himmelsstrich sänftigt den Tiger und gibt dem Hasen Muth.« Eine kleine Folge von Vergleichungen aus dem Wörterbuch der Zigeuner mit orientalischen und andern Sprachen mag ihrem Bild noch einige Züge beifügen. Diese Skizze, so beschränkt ihr Umfang ist, hat wenigstens das Verdienst der Neuheit. Unsers Wissens hat noch kein Orientalist oder Reisender ein Wörterbuch der beiden tzengarischen Dialekte, des Paisaschi und des Biadschak, geliefert. Bei dieser Vergleichung werden das Biadschak und das Tzengari nur zwei ähnliche Wörter darbieten, es wird sich aber auch zeigen, daß mehrere sanskritische Wörter, welche das Tzengari bewahrt, dem Hindustani fehlen *).

*) Mittelmäßiger Anthropolog, Philolog und Ethnograph, aber emsiger Freund der Wahrheit, rechnet der Verfasser auf die Nachsicht der ersten Anthropologen, Orientalisten und Ethnologen für diese Klassifikation der Völker Kalemantans und diesen linguistischen Versuch. Wenn er in seinem Werk über Oceanien nicht immer den Irrthum vermieden hat, wo er aus den Berichten der Eingebornen und seiner Vorgänger schöpfen mußte, so bürgt er wenigstens für Das, wovon er selbst Beobachter gewesen ist. Wenn er einmal seine Reisen in Oceanien, China ꝛc. erscheinen lassen kann, so wird Er es immer seyn, welcher selbst redet. Mit diesen Reisen wird er verbinden Denkwürdigkeiten gebildeter und wilder Menschen, mit welchen er gelebt hat, um das Studium der Orte, der Dinge und der Menschen durch die Individualitäten zu ergänzen, und so hofft er, eine große pyramidalische Synthese zu vollenden, wovon die Menschheit die Grundlage und der Mensch die Spitze bilden werden.

Vergleichende Uebersicht von 21 Sprachen,

Deutsch.	Europäisch Tzengari.	Hindustanisch Tzengari.	Bladschak.	Parsaschi.	Sanskrit.	Pali.	Hindustani.	Chinesisch.	Zend.
Weiß.	Gaur.	Gaura.	Bea.	Gaor.	Gaura.	—	Gaur.	Pei.	—
Rind.	Nargu.	Nargu.	—	Lang.	Kâla ukscha u. gô	—	Gai.	—	Gao.
Kamel.	Uśra.	Uzra.	—	Ossra.	Uzra u. kramêlaka.	Uzra.	Uzra.	—	—
Himmel.	Surg.	Surga.	—	Surg.	Surga.	Surga.	Surga.	Thiau.	—
Zahn.	Denté.	Denta.	Kasslinghi.	Dent.	Denta.	Denta.	—	—	Dentano.
Gott.	Deva.	Deva.	Lahat Allah.	Deva.	Deva.	Deva.	Deva.	Ti (Di)	—
Frau.	—	—	Baur.	—	—	—	—	—	—
Sohn.	Putré.	Putra.	—.	Potré.	Putrâ u. sunu.	—	—	Tse?	Potré.
Mensch.	Marti.	Marti.	Uiu.	Marté.	Martyâ.	—	—	—	Mereté.
Milch.	—	—	—	—	Kschiram und paya.	—	—	—	Pen.
Mond.	Kam.	Kam.	Boulan.	Tschandra.	Tschandra.	—	—	Que.	—
Haus.	Ker.	Kur.	Ker.	—	Grehâ.	—	Abad?	—	—
Meer.	—	—	Danau.	—	—	—	—	Hai.	—
Mutter.	Matra.	Matré.	Judu.	Matra.	Matra.	Matra.	—	—	Medicke.
Schwarz.	Kâlâ.	Kâla.	—	Kâli.	Kâli und mall.	—	Kâli.	—	—
Nein.	Nâ.	Na.	—	—	Na.	—	—	—	—
Auge.	—	—	—	—	Akscha.	—	—	—	—
Bein.	—	—	—	Astem.	Asthi.	—	—	—	Astem.
Ja.	Avi.	Avi.	—	—	—	—	—	—	—
Vater.	Pada.	Pitâ.	Pada.	Pitâ.	Pitâ und tâta.	Pitâ.	Pitâ.	—	Fedre.
Schwein.	—	—	Baduí.	Phag.	—	—	Guaer.	—	—
Sonne.	Suria.	Suria.	Matan andau.	Suriê.	Suria u. âryamâ.	—	—	—	—
Land.	Sima.	Sima.	Petak.	Sa.	Sima u. dharâ.	Sima.	Sima.	Yuen.	Zemo.
Schiff.	Navé.	Nav.	—	Nov.	Nau.	—	Nau.	—	Nau?
Alt.	Puru.	Puru.	—	Dscher.	Dschera u. gina.	—	—	—	Djer.

namentlich der Tzengarischen.

Türkisch.	Armenisch.	Tscherkessisch.	Slavisch.	Griechisch.	Hebräisch.	Arabisch in Egypten.	Koptisch.	Abyssinisch.	Enskual-Duak oder Baskisch.	Celtisch.
Sefid.	—	—	Bela.	Leucos.	—	Abyad.	Uowesch.	—	Zuria.	—
Okuz.	Gow.	—	—	Bus.	—	Go.	Ehe.	Schid-én.	Idia.	Esch.
—	Uzd.	—	—	Kàmelos.	Gamal.	Dschamel.	—	—	—	—
—	—	Sor.	Nébo.	Uranòs.	—	—	Neïsihuï.	—	Serua.	Nef.
Disch.	—	—	—	Qntos.	—	A'ryz.	Schol.	—	Oriza.	—
Allah.	—	Ilah.	—	Théos.	Eloï.	Allah.	Nutl.	Is-gher.	Yaïncoa.	—
—	—	—	—	Gyné.	—	Lêllah.	—	—	Emastekya.	—
—	—	—	Syn.	—	—	Ebn.	Schir.	—	—	—
—	Mart.	—	Maté.	Anthropos.	—	Redschul.	—	—	Guiçona.	—
—	—	Schirr.	—	—	—	Leben.	Erot.	—	—	Baïnne.
Aï.	—	—	—	Séléné.	Jareach	Kamar.	Joh.	Uer-hi.	Hilargua.	—
—	—	—	—	Oikos.	Beth.	Beit.	Ji.	—	Etschia.	—
Denghiz.	—	—	Mor.	Thalassa.	—	Bahar maleh.	Mou.	—	Istasoa.	Mor.
—	—	—	Mat.	Meter.	Em.	Omm.	—	—	Ama.	—
Kara.	Siaw.	Saw.	Tschernij.	Melas.	—	Asuad.	—	—	Balsa.	Kïar.
—	—	—	—	Mé.	—	Là.	An.	La.	—	—
—	Atschk.	—	Otschka.	Ophthalmos.	—	Aayn.	Wal.	—	Baguiya.	Lagad.
—	—	—	—	Ostoin.	—	Adamah.	Kass.	—	—	—
—	—	—	—	Alla.	—	Aïva.	—	Aïva.	—	—
—	—	Dadi.	—	Pater.	Ab.	Abu.	Jôt.	Ab-bui.	Aïta.	—
—	Baraz.	—	—	Schoïros.	—	Chanzir.	—	—	Scharria.	—
—	Ariew.	—	—	Hélios.	—	Schems.	Ri.	—	Eguskia.	—
Jer u. Uli.	—	—	Zemlia.	Gé.	—	Belad.	Kahi.	—	Erria.	Duar.
—	—	—	Nava.	Naus.	—	Merkeb.	Nef.	—	Ontzia und schalanta.	—
Eski.	Dzier.	Dzerond?	—	Gérôn.	—	Scheikh u. schàrif.	H'ella.	—	Zarra.	Ghin.

131. Malaiſche Feſte, Muſik ꝛc.

Wir haben von den Malaien Kalemantans Wenig geſprochen, weil ihre Sitten und Gebräuche ſo ziemlich dieſelben ſind wie auf den andern Inſeln. Die Art jedoch, wie es bei den Feſten ihrer Radſchahs und Sultane zugeht, hat ihres Gleichen nur auf Java und Maduré. Unterhaltungen der Muſik, der Tafel und der Waffen ſpielen die Hauptrollen. Die Schilderung des Hoflebens auf Maduré von Laplace findet ihre volle Anwendung auf die malaiiſchen Höfe von Kalemantan. »Der Palaſt,« erzählt dieſer Schriftſteller, »iſt ziemlich geräumig und bequem. Wir wurden bei dem Sultan eingeführt und ihm vorgeſtellt unter rauſchender Muſik. Die malaiiſche Muſik iſt weder mannigfaltig noch harmoniſch. Die Tonkünſtler ſpielen aus dem Gedächtniß und immer die nämlichen Weiſen, die ſich wahrſcheinlich durch Ueberlieferung auf der Inſel fortpflanzen. Sie haben nur ein Saiteninſtrument. Es gleicht unſerer Geige. Der Kaſten (die Hälfte einer ſehr großen Cocosſchale) iſt auf dem konkaven Theil mit einer feinen Haut überzogen, darüber gehen zwei dünne Saiten, die werden geſpannt durch Schlüſſel, die am Ende des langen, mit Schnitzwerk verzierten, elfenbeinernen oder hölzernen Halſes angebracht ſind. Die etwas ſchlaffen Haare des Fidelbogens verwickeln ſich beſtändig zwiſchen den Saiten, und die Laute, die er entlockt, ſchienen mir rauh und mißtönig. Hinter dem Violinſpieler befanden ſich ſämmtliche Paukeninſtrumente aufgereiht, deren hölliſche Symphonie Jener leitete. Dieſes Orcheſter beſteht aus acht Platten von gelbem Metall, einer Miſchung von Gold, Silber und Kupfer: ſie hängen wagrecht an einander an zwei leichten Schnüren, die ſich an deren beiden Enden der Breite nach durchziehen, ſodann über zwei Schlüſſeln an den Enden eines langen und ſchmalen Kaſtens, der immer leer und oben offen iſt, ſtark anſpannen. Die größte der Platten und zugleich in der Reihe die vorderſte iſt einen Schuh lang, vier Schuh breit, zehn Linien dick in der Mitte und ſechs am Rande. Sie bietet eine konvexe Oberfläche oben und eine konkave unten. Die ſieben andern haben dieſelbe Form, nehmen aber ſtufenweiſe ab, ſo daß die lezte in Allem um die Hälfte kleiner als die erſte iſt. Der Künſtler kauert auf dem Boden, den Kaſten vor ſich, in jeder Hand einen kurzen Stab mit einer ledernen Kugel an der Spitze und ſo klopft er auf die Platten, die nach ihren Verhältniſſen bald höhere, bald tiefere Töne von ſich geben. Ich gewahrte noch ein anderes Inſtrument: es war dem vorigen ähnlich, nur muß man ſich an die Stelle der metallenen Platten Stücke von ſehr hartem rothem Holz denken in derſelben Größe geſchnitten und in derſelben Weiſe hergerichtet, aber befindlich über den Mündungen eben ſo vieler Röhren von Bambus, die ſich ſenkrecht aus der Tiefe des Kaſtens erheben, um der Muſik einen etwas ſanfteren Ton zu geben und zu mildern, Was die Erzplattenharmonie zu Hartes hat. Allein unſeren Ohren wäre ſelbſt dieſe Erzplattenharmonie noch erträglich in Vergleichung zu den diaboliſchen Akkorden eines vierten Inſtruments, das bei allen Völkern des großen aſiatiſchen Archipels recht eigentlich populär iſt. Da gibt es keinen Häuptling, ſo klein er ſeyn mag, der, wie unſere Gaukler ihre ambulirenden Orcheſter, nicht wenigſtens eines mit ſich ſchleppt. Auf ausgehöhlten Hölzern, gehalten je durch vier lederne Riemen, ſind ſechs kupferne Gefäße von verſchiedenem

Umfang neben einander aufgereiht. Das größte dieser Gefäße, unten gewölbt, mit einem Durchmesser von bloß 8 Zoll, erweitert sich aufwärts bis zu einem Fuß Höhe, krümmt sich dann, um den obern Theil zu bilden, welcher in eine kleine Halbkugel endigt. Die andern Gefäße haben die nämliche Gestalt, werden aber wiederum allmälig kleiner und das kleinste ist durchaus nur halb so groß als das größte. Der Künstler schlägt mit einer Art Trommelschlägel oben auf diese Kugeln und erhält Töne wie von ehernen Becken. Bei einem malaiischen Orchester, das so gut bestellt ist als dasjenige des Sultans von Bancalang beschränkt sich aber die Zahl der Instrumente nicht auf so wenige, ob sie auch in verschiedenem Maß zwei-, drei- und vierfach da sind und immer alle zumal spielen. Man sieht den chinesischen Hut, eine Trommel, die an Größe die unsern weit übertrifft, und ein Instrument, das das Rollen des fernen Donners nachahmt. Dasselbe ist zusammengesezt aus zwei ungeheuren Becken, die auf eisernen Stäben ruhen. Das Metall ist ein mit Silber versezтes Kupfer. Der ausgeweitete Theil hat mehrere Fuß im Durchmesser und nur sechs Zoll Tiefe: er ist mit einer Haut überspannt, auf die mit doppelten Schlägen gepaukt wird. Von dem Gelärm dieser Musik, wenn sie den Abgang oder die Ankunft des Fürsten oder irgend einer Person, der man Ehre erweisen will, dem Landsbrauch gemäß anzeigt, hat man keinen Begriff. Bei den Malaien ist die Musik von jeder Ceremonie oder Repräsentation unzertrennlich. Die von Bancalang löste während meines Aufenthalts in Maduré ihre Aufgabe so gut, daß, nachdem sie mich vom Morgen bis zum Abend betäubt hatte, ich sie Nachts noch im Traum in den Ohren zu haben glaubte. Sie mischte sich in alle Zerstreuungen, die mir der gute Sultan bereitete, damit ich keine lange Weile bekäme. Wenige Stunden nach unserer Ankunft ließ er vor uns durch sehr schöne, reich gekleidete und mit Lanze und Kris bewaffnete Männer eine Art kriegerische Pantomime aufführen. Sie zogen in zwei Kolonnen, die Anführer an der Spitze. All ihre Bewegungen, die nach der Musik abgemessen waren, hatten einen edlen martialischen Ausdruck, zu dem ihre Kampfestracht wohl paßte. Die goldgestickten, rothen Bänder, die den Kopf schmückten, die zierlich um den Hals geschlungene weiße Schärpe, deren schimmernde Einfassung über die breiten und nackten Schultern flatterte, die bis zu den Füßen reichende tausendfarbige Schürze, die mehrere Dolche um den Gürtel schloß, gewährten eine für die Einbildungskraft wie für die Augen anziehende Erscheinung. Die Pantomime stellte Krieger dar, die in den Kampf zogen und den Feind zu überraschen suchten: ihre vorragende Köpfe, ihr ausgestreckter rechter Arm und die in derselben Richtung gehefteten Blicke, während die linke Hand die furchtbare Lanze schwang, die cadenzirte Schwebung ihres Körpers, so oft sie ihre Schritte behutsam vorrückten — Alles verstärkte die Täuschung. Sie schwenkten sich mehrmals vor uns vorüber zum großen Vergnügen unseres Wirths, der entzückt war, daß er Fremden eine hohe Idee von seinem guten Geschmack und Reichthum geben konnte. Bald nachher lud die Musik zur Mahlzeit, einer andern Art von Schauspiel, welches den jungen Gästen solidere Genüsse verschaffen und die Herrlichkeit des Herrschers von Maduré noch in ein strahlenderes Licht setzen sollte. Der Anblick war prachtvoll. Umsonst spähte ich aber auf dieser mit Silbergeschirr, Erz und Krystall beladenen Tafel nach etwas Außerordentlichem und Besonderem: ich fand den europäischen Luxus, unsere Küche und

Weine. Ueber der Tafel herrschte größere Ungezwungenheit. Die Unterhaltung belebte sich und die Gesundheiten, auf welche unser königlicher Wirth mit Thee statt des Weins Bescheid that, folgten ohne Unterlaß. Die Menge reich gepuzter Sklaven, die die Augen nicht von den Gästen ließen, um deren geringstes Verlangen zu errathen, vollendete das ziemlich glänzende Bild des Fürstenhofs dieser Gegenden. Die geistigen Getränke, der Kaffee und vor Allem die Cigarren von Manila (denn das Land selbst erzeugt keinen guten Tabak) verlängerten die Sitzung weit über meine Wünsche. Endlich traten wir in den Saal, stets unter dem Geräusch der ewigen Musik, zu der nun eine Begleitung kam, die wo möglich noch unangenehmer und falscher war als das Orchester selbst, d. h. die Stimmen von etwa zwanzig Sängerinnen oder, richtiger gesprochen, ein kreischender Chor, der nach demselben Ton und derselben Weise Alles ableierte, just wie die Kinder in einigen unserer Provinzen Weihnachtslieder prällen. Und dieser schlechte Spaß währte nicht eine oder zwei Stunden, nein, nach Maßgabe einer Festlichkeit, kaum mit einigen Pausen zur Erholung, den ganzen Tag und manchmal die ganze Nacht hindurch. Ich wollte die Syrenen in der Nähe betrachten in der Hoffnung, mich durch einige Augenlust für mein Ohrenweh zu entschädigen — umsonst. Diese armen Geschöpfe waren so mager, so schmutzig, daß ich mich glücklich schäzte, sie nur hören zu müssen. Ungeachtet seines Eifers für das Gesetz des Propheten hatte mein Wirth nicht allen seinen alten Gewohnheiten entsagt, denn nachdem ein Tisch mit Karten und Geld aufgestellt war, begann die Pharaopartie (vingt et un). Es wurde sehr hoch gespielt. Wir, ich und meine Offiziere, waren zu sehr Neulinge, um gegen so geübte Gegner lange zu kämpfen: der Sultan, der Gehülfe des holländischen Residenten und zwei chinesische Zolleinnehmer behaupteten bald allein das Feld. Ich bewunderte ihre Gleichgültigkeit bei Gewinn und Verlust und die demüthige Miene, mit der die beiden Wucherer, wenn sie gewannen, das Geld ihres Gebieters einsackten. In diesen Ländern sind die Chinesen bei den meisten Fürsten Das, was die Juden bei den türkischen Paschahs sind: dieselben Mittel, ihr Vermögen zu vergrößern, dieselbe Sorgfalt, es zu verbergen. Oft müssen sie für ihre Gaunereien büßen und immer sind sie nothwendig und gebraucht. Sie sind auf Madura die Erheber der Grundsteuer, die Pächter der Ernte der Vogelnester, die Alleinhändler mit allen Einfuhrartikeln. So arm diese beiden Chinesen sich anstellten und so sehr sie klagten, wie viel Mühe sie hätten, den Sultan zu befriedigen, der sie allerdings manchmal auspreßte wie einen Schwamm, so waren sie nichts desto weniger die reichsten Kaufleute des Landes. Der unter den Malaien übliche Brauch, Geschenke zu machen, gibt den Fürsten manchmal die Gelegenheit, ihre Großmuth zu zeigen, und selten lassen sie eine solche vorbei. Mir verehrte der Fürst von Bancalang einen Kris mit goldener vollkommen ciselirter Scheide und einem Griff aus kostbarem Holz, die jedoch die Klinge durch Werth und Schönheit der Arbeit ausstach. Diese Klinge, die auf der Basis 18 Linien breit ist und eine Länge von 1¼ Fuß hat, ist zweischneidig, in der Mitte mit einer scharfen Gräte eingeschlagen und so geschlängelt wie eine Flamme bis zur Spitze. Sie ist aus einem Stahl verfertigt, der aus Borneo bezogen wird. Ist es die Härtung, der sie den Vortheil, daß sie nie rostet, und ihre braune Farbe verdankt, welche die Adern des Metalls blicken läßt? Dieß ist eine Frage, welche die besten europäischen Arbeiter, wie man sagt, nicht aufklären konnten.

Wie Dem sey, diese Klingen sind die bestgehärteten unter den Dolchen, die es gibt. Die Art, wie die Einwohner des indischen Archipels nach der Bildungsstufe, die sie erreicht haben, diese ihre Nationalwaffe tragen, läßt erkennen, bis auf welchen Grad diesen gefährlichen Menschen zu trauen ist. Bei den räuberischen argwöhnischen Insulanern von Borneo, Palawan und Makassar steckt der Kris immer ein Wenig vorwärts an der linken Seite, der Griff fast auf der Brust und verborgen unter den Falten der Schürze, gleich dem Tiger im Hinterhalt. Die Eingebornen von Java, Sinkapur und Maduré so wie die Bewohner der andern Inseln, auf welchen die Europäer Niederlassungen haben, glauben dagegen einen Beweis von Achtung und Vertrauen zu geben, indem sie dem Dolch auf dem Rücken im Gürtel seine Stelle anweisen. Es war den Malaien nicht genug, ihren Kris mit Gold und Edelgestein zu zieren, sie haben ihm auch die wunderbarsten Eigenschaften zugeschrieben. Bald knirscht er in Gegenwart des geheimen Feindes seines Herrn, schlüpft aus der Scheide und durchbohrt ihm das Herz, bald fährt er, um zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzukehren, durch Flüsse, Wälder, die dicksten Mauern. So ein Gegenstand des Verlangens und des Schreckens erlangt der Kris für diese düstern, rachsüchtigen Völker ein unschätzbarer Werth. Man erzählt, der lezte Sultan von Solo, der jezt im Exil in Amboina lebt, habe bloß für die Klinge seines Kris, den er in einem Gefecht mit den Holländern verloren hatte, eine ungeheure Summe geboten. Allein der kostbare Stahl war ohne Zweifel einem noch abergläubischeren und interessirtern neuen Herrn in die Hände gefallen, denn er wurde nicht zurückgegeben. Kaum waren wir über die Zugbrücke, die in den ersten Hof führt, und wir vernahmen noch deutlich die Abschiedsmusik aus dem Palast, als schon wieder neue Orchester uns betäubten. Ich hatte mich aber an diese Schariwari als an ein nothwendiges Uebel gewöhnt: daher hinderten sie mich nicht, auf Alles umher meine Aufmerksamkeit zu richten. Das Volk hatte sich um den Weg gruppirt. Dieser Haufen Männer, Weiber und Kinder, die auf den Knieen lagen, stillschweigend und mit gefalteten Händen, als ihr Gebieter vorüberzog, erregte in mir ein peinliches Gefühl. Vielleicht hatte ich Unrecht — vielleicht war diese Erniedrigung nur scheinbar und der Malaie, der vor dem Sultan die Kniee beugt, erhebt sich freier und glücklicher als viele Europäer.«

152. Blick auf die Geschichte von Kalemantan.

Die Geschichte von Kalemantan ist sehr dunkel. Ob die Insel einst zu China gehörte, wie die Sage geht, ist eine zweifelhafte Frage; aber Alles zeigt, daß sie wie Java, Bali, Sumadra und Singhapura von den Hindu's kolonisirt worden ist. Magalhaës und seine Spanier schöpften ihr im Jahr 1521 den Namen Buné. Um das Jahr 1526 versuchten die Portugiesen, sich daselbst anzusiedeln. Zu schwach, um mit den Waffen Respekt einzuflößen, gedachten sie, das Wohlwollen eines der Landesfürsten zu erwerben: sie machten ihm ein Geschenk mit einigen Tapeten. Der einfältige Fürst hielt die abgebildeten Figuren für bezauberte Menschen, die ihn bei Nacht erdrosseln würden, wenn er sie in seinen Palast aufnähme. Alle Erklärungen, die man gab, um ihm diese eitle Angst auszureden, waren vergeblich: er wollte mit den Geschenken und den Ueberbringern schlechterdings Nichts zu

schaffen haben. Später sezten die Portugiesen ihre Aufnahme durch: es war jedoch zu ihrem Unglück, denn sie wurden sammt und sonders umgebracht. Ein von den Engländern etliche Jahre nachher auf der Insel Balambangan errichtetes Comptoir hatte das nämliche Loos. Im Jahr 1643 errichteten die Holländer ein Comptoir auf Ponthianak: sie wurden nicht besser behandelt. Aber sie erschienen im Jahr 1648 von Neuem mit einer Flotte. So schwach das holländische Geschwader war, so machte es auf den fürstlichen Alleinbesitzer des Pfeffers so viel Eindruck, daß er sich entschloß, ihnen den Alleinhandel dieses Erzeugnisses zu überlassen. Nur behielt er sich eine Lieferung von 500,000 Pfund an seine alten Kunden, die Chinesen, vor. Den auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Eingebornen fiel die Unterwerfung schwer, aber sie gehorchten ihren Radschahs und die Holländer legten, um sich zu behaupten, ein vergoldetes Joch auf die Fürsten, ein eisernes auf den Nacken der Völker. Dagegen mißlang den Engländern, welche, Herren der Insel Balambangan an der Nordküste von Kalemantan, im Jahr 1803 ihre vermeintlichen Rechte wieder aufleben lassen wollten, sowohl dieser Versuch als ein anderer, den sie im Jahr 1813 wiederholten. Wirklich machen sie auf mehrere Gegenden im Süden der Piratenspitze, die ihnen abgetreten worden seyn sollen, auf Pandassan, Tampassuk, Abia, Ambong, Salaman, Tamaran, Inanan und Patatan bis Kimanis Anspruch. In Ambong und hinter Pulo-Gaya findet man zwei gute Häfen. Dieser Theil der Küste ist bevölkerter als derjenige östlich von der Piratenspitze, etwas über den geräumigen Hafen von Sandakan hinaus bis Towson-Abid, wo die angebliche Verleihung aufhört. Die leztere Gegend ist nieder gelegen und die Einwohner halten sich ziemlich erst landeinwärts an den Flüssen auf, während die erstere Gegend höher liegt und schon am Meer bewohnt ist. Im Jahr 1816 pflanzte Dändels die holländische Flagge in Bendscher-Massing wieder auf, steckte die unruhigsten Dayas unter die niederländischen Truppen auf Java, baute Festungen und Kasernen und bekämpfte die Seeräuberei mit Ruhm und Erfolg. Gegen Ende des Jahrs 1823 fuhr eine Expediton den Ponthianakfluß hinauf und eroberte ohne Mühe Landstrecken, durch welche Holland auf einem Theil der Südwestküste herrschend wurde. Auf der andern Seite scheiterte eine Unternehmung gegen den Sultan von Kotti fast ganz. Dieß sind wenige Bemerkungen, aber auch nur zu einer Skizze der Geschichte von Kalemantan gebricht es noch an Material.

153. Dependenzen von Kalemantan.

Die von Kalemantan geographisch abhängigen Inseln sind im Nordwesten die Natunas und die Anambas, deren einige, wie Groß-Natuna, gute Häfen enthalten. Die von Laplace vollbrachte Untersuchung dieser Inseln gereicht diesem Seefahrer sehr zu Ehre. Im Norden sind die Inseln Malaveli, Bangui, Balambangan, Balabak, Babulan und Tambissan, einige gleichfalls mit guten Häfen. Das kleine Balambangan hat einen, der vorzüglich ist. Zur Vertheidigung ihrer Niederlassungsversuche hatten die Engländer daselbst ein Regiment Malaien, ein Regiment Chinesen und ein Bataillon Sipois. Im Süden findet man die Inseln Salombo, die größte derselben, mitten im javanischen Meer, noch ein Seeräubernest; die Maratubas im Meer von Celebes; und im Osten Pulo-Laut mit einer Kolonie Buguis, auf neuen Karten dargestellt, als ob

es noch ein Theil von Kalemantan wäre, von dem es durch einen sehr schmalen Meeresarm getrennt ist. Die Inseln im Westen, Tambele und Karimata, berühmt durch die gleichnamige Durchfahrt, und einige andern liefern eine Menge Vogelnester, deren jährlich mehr als 30,000 nach China ausgeführt werden. Unter Anderem, was man von ihnen rühmt, ist ihre gallertartige Substanz auch ein treffliches Mittel gegen Brustbeschwerden.

154. Holoinseln.

Nachdem ich hatte alle Kraft aufbieten müssen, um das geographisch-ethnographische Chaos des geheimnißvollen Kalemantan zu entwirren, komme ich an die Beschreibung eines Archipels, der, so oft er auch von malaiischen, chinesischen und europäischen Schiffen durchfurcht wird, noch weniger gekannt ist, wenn man etwa den Hafen von Bevuan ausnimmt. Die meisten dieser zahlreichen kleinen Eilande, welche oft den Seeräubern zum Schlupfwinkel dienen, sind von keinem Fremden betreten worden. Als ich die dichten Dschongeln der drei gänzlich unbekannten Inseln durchschritt, die ich entdeckt hatte, und besonders derjenigen, der ich nach dem Brauch der Reisenden meinen Namen gab, empfand ich die innere Befriedigung eines Menschen, der, von der Leidenschaft, die weite Welt zu sehen, und dem Bedürfniß, sich zu unterrichten, von Jugend auf verzehrt, nun nach vielen Jahren eines mühsamen Wanderlebens sich zur Ruhe begeben zu können glaubt, weil er doch eine flüchtige Spur seines Vorübergehens auf diesem Erdball zurückläßt. Ich sagte vor mich hin in der melodischen Sprache meiner Väter, die ich neben der Sprache Frankreichs in der Wiege lallte, diese schönen Verse, die meine Lage und das Ziel meiner Zukunft so gut ausdrückten:

Lasciami omai por nella terra il piede,
E veder questi inconosciuti lidi,
Veder le genti e'l culto di lor fede,
F tutto quello ond'uom saggio m'iuvidi,
Quando mi giovera narrar altrui,
Le novità vedute, e dire Io fui *).

Der Raum zwischen Kalemantan und Maindanao ist bedeckt von niedern Inseln, die so zahlreich sind, daß sie diese beiden großen Inseln zu verbinden scheinen. Der wahre Namen dieses Archipels ist Holo (die Spanier schreiben Jolo, die Engländer Sooloo). Kilian in seinem großen geographischen Lexikon und Hamilton selbst in seinem Werk über Indien, das neben einer Menge nützlicher Thatsachen Irrthümer enthält, die nur ein gebildeter Reisender an Ort und Stelle berichtigen kann — Beide zählen nur 60 Inseln: allein es sind deren 162, die wir in 4 Gruppen eintheilen: Cagayan-Holo, Bassilan, das eigentliche Holo und Tawi-Tawi. Dieser Archipel hat ein Areal von ungefähr 360 Quadratlieues mit 200,000 Einwohnern (obwohl man gewöhnlich nur 50 bis 60,000 annimmt).

Cagayan-Holo besteht aus sechs Inseln, von welchen Cagayan (nicht zu verwechseln mit den zu den Philippinen gehörigen Cagayaninseln) die wichtigste ist. Sie liegen nordwestlich von Bassilan, sind von Bissayas und einigen Holoanern bewohnt und gehorchen dem Sultan von Holo. Die

*) *Torquato Tasso*, Gerusalemme liberata, Canto XV, Ottava 33.

zweite Gruppe begreift 34 Inseln: Bassilan ist die Hauptinsel. Die andern heißen: Taing-Olan, Udell, Taykela, Tamuk, Belawan, Pilas, Taynga, Lakit, Balluk-Balluk, die beiden Inseln Kalublub, Tipunu, Langasmati, Dassaan, Tapiantana, die drei Inseln Matapa, Rienzi, Tribun und Ariston, Groß-Guhan und Klein-Guhan, Coco oder Manalipa, die beiden Sibago, die beiden Felices, die beiden Sangbeis, Maluavi und Teynga. Die neun leztern sind in der Meerenge von Bassilan. Die Hologruppe nimmt beinahe den Mittelpunkt des Archipels ein. Sie besteht aus 57 Inseln. Ihre Namen sind: Holo mit der Hauptstadt Bevuan, Noso-Salé, Tulian, Bankungan, Panganak, Kaulangan, Bulé-Kutin, Kapual, Bitinan, Saang, Dongdong, Tombulean, Peta, Dammokan, Laumbian, Patian, Teumabal, die Tapulinseln (Tapul, die beiden, das nördliche und das südliche, Kapingaan, Taluk, Bulipong-Pong, Suladdé, Tara, Sihassi, Nanka, Lamenussa, Parang-Parangan, Sibihing, Karang-Tschina, Manubol, Lapak, Pandamma, Sirlun), die Pangaturaninseln (Pangaturan, Ubian, Tekul, Ussadda, Kunilan, Baß-Baß, Tupalubuk im Südwesten, Maleputhas, Pandonkan, Kulassian, Bubuan, Tubigan, Patakunan, Teomabal, Tani-Tani, Lahatlahat, Kaangan, Palli-Angan, Tong-Tong, Marungas, Suhokam-Bolad, Hegad und Minis. Die Tawi-Tawigruppe zählt 65 Inseln. Die Eingebornen geben ihnen folgende Namen: Tawi-Tawi, Simaluk, Ku-ad-Bassang, Tattaan, Sipyuk, Bukutlapis, Nusapapabag, Manuk-Mauka, Simonor, Sanguissiapo, La, Samamput, Dulang-Dulang, Lupa-Buan, Tihek-Tihek, Babagsuka, Bilattan, Bassi-Buli, Panampangan, Banarran, Mutabuan, Latoan, Sekubum, Bu-Ban, Kalampapahan, Kalaitan, Ubian, Tabuaan, Bintokolan, Kinapussan, Magpeos, Tagao, Luran, Tankolalulu, Tandu-Batto, Balliungan, Tato, Batolapak, Nankaan, Gulimaan, Pumahan, Kangtipyan, Tambagan, Sigboyé, Kakataan, Parangaan, Tapaan, Maglumba, Maniakolat, Babawan, Dokan, Karangan, Bongao, Tussan-Bongao, Sibutu. Außerdem gehören hieher noch sechs, Tahu und Zahu genannt, die von einem Riff umschlossen sind, wo ziemlich hübsche kleine Perlen gefischt werden, die übrigens nach einigen Jahren ihre Schönheit verlieren und eine gelblichte oder violette Farbe bekommen. Von vier Inselchen hatten mir endlich die Holoaner auch die Namen genannt, ich kann sie aber in meinen Papieren nicht mehr finden.

Unter all diesen Inseln sind die ersten im Rang: Cagayan, Tawi-Tawi, Holo, Belavan, Sihassi und Pangaturan. Dieser ganze Archipel, in welchem man eine große Zahl Korallen- und Madreporenriffe antrifft, bildet eine Inselnkette von Nordost nach Südwest, die eine Länge hat von mehr als 100 Lieues und eine Breite von 25. An guten Häfen ist kein Mangel. Solche sind Biwa-Biwa, Tavitan, Tapul und Sihassi.

155. Die Gruppe Holo.

Holo ist die Hauptinsel der Gruppe und des Archipels. Sie ist ein wahres Piratennest, ein oceanisches Algier. Wenn man die kleinen malaiischen Inseln vom Meer aus sieht und gewöhnlich, ob sie gleich gut angebaut sind,

Nichts wahrgenommen wird als Wald oder Klippen, so nimmt sich Holo besser aus. Der Hafen (muara) von Bevuan ist gleichsam der Markt dieses Archipels wie eines Theils von Maindanao und Kalemantan. Die Bevölkerung zählt 5 bis 6000 Seelen. Der Sultan und die vornehmsten Datus haben hier ihren Sitz. Der Weg dahin führt über mehrere Patalans oder hölzerne Brücken. Die Häuser wie die meisten Ortschaften der Holoaner erheben sich über den Boden. Der regierende Sultan ist ein Mann von gewöhnlichem Schlag, aber der Emir Bahar, der das Seewesen unter sich hat, ist der außerordentlichste und vielleicht der aufgeklärteste Mann, den man in diesem Augenblick in Oceanien finden kann. Er hat eine christliche Mestizin von den Philippinen zur Lieblingsfrau.

156. Boden, Klima und Erzeugnisse.

Die Oberfläche der Inseln dieses Archipels ist mit Bergen von unbedeutender Höhe besät — ein Umstand, der, verbunden mit ihrem geringen Umfang, bewirkt, daß es keine regelmäßigen Jahreszeiten gibt wie auf den großen Inseln. Beim Wechsel der Monsuns, namentlich während des südwestlichen, ist fast beständig Regenwetter. Nichs desto weniger ist das Klima im Ganzen schön. Im Innern ist die Hitze gemäßigter als an den Küsten. Der Boden ist sehr fruchtbar und der Ackerbau so sehr in Ehren, daß man nur wenig ungebaute Länder trifft. Es wird jedoch nicht hinreichend Reis erzeugt: Was fehlt, wird aus Maindanao eingeführt. Produkte der Holoinseln sind: Pataten und Ignamen von St. Helena und China, alle Tropenfrüchte wie Jaks, Durians, Cocosnüsse, Mangoäpfel, Mangustans, Rambutans, Trauben, eine Menge Orangen, die so gut sind wie die chinesischen, Lançun (eine köstliche Frucht) und Bolona (eine Frucht, die mit dem Pfirsich Aehnlichkeit hat). Die Kunst zu pfropfen verdanken die Holoaner den unter ihnen angesiedelten Chinesen. Auf mehreren Inseln ist auch der Tekbaum und das Sandelholz, aus welchem ein wohlriechendes Oel bereitet wird, das hoch im Preis steht. Man hat Rindviehzucht, Pferde von ziemlich guter Art und eine kleine Zahl Maulthiere. Es gibt viel gefleckte Dambirsche, Ziegen und wilde Schweine, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß man, wie Foreſt sagt, auch Elephanten findet. Zwar sind wir des Gleichen berichtet worden, wir glauben aber, daß man uns mit einem Mährchen aufgewartet hat. Papagaye sind in Menge zu sehen. An den Küsten von Holo, Bassilan und andern Inseln wird, besonders vom April bis zum Oktober während der dann herrschenden Süd- und Südwestwinde, viel grauer Amber gesammelt. Diese kostbare Substanz scheint sich in dem Nahrungskanal des Physeter macrocephalus zu bilden und geht vermuthlich mit den Excrementen ab. Sie ist von bläulich-grauer Farbe und auflösbar in Oel und Alcohol. Die chemische Analyse hat eine Zusammensetzung von Harz, Fettwachs, Kohle und Imbreine, einem eigenthümlichen Stoff, der aus weißen, starkriechenden, im Wasser unauflöslichen und nur in Alcohol auflöslichen Krystallen besteht, erkennen lassen.

157. Industrie und Handel.

Die Holoaner legen sich vorzüglich auf Austern- (tipai), namentlich Perlmuschel- (molitia tipai) Fischerei und Handel. Von Perlmuscheln gehören die größten von Rechtswegen den Datus. Nichts so schön wie bei der Insel Bahrein im persischen Golf oder bei Ceylan, sind sie im ganzen Archipel desto reichlicher vorhanden. Die Taucher von Holo sind im Sammeln von Perlen und andern Erzeugnissen des Meers sehr geschickt. Nichts, was im Bereich ihres Auges ist, entgeht ihnen. Um aber das Gesicht zu erhellen, haben sie eine seltsame Methode: sie reiben sich die Augen mit dem Blut eines weißen Hahns. Die Piroguen von Holo sind gut gebaut, führen 6 bis 40 Tonnen, sind tüchtige Segler und mit einem guten Mast versehen. Die Thore von Mecca, ein silbernes Schildhaupt im rothen Feld bilden die holoanische Flagge. Im Handel herrscht viel Thätigkeit. Die Chinesen holen Sagu, Bambus, Elfenbein, Ebenholz, Perlmuscheln, Wachs, Vogelnester, Tripan, Cauris, Schildkrötenschalen — Artikel, welche die Eingebornen von den Varuniern, den Biadschaks-Tzengaris und Tiduns beziehen, die nur mit ihnen und den Buguis zu verkehren pflegen. Auch mit Maindanao ist der Handel beträchtlich. Die Holoaner tauschen gegen Palai oder Reis chinesische Fabrikate. Die Buguis bringen baumwollene Zeuge aus Celebes, die Chinesen kupferne Teller (soucoupes), Eisenstangen, Gula-Batu, Zuckercandis, rohe Seide, Tima-Puti oder Bleizinn, schwarzen und weißen Nankin, grobe Leinwand, Porzellan, geblumte Seidenstoffe, Messerschmidwaaren, Quincallerie, Messingdraht, Kugeln, Waffen 2c.

158. Ursprung der Holoaner, ihre Sitten und Gebräuche.

Die Holoaner sind Abkömmlinge zum Theil der Biadschus und der Tiduns von Kalemantan, zum Theil der Buguis. Die Einwohner der eigentlichen Hologruppe sind habsüchtig, treulos und unversöhnlich in ihrem Haß, besser sind sie in Bassilan. Feuergewehre sind wenig im Brauch, dagegen verstehen sie sich auf Lanze, Kampilan, Sumpit und Kris. All diese Insulaner bilden sich mit Recht Etwas auf ihren Muth ein. Sie haben übrigens eine höhere Stufe der Bildung erreicht als auf Maindanao. Die Kleidung der Männer besteht in Hosen und einer weißen Weste, einem Gürtel, einem Taschentuch und manchmal einem Serban, einer Art Turban, die Kleidung der Frauen aus einer Jacke und einem Unterrock von gleicher Farbe. Die Leztern genießen mehr Freiheit, als man bei den Muselmännern in den Malaienlanden zu finden gewohnt ist, und man muß gestehen, daß sie sie gebrauchen und mißbrauchen. Von den Datus, die mächtig und sittenlos sind, werden sie leicht verführt. Beide Geschlechter sind Freunde von Musik und Tanz: die gefangenen Bissayas, die sie zur Sklaverei verurtheilen, gewähren ihnen in diesen von den Spaniern empfangenen Künsten viele Unterhaltung. Die holoanische Sprache ist ein sehr gemischter Dialekt, der aus dem Malayu, dem Daya-Biadschu, dem Bugui und dem Bissaya schöpft.

159. Religion und Regierung.

Die Holoaner bekennen sich zum Islam. Sie wurden von den Arabern bekehrt, üben aber bloß einige leere Ceremonien dieses Glaubens. Ihre Moscheen sind winzig und entbehren jede Art von Zierde, sowohl innen als außen. Die Staatsform ist feudalistisch. Die Gewalt des Sultans hat ein Gegengewicht in derjenigen der Datus, die jedoch weniger unterdrückend auf dem Volk lasten als in den andern Malaienlanden. Die Herrschaft beruht in der königlichen Familie, obgleich in der Thronfolge die Ordnung der Erstgeburt nicht beobachtet wird. In dieser gemischten Verfassung machen fünfzehn Datus den ansehnlichsten Theil des gesetzgebenden Körpers aus. Ihr Titel geht auf ihre ältesten Söhne, die im Rath des Sultans eine Stelle haben. Der Sultan hat in dieser Versammlung zwei Stimmen und die Datus je eine. Der Thronfolger hat ebenfalls zwei Stimmen, wenn er auf der Seite des Sultans, aber nur eine, wenn er auf der entgegengesetzten Seite ist. Es gibt zwei Volksvertreter, Manteraies genannt, ihre Obliegenheiten gleichen denjenigen des Tribuns bei den Römern.

160. Bassilan.

Die Eingebornen der Gruppe von Bassilan sind umgänglich: sie haben einigen Verkehr mit den Spaniern und den Maindanaern. Die Insel Bassilan, nur 3 Lieues von Zamboanga, dem Castell von Maindanao, entfernt, hat 12 Lieues im Umfang. Sie liefert dieser spanischen Besitzung Platanen, Zuckerrohr, Gavas und Lançuns, einen großen Apfel, welcher Mandang heißt, Maruns fast von der Größe der Melonen und den Attés und Cirimayos von Mexico ähnlich, Bolonen, die wie Quitten aussehen und vor der Zeitigung in Essig eingemacht werden. Man gewinnt viel Reis und Bauholz. Die Wälder enthalten Hirsche und Schwarzwild. Das Meer ist reich an Fischen, Schildkröten und liefert zwei Arten Gagath. Auch hat die Insel ziemlich breite und schwer übersetzbare Flüsse, in denen man Krokodile trifft. Die Bewohner dieser Gruppe unternehmen selten Angriffe gegen die Christen, sie treiben etwas Handel mit den Spaniern und den Mestizzen von Zamboanga und obgleich Nachbarn der Hologruppe sind sie keine Seeräuber. Aber einige Biadschaks-Tzengaris gibt es unter ihnen.

161. Die Rienzi's-, Tribuns- und Aristonsinsel.

Südwestlich von Bassilan und noch unmittelbarer von der kleinen Insel Langgasmati (unter 6° 28′ nördlicher Breite, 119° 33′ östlicher Länge von Paris) habe ich die Insel Rienzi entdeckt, als ich von Zamboanga mit zwei großen Fahrzeugen, um Muscheln zu sammeln und die benachbarten Inseln zu durchforschen, ausgefahren war. Da sie bei den Eingebornen keinen besondern Namen hat, so gab ich ihr den meinigen. Der Boden ist ein aus Laub und vermoderten Pflanzen gebildetes Erdreich und darum sehr fruchtbar. Das Wasser ist ziemlich gut. Ich fand mehrere Arten Rotangs, Bambus, Nipa fruticosa und eine fünfte Art Dammar, die bei Rumph nicht vorkommt. Dieß ist ein großer, zapfentragender Baum mit

geradem, kegelförmigem Stamm, ausgebreiteten Aesten, Blüthen in Kätzchen und einem Harz, das einen Wohlgeruch von sich gibt wie der lieblichste Weihrauch. Sodann sah ich breitblättrige mit Früchten bedeckte Vaquois, herrliche Betonicas, die stets Blüthen und Früchte mit viereckigen Käppchen am Stiel tragen, Erythrinen mit ihren Blüthentrauben von schimmerndem Roth, Mura-Abacas, den Cabonegro, Cocosbäume, Semankas oder Wassermelonen, Citronen-, Mandel- und Zimmetbäume, einen großen und einzigen Bombax, dessen Samenkörner mit einer Fockseide umwickelt sind, woraus sich sehr elastische Kopfkissen verfertigen lassen. Diese und einige anderen Bäume zeigten zum Theil Brandmale von den Feuern, welche die Seeräuber von Holo und Maindanao und die Biadschaks-Tzengaris häufig auf diesen Ufern anzünden. Von zwei Arten Passiflores sammelte ich einige Früchte. Die Bäume waren von Lianen umschlungen. Am Strand wuchsen hohe Crinums und von der Fluth werden mancherlei Seegräser und Seerinden angeschwemmt. Von Thieren kamen mir zu Gesicht einige Ziegen, gefleckt wie Tiger, Hühner, wilde Schweine, zwei oder drei niedliche Aeffchen. An den Küsten gibt es viele Fische, Tripan, Caret, Perlmuscheln, überhaupt schöne Muscheln und Sternkorallen. Aber die Ikan-Edschok oder die Haifische machen diese Gewässer unsicher und fast wäre ich selbst ihr Opfer geworden, als ich nach einer prächtigen Sternkoralle untertauchte. Die Insel zählt wenig Einwohner. Die Frauen sind sanft und hübsch. Sie bereiten aus Sago fünf bis sechs Zoll große viereckige Brode. Einige gießen, wie auf den Molukken, Fischbrühe und Citronensaft zu. Die Männer sind von mildem und einfachem Charakter. Um einige Blätter Tabak, den sie leidenschaftlich lieben, erlangt man von ihnen Alles. Ihr Gewerbe ist der Fischfang. Ihre Prohos fliegen über die Wogen. Ihre Häuser stehen auf Pfählen und das Dach ist mit Nipasblättern bedeckt. Einer der Häuptlinge wollte mit mir den Namen tauschen. Er schlug auf seine Brust und sprach: »Ich bin der Datu Rienzi« und er schlug auf die meinige und sprach: »Du bist der Datu Mulut.« Er schenkte mir einen Kris, den ich aufbewahre, und ich gab ihm eine Axt und ein Paar Pistolen. In der Nähe der Insel Rienzi, südlich von Tipunu (119° 39′ östlicher Länge), stieß ich auf eine zweite Insel, welche ich Tribuneiland nannte. Das Land ist beholzt und so flach, daß man es vom Meer aus kaum sieht. Ich konnte nicht erfahren, ob es bewohnt ist. Die Erzeugnisse sind ungefähr dieselben, namentlich der Dammar, aus dessen gelblichtem Harz die Rienzier Fackeln verfertigen, mit welchen sie sich zum nächtlichen Fischfang leuchten. Ferner der Kiabuka und einige andere Gewächse. Endlich weiter südöstlich (6° 26′ nördlicher Breite, 119° 40′ östl. Länge) entdeckte ich eine Insel, der ich zum Andenken des gelehrten Griechen, meines Mentors und Freundes auf meiner ersten Reise in den Orient, den Namen Ariston gab. Ich bin nur einen Augenblick auf ihr gelandet. Sie bot mir Nichts als dichte Dschongeln, hohe Farne und stattliche Bambus und einige Erythrinen. Ich bemerkte nur drei holoanische Fischer, welche prächtige Sturmhauben (casques pavés) kochten, um die es mir sehr leid that. Sie hatten ihren Wasservorrath in großen Bambusrohren, woraus ich schloß, daß es auf der Insel weder Wasser noch Einwohner geben müsse. Behaupten kann ich es nicht gewiß. Nach der erstern dieser drei zuvor unbekannten Inseln hatte ich eine utopische Gesellschaft (societé satyenne) bestimmt. Die beiden andern wären Succursalen gewesen. Die Sache war ausführbar.

Mehrere meiner Schüler im Orient hätten sich eingestellt, um den Verein der Sophehs zu gründen und ihre Plätze im Amenti einzunehmen. Doch hatte ich mir nie eingebildet, eine solche Theorie in Europa zu verwirklichen oder anderswo als bei einem Volk in dem Kindesalter der Bildung wie die Rienzier, oder auf einer öden Insel, die man mit Kindern von beiden Geschlechtern unter Leitung und Erziehung praktischer Philosophen bevölkert hätte. Mein Schiffbruch und die Ungerechtigkeit und Selbstsucht einiger Personen haben meine Hoffnungen zerstört.

162. Tawi-Tawi.

Mehrere der Inseln der Tawi-Tawi-Gruppe führen in der holoanischen Sprache so unschickliche Namen, daß ich sie nicht übersetzen möchte. Der Hauptort auf Tawi-Tawi besitzt einen guten Hafen: derselbe hat nächst Bevuan den meisten Verkehr mit Kalemantan, insonderheit mit Varuni, von wo Sago, Kauris, Tripan und Kulet-Piniu *) gebracht werden. Die Tahuinseln haben eine Perlbank. In diesem Archipel gibt es kein wirkliches Geld. Man rechnet nach Cangan, einem groben chinesischen Baumwollenzeug vom Werth eines spanischen Piasters. Auch wird von dem Kusung, einem vier Klafter langen Stück Nankin, Gebrauch gemacht. Das Tuchmaß ist der chinesische Korid. Dadurch daß der Reis auch als Geld dienen muß, ist die Gewohnheit entstanden, ihn zu messen. Eine halbe Cocosnußschale voll heißt Pansching: 8 Panschings geben 1 Gantang, 10 Gantangs 1 Raga, 2 Raga's 1 Pikle (72,172 Kilogramm).

163. Historische Bemerkung.

Nach der Volkssage hat Holo einst zu dem chinesischen Reich in Kalemantan gehört. Dagegen wollen die Bewohner von Maindanao wissen, Holo sey ihnen unterworfen gewesen. Die tapfern und gefürchteten Holoaner haben aber nicht allein alle Inseln dieses Archipels unterjocht, sondern auch über einen großen Theil der Küsten Kalemantans und Palawans geherrscht. Sie haben oft mit den Spaniern auf den Philippinen und im Allgemeinen mit Glück Krieg geführt. Zwar wurde im Jahr 1746 Groß-Holo von den Spaniern mit einer Flotte von 30 Schiffen angegriffen und weggenommen, allein später gaben sie diese Eroberung zurück und seitdem haben die Einwohner ihre Unabhängigkeit erhalten.

164. Archipel der Philippinen.

Allgemeine Statistik, Bevölkerung, Einkünfte und Ausgaben.

Dieser große Archipel, der beträchtlichste der malaiischen und in ganz Oceanien, liegt zwischen dem chinesischen Meer, den Holoinseln und dem großen Ocean, in einer Ausdehnung von 5° 22′ bis 21° nördlicher Breite und von 114° 35′ bis 123° 43′ östlicher Länge. Die einzige Insel Luçon ist tagalisch, alle andern sind bissayisch, d. h. bewohnt von Völkern

*) Schildkrötenschale, sonst Caret genannt.

dieses Namens, Abkömmlingen der Taagals und der Bissayas von Kalemantan. Wir begreifen unter den Philippinen die babuyanischen und die Baschiinseln zwischen Formosa und Luçon, aber wir rechnen die Marianen und die Holoinseln nicht dazu. Ohne die Calamianen, die Cujos, die Babuyanen und die Baschi oder Batanen sind es über 100 Inseln, aber keine 1000, wie Cuthrie sagt, noch 2 oder 3000, wie mehrere Geographen schreiben. Die wichtigsten Inseln sind: Luçon, Maindanao, Mindoro, Leyte, Samar, Panay, Buglas oder Negros, Zebu, Masbate, Bohol, Palavuan und Catanduanes. Der Flächenraum sämmtlicher Philippinen beträgt ungefähr 12,900 Quadratlieues. Die Bevölkerung von Heiden oder Christen unter spanischer Herrschaft wird zu 2,532,640 Seelen angegeben und 2 Millionen sind heidnischen Häuptlingen oder den muselmännischen Fürsten von Maindanao unterworfen. Auf leztere Insel kommen allein 800,000 Einwohner.

Diese so schönen und zahlreichen Inseln haben noch dieselbe Verfassung wie zur Zeit der Eroberer. Ein Generalkapitän ist das politische und militärische Oberhaupt. Seine Verrichtungen dauern gewöhnlich sechs Jahre, pflegen aber in kritischen Lagen, in welchen sich das Land mehrmals befand, verlängert zu werden. Sein Gehalt beträgt 18,000 Piaster des Jahrs: davon bleiben 4000 im königlichen Schatz als Bürgschaft niedergelegt. Nach Ankunft des neuen Statthalters soll sein Vorgänger noch sechs Monate als Privatmann in Manila verweilen, um nöthigen Falls von Handlungen seiner Verwaltung Red und Antwort zu geben oder um seine Schulden zu bezahlen. Allein diese weise und vorsichtige Anordnung wird oft umgangen.

Es sind im Jahr 1827 amtliche Verzeichnisse in Manila erschienen, in welchen sich eine Uebersicht der Einkünfte, der Ausgaben, des Handels und der Bevölkerung der Philippinen nach Inseln, Provinzen, Gemeinden oder Parochien darstellt. In diesen Urkunden werden unterschieden die steuerpflichtigen Individuen, Eingeborne und Mestizzen, chinesische Christen von beiden Geschlechtern, die Ehelosen, die Kinder von beiden Geschlechtern, Eingeborne und Mestizzen, welche die Schulen besuchen; die europäischen Spanier und die Abkömmlinge von Spaniern, Philippiner genannt; die spanischen Mestizzen, die Mulatten, die Sangleyes oder die bekehrten Chinesen und die Heiden; die bekehrten schwarzen Igoloten, die heidnischen Igoloten, die Schwarzen von den Gebirgen und die schwarzen Cimarrones; die bekehrten Cimarrones; die schwarzen Alaguetes, die Apayas, die Adanitas oder Adaens, die Guianas, die Calasanas und mehrere andere Klassen von Eingebornen. Wir heben bloß das Ganze der Zahlen aus: Eingeborne 2,396,331; Mestizzen und Sangleyes 118,030; Chinesen 8640; Weiße 6000. So die Bevölkerung, so weit es spanische Unterthanen sind. Die Einfuhr belauft sich auf 1,670,000 Piaster, nämlich:

Kaufmannsgüter aus Bengalen	400,000
Von der Küste von Coromandel	200,000
Aus Europa, Geld und Waaren	400,000
Aus China, Baumwolle ꝛc.	500,000
Aus den Häfen von Kalemantan	70,000
Aus den Vereinigten Staaten	100,000

Die Ausfuhr dagegen beträgt die Summe von 2,080,000 Piastern, wie folgt:

Nach Bengalen und der Küste von Coromandel . . .	700,000
Nach China, in Piastern	400,000
Nach Europa, Zucker, Indigo ꝛc.	600,000
Nach Varuni	30,000
Nach dem übrigen Asien	300,000

Die Einkünfte betragen 2,721,979 Piaster, die Kosten 807,700 — also rein: 1,894,260 Piaster.

165. Boden und Klima.

Eine beständige Folge großer Wärme und reichlicher Regen macht den Boden in dem größten Theil der Philippinen sehr fruchtbar. Die Bäume sind fast immer mit Blüthen und Früchten zumal behangen. Das Erdreich ist dem Tabak- und Zuckerbau ungemein günstig, bringt aber weder den Pfeffer der großen Sundainseln und Kalemantans hervor noch die Spezereien der Molukken. Die meisten Inseln sind hoch gelegen und bergicht. Die beiden größten, Luçon und Maindanao, schließen mehrere Feuerberge in sich. Sie sind gut beholzt, reichlich bewässert und haben eine große Anzahl fischreicher See'n und Teiche. Leider sind die Flüsse gefährdet durch Krokodile und die Meere hegen nicht bloß viele köstliche Fische, sondern auch die gefräßigen Tiburones oder Haie. Gleichwohl ist das Land eines der schönsten der Welt. Das Klima ist vom Dezember bis zum Mai angenehm. Vom Mai bis zum September ist anhaltendes Regenwetter. Die Epoche der Monsuns ist durch gräßliche Orkane bezeichnet.

166. Stürme und Wasserhosen*).

Die Wasserhosen sind nur in diesem Theil der Malaienlande zu finden, wo sie, wie in China, die größten Verwüstungen anrichten. Aber sie reinigen die Luft, vertreiben die Nebel und Dünste, die während der Regenzeit aus Wäldern und Morästen aufsteigen. Ich war in den Gewässern von Mindoro, oder vielmehr Holo, im äußersten Süden des Archipels der Philippinen, von dieser anziehenden Erscheinung Augenzeuge. Ein heftiger Sturm hatte uns zwei Tage zuvor überfallen. Die wüthenden Winde hatten unser Schiff gepackt, geschüttelt und gefoltert. Brüllend brachen sich über ihm die Wogen und drohten, es zu verschlingen. Unser großer Mast war in der Nacht vom Blitz getroffen und ein Theil unserer Segel fortgenommen worden. Der Donner und die Fluthen, die Winde und die benachbarten Berge, die Klüfte der Erde und die Abgründe des Oceans — Alles toste um uns. Die Natur war im Aufruhr und der düstere Schrecken drang ins Innerste der Gemüther. Man hätte während dieses abscheulichen und allgemeinen Tobens der Elemente vorn hundert Kanonen lösen können und hinten auf dem Schiff Nichts gehört. Nach und nach verloren die entfesselten Winde

*) Chinesisch Taifun (wie das griechische Wort Typhon). Ich sah zu Canton und Macao ungeheure Verwüstungen, welche diese Wettersäulen zu Land verursacht hatten. Auf der See sind sie seltener. Im Hafen zu Canton allein sollen durch den Taifun jährlich 3000 Seeleute oder Passagiere zu Grunde gehen.

ihre Wuth, sie sänftigten sich und der Südwest wurde Herr. Um drei Uhr Nachmittags waren wir im Angesicht von Maindanao, auf welches uns ein starker Wind zutrieb. Da trat plötzlich Windstille ein, dicke, schwarze Wolken verdunkelten den Himmel und verkündigten einen neuen Sturm. Wir zogen alle unsere Segel ein. Bald bemerkten wir drei Wasserhosen: zwei zwischen uns und dem Land und die dritte im Nordwesten, eine Lieue von unserem Schiff entfernt. Ihre Bewegung war in krummer Linie und sie ging nicht weit hinter uns vorbei. Ich schäzte den Durchmesser an der Basis zu etwa 60 Fuß, denn das Meer war in dieser Gegend in gewaltiger Aufregung und warf hoch seinen Schaum. Diese Basis trug eine hohe Säule, auf welcher das Wasser oder die Luft oder Beide zumal sich spiralförmig zu den Wolken erhoben und einen unglücklichen Petrel oder Sturmvogel im Wirbel emporrissen. Die Wasserhose näherte sich dem Schiff. Die Winde bliesen aus allen Richtungen, verdrängten von Zeit zu Zeit einige Sonnenstrahlen, die ein gelblichtes Licht auf diese Scene des Schreckens warfen und die Wolken waren häufig durchfurcht von Blitzen. Ich benüzte dieses Licht zu der Wahrnehmung, daß die Säule von der Oberfläche des Meers Wasser anzog und daß die Luft mit schwefelichten Dünsten geschwängert war, woraus ich folgerte, daß die Erscheinung einen Theil ihrer Kraft dem elektrischen Fluidum verdanke und daß die Ursache in unterseeischen Vulkanen zu suchen sey. Die uns nächste Wasserhose*) bildete einen Vereinigungspunkt zwischen dem Meer und den Wolken. Gegen eine Stunde erfüllte sie die ganze Mannschaft mit Schrecken und Bewunderung. Unsere Lage war sehr bedenklich: das Schiff wand um. »An die Stückpforten und die Caronade geladen,« sagte der Kapitän. »Aufgepaßt! Feuer!« Man schoß auf die Säule in ziemlicher Entfernung, damit das Schiff nicht von der Fluth verschlungen wurde. Ein Blitz, ohne Krachen, zuckte durch die Wolken. Einige Regenschauer fielen in unserer Nähe nieder. Die Wasserhose zitterte, schwankte und stürzte wüthend in den Abgrund, den Lauwinen ähnlich, die krachend dem Gipfel der Alpen entrollen. Nach zwei Stunden war helles Wetter, der Wind lenkte in den vorigen Strich, die Sonne glänzte in reiner Klarheit und wir erblickten in der Ferne vor uns Maindanao.

167. Verwaltung.

Die Spanier besitzen einen großen Theil der Inseln Luçon, Panay, Calamianes und Zebu, den Nordosten der Insel Palavuan, einige Punkte auf der nördlichen, westlichen und östlichen Küste von Maindanao, sonst überhaupt nur die Küsten. Diese verschiedene Gebiete sind eingetheilt in 27 Provinzen: 15 in Luçon, 3 in Panay, 3 in Maindanao, 4 in Negros, Leyte, Samar und Mindoro. Zebu und Bohol bilden eine Provinz und die Calamianen eine. Diese Provinzen werden verwaltet durch Gobernadoren, Corregidoren und Alcalden, welche Gobernacidillos, die aus den Eingebornen genommen sind, unter sich haben. Die Chinesen stehen unter ihren Kapitänen, deren Jedem ein Lieutenant beigegeben ist. Die Kapitäne sind der spanischen Behörde für die Vergehen ihrer Landsleute verantwortlich. Für die Rechtspflege ist ein oberster Gerichtshof. Die Geistlichkeit besteht aus einem Erzbischof und vier Bischöfen und aus vielen Priestern

*) S. Blatt 15.

und Mönchen, Spaniern, Mestizzen und Indios. Die Kriegsmacht zählt 6000 Mann reguläre Truppen und 10,000 Mann Milizen. Dazu eine Flotille von 60 Kanonierschaluppen in drei Divisionen: sie soll, Was ziemlich fruchtlos geschieht, die Mauren, d. h. die Muselmänner von Maindanao, die Holoaner, die Biadschus, die Varunier und die Malaien im Zaum halten.

168. Handel und Industrie.

Die Manufakturindustrie der Philippinen liefert vornehmlich baumwollene, hänfene, Nipas- und Pignaszeuge, aus welch leztern man Hemden von größter Feinheit macht; Segeltücher und unverwüstliche Kabeltaue aus der Rinde des Cabonegro, einer Sagoart, und des Abaca. Aus dem Abaca werden auch diese feinen, biegsamen und leichten, schwarzen oder weißen Hüte verfertigt, die man mit 10 bis 100 Franken bezahlt, und diese hübschen Cigarretos oder Cigarrenbüchschen, die die mexicanischen so gut nachahmen. In der Nachbarschaft von Manila sind Eisenwerke und Cocosölmühlen und eine unermeßliche Tabak- und Cigarrenfabrik. Bei der Laguna de Bai ist die landwirthschaftliche Niederlassung Hala-Hala, die von Tag zu Tag an Wichtigkeit zunimmt. Die Schöpfer sind die zwei Franzosen de la Gironiere: diese Herren zeichnen sich durch die edelste Gastfreiheit aus. Der auswärtige Verkehr geschieht mit Indien, China, Batavia, den Molukken ꝛc. Mit Mexico und Südamerika ist seit der Unabhängigkeit jener Provinzen jeder Handel abgebrochen. Einige Pontinos und andere Schiffe, die den Spaniern, den Sangleyes und den Mestizzen angehören, begeben sich nach den Marianen, den Palaos und den Carolinen, nach Holo, Varuni ꝛc. Allein dieser Handel ist von geringer Bedeutung und die Buguis sind Nebenbuhler, mit welchen keine Concurrenz auszuhalten ist. Die ansäßigen Chinesen selbst ziehen die Buguis den Spaniern und den Philippinern vor. Der Handel befindet sich übrigens in einer Art Sklaverei, denn Alles ist von den Alcalden und mitunter von den Padres und Frayles monopolisirt.

169. Naturgeschichte. Botanik.

Die Erzeugnisse der Philippinen sind Reis in mehreren Arten, Korn, Mais und anderes Getreide, Pataten, Kohl, Spargeln und Rettiche, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Cacao, Tabak, Safran, Arekanüsse, Buyo (in der tagalischen Sprache) oder Betel, Kaffee, wilde Muscatnüsse, gemeiner Zimmet, Cocosöl, Cassie und Sarsaparille, die man gewöhnlich auf der kleinen Insel Guimaras, namentlich in den Umgebungen von Zamboanga trifft, Ingwer, weiße Rosenäpfel, welche den Duft der Rose haben, Ananas, Orangen, die besten und größten Mangoäpfel von der Welt, mehr als zwanzig Arten Bananen, die vorzüglichsten von chinesischer Abkunft und durch den französischen Missionär Letondal nach diesen Inseln verpflanzt. Auch findet man kolossale Farne, Aloen, den Sagobaum, Ignamen, verschiedene Medizinalpflanzen, den Panianguit, der ein schönes, dem Indigo ähnliches, Blau gibt, und den Pohon-Assam der Malaien oder den Tamarhindenbaum.

170. Der Pohon Assam.

Dieser kostbare Baum, den die Asiaten Tamar hindi *) nennen, ist in den tropischen Gegenden zu Haus, ich glaube aber, er ließe sich in unsern gemäßigten Himmelsstrichen einheimisch machen. Sein Wuchs gleicht dem unserer größten Kastanienbäume und sein zierlicher Blätterschmuck dem der Akazie. Der Wanderer sehnt sich nach dem erfrischenden Schatten, den er ausbreitet, und findet in seiner Frucht eine Art Conserve, woraus er in einigen Augenblicken ein so angenehmes als gesundes Getränk bereitet. Das Fleisch der Tamarhinde liefert ihm eine fertige Arznei, vielleicht die wirksamste gegen Abmattung und Fieber. Der Pohon Assam ist von dieser zahlreichen Familie der Hülsenpflanzen, die zumal eine Menge der mannigfaltigsten Bedürfnisse befriedigen. Der erste Schriftsteller, der eine genügende Beschreibung der Tamarhinde gibt, ist der portugiesische Arzt Garcia de la Huerta, dessen Dialogen über die indischen Droguen im Jahr 1563 in Goa im Druck erschienen sind. »Die Tamarhinde,« sagt Garcia, »ist ein sehr schöner Baum wie unser Nuß- und Kastanienbaum. Der Stamm ist von einem festen Holz, das weder schwammigt noch warzicht ist, wie es oft die Bäume dieses Landes sind. Die Aeste sind zahlreich, mit dichten Zweigen besezt und diese mit vielen Blättern, die sich auf beiden Seiten eines gemeinsamen Stengels symmetrisch reihen. Die Frucht ist in einer etwas gebogenen Hülse, die wie ein halb gekrümmter Finger aussieht. Die Rinde ist Anfangs grün, wird aber durch die Reife trocken und bekommt dann eine gräulichte Farbe: so läßt sie sich abheben. Inwendig sind Samenkörner so groß wie die der Lupine, abgeflacht, glatt, röthlich braun und von nicht völlig runder Gestalt. Diese Samenkörner wirft man weg und man gebraucht nur das weiche, klebrige Fleisch. Was merkwürdig ist, so lange sich die Frucht noch am Ast befindet, sieht man bei Annäherung der Nacht die benachbarten Blätter sich auf sie niedersenken, um sie vor Frost zu bewahren bis zu dem Augenblick, wo die Sonne wieder erscheint. Noch grün ist die Frucht sehr sauer, aber dieser Geschmack hat etwas Angenehmes. Ist das Fleisch gereinigt und mit einer gehörigen Quantität Zucker vermischt, so macht man daraus einen Sirup, den ich lieber als den Sirup von Weinessig und in denselben Fällen anwende. Dieses Fleisch ist ein zuverläßiges und sehr gelindes Abführungsmittel: die Eingebornen gebrauchen es häufig in Verbindung mit indischem Pinkenöl. Bei heftiger Spannung der Fibern legen die einheimischen Aerzte Kataplasen von zerstoßenen Tamarhindenblättern auf. Wir Europäer in Indien benützen die Frucht dieses Baums meist, um den Geschmack der Speisen zu erhöhen in Ermanglung des Essigs, und wir finden, daß sie ihn sehr gut ersezt. Damit sie nicht schimmelt, macht man sie in Salz ein und so wird sie in großen Quantitäten nach Arabien, Persien, Kleinasien und Portugal verschickt. Wenn sie nicht auf die Reise muß, erhält sie sich vollkommen in ihrer Schale und Was ich zu meinem Gebrauch aufbewahre, hat keine Zubereitung nöthig.« Folgendes ist ein Recept zu einem gegohrnen Getränk, das die Philippiner und Javaner

*) Arabische Worte, welche indische Palme bedeuten. Der Baum hat zwar mit der indischen Palme keine Aehnlichkeit, aber die Araber kannten ursprünglich nur das Fleisch der Tamarhinde und dieses konnte sie an verschiedene Conserven erinnern, wozu die Dattel genommen wird.

machen und trinken: man nehme dreißig Krügchen Flußwasser, zwei Pfund braunen Zucker, zwei Unzen Fleisch von der Tamarhinde und zwei in Schnitten zerlegte Citronen, thue Alles in ein wohl bereiftes und verschlossenes Faß und lasse es 24 Stunden im Schatten stehen. Nach dieser Zeit hat man ein für den Gaumen äußerst angenehmes, sehr erfrischendes Getränk, das für die tropischen Gegenden wahrhaft köstlich ist.

171. Bau-, Farb- und Tischlerhölzer ꝛc.

Die Philippinen enthalten viel schönes Holz. Zu Cavite sah ich die Brigg San-Hernando, die gänzlich aus Guyo, Mangatschapui, Narra und Palo-Maria erbaut wurde. Don Mariano de Ricafort *) hatte sie für den König von Spanien bestimmt. Der Bambus und die Nipablätter bilden das Hauptmaterial zu den Häusern, die gewöhnlich auf Pfählen ruhen und mit einer Leiter und einem Patalan, einer Art hölzerner Brücke, versehen sind. Nur die Wohnungen der Europäer und einiger reichen Chinesen sind von Steinen und Backsteinen und mit einer Veranda umgeben. Doch ist für ein Land, das von Erdbeben so häufig heimgesucht wird, das Bauen mit Holz das passendste. Sodann wachsen der Dammar, der Rotang, der Wurzelträger, der Sibucaco, der Daringoa mit seinem wohlriechenden Harz, das Ebenholz, der Lanété, eine Art weißes Ebenholz von feinem Korn, das die Politur und Farbe des Elfenbeins annimmt, der schwarze, geaderte wuchtige Jakaranda, der Caoba oder wilde Acaju, der Mangatschapui, das Eisenholz, der Leuchterbaum, dessen hartes Holz Pfähle und dessen Rinde Lohe gibt, allerlei Gelbhölzer von schöner Wirkung und mehrere Arten Gummi-, Harz- und Firnißbäume u. s. f. Die meisten Früchte und Gartengewächse Europa's mit Ausnahme der Kartoffeln gedeihen neben den Erzeugnissen des Südens: da ist der Citronen-, Lançun- und Attibaum, besonders Strychnos ignatia mit dem giftigen Samen, woraus Strychnin und igasurische Säure bereitet wird, der Mabulo, Manungi, Santol, Camaschili und viele andere.

172. Zoologie.

Büffel, Eber, Hirsche, Rehe, wilde Katzen sind die Bewohner der Wälder, in welchen es auch eine unermeßliche Menge Bienen gibt, welche Honig und ein treffliches Wachs in Fülle liefern. Die Affen sind ziemlich zahlreich und auf Maindanao und Samar habe ich deren auch große gesehen. Man zieht Schafe, Ziegen, Pferde und Schweine. Von Insekten wimmelt es und an Reptilien ist kein Mangel. Wir erwähnen den kolossalen Python, eine Schlange, die man den Reisbären nennt, deren Biß sehr gefährlich ist, den Damon Palay, dessen Gift schnell tödtet, den Olopang, den Assagua, der gegen das Geflügel einen grausamen Krieg führt, die weißen Ameisen, welche manchmal in einer Nacht ein ganzes Magazin verzehren, die Eidechse, die man Chacon

*) Dem Wohlwollen dieses Generalkapitäns verdankte ich es, daß ich das Innere der Philippinen durchwandern durfte — eine Erlaubniß, die vor mir keinem Fremden ertheilt worden war, der sich nicht etwa in spanischen Diensten befand.

nennt, weil ihr Ruf dieses Wort auszusprechen scheint. Die Krokodile sind fast schwarz mit sehr dünnen Haaren. Sie haben keine Wamme (? fanon) und scheinen eine Spielart des malaiischen Krokodils (biporcatus) zu seyn. Einige werden dreißig Fuß lang und verschlingen Kühe, Pferde, Menschen und selbst Steine. Aber sonderbar! den Büffel greifen sie nicht an, ob er gleich wegen der Hitze einen großen Theil des Tages in den See'n und Sümpfen zubringt — diese ungeheuren Thiere tauchen ganz unter und lassen Nichts aus dem Wasser hervorstehen als einen Theil des Kopfs mit ihren großen Ohren und furchtbaren, vier bis fünf Schuh langen Hörnern. Sie müssen auf den Philippinen einheimisch seyn, denn die Spanier scheinen sie vorgefunden zu haben. Sie dienen zum Ackerbau und zum Holzfuhrwerk. Die Philippiner genießen ihr Fleisch, von den Tagalern und Bissayas werden sie zuweilen geritten. Sie sind sehr sanft, wenn sie nicht gereizt werden und lassen sich von Knaben leiten wie in Indien und Egypten, wo ich oft gesehen habe, daß Kinder von sieben oder acht Jahren auf einem Büffel über den Ganges oder Nil sezten und zwanzig bis fünfzig dieser riesigen Vierfüßler gelehrig folgten.

173. Die fliegende Katze und der fliegende Hund und der Mango.

Eine Art Katze von der Größe der Hasen und der Farbe der Füchse nennen die Insulaner Taguan. Sie hat Flügel wie die Fledermaus, nur sind sie behaart: mittelst dieser Flügel macht sie 30 bis 36 Fuß weite Sätze von einem Baum auf den andern. Von den ungeheuren Fledermäusen, die unter dem Namen der fliegenden Hunde bekannt sind, habe ich mehrere erlegt. Ihr Fleisch ist gut zu essen. Ihre Flügel endigen in große Krallen, womit sie sich wie mit ihren Pfoten kräftig an die Bäume anklammern. Wenn sie sich ausgebreitet, die Aeste mit ihren Krallen gepackt und ihren Leib gleichsam gänzlich in ihre Flügel gehüllt haben, so gleichen sie einer Kalebasse. Diese Stellung, verbunden mit ihren rothen Augen und ihrem heißern und durchdringenden Geschrei, macht sie zu einem sehr unlieblichen Wesen. Einige dieser Fledermäuse sind von einer Flügelspitze zur andern vier Fuß zwei Zoll lang. Sie leben von Früchten. Da sie in Schaaren zu Tausenden ziehen, so verursachen sie den Landleuten unberechenbare Verluste und zerstören zwischen Abend und Morgen die Ernte eines Jahrs. Im Wasser zeigen sie sich als geschickte Taucher. Ein nicht minder merkwürdiges Thier, das man auf der Insel Leyte trifft, ist der Mango. Er ist so groß als eine Maus, er hat denselben Schwanz, aber sein Kopf die doppelte Größe seines Leibes und die Schnauze ist mit langen Haaren bewachsen.

174. Der Leguan.

Der Leguan findet sich auf den Philippinen wie in Amerika. Seine Figur hat Aehnlichkeit mit der des Krokodils: aber er hat eine röthliche gelbgefleckte Haut, gespaltene Zunge und runde, hornichte Füße. Obgleich der Leguan für einen Landbewohner gilt, so schwimmt er doch leicht über die größten Flüsse. Die Eingebornen und die Spanier essen sein Fleisch: es schmeckt wie Schildkröte.

175. Der Colo-Colo, der Birahi-Kumbang ꝛc.

Die Ornithologie der Philippinen ist reich. Ausgezeichnete Vögel sind der Colo-Colo, die Turteltaube, der Fasan, der Tavu, eine Art Huhn, die ihre sehr geschätzten Eier in den Sand legt, der Calao, der wie der Hahn regelmäßig zu gewissen Stunden des Tags seine Stimme erhebt, die Salangane, besonders auf den Calamianen, und der Birahi-Kumbang, eine große Nachtigallart auf Mindanao. Auch gibt es viel Geflügel.

176. Sprache der Thiere und der Vögel.

Wie die Eingebornen meinen, hat der Birahi-Kumbang, die Blumen liebende Nachtigall, Sprache und Gesang wie der Mensch. Wundern darf man sich nicht, Plato und Flavius Josephus haben an die Sprache und die Vernunft der Thiere geglaubt. St. Basil selbst sagt in seiner Homilie über das irdische Paradies, von welchem er eine schöne Beschreibung macht, es sey bevölkert gewesen mit Thieren, die sich verstanden und geschickt mit einander unterhielten. Der gute Dupont von Nemours suchte die Sprache einiger Thiere und den Gesang der Vögel zu studiren und zu übersetzen, und so gewagt seine Schlüsse seyn mögen, wenigstens hat er seine Beobachtung auf Thatsachen gerichtet, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Denn so Viel ist einmal gewiß, daß, da die Thiere in Gesellschaft und Familie leben, sie auch einige Mittheilungszeichen haben müssen. Nach diesem Beobachter wäre es ein Irrthum, daß die Vögel immer die nämlichen Laute wiederholen. Nach seiner Versicherung begreift das Krächzen der Raben nicht weniger als 25 verschiedene Wörter, nämlich: cra, cre, cro, cron, crönon, graß, greß, groß, grons, grönoneß, crä, crea, crae, crona, groneß, crao, creo, croe, crone, gronaß, craon, creon, croo, crono, gronoß. »Erwägen wir,« fügt Dupont hinzu, »daß man mit 10 arabischen Ziffern, welche 10 Buchstaben, 10 Wörter sind, dadurch daß man 2 und 2, 3 und 3, 4 und 4 verbindet, diplomatische Ziffern von 100, von 1000 und 10,000 Charakteren bildet und daß man nur 5 und 5 verbinden dürfte, um eine Ziffer von 100,000 Charakteren zu machen, also von mehr Wörtern, als irgend eine bekannte Sprache besitzt, so wird man weniger Mühe haben, zu begreifen, daß die Raben einander ihre Gedanken mittheilen können. Ihre 25 Wörter sind hinreichend, um Vorstellungen wie die folgenden: hier, rechts, links, vorwärts, halt, fressen, Obacht, bewaffneter Mensch, kalt, warm, fort, ich liebe, ich auch, ein Nest und ein Duzend anderer Weisungen nach Beschaffenheit der Umstände und der Bedürfnisse auszudrücken. Der Hund gebraucht nur Vokale und nur zuweilen, aber bloß im Affekt, die beiden Konsonanten g und z. Die Katze gebraucht dieselben Vokale wie der Hund, aber noch sechs weitere Konsonanten: m, n, p, r, w, f. Die Spinnen gebrauchen 2 Vokale und 2 Konsonanten, weil sie die Worte Tak und Tok aussprechen.« In Bezug auf die Vögel fährt Dupont fort: »Diese energische Betonung der Rede hängt mit ihrem Liebesüberfluß zusammen. Die Vögel können diese ungeheure Kraft nicht in ihren so schwachen Muskeln finden außer durch ein Uebermaß von Leben, dessen Elemente ihre Liebe zu einer außerordentlichen Glut

anfachen. Nicht genug, daß sie lieben, sie müssen die Empfindung noch durch Intonationen und Rhythmus erhöhen. Dieß macht uns zu Dichtern und die Vögel zu Tonkünstlern. Der Hahn spricht die Sprache seiner Hennen, aber noch mehr, er singt seine Tapferkeit und seinen Ruhm. Der Distelfink, der Hänfling, die Grasmücke singen ihre Liebe. Der Fink singt seine Liebe und seine Eigenliebe, der Zeisig seine Liebe und sein wahres Talent. Das Lerchenmännchen singt ein Loblied auf die Schönheiten der Natur und entwickelt all seine Kraft, indem es die Luft durchsegelt und emporsteigt vor den Augen des Weibchens, das bewundert. Die Schwalbe, lauter Zärtlichkeit, lauter Innigkeit, singt selten allein, sondern zu zwei, zu drei, zu vier, zu sechs, in so viel Partien, als sie Mitglieder zählt. Ihre Tonleiter hat nur wenig Umfang, doch ist dieses kleine Konzert voll Anmuth. Die Nachtigall hat drei Lieder. Das erste ist das Lied der flehenden Liebe, Anfangs schmachtend, dann gemischt mit lebhafter Ungeduld, der Schluß in schmelzenden, respektvollen Tönen, die zum Herzen gehen. In diesen Gesang fällt das Weibchen ein mit sehr süßen Akkorden, auf die ein schüchternes, ausdrucksvolles Ja folgt. Sie flieht, aber . . . die beiden Liebenden flattern von Zweig zu Zweig. Das Männchen singt aus voller Kehle sehr wenige Akkorde: sie sind rasch, abgestoßen, unterbrochen durch Nachsetzen, das man für Zorn halten könnte: liebenswürdiges Zürnen! Dieß ist das zweite Lied, auf welches das Weibchen noch in kürzeren Worten antwortet: Freund! Mein Freund! Endlich arbeitet man am Nest: Das ist ein zu wichtiges Geschäft, man singt nicht mehr. Der Dialog geht fort, aber es ist nur gesprochen und kaum unterscheidet man das Geschlecht der Sprecher. Die Eier sind gelegt. Das Männchen, auf einem Ast in der Nähe desjenigen, der seine Familie trägt, etwas über ihr, mit der leichten Bewegung des Zweigs, manchmal seiner Flügel den Takt schlagend, entzückt seine Gefährtin, um sie bei der mühsamen Sorge des Brütens zu zerstreuen durch den Zauber einer unaussprechlichen Harmonie *). Die Nachtigall sucht die Einsamkeit. Doch trifft man sie nicht im Innern der großen Wälder, namentlich nicht auf den mit Tannen bewachsenen Bergen. Dieser sitzende Vogel hält sich in Gebüschen oder am Saum der Wälder auf.

*) Du Bartas suchte den Gesang der Nachtigall in wunderlichen Nachbildungen wiederzugeben, vielleicht können diese beiden Strophen seine Verse ersetzen:

Dors, dors, dors, dors ma douce amie,
Amie, amie,
Si belle et si chérie,
Dors en aimant,
Dors en couvant,
Ma belle amie,
Nos jolis enfans,
Nos jolis, jolis, jolis, jolis, jolis,
Si jolis, si jolis, si jolis
Petits enfants.

Mon amie,
Ma belle amie,
A l'amour,
A l'amour ils doivent la vie
A tes soins ils devront le jour.
Dors, dors, dors, dors ma douce amie,
Auprès de toi veille l'amour,
L'amour
Auprès de toi veille l'amour.

Ein Beobachter hat sich überzeugt, daß die Stimme der Nachtigall bei stiller Luft auf nicht weniger als eine Drittelsliene weit gehört wird und Bechstein hat ihren Gesang *) in Buchstaben ausgedrückt, die man pfeifen soll.

177. Balatés und Blutegel.

Nirgends finden sich die Fische in größerer Hülle und Fülle als in dem Archipel der Philippinen, sowohl im Meer als in den Flüssen. Unter den Fischen des süßen Wassers ist der Karpfen der delikateste, unter denjenigen des Salzwassers ist der geschäzteste eine Art Pomfret und der seltsamste der Pesce mujer oder Duyung. Der Tripan, welchen die Spanier und die Mestizzen Balaté nennen, ist sehr gemein, besonders auf den bissayischen Inseln. Ich habe diese Holothurien zwischen den kleinen Inseln de la Silanga de Ilo-Ilo sammeln sehen. Die Chinesen sind sehr darauf erpicht, die Europäer essen sie seltener. Die Balatés sind sehr dick, trocken und gerollt: man könnte sie für große Wurstzipfel halten. Man speist sie mit Geflügel und Gemüse, und dann haben sie den Geschmack von Schweinsfüßen.

Auf Luçon und Panay sah ich eine Art Blutegel, welcher die feuchte Luft der riesigen Farne zu genügen scheint. Sie war kleiner als der offizinelle Blutegel, breit, gelblicht-braun, gegen oben mit sehr kleinen schwarzen Flecken besät und längs dem Rücken schwarz gestreift. Dieser Blutegel hängt sich an den menschlichen Körper, aber sein Biß bringt nur sehr kleine Blutunterlaufungen hervor. Er schien mir ganz ähnlich denjenigen, die ich auf Ceylan sah und die mich plagten als ich von Ratnapura nach dem Adamspik ging. Ich würde sie der so häufig in Frankreich, Deutschland und England angewandten Art vorziehen.

---

*) Hier ist ein solches Nachtigallenoriginal:

Tiuu, tiuu, tiuu, tiuu,
Shepetiu tokua,
Tio, tio, tio, tio,
Kuutio, kuutiu, kuutiu, kuutiu,
Tskuo, tskuo, tskuo, tskuo,
Tsii, tsii, tsii, tsii, tsii, tsii, tsii, tsii, tsii, tsii,
Kuorartio. Tskua pipitskuisi,
Tso, tso, tso, tso, tso, tso, tso, tso, tso, tso, tso, tso,
Tsirrhading!
Tsisi si tosi si si si si si si si,
Tsorre, tsorre, tsorre, tsorrschi.
Tsatn, tsatn, tsatn, tsatn, tsatn, tsatn, tsatn, tsi.
Dio dio dio dia dio dio dio dio dio
Kuioo trrrrrrrrizt.
Lu lu lu ly ly ly li li li li
Kuio didi li lulyli.
Ha guur guur, kui kuio!
Kuio, kuui kuui kuui kui kui kui kui
Ghi, ghi, ghi!
Gholl gholl gholl gholl ghia hududoi.
Kui kui horr ha dia dia dillhi!
Hets, hets, hets, hets, hets, hets, hets, hets, hets,
Hets, hets, hets, hets, hets, hets.
Tuarrho hostehoi.
Kuia kuia kuia kuia kuia kuia kuiati.
Kui kui kui io io io io io io io kui
Lu lyle lolo didi io kuia.
Higuai guai guay guai guai guai guai guai kuior
Tsio tsiopi.

178. Metallreichthum.

Die Philippinen besitzen Goldminen: die von Mabulao und Paracale auf der Insel Luçon und von Cagayan auf Maindanao sind die bekanntesten. Aber sie werden nicht bearbeitet: man begnügt sich, einige Stücke aufzulesen und mittelst des Waschens den Goldstaub zu erhalten. Auch Silber-, Eisen-, Kupfer-, Blei-, Schwefel-, Quecksilber-Bergwerke, gleichwie Marmor-, Talk-, Mühlstein- und Salpeterbrüche enthält das Land. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es im Bezirk von Rosoboso Platinaminen gibt. Auf Maindanao habe ich Stücke Zinnober gefunden. Einige dieser Inseln bergen im Innern Edelsteine und die Küsten liefern Korallen, Perlmuscheln, Perlmutter, Siguey, wie die Spanier die kleinen Muscheln oder Cauris nennen, welche auf der Küste von Afrika, Indien ꝛc. die Stelle des Gelds vertreten, überhaupt die schönsten Muscheln.

179. Topographie.

Luçon.

Im Norden des Archipels erscheint Luçon, die beträchtlichste der Inseln. Sie wurde von den Siegern mit dem tagalischen Wort Lusong benannt wegen der Menge von Stöffeln am Eingang jeder Hütte, welche zum Ausschoten des Reises dienen. Diese große Insel ist bedeckt mit Bergen, Wäldern, Savannen, Seen, Vulkanen, Flüssen, Feldern und Gärten und bietet die romanischesten Lagen *). Die Wohnungen der Eingebornen sind einfach, aber für ihre Bedürfnisse hinreichend **). Die Dörfer sind dünn gesät und arm, aber man erblickt prachtvolle Kirchen und Klöster und selbst hübsche ländliche Kapellen wie in Bacor ***). Der südliche Theil Luçons hat eine sehr unregelmäßige Gestalt. Südöstlich breitet sich die weite Halbinsel Camarines mit ihren hohen Bergen aus, von welchen zahlreiche Flüsse und Bäche niederströmen, die die unten liegenden Ebenen befruchten. Der bedeutendste dieser Flüsse ist die Cagayana oder Tagayo, die gegenüber den babuyanischen Inseln mündet. Nach ihr kommen die Ana und die Passig. Leztere ist der Ausfluß der Laguna de Bay, eines großen Sees im Osten von Manila: sie ergießt sich in den Golf von Cavite.

180. Alcaldien der tagalischen und anderer Völker Luçons. Tondo.

Luçon zählt 15 Alcaldien. Die Hauptstadt liegt in Tondo. Diese Alcaldie begreift 29 Pueblos oder Gemeinden. Die Einwohner sind meist Fischer. Doch ist auch Zucker- und Maisbau. Tambobon hat Salinen und Leinwandfabriken. Bulacan und überhaupt ganz Luçon mit Ausnahme der Alcaldien Ilocos, Pampanga, Zambales, Pangassinan, Cagayan,

*) S. Blatt 72.
**) S. Blatt 73.
***) S. Blatt 78.

Camarines und Alvay ist mit Tagalern bevölkert. Die Tagaler haben ein besonderes Alphabet. Ihre Literatur besteht in einigen Gesängen und historischen Gedichten und in Uebersetzungen spanischer Werke über Religion und Theater.

181. Bulacan.

Die Provinz Bulacan, die auch ihrem Hauptort den Namen gibt, liegt nördlich von Manila. Ihr Klima ist gesünder als das der Hauptstadt. Die Umgebungen erzeugen viel Reis, Zucker, Cocosnüsse und gute Früchte. An den Ufern des Rio de Quinzoa erntet man 4 bis 500 Centner Indigo und in den dortigen Gärten wächst der beste Cacao auf den Philippinen. In den Jahren 1795 und 1796 hatte man eine große Kaffeepflanzung angelegt, die sehr gut gedieh. Allein die Einwohner, die für neue Kulturen keinen Sinn haben, ließen die Pflanzung halb zu Grunde gehen und die Ernte ist gegenwärtig mittelmäßig. Die Gehölze der Berge liefern allerlei Gummi und Harze und gutes Wachs, das ein bedeutender Handelsartikel ist, die Felsengrotten die beliebten Vogelnester. Die Wilden, die ohne Wohnsitze und Kleidung in den Wäldern umherstreifen, führen ein elendes Leben, das nicht über 40 Jahre reicht. Sie sind mit Wunden bedeckt. Das Eisen kommt in dieser Provinz fast an der Oberfläche der Erde vor, man findet kleine Stücke von gediegenem Kupfer, wascht aus dem Sand der Bergströme Goldflimmer heraus, hat aber bis jezt keine Minen von diesem Metall entdeckt.

182. Manila.

Auf der Westküste von Luçon (unter 14° 36′ nördlicher Breite, 118° 38′ östlicher Länge) erhebt sich Manila, die Hauptstadt des spanischen Oceaniens und die volkreichste Stadt dieses Theils der Welt. Mit Einschluß des Parian oder Markts, der Vorstadt Binondo und der andern Vorstädte beläuft sich ihre Bevölkerung auf 150,000 Seelen, während Batavia nur 60,000 zählt. Sie wurde gegründet im sechszehnten Jahrhundert auf einer Landzunge zwischen dem Meer und der Mündung der Passig, eines schönen Flusses, der eine herrliche Ebene bewässert und befruchtet *). Die Häuser sind ziemlich schön gebaut und mit einer Veranda versehen, die wie in Goa, Macao und anderswo mit Fenstern von Perlmuschelschalen verschlossen wird. Die Hauptstraßen sind gut gepflastert. Die Stadt ist erträglich fest. Eine hübsche Brücke mit einem Fortin, hergestellt im Jahr 1814, verbindet sie mit den Vorstädten, die wie das eigentliche Manila mehrere pittoreske Ansichten **) darbieten. Auf dem großen öffentlichen Platz bemerkt man die Kathedrale, den Palast des Gouverneurs mit den Balleyen, den Tribunalen und den Consistorialgebäuden, dem alten Collegium der Jesuiten, stattlichen Kirchen und Klöstern. Manila ist der Sitz eines Erzbischofs. Der Unterricht ist gänzlich in den Händen der Geistlichkeit, besonders der Mönche. Die Universität und das Collegium St. Thomas gehören den Dominikanern: sie besitzen auch das Collegium St. Johanns von Lateran, eine Erziehungsanstalt für die Söhne der vornehmen Indios und Mestizzen, denen nicht

*) S. Blatt 68. **) S. Blatt 70 und 71.

erlaubt ist, sich unter die Jugend von reiner Rasse zu mengen: denn in Manila herrscht der Adel der Haut. Es gibt auch Spezialschulen für die Töchter dieser beiden Völker. Das Theater ist ziemlich armselig: es ist eine Art geräumiger Scheuer mit Strohdach. Nichts desto weniger ist Manila eine üppige Stadt: in keinem der malaiischen Lande habe ich so viel drei- und vierspännigen Wagen (birloches) gesehen. Die Alameda ist ein artiger Spaziergang vor den Mauern.

183. Pampanga.

Eine der merkwürdigsten Provinzen ist Pampanga. Ihre Einwohner sind ausgezeichnet durch Treue und Redlichkeit, obwohl ihre Lebensart keineswegs an das goldene Zeitalter erinnert, wie Malte-Brun etwas leichtsinnig behauptet hat. In den Hochgebirgen gewahrt man den Trichter eines alten Vulkans, von dessen Ausbrüchen die Geschichte schweigt. Mehrere durch Sprachen und Sitten verschiedene Völkerschaften von Aëtas bewohnen die bergichten Gegenden. Man begegnet daselbst einer eigenthümlichen Klasse, den Balanes: sie ist entstanden durch Leute, welche ihre Laster oder Verbrechen genöthigt haben, aus der Gesellschaft der Europäer zu fliehen. Diese Balanes leben vom Raub, meist an den Ufern und Zuflüssen des Rio-Chico. Niemand wagt es, sie in ihren Schlupfwinkeln zu verfolgen. Aus Pampanga werden Zucker, Mango und andere Früchte ausgeführt. Die Buripalme gibt eine Art Brod, ein Getränk, Tuba genannt, Wein und Essig, Honig und Zucker. Diese Palmen wachsen in Ueberfluß am Rio-Chico bis an den Fuß des Berges Arayat, wo man Goldflimmer sammelt. Die Tabakfabrik in Cuvias hat nach der in Manila im Jahr 1827 erschienenen Statistik von 1815 bis 1819 5000 Arrobas Tabak geliefert. Der Hauptort der Provinz ist Bacolor.

184. Pangassinan.

In der Provinz Pangassinan führen die meisten Flüsse Goldflimmer und die Igolotten beuten eine Goldmine aus, deren Metall übrigens von keinem guten Schrot ist. Auch gibt es eine goldhaltige Kupfermine. Kostbare Hölzer wie Narra, ein rothes Holz von großem Maßstab und dem Acaju ähnlich, Mangatschapui und mehrere weiße Hölzer, woraus man Ruder und Faßdauben verfertigt, werden gleichfalls gefunden. Aus dem Saft des Gogo, einer riesigen Liane, wird eine Seife gemacht, welche für die Bedürfnisse der Haushaltungen hinreicht. Die Eingebornen sind thätig und gewerbfleißig, sie treiben Handel- und Küstenschifffahrt und man nennt sie die Chinesen der Philippinen. Man baut in Pangassinan gute Schiffe. Lingayen ist der Hauptort.

185. Ilocos.

Ilocos wird in den nördlichen und südlichen Bezirk eingetheilt. Hier sind auch Igolotten oder Schwarze, die sich, in Ermanglung von Reis und Hülsenfrüchten, mit Hunden, Katzen und andern Thieren nähren. Man unterscheidet zwischen Indios Negritos und Indios Tenguianes, welche nach der Sage von chinesischer Abkunft sind. Diese beiden Stämme sind

sehr industriös: sie haben Richter, die jährlich neu gewählt werden. Eine Mauer oder Verschanzung schützt sie gegen die Einfälle der Igolotten. Obrist Don Ildefonso de Aragon sagte, sie seyen zu sehr Chinesen, als daß es leicht wäre, sich mit ihnen zu unterhalten. Sie sind sehr verschieden von den Negritos Alaguites, geschwornen Feinden der Arbeit, es sey denn, daß sie ihnen Reis und Tabak verschafft, wovon sie ausnehmende Liebhaber sind. Ilocos ist die beste Alcaldie auf den Philippinen. Sie enthält nicht weniger als 325,000 Seelen mit Inbegriff von 12,000 Tanguyanes, einer Völkerschaft, die gegen einen leichten Tribut, den sie an Spanien entrichtet, ihre Unabhängigkeit behauptet.

186. Zambales, Cagayan, Camarines und Alvay.

In der Provinz Zambales ist der treffliche Hafen von Subic: derselbe ist gegen alle Winde geschützt, hat mehr als zwanzig Buchten und man kann unmittelbar am Ufer in zwanzig Faden Tiefe vor Anker gehen. Die lezte Provinz im Norden Luçons ist Cagayan. Sie nährt die schönsten und stärksten Männer auf den Philippinen wie Bulacan die schönsten Frauen *) auf Luçon. Wenn die Cagayans reisen, führen sie Bogen und Pfeile und haben eine Art chinesischen Hut, Salacot **), auf, der bei den Reichsten mit einem Stück Gold verziert ist. Die Halbinsel Camarines zerfällt in zwei Provinzen: Camarines und Alvay, leztere berühmt durch ihren Vulkan. Daher ist auch keine so sehr Erdbeben unterworfen. Naga ist der Hauptort der erstern, Alvay der andern. Nueva Caceres ist eine bischöfliche Stadt. Die Insel Catanduanes gehört zu Alvay.

187. Andere merkwürdige Orte auf Luçon.

Einige Lieues von Manila und dessen schönem Golf ist Cavite auf der Südküste, sechs Monate des Jahrs Manila's Hafen und Hauptort einer Alcaldie, auch der Sitz der Kriegsmarine. Das Zeughaus von Cavite besizt mehrere ansehnliche Schiffswerften, aber die Stadt selbst ist ein Haufen schlecht gebauter Häuser mit engen und schmuzigen Gassen und einer elenden Bevölkerung von 6000 Seelen. Tayabas, an dem Meer von Mindoro, wo mehrmals die berühmte Gallione von Acapulco einlief, enthält 13,000 Einwohner. Cabecera de Vigan, Sitz des Bischofs und Alcalde von Ilocos, hat eine bewunderungswürdig unterhaltene Kunststraße. Pavoy ist ein Ort von 18,000, Bataque von 24,000 Einwohnern. Die Alcaldie Balangas hat Balangas, Laguna hat Passanhas zum Hauptort. Ylagan nebst Nueva Segovia, der bischöflichen Residenz, ist der Hauptort von Cagayan, Valert von Nueva Ecija. Noch gibt es viele beträchtliche Dörfer, die jedoch nichts Anziehendes haben als eine große Anzahl Kirchen und Kapellen.

---

*) S. Blatt 77.

**) Die Kinder in diesem Archipel gehen bis zum zehnten und zwölften Jahr nackt. Dies ist in diesem heißen Land eine Nachläßigkeit in Bezug auf die natürlich früh entwickelten Töchter, worüber Vages (voyage autour de monde et vers les deux pôles) seine Verwunderung nicht bergen kann. Auf einem Spaziergang eine Stunde von Manila näherte er sich dem Haus eines Eingebornen, vor dem ein Mädchen von zehn oder eilf Jahren saß. Ihr Hemdchen lag zusammengewickelt neben ihr. Als sie den Fremden ansichtig wurde, stand sie schnell auf und that es an. Obgleich aber diese Hemden nur bis an den Nabel reichen, hielt sie ihren Anzug für ganz schicklich, weil sie die Schultern bedeckt hatte. Wir können nicht nur von den Philippinen, sondern von den meisten Gegenden des Orients und Egyptens diese Beobachtung bestätigen.

188. Vulkane.

Im Süden von Camarines in der Nähe der Embocadura de San Bernardino ist ein erhabener Kegel: man erblickt ihn von zwei Meeren, er speit fast beständig Flammen, so daß er den Schiffern als Pharus dienen kann. Von diesem Vulkan hat die Provinz Alvay ihren Namen. Der von Taal *) ist acht Lieues von Manila, an einem See, der süßes, wiewohl salzicht schmeckendes Wasser hat. Er hat zwölf Lieues im Umfang und ist für kleine Fahrzeuge schiffbar. Ich habe mich darin am Fuß des Vulkans gebadet. Im Jahr 1754 wurden durch die seinem Ausbruch vorausgegangenen Erderschütterungen die Stadt Taal und andere Ortschaften zerstört. In der Provinz Ilocos, in der Landschaft der Igolotten, ist noch der Vulkan Arringuay.

189. Grotte von San Matthéo.

Unter den Naturmerkwürdigkeiten der tagalischen Gruppe ist die Grotte von San Matthéo nicht zu vergessen. Es ist eine Aushöhlung von beinahe 2000 Fuß Tiefe mit einer sehr wechselnden Höhe. Der Boden ist von Gestein und Erde, von Zeit zu Zeit durchschnitten durch große Lachen, in denen man bis an den Gürtel waten muß. Abgesehen von den nicht sehr zahlreichen Versteinerungen ist diese Grotte weit unter ihrem Ruf. Die Eingebornen wagen nicht hinabzusteigen. Sie glauben, sie sey von bösen Geistern bewohnt und stehe mit China in Verbindung. Die armen Leute!

190. Laguna de Bay.

Die Laguna de Bay ist ein prächtiger Binnensee von ungefähr dreißig Lieues im Umfang. Dieser See scheint mit den ihn umgebenden Vulkanen zusammenzuhängen. Myriaden großer Barken und Kähne beleben seine Buchten und Landungsplätze. Die Dörfer mit schönen Kirchen und niedlichen Hütten und rings die schroffen Ufer und fruchtbaren Felder machen den Anblick unendlich pittoresk.

191. Bäder.

Jenseits Santa Cruz, in einer lieblichen Schlucht, ist das kleine Dorf Los Baños mit berühmten Mineralwassern. Dieses Dorf ist an dem Abhang eines vulkanischen Berges erbaut und die Quelle, die daraus hervorgeht, hat Siedhitze. Sonnerat versichert zwar, Fische darin gesehen zu haben, aber Dieß wäre zu seltsam, denn keine Pflanze keimt in diesem Born und ein Ei wird in drei bis vier Minuten hart. Diese Wasser erinnern an das todte Meer und sind wirksam gegen Hautkrankheiten. In Manila wird in den guten Häusern ganz patriarchalisch gebadet. Männer und Frauen, je auf einer entgegengesetzten Seite, setzen sich halb bekleidet in eine Art Teich: da trinken, essen, plaudern und spielen sie.

*) S. Blatt 73.

192. Hahnenkämpfe.

Die Hahnenkämpfe *) sind ebenso im Schwung auf den Philippinen als auf Java, Kalemantan und in den übrigen Malaienlanden. Ich weiß sogar nicht, ob die Philippiner nicht noch leidenschaftlicher für diese Spiele sind als die Javaner. Manche opfern durch Wetten für den einen oder andern Hahn ihr Vermögen. Ich habe Personen gesehen, die zu St. Anton beteten, damit er diesen befiederten Kämpfern den Sieg verleihe. Mit den Toreadores von Madrid und Sevilla kann in Spanien nicht so viel Aufhebens gemacht werden als mit einem Hahnenkampf in einer Versammlung von Tagalern oder Bissayas.

193. Bissayische Gruppe.

Die Gruppe der großen und kleinen bissayaischen Inseln begreift alle Inseln im Süden von Luçon. Masbate, Burias und einige andern Eilande, gleichwie das mittägliche Maindanao, sind von Spanien unabhängig. Zur Zeit der Entdeckung wurden sie von den Spaniern Islas de los Pintados genannt, weil die Eingebornen sich den Leib und das Gesicht bemalten. Die bissayischen Inseln bilden 15 Provinzen.

194. Samar, Leyte, Zebu und Bohol.

Die Insel Samar, die wichtigste, hat 134 Lieues im Umfang. Sie ist ziemlich fruchtbar an Reis, Cocosnüssen, Ebenholz ꝛc., wird aber von den Malaien oft verheert. Malte-Brun versetzt den Paradiesvogel dahin. Ich und kein Einwohner hat ihn gesehen. Büffel (caravaos), Rehe, große Affen, Loris, Turteltauben und andere Vögel, wilde Bienen gibt es in Ueberfluß. Die Insel ist wenig volkreich. Der Sitz des Alcalde ist in Cabalonga. Sagor ist der Hauptort und Bay-Bay der beste Hafen. Leyte ist von Samar nur durch die kleine Meerenge von Juanico getrennt. Diese Insel wird von den Seeräubern gleichfalls heimgesucht und ist daher wenig bevölkert. Zebu und Bohol sind nicht sonderlich fruchtbar. Zebu, Hauptort der Provinz, ist der Sitz eines Bischofs und wird in der bürgerlichen Hierarchie als zweite Stadt der Philippinen angesehen. Sie hat gegen 3000 Einwohner.

195. Buglas oder Negros.

Diese Insel ist ziemlich groß, aber auf den Küsten entvölkert. Die Eingebornen, welche Schwarze sind, ziehen sich ins Innere zurück, nur ihr Häuptling kommt bisweilen nach Iloc, wo der Alcalde seinen Sitz hat. In der Nähe dieser Stadt gewahrt man den 600 Toisen hohen Berg Cavayan. Ich habe mehrere von dessen Bewohnern gesehen: sie sind von demselben Geschlecht wie die Papuas mit Ausnahme einiger verschollener Endamenier. Sie empfangen bei ihrer Geburt den Namen des Baums oder der Grotte, wo sie das Licht der Welt erblickt haben: daher heißen sie Papaya, Guha ꝛc.

*) S. Blatt 79.

196. Panay. Schwarze Zwerge.

Die dreieckige Insel Panay enthält ebenfalls Igolotten oder Papuas und Endamenier. Hier habe ich die schwarzen Zwerge (melano-pygmées) kennen gelernt: sie hausen in den Wäldern und auf den Bergen. Ihre Kinder benennen sie nach Bäumen, Felsen ꝛc. Ihre Haare sind nicht kraus wie diejenigen der Afrikaner, ihre Haut nicht so schwarz, ihre Nase nicht so abgeplattet, noch ihre Backenknochen so vorstehend. Ueberhaupt thut ihre Kleinheit (unter vier Fuß) ihrer Wohlgestalt keinen Eintrag. Sie gehen gänzlich nackt und sind so leichtfüßig, daß sie oft ohne Hülfe ihre Pfeile Thiere fangen und dann bleiben sie wie die Raben bei dem Aas, bis Alles aufgezehrt ist. Sie tauschen den Honig und das Wachs ihrer Wälder gegen Messer, Branntwein und Tabak aus. Uebrigens führen sie mit ihren Weibern und Kindern, fern von den Bissayas und den Spaniern, ein sehr friedliches Leben. Panay hat drei Alcaldien: die von Capis im Norden der Insel an einem ziemlich tiefen Fluß, die von Ilo-Ilo im Osten und die von Antique im Südwesten. Die beiden ersten Orte haben einen Hafen, der leztere eine Rhede. In Ilo-Ilo wird eine unermeßliche Menge Reis eingethan und in Antique Ebenholz und Sibucao. Die Städte Molo und Xaro sind bevölkerte und reiche Entrepots. Die Frauen sind daselbst schön, wohlgewachsen und weißer als in dem übrigen Archipel. Durch mehrere Häusergruppen mit dem Hafen Ilo-Ilo verbunden, bilden diese Städte gleichsam eine einzige Stadt, welche sicherlich nach Manila die beträchtlichste in dem Archipel seyn könnte. Das Land hat an kostbaren Hölzern, an Wild, besonders Hirschen, Schweinen und Mango's, Ueberfluß. Aus dem Sinimaya, einem Tuch aus den Fasern einer Bananenart, werden Hemden verfertigt. Ich besitze eines, das an Feinheit den Battist weit übertrifft: man kann es leicht in der Hand verbergen. Hüte, Cigarrenbüchsen und andere Stroharbeiten werden sehr schön gemacht. Die Einwohner von Ilo-Ilo, Molo und Xaro schienen mir viel gebildeter als die der andern philippinischen Städte. Das Castell von Ilo-Ilo ist erbärmlich, aber seine Lage so, daß, wenn es gehörig befestigt würde, die Rhede unangreifbar wäre. Die Schiffe ankern in 8 bis 14 Faden Tiefe.

197. Calamianes, Mindoro ꝛc.

Der Alcalde der Calamianes wohnt in Culion. Die Niederlassung in Tay-Tay, in dem nordwestlichen Theil der Insel La Paragua oder Palavuan, ist ein Anhängsel dieses Bezirks. Nordöstlich von hier und südlich von Luçon ist die 40 Lieues lange und 15 Lieues breite Insel Mindoro. Der Minister, Herzog von Choiseul hatte die Abtretung dieses schönen Landes an Frankreich begehrt, aber die Spanier wollten nicht: es könnte eine der herrlichsten Kolonien in diesen Archipeln werden. Calapan, welches der Hauptort ist, Baco, Santa-Cruz und einige andere Punkte sind von den Spaniern besezt. Auf den übrigen Philippinen hat Spanien keine Ansiedlungen, außer etwa auf den babuyanischen, den graftonischen und den Baschiinseln. In seinen gegenwärtigen Finanzverlegenheiten müßte es mit den unermeßlichen anbaufähigen Ländereien auf Luçon, Leyte, Samar, Panay ꝛc. ein hübsches Stück der Nationalschuld tilgen können.

198. Maindanao.

Außer der Gruppe der bissayischen Inseln, eine Abtheilung für sich, liegt die Insel Maindanao, die ungefähr 300 Lieues im Umfang hat und in den spanischen und den unabhängigen Theil zerfällt. Der spanische Theil steht unter drei Alcalden und einem Gouverneur. Der erste Alcalde wohnt in dem Städtchen Missamis an der Bai von Panguil, fast mitten auf der Nordküste; der zweite in Dapitan, auf derselben Küste; der dritte in Caraga, auf der Nordostküste. Die Stadt Zamboanga auf der Südwestküste ist der Sitz des Gouverneurs. Sie hat ein Castell von Stein, nicht von Erde, und dieses Castell ist (Was Viel heißen will) mit Kanonen bewaffnet: es ist der wichtigste feste Platz in diesem Archipel nach Manila. Die Küste ist schwer zugänglich wegen der raschen Strömungen. Zamboanga zählt gegen 1200 Einwohner. Der Süden von Maindanao ist unabhängig. Er gehorcht einem Sultan, der auch über die kleine Gruppe der Menguisinseln zwischen Maindanao und den Molukken seinen Scepter erstreckt. Der Sitz dieses Fürsten ist in Selangan am Pelandschi, einer Stadt von 10 bis 12,000 Einwohnern, wenn man die geringen Ueberbleibsel der Bevölkerung des auf der andern Seite des Pelandschi gelegenen, jezt fast gänzlich verödeten Maindanao einrechnet. Pollock oder Sagur ist eine kleine Handelsstadt, bemerkenswerth wegen ihres Hafens, der einer der besten auf den Philippinen ist. Die Insel hat mehr als zwanzig schiffbare Flüsse und viele Bäche. Die Flüsse wimmeln von Fischen. Reis, Ignamen, Sago sind die Hauptnährpflanzen, auch werden Trauben gelesen. Talc gibt es reichlich und ich habe Zinnober gefunden. Eine Menge Grotten dienen den Fledermäusen zur Herberge. Die Einwohner von Maindanao wie diejenigen des Bundes der Illanos sind sehr unternehmende Corsaren. Wir halten sie für Nachkommen der Illanos von Borneo. Dieser Bund im Westen der Sultanei Maindanao besteht aus sechszehn Staaten, die von kleinen Sultanen oder Häuptlingen und in zweiter Stufe von Datus, einer Art Baronen, regiert werden. Tapahan, Tagulo und Mahargan sind ziemlich bedeutende Ortschaften: jede hat ihren Hafen. Die Urbevölkerung waren Endamenier, später kamen Igolotten. In den Gebirgen findet man auch Alfuras mit lohfarbiger Haut. Man unterscheidet Maindanaer, Caraqos, Lutas und Subanis. Einige sind Götzendiener und Menschenfresser. Die Lutas der Küste sind Fischer: sie bekennen sich zum Islam und haben ihre Imame für den Dienst der Moscheen und der Schulen. Gleich den Malaien auf Kalemantan tragen sie eine Art Turban. Ich habe mehrere ihrer Schiffe gesehen: sie führten kleine Kanonen, Ein- bis Zweipfünder, selten Vierpfünder, und 60 bis 80 Mann, welche bis an die Zähne bewaffnet waren, ja zuweilen einen Brustharnisch und einen ebenso geringelten Helm mit Visir trugen, woran Kris, Kampilan oder Pfeile abprallten. Der Westen ist von wilden Stämmen bewohnt. Die Sprache auf Maindanao nähert sich dem Bissaya.

199. Maindanaischer Urwald.

Ungünstige Winde hielten mich in der Bai von Siokon, auf der Westküste von Maindanao, zurück. Da und dort sah ich Schotengewächse,

Gebüsche von langen baumartigen Lianen, dichte Dschongeln, Vaquois, tausendwurzelige Leuchterbäume, krautartige Pflanzen von einer starken und holzichten Organisation. Ich erstieg einen steilen Abhang und nachdem ich lange Zeit mitten durch Sagobäume, Bambus und einige wilden Zimmetbäume gewandert war, gelangte ich in einen der auf den malaiischen Inseln, besonders den Philippinen, meist undurchdringlichen, äußerst romantisch anzuschauenden Urwälder *). Da warfen empor ihre Aeste die Palo Marias, die traubenförmigen Muscatbäume, die Cocos-, die Arekabäume (bunga), gleich leichten Säulen epheuartig umschlungen bis an den Gipfel von dem Vehuco und dem Macabunbay, schöne Tamarhinden wiegten ihre oft vom Blitz getroffenen hundertjährigen Häupter und bildeten undurchsichtige Dächer von Grün. Diese Gewölbe zweiten Rangs waren überragt von der wahrhaft schwindelnden Höhe des Ebenholzes und den mehr als 200 Fuß hohen Tannen und Akazien, die man für einen andern Wald halten konnte, der sich über dem ersten erhob. Ob wir gleich mitten im Tag waren, mußten einige bissayische Matrosen uns mit Dammarfackeln leuchten, und trotz unserer guten Bewaffnung und der Begleitung eines ungeheuren furchtbaren Hundes aus Manila hatten wir uns zu hüten vor zahlreichen Schweinen, langen Nattern, dem riesigen Python und Ibitin und vor den wilden Menschen der Berge und der See'n **), Feinden der Weißen, die sich in diese Irrgänge wagen würden. Der geschickteste Pinsel vermöchte nimmer zu schildern, Was sich meinen Augen darbot, als ich wieder das Azur des Himmels sah, als ich in der Ferne die Waldströme rauschen hörte und die imposanten benachbarten Berge, diese reiche, majestätische und schimmernde Natur betrachtete. Die bläulichte Flamme unserer Fackeln war erloschen vor den Strahlen der tropischen Sonne. Der plötzliche Uebergang aus dem Tartarus in die elysäischen Gefilde hätte mir nicht mehr Staunen verursacht. Die Bewunderung, die ich empfand, erregte in mir unnennbare Gefühle. Ich stand still, um mit Muße dieses entzückende Gemälde zu genießen. Ich suchte mich wieder zu erkennen und meine schwachen Augen zu gewöhnen an den ungewohnten Glanz dieses Meers von Licht, von dessen magischer Wellenbewegung kein Diadem von Diamanten und blendenden Edelsteinen einen Begriff gäbe. Endlich machten wir uns auf den Rückweg zum Schiff, aber der Weg war lang und mühsam. Als wir in der Nähe der Küste auf der Höhe anlangten, welche die große verödete Rhede von Siokon beherrscht, stieg die Sonne nieder gegen den Ocean. Einige Wolken nur erschienen prächtig gefärbt in den reichsten Strahlenbrechungen von Gold, Purpur und Feuer, deren Wirkung noch ausdruckvoller wurde durch den eigenthümlichen Kontrast zwischen dem dunkeln Blau des Himmels und der Fluth. Immer erhabener wurde das feierliche Schauspiel. Kaum war die Sonnenscheibe verschwunden, so trat an ihre Stelle ein unermeßlicher Teppich eines blassen durchsichtigen Grüns und verbreitete die mannigfaltigsten Farbentöne, Gestalten und Bewegungen. Schon hatte die Nacht den Tag verdrängt: unser Schiff lag vor uns und wir standen, die Augen gegen den Horizont gewendet, in religiösem Schweigen. Unsere Einbildungskraft war überwältigt von der Großartigkeit der Erscheinung. Unsere Füße weigerten den Dienst und wir hatten keine Kraft, als zu fühlen, zu bewundern und den Vater der Natur zu segnen.

*) S. Blatt 89.

**) Die Wörter main banac bedeuten Seevölker.

200. Sitten und Lage der Urbewohner.

Die Aëtas, wilde Neger mit etwas wollichten Haaren, sind die Urbewohner der Philippinen wie des größten Theils der Malaienlande. Nach der Sage dieser Völker hießen die Schwarzen in fernen unbekannter Zeit Dayers und Endamenier, diese wurden besiegt und in das Innere zurückgeworfen von den Igolotten oder Papuas aus der Insel Kalemantan, und endlich kamen von eben daher die Biadschus, die Tagaler und die Bissayas, besiegten die Igolotten und bemächtigten sich der Küsten. Heutiges Tages werden die ureingebornen Neger Aëtas und die Papuas werden Igolotten oder Negritos genannt. Auf mehreren großen Inseln wie Buglas und Panay weiß man sie sehr wohl zu unterscheiden. Die Erstern sind rußfarbig, das Haar ein wenig kraus, die Andern sind schwärzer, haben angenehmere Formen und Rollhaare. Ich habe indeß mehrere hübsche Aëtasmädchen gesehen. Die Philippiner wurden dieser Schwarzen nur mit größter Mühe Meister und vertrieben sie aus dem Flachland. Diejenigen, welche die Spanier auf Luçon vorfanden, hatten einen Anfang von Bildung. Sie lebten unter einer Regierung, die zusammengesezt war aus Häuptlingen, denen Greise zur Seite standen, welche über die Gesetze wachen sollten, und nur um die Mitte des Leibes pflegten sie eine Bedeckung zu tragen. Noch gehen die Aëtas insgemein nackt. Ihre Geschäfte sind die Jagd, der Fischfang und das Aufsuchen wilder Früchte. Bogen und Pfeile sind die einzigen Waffen, die sie besitzen und die sie mit Gewandtheit handhaben. Sie reden eine Sprache, die von derjenigen der gesitteten Indios abweicht. Unter ihnen trifft man Kinder, die trotz ihrer schwarzen Eltern fast ganz weiß sind: sie sind in Manila unter dem Namen Sonnensöhne bekannt. Die Mönche auf der Grenze fahndeten auf einige Aëtas, um sie zu taufen, diese Wilden waren jedoch schnell wieder in ihren Bergen, so wie sie sich ihren Wächtern entziehen konnten. Dort beuten sie ziemlich beträchtliche Goldbergwerke aus mit einem jährlichen Ertrag von 20,000 Piastern. Die Regierung in Manila unterhält noch einige Missionen zu ihrer Bekehrung: allein da die Geistlichen wissen, daß die Aëtas bei erster Gelegenheit ihrem priesterlichen Ansehen sich entziehen, so taufen sie nur Kinder, welche die Spanier oder Mestizzen in einem Alter kaufen, in welchem ihnen die Lebensweise ihrer Väter noch nicht zur andern Natur ist. Uebrigens sind die Neger auf den Philippinen unter dem Namen Aëtas so vermischt, daß in ihren Bräuchen, ihren Zügen und ihrem Wuchs nur wenig Unterschied zu bemerken ist. Bei einigen ihrer Stämme begegnet man Hermaphroditen, welche die Tagalier Binabagos nennen. Diesen Bergbewohnern ist es bei den Früchten eines ergiebigen Bodens, der keine Arbeit fordert, wenn man sich mit dem Nothwendigen begnügen will, im Allgemeinen so wohl, daß sie außerordentlich faul sind. Sie hatten sehr heftige Kämpfe zu bestehen, um den glatthaarigen Indios das Holzhauen in ihren Bergen zu wehren: sie ließen sich einen Tribut in Tabak entrichten. Jezt, weniger zahlreich und furchtsamer geworden, lassen sie ihre Feinde sich ausbreiten, wo sie wollen, und nicht lange, so werden sie von ihrem Geburtslande verschwunden seyn, wenn sie sich

*) S. Blatt 76.

nicht der Gesittung in die Arme werfen, die sie von allen Seiten einengt. Man hat über die Volkszahl dieser Wilden keine bestimmten Angaben, sie mögen aber ein Drittheil der Zahl der gebildeten Indios ausmachen. Einst waren ihre Häuptlinge Despoten aus der Sippe des Adels, der noch jezt den ausgezeichneten Titel Bañan führt, während die Plebejer Calianes heißen. Die Bañans hatten durch ihre Talente und ihre Tapferkeit die Macht an sich gerissen. Der Sohn folgte dem Vater als Erbe seiner Gewalt, die sich mehr oder weniger ausdehnte nach Maßgabe der Sklaven, die er besaß, und der Dörfer, die ihm unterworfen waren. Sie befanden sich mit ihren Nachbarn in beständige Kriege verwickelt, in welchen es auf Gefangene abgesehen war, weil sie dadurch ihre Macht vergrößerten. Diese Staatsweisheit ist auf Malakka, Kalemantan, Celebes und Maindánao noch jezt im Schwung. So lebten drei Klassen von Menschen beisammen: die erste waren die Besitzer der Dörfer und ihre Verwandten, die zweite Sklaven und die dritte Klasse freie Einwohner oder Solche, welchen die Häuptlinge die Freiheit geschenkt hatten. Diese nennt man Timawat. Zur Zeit der Ankunft der Spanier kannten diese Indios die Schrift, doch hatten sie keine geschriebenen Gesetze. Der Häuptling mit den Greisen entschied Zwiste. Im Fall eines Todschlags bildeten die Verwandten des Umgekommenen ein Gericht, das in lezter Instanz urtheilte, entweder sich mit dem Schuldigen um eine Geldsumme abfand oder ihn, wenn er nicht zahlen konnte, hinrichten ließ. Oder man wandte das Recht der Wiedervergeltung an: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Dieses beinahe in ganz Malaienland übliche Recht kommt vielleicht von den Arabern her, die es wahrscheinlich von Moses hatten, der es von den Egyptiern entlehnt haben kann: es ist gewöhnlich da zu Haus, wo die Lebensverhältnisse sehr einfach, die Leidenschaften noch nicht durch die zartern Begriffe der Humanität gemildert sind. Im Mittelalter hatte es in mehreren Staaten Europa's Geltung und man hat es auch in Amerika gefunden. Aber auf den Philippinen erstreckte sich dieses Gesetz nicht auf den einzelnen Schuldigen, sondern auf ein ganzes Land. Allen Bewohnern seines Gaues wurde der Krieg erklärt und wenn der Verbrecher sich in einem andern Dorf aufhielt, so machte dieses mit demjenigen Dorf, gegen das die Feindseligkeiten gerichtet waren, gemeinschaftliche Sache. Kaufte Jenen der Häuptling nicht los, so wurde das Land verheert und möglichst viele Leute in Gefangenschaft geschleppt. So sind in China alle Bewohner einer Gasse für die Schuld eines Einzigen verantwortlich. Die Strafe der Diebe war, daß sie einen Stein vom Boden eines Kessels mit siedendem Wasser herauslangen mußten. Der Eigenthümer war dadurch freilich nicht entschädigt. Eben so kam von der Summe, durch welche Einer sich loskaufte, in der Regel ein Theil dem Häuptling zu, der andere den Richtern. Ehebruch und Mangel an Achtung gegen die Greise wurden gleichfalls mit Geld gebüßt. Die Aëtas waren und sind Sklaven ihres Aberglaubens. Ein seltsames Stück Aberglauben ist das Patiniak. Es ist eine Art Verhexung des Kinds, das eine Frau in ihrem Schoos trägt. Diese Verhexung besteht darin, daß die Schmerzen der Niederkunft verlängert, diese wo nicht gar verhindert wird. Um das Patiniak aufzuheben, verschließt der Mann, wenn die Geburtswehen am heftigsten sind, sorgfältig die Hütte, zündet ein großes Feuer an, entäußert sich der wenigen Kleider, die ihn bedecken, und schwingt wüthend den Kampilan, bis seine Frau entbunden ist. Ein anderer Aberglauben ist die Furcht vor dem Tigbalan, einer

Art Gespenst, das in gräulichen Gestalten erscheint und von den Wilden mit lächerlichen Ceremonien exorcirt wird. Die Aerzte der Aëtas sind nicht wie die unsrigen, die sich zu dem Kranken begeben, um ihn zu erleichtern, zu trösten, zu tödten oder zu heilen. Sie haben diese Wilden überredet, daß, wenn sie ihnen folgen, sie bald von allen Gebrechen genesen. Daher sind auch ihre Hippokrate oft begleitet von einem zahlreichen Gefolge, das in ihren Verheißungen leibt und lebt. Ueber die Scharlatanerie dieser wilden Doktoren darf man sich nicht wundern in civilisirten Ländern, wo so viele Afterweise es nicht verschmähen, sich dieser Hülfsquelle zu bedienen, um sich zu erheben und zu leben auf Kosten der echten Gelehrten, welche Feinde der Lüge und der Kabale sind. Die Religion der Aëtas ist mehr eine knechtische Furcht als eine wahre Gottesverehrung. Von den Tröstungen des Gebets, von Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, von der Unsterblichkeit der Seele wissen sie Nichts, aber sie glauben an die Macht böser Geister, Nonos genannt, welchen Priesterinnen, Babailanas oder Catalonas, Reis, Cocosnüsse und Schweinefleisch opfern. Solche Opfer werden auch den Seelen der Voreltern dargebracht. Sie halten bei dieser Verrichtung eine Lanze in der Hand. Die Schwarzen von Luçon meinen, auch die Todten hätten ihre Bedürfnisse. Deßwegen begraben sie sie mit Waffen und Kleidern und legen für mehrere Tage Nahrungsmittel ins Grab. Bei der Leichenfeier lassen sie dem Todten unter sich einen Platz leer, damit er an dem Schmaus Theil nehmen kann. Sie sehen ihn, wie Macbeth den Schatten Banco's sah und sie sind überzeugt, daß er Freude empfindet über die Thränen, welche seine Freunde um ihn vergießen und daß er auch sonst manchmal der niedern Feuerstelle, die er verlassen hat, seinen Besuch abstattet. Um sich Dessen zu vergewissern, bedecken sie den Heerd mit Asche und wenn sie die geringste Spur bemerken, so ergeben sie sich tiefer Trauer. Sie sagen, der Todte sey zurückgekehrt, um eine Rache auszuüben und alsbald opfern sie, um seinen Zorn zu beschwichtigen. Dieser Aberglauben besteht wie in den Tagen der Eroberung des Archipels der Philippinen durch die Truppen Spaniens oder vielmehr durch die Bataillone seiner Mönche.

201. Bild der civilisirten Indios.

Die Tagaler und die Bissayas oder die civilisirten Indios auf den Philippinen sind im Ganzen klein, aber gut gewachsen und von bemerkenswerther Muskelkraft. In ihren Zügen haben sie große Aehnlichkeit mit den Malaien. Ihre Nase ist jedoch vorspringender, die Backenknochen weniger hoch, die Haut mehr ins Weiße stechend. Ihre Haare sind dunkelschwarz: sie tragen sie *) wie die Malaien und geben ihnen durch das beständige Einschmieren mit Cocosöl eine Art Firniß. Diese Gewohnheit herrscht in ganz Indien. Die Frauen verrathen viel Schönheitssinn in der Art, wie sie ihre Haare anordnen, die sie mit langen silbernen und goldenen Stecknadeln heften und mit köstlich riechenden Kilong-Kilong-Blumen schmücken. Sie drapiren sich anmuthig mit dem Cambay und dem Tapis, einer Art Unterrock, welcher die Gestalt nach Belieben hervortreten läßt. Diese Völker sind verständig, aber träg, wiewohl unter ihnen Viele, die

*) S. Blatt 61. **) S. Blatt 77.

allen Strapatzen und Gefahren der See trotzen, sodann Freunde des Vergnügens, besonders des Spiels und sehr vorurtheilsvoll. Sie sind gelehrige Werkzeuge in den Händen der Mönche, deren Einfluß auf ihren Geist grenzenlos ist. Nicht zu leugnen ist aber auch, daß diese Pfaffen sich oft der Christen dieses Archipels mit Wärme annehmen gegen den Despotismus und die Habsucht gewisser Alcalden. Die Tagaler und die Bissayas sind außerordentlich auf Poesie und Musik erpicht: sie besitzen eine Menge Freuden-, Trauer-, Kriegs- und Ruderlieder. Sie haben Sänger, die sie Mapagavit, und ein Instrument, das sie Avitan nennen. Die Ruderlieder heißen Hinli *).

*) Ich habe selbst an Ort und Stelle einige Verse gedichtet, die gleichsam die Beschreibung der Inseln und Völker des Archipels der Philippinen in einen Rahmen zusammenfassen. Sie bilden einen Theil des großen Gedichts: Le barde voyageur ou l'univers poetique: es sollte eine Erwiederung seyn auf ein portugiesisches Gedicht, das mir mein Freund, Obrist Felician de Figueredo, in Macati an den Ufern der Passig bei Manila zugeeignet hatte. Hier ist eine Probe. Ich bemerke zur Verständlichkeit, daß Lumag ein herrlicher Aufenthalt zwei Lieues von Zamboanga an einem Fluß, der über Sarsaparillepflanzen läuft, daß der Cavaya ein hoher Berg auf der Insel Negros und daß Samar die östlichste der Philippinen ist.

J'aimais à parcourir
Ces îles sur la mer avec grace semées:
Mais quand je contemplais leurs rives parfumées,
J'ai vu le *Bouglas* nu, sans crainte des railleurs,
Pour un peu de tabac prostituer ses soeurs.
Ici, le *Bassilan* contre un mince salair,
De sa fille echangeait la couche solitaire;
Et dans *Mindanao* le sauvage inhumain
Immolait ses captifs pour assouvir sa faim,
Enivrant ses regards de leurs chairs pantelantes
Qu'il entend, sans frémir, dans son sein gémissantes.
Oh! que j'aimais *Taal* et ses vallons brûlants,
De la verte *Louçon* les bocages charmants,
Et du fier *Cavaya* la cime menaçante,
Et *Tourmague* où l'on sent une vie enivrante,
Et *Samar* d'où l'on voit sortir le dieu du jour,
Où les rayons du ciel tombent avec amour!
Mais hélas! dans des lieux où règne l'abondance,
Les barbares *Loutas*, les cruels *Soubanis*,
Transformant en enfer ce riant paradis,
N'adorent d'autre Dieu que l'or et la vengeance.
Le *Bissaye* indolent, le *Tagal* menteur,
Le Métis origuëilleux, et jaloux et trompeur,
Haineux et méprisant ses paternels ancêtres,
Vivent tous dans Manile, esclaves de leurs prêtres.
Un magistrat ignare, un insolent commis
Protégent les filous et vendent leur Thémis.
Mes pieds foulent enfin une verte prairie
Où la noble Passig roule entre mille fleurs
Le cristal toujours pur de son onde chérie.
C'est dans la paix des champs où nous trovons nos coeurs.
Aimable Macati, j'aime ta solitude:
Dans ton sein tout m'inspire et me porte à l'étude.
Dix fois l'astre éclatant qui brille das les cieux,
A sur les Manilois répandu sa lumière.
Dix fois il a dans l'onde achevé sa carrière,
Depuis que ton ami respire dans ces lieux.
Sur ces bords je n'ai plus de sots devoirs à rendre:
Ici, bien loin du bruit, des facheux, des mouchards,
Et de mille intrigants, vaniteux et bavards,
Libre enfin de tous soins, je tâche de comprendre
La langue de l'insecte et le chant des oiseaux,
Le murmure des fleurs et des vents et des eaux:
Oui, tout dans la nature éloquente et paisible
Tout doit être compris par une ame sensible.
Une invisible main que l'Éternel conduit,
Peuple de diamants les deserts de la nuit
A son principe, enfin, mon ame ramenée,
A cet aimable aspect paraît être enchaînée.
Dirigeant à la fois mes regards enflammés
Par deux verres égaux d'un longe tube enfermés;
Je contemple avec joie Andromède, Céphée,
Le terrible dragon qui subjugua Persée,
D'un pas égal et lent s'élevant dans les airs,
Et leurs feux réfléchis par le cristal des mers.
Je médite Uranie: ô sublime mystère!
Et je lis dans les cieux l'histoire de la terre.

202. Umriß der Geschichte der Philippinen von der Entdeckung bis auf unsere Tage.

Die Philippinen bilden ein von den übrigen Malaienlanden abgesondertes System. Der gefeierte Magalhaës entdeckte diesen Archipel zehn Jahre nach der Eroberung Malakka's durch den großen Alfons von Albuquerque. Magalhaës kommt nach Maindanao im Jahr 1521. Von da begibt er sich nach der Insel Zebu. Er will die Einwohner zum Christenthum bekehren und besprengt den König von Zebu und dessen Familie mit Taufwasser. Der Fürst der kleinen Insel Mactan, über diese Handlung erbittert, bietet den Spaniern die Stirn, die den Kampf annehmen, fünfzig an der Zahl. Sechs, unter ihnen Magalhaës selbst, werden getödtet. Der Rest flüchtet auf die Schiffe. Die Gefährten des unglücklichen Seefahrers gehen unter Segel, landen auf Tidor und treffen zu ihrem Erstaunen mehrere portugiesische Niederlassungen auf den Molukken.

Im Jahr 1566 wurde Miguel Lopez de Legaspi mit Truppen zur Eroberung der Philippinen ausgesandt. Die Inseln Bohul und Zebu waren die ersten, die sich den Spaniern unterwarfen. Panay wurde im Jahr 1569 genommen, zwei Jahre später Luçon. Die Unterjochung dieses großen Landes kostete 250 Spaniern das Leben, weil die Einwohner einige Kenntniß der Feuerwaffen hatten. Die Tagaler herrschten in diesem Theil der Insel, als Juan de Salcedo im Jahr 1571 im Passigflusse erschien. Legaspi's Talente und persönlicher Charakter sicherten den Erfolg dieser schönen Unternehmung. Die durch Legionen von Priestern bewirkten Bekehrungen zum Christenthum befestigten sie auf immer. Noch in demselben Jahr wurde Manila gegründet.

Die Nordspitze der Insel Luçon ist nur 140 Lieues oder drei bis vier Tagreisen bei günstiger Fahrt von China entfernt. Die Chinesen fürchteten die Nachbarschaft der Spanier. Mehr als einmal ward Manila von der Seemacht dieses Reichs bedroht. Aber das Interesse wich dem Haß und eine große Zahl Chinesen ließen sich auf Luçon, vornehmlich in der Hauptstadt, nieder. Im Jahr 1603 wollten sie das Stadtviertel, das sie hier inne hatten, mit einer Mauer umgeben. Die natürlich mißtrauischen Spanier erblickten in dieser Maßregel eine feindselige Absicht. Die chinesische Bevölkerung belief sich auf 35,000 Personen: davon wurden 23,000 ermordet, die übrigen entflohen in ihr Vaterland. Der Beherrscher des himmlischen Reichs ließ über die Ursache dieser Metzelei eine Untersuchung anstellen. Die spanischen Geschichtschreiber behaupten, das Benehmen ihrer Regierung habe sich vollkommen gerechtfertigt. Mangel an Dokumenten erlaubt uns nicht, die Frage zu entscheiden. Im Jahr 1639 waren die Chinesen wieder auf 40,000, meist Ackerbauern, angewachsen: sie empörten sich von Neuem und ihre Zahl wurde vermindert auf 7000. Im Jahr 1662 sandte der berühmte Rebell Kue-sing-kong, den die Spanier Coxinga nennen, der Befreier der Insel Formosa von dem holländischen Joch, einen Dominikaner als Botschafter nach Manila, um die Spanier aufzufordern, sich als seine Vasallen zu erkennen. Sie riefen ihre Truppen aus Ternate und Maindanao und trafen Anstalten, um sich des Gehorsams der chinesischen Bevölkerung zu versichern, als Coxinga's plötzlicher Tod sie von der Gefahr erlöste: denn 100,000 sieggewohnte Chinesen und Mandschuhs waren im Begriff, Luçon

anzugreifen. Im Jahr 1709 wurden alle Chinesen aus den Philippinen verbannt. Man zieh sie der Verschwörungs- und Monopolisirungssucht und diese Anklage war wahrscheinlich nicht unbegründet: wenigstens haben diese unruhigen, intrikanten Fremden sich in Batavia, Kalemantan und andern Orten oft ähnliche Vorwürfe zugezogen. Gleichwohl verdiente ihr Betragen die Ausrottung nicht, aber trotz allen Dekreten ergoß sich fortwährend der Auswurf des himmlischen Reichs nach Manila.

Auch die Japaner hatten Verbindungen mit den Philippinen. Im Jahr 1590 machte der Kaiser von Japan Oberherrlichkeitsansprüche. Der spanische Statthalter verfuhr mit Klugheit: er wich einer bestimmten Antwort aus, indem er Handelsbegünstigungen versprach. Kurz darauf starb der Fürst und seine Entwürfe wurden mit ihm begraben. Indeß im Jahr 1606 versuchten auch die Japaner in Manila einen Aufstand. Da sie meist Christen waren, so führten die Priester, oft Retter dieser Stadt, sie durch Ueberredung auf den Weg der Pflicht zurück. Im Jahr 1629 erschien eine Gesandtschaft des Statthalters von Nangasaki. Damals wurde das Christenthum in Japan geächtet, aller Verkehr mit dem Ausland verboten, vermuthlich kehrten die nichtchristlichen japanischen Kolonisten heim, die christlichen aber blieben zurück und verschmolzen mit den Sangleyes. Mit Einem Wort — die Geschichte der Philippinen spricht nicht mehr von den Japanern.

Die Spanier der Philippinen versuchten in den Jahren 1628, 1629, 1637, 1645 und 1751 die Eroberung der Holoinseln: sie wurden von den Mohammedanern zurückgeschlagen. Fünfmal gelüstete es ihnen nach den Molukken: ihre Unternehmungen in den Jahren 1582 und 1716 scheiterten ebenfalls.

Der einzige furchtbare Angriff europäischer Streitkräfte auf die Philippinen war die Expedition der Engländer. Im September 1762 segelten 7 Kriegsschiffe, mit 2300 Mann an Bord, von Madras ab: sie landeten am hellen Tag, belagerten Manila und nahmen es den 6 Oktober. Bald ergab sich auch die Citadelle. Die Stadt wurde 24 Stunden der Plünderung preisgegeben, das Leben der Einwohner mit einer Million Pfund Sterling gelöst. Die Engländer hatten in Manila auf Schätze gerechnet: ihre Hoffnung war getäuscht. Canonicus Anda, Franz Faller und Bustos, ein junger Mann von seltener Unerschrockenheit, Neffe des Erzbischofs, leiteten das Vertheidigungswesen. Lezterer, noch jung und eines bessern Looses würdig, wurde bei einem Ausfall gefangen und fast unter den Augen seines Oheims niedergemacht. Allein in den ersten Tagen der Belagerung war Anda von Manila abgereist, um die einheimischen Bevölkerungen gegen die Engländer aufzuregen und schon am 2 Oktober langte er mit 6000 Tagalern an, die mit fanatischer Wuth im Verein mit der Besatzung auf die Ketzer (los herejes) losstürzten, die Batterien von San Diego und San Andrea bedrohten, welche den Platz bestrichen. Fast wären General Drapers Linien überwältigt worden, seine Truppen dachten bereits an ihre Sicherheit durch einen schnellen Rückzug. Da stellte die Tapferkeit eines europäischen Regiments die Ordnung her und der Angriff vom 5 Oktober überlieferte die Stadt. Der englische Befehlshaber bot den Einwohnern Gewissensfreiheit, Erhaltung der Rechte des Eigenthums und Handelsfreiheit für alle Einwohner. Auf diese Grundlage wurde die Ordnung in der Stadt hergestellt. Nach einigen Tagen fiel auch der Kriegshafen von Cavite in feindliche Gewalt. Von der Loskaufungssumme konnte nur der vierte Theil erhoben werden und

Draper begnügte sich mit dieser Abschlagszahlung. Er ging mit seinen Truppen wieder zu Schiff nach Madras und ließ nur die Sipois zurück. Die Eroberung hatte keinen Bestand. Die Engländer hatten mit Hülfe ihrer chinesischen Bundesgenossen die Schlacht von Bulacan gewonnen und das ganze tagalische Land unterworfen. Doch bald waren alle Provinzen in Aufstand und Anda hielt sie in Manila blokirt, wo sie, durch Hunger und Krankheiten aufgerieben, auf dem Punkt standen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen, als eine ihrer Fregatten mit der Nachricht von dem zwischen England und Spanien abgeschlossenen Frieden eintraf. Die Herausgabe Manila's war eine der Bestimmungen des Vertrags: die Sipois räumten die Stadt und den 31 Merz 1764 zog Anda an der Spitze des spanisch-tagalischen Heers ein.

Nach einiger Zeit wurde der tapfere Canonicus zum Statthalter ernannt. Dieser gerechte, entschlossene und thätige Mann verstand es, die Leiden des Kriegs schnell vergessen zu machen. Rasco war sein Nachfolger: er entwickelte eben so viel Charakterfestigkeit als Gewandtheit. Da die Geistlichkeit ihre Uebergriffe mit jedem Tag weiter trieb, so bekämpfte er offen diese Autorität, durch welche die seinige gefährdet war. Der Klerus war mit einigen Militärhäuptlingen gegen ihn im Komplott. Durch den Platzhauptmann gewarnt, ließ er die vornehmsten Rädelsführer verhaften und verbannte sie nach Europa. Von Seiten Rasco's widerfuhr dem unglücklichen Laperouse die ausgezeichnetste Aufnahme in Manila. Unter seiner Statthalterschaft entstand die Compagnie der Philippinen, die jedoch nach verschiedenen Wechseln von Verlust und Gewinn sich nicht behaupten konnte. Don Raphael Maria d'Aguilar kam mit ausgedehnten Vollmachten nach Manila. Unter diesem Statthalter wurden die Häfen von Luçon den zuvor ausgeschlossenen fremden Flaggen geöffnet. Er verbesserte das Militär- und Seewesen und vergrößerte die Hülfsquellen des Landes.

Während des Kriegs zwischen Spanien und Frankreich befanden sich die Philippinen in einem Zustand der Ermattung. Mit dem Frieden von 1814 lebte auch langsam wieder der Handel auf. Im Jahr 1820 verbreitete sich die Cholera mit all ihren Schrecken über Manila. Mehrere fremde Aerzte, unter anderen die Franzosen Godefroi, widmeten den Einwohnern ihre Kunst. Aber die Tagaler, denen man den Glauben beigebracht hatte, die Europäer hätten die Wasser der Passig vergiftet, gaben Denen, die, um sie zu retten, dem Tode trotzten, den Tod. Der ältere Godefroi starb an seinen Wunden. Nach den Aerzten plünderte und ermordete man chinesische, französische, englische und amerikanische Kaufleute, ohne daß die Behörden diesen Frevel Einhalt thaten. Der französische Kapitän Gauthier zeichnete sich bei diesen sizilischen Vespern durch ein muthvolles Betragen aus. Als aber auch das Leben und die Wohnungen der Spanier bedroht wurden, verfügte sich der Generalkapitän mit seinem Stab auf den öffentlichen Platz, erließ einen Aufruf an die Mönche und Priester, sie beruhigten das Volk und der Erzbischof sezte das heilige Sakrament aus. Das Morden hörte auf. Die Thäter blieben aber fast alle unbestraft, außer einigen der ärgsten, die man nach den Presidios von Missamis, Zamboanga ꝛc. zur Zwangsarbeit verurtheilte.

In den meisten europäischen Kolonien, auf Luçon, Bourbon, in den Antillen, in Bengalen ꝛc. hat sich das europäische Blut mit dem der Eingebornen vermischt. Daraus ist eine durch ihre Verbindungen starke,

fleißige und tapfere, oft reiche Bevölkerung entsprungen — die Mestizzen. Sie herrschen in Manila. Und hier wie anderswo haben die Europäer zu erwarten, daß sie früher oder später den Boden an Die werden abtreten müssen, die daselbst das Licht der Welt erblickt haben, wie Solches in dem spanischen und portugiesischen Amerika, in St. Domingo und früher im britischen Nordamerika geschehen ist. Auch auf den Philippinen wurde bereits ein Versuch der Art gemacht. Im Jahr 1823 beschloß eine Anzahl Mestizzen mit einigen Offizieren der Besatzung und einigen spanischen Kaufleuten, aufgereizt durch die Revolutionsideen Spaniens und seiner Kolonien, die Unabhängigkeit der Philippinen zu verkünden. Am 2 Juni brach der Aufstand aus. Die Verschwornen bemächtigten sich eines der Thore der Stadt. Von da marschirten sie auf das Zeughaus. Der Generalkapitän Martinez zeigte die größte Feigheit, aber der Obristlieutenant Santa Romana, die Treue der Truppen, die Gefangennehmung der beiden Hauptanführer, Novales und Ruiz, der Verrath des Bruders des tapfern Novales, Beide aus den Philippinen gebürtig — dieß Alles wechselte die Rollen. Die Sieger des Morgens wurden die Besiegten des Abends. Sie wurden in die Kerker der Citadelle geworfen, wo man die Einen nach Spanien einschiffte, die Andern auf die Presidios der Philippinen schickte. Diese Leute, die wie die Javaner nur durch materielle Interessen geleitet waren, nur die Europäer um ihre Aemter beneideten, mußten unterliegen. Das heilige Feuer der Freiheit will durch reine Hände gepflegt werden. Nichts desto weniger keimen die Ideen der Unabhängigkeit fortwährend in den Köpfen.

Nach diesem Aufstand wurde Don Mariano de Ricafort Generalkaptiän. Er beruhigte durch Mäßigung und Festigkeit das Land. Im Jahr 1830 ersezte ihn Don Jose Henriles in dieser Würde.

Mikronesien.

1. Allgemeine Betrachtung.

Mikronesien ist der Inbegriff der kleinsten Inseln Oceaniens. Sie nehmen einen größern Raum ein als die malaiischen, denn sie, die man kaum bemerkt, sind über eine weitere Fläche des Oceans zerstreut. Aber ihre Landoberfläche beträgt nur 1250 Quadratlieues. Sie scheinen gänzlich unbewohnt, es müßte nur seyn, daß die Engländer ihre Absicht *) ausgeführt und die Peelsinsel kolonisirt hätten. Gleichwohl verdient dieser Theil Oceaniens wegen seiner Natur und Lage jede Beachtung der Geographen, Naturforscher, Seefahrer und Kaufleute. Man beschuldigt mich vielleicht, daß ich bei manchen Geschöpfen der Pflanzen- und Thierwelt, die von andern Reisenden kaum erwähnt werden, zu sehr ins Einzelne gehe. Allein eben diese Einzelheiten sind es, in welchen man die Unermeßlichkeit der Natur wahrnimmt oder ahnt. »Die Natur,« sagt der alte Plinius, »ist groß in den großen Dingen, aber sie ist sehr groß in den kleinsten.« In der That, es ist vielleicht mehr Kunst im Bau des Flügels einer Mücke als eines Adlers. Der Bauer vernichtet den Maulwurf ohne zu erwägen, daß die unterirdischen Wohnungen, die er errichtet, um zu athmen, indem sie Luft einführen, die Erde befruchten, die sich bald mit reichlichen Gräsern bedeckt. Uebrigens hat mir hier die Natur keine Wahl gestattet: Mikronesien gehört gänzlich den Thieren. Ihr Herr, oder vielmehr ihr Tyrann, hat von diesen jungfräulichen Ländern noch nicht Besitz genommen: sie haben noch nicht die Bluttaufe empfangen, weil der Mensch sie bis diesen Tag nur vorübergehend bewohnt hat. Die Russen oder die Nordamerikaner könnten sich wohl an dem Lloyds-Hafen auf der Peelsinsel niederlassen. Der Besitz dieses Landes wäre nicht nur für sie von Wichtigkeit, sondern sie könnten auch den Seefahrern große Dienste leisten. Es ist auffallend, daß sie noch nicht daran gedacht haben. Die Lage ist so, daß sie den Ehrgeiz eines Handelsvolkes oder einer mächtigen Regierung, welche die Entwicklung ihrer Marine begünstigen will, reizen kann. Rußland herrscht auf dem baltischen Meer und dem Baikalsee, gebietet fast unumschränkt über das kaspische, das asow'sche und das schwarze Meer, ist lüstern nach dem Meer von Marmora und sucht sich im mittelländischen Meer **) festzusetzen. Alles läßt erwarten, daß der

*) Die Engländer haben gleichfalls die Absicht, sich auf Neu-Shetland und Neu-Georgien niederzulassen. Allein diese Gegenden, die in der Nähe des antarktischen Polarkreises liegen, lassen doch wohl nur eine Ansiedlung von Grönländern zu.

**) Rußland hat auf die Insel de la Pianosa bei Corsica die Augen geworfen.

Bosporus, russisch, der Schlüssel zu den Reichthümern der Welt werden wird. Auf beiden Ufern von Konstantinopel gelagert, wird der Czaar zumal den Osten bedrohen und den Westen. Die Peelsinsel würde ihm den Verkehr zwischen seinen Häfen, seinen ostasiatischen Inseln und seinen amerikanischen Niederlassungen, zwischen Polynesien, den Philippinen, den Inseln Liu-Tschu, Formosa, Japan und China aufs Vortheilhafteste erleichtern. Man dürfte nur einige Familien chinesischer Landleute, die daheim oft Hungers sterben, hinverpflanzen: sie würden bald dieses Land umgestaltet haben. Welche riesenhafte Macht, wenn sie die Interessen einer fortschreitenden Gesittung zum Anhaltspunkt nehmen wollte!

2. Geographischer Ueberblick.

Der große Archipel Mikronesiens besteht aus verschiedenen Inselgruppen, unter welchen Bonin-Sima oder eigentlich Munin-Sima (Was in der japanischen Sprache menschenleer heißt) die bemerkenswertheste ist. Diese Inseln sind nach den Sinologen Abel Remusat und Julius Klaproth mit Städten, Dörfern und Tempeln bedeckt. Wie Liu-Tschu sind sie eine japanische Kolonie mit einem eben so sanften und gastfreien Volk. Diese Behauptung ist völlig grundlos. Die Inseln sind verlassen: wenigstens hat der geschickte Seefahrer Beechey daselbst keine menschliche Seele gefunden. Nur geschieht es zuweilen, daß der Sturm einige dem Schiffbruch entgangene Amerikaner oder Europäer an die Küste wirft oder daß sie Kaschalotjägern Aufenthalt gibt. Möglich wäre es freilich, daß die Inseln ehedem Bewohner hatten, wenn nicht Alles, was die gelehrten Mitglieder der asiatischen Gesellschaft davon aus dem Chinesischen und Japanischen übersezt haben, Roman ist. In kleiner Entfernung von Munin-Sima befindet sich das Inselchen Rosario, eine Klippe von der Länge einer halben Meile von Nordwest nach Südost, fast immer unzugänglich wegen der Brandung. Sie wurde entdeckt von einem Spanier, wieder aufgefunden im Jahr 1801 von Bishop, dem Kapitän des Nautilus, hierauf von der spanischen Fregatte Fidelidad am 25 September 1813 und am 18 April 1828 von dem russischen Kapitän Lütke *), der ihre Lage unter 27° 26′ nördlicher Breite, 183° 42′ östl. Länge bestimmt hat. Weiterhin sind die drei Centralinseln der Munin-Sima-Gruppe und im Nord-Nord-Osten die andern Inseln. Im Jahr 1827 wurden sie sämmtlich von Beechey untersucht und benannt. Lütke entwarf von ihnen eine schöne Karte, nach welcher sie zwischen 26° 35′ bis 27° 45′ nördlicher Breite und zwischen 140° 30′ bis 39′ östlicher Länge liegen. Sie machen einen Archipel aus, der in vier Gruppen zerfällt, die fast alle Einen Meridian haben. Die nördliche Gruppe, zwei Inselchen und einige Klippen, heißt Parry; die folgende, gegen Süden, ist ein Inselchen, um welches einige Felsenspitzen hervorstechen; die dritte, die bedeutendste, enthält die drei Inseln Stapleton, Buckland und Peel nebst einigen Inselchen oder Klippen in der Umgebung; endlich 26 Meilen südöstlich ist die Gruppe Baily, über welche genaue Nachweisungen noch fehlen. Alles läßt vermuthen, daß die Islas del Arzobispo auf den alten spanischen

*) Die wichtige Reise der Corvette Seniävin um die Welt ist von dem Staatsrath Boyé ins Französische übersezt.

Karten und die Margaretheninseln nichts Anderes sind als Munin-Sima.

Gegen Osten, unter 29° 51 nördlicher Breite, 157° 4′ östlicher Länge, ist eine Felsenpyramide von einer senkrechten Höhe von 360 Fuß. Meares hat ihr den Namen Loths-Weib*) geschöpft. Dieses Inselchen ist trotz seiner prunkhaften spanischen Benennung Roca del Oro oder Goldfels wahrscheinlich nur eine Masse Lava. Loths-Weib gleicht einer riesigen Bildsäule, die aus dem Wasser emporsteigt. Die Insel ist unaufhörlich gepeitscht von den brüllenden Fluthen, die sich an ihrem Fuß brechen, sie zum Theil mit Schaum bespritzen und unter entsetzlichem Getöse in eine Höhle an ihrer südöstlicher Seite stürzen. Etwas nördlicher gegen 32° 46′ nördl. Br. und 167° 50′ östl. L. trifft man den Crespo, so benannt von dem spanischen Kapitän Crespo, der im Jahr 1801 diesen Felsen erkannte, welcher vielleicht die Roca de Plata, oder der Silberfelsen der alten Karten ist. Einige nordamerikanischen Seefahrer haben verschiedene Inseln in dem großen Ocean bezeichnet, welche die europäischen Seefahrer nicht wieder finden, so die kleine Insel de las Colonas, die man unter 28° 53′ nördl. Br. vergeblich sucht. Eine sehr schöne Insel trifft man gegen 29° 57′ nördl. Br. u. 174° 31′ östl. L.: sie wurde im Jahr 1825 von dem amerikanischen Wallfischjäger Morrell entdeckt, der ihr seinen Namen gab. Diese Insel hat vier Meilen im Umfang und ist überreich an Seevögeln. Der Strand, erzählt er, wird oft von See-Elephanten besucht und eine Bai, die einen vorzüglichen Ankerplatz darbietet, liefert eine große Zahl prächtiger Schildkröten. Schade, daß Morrell der Ungenauigkeit, selbst der Uebertreibung etwas verdächtig ist! Südlich von der vorigen ist das Inselchen Patrocinio, von dem Spanier Zipiani im Jahr 1799 entdeckt und später wieder gefunden von Amerikanern, die es Byers nannten. Seine Ausdehnung von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-West kann drei Meilen ausmachen. Nicht weit von da sind einige von jedem Pflanzenleben entblößte Sand- und Felseninselchen, wie es scheint, das Ergebniß eines vulkanischen Ausbruchs. Diese Klippen wurden von zwei Wallfischjägern, die zusammenfuhren und fast zu gleicher Zeit auf zwei verschiedenen Punkten scheiterten, im Jahr 1822 entdeckt und nach ihren Schiffen Pearl und Hermes getauft. Sie erstrecken sich von 27° 31′ bis 28° 22′ nördl. Breite und ihre mittlere Länge geht durch 179° 0′. Fische und Schildkröten gibt es daselbst in Fülle. Unter 26° 3′ nördl. Br. und 176° 2′ westl. L. liegt das Inselchen Lisianski, eine Entdeckung des russischen Kapitäns dieses Namens im Jahr 1805. Es hat nur sechs Meilen im Umfang mit schwachen Spuren von Vegetation. Möglich, daß die Insel Lassion gewisser Seefahrer Nichts ist als diese Insel, wo es von Seehunden, Schildkröten, mitunter von allerlei Vögeln, Seeraben, Meven, Albatros, Sturmvögeln und Phaëtons wimmelt. Die Anfahrt ist ziemlich gefährlich. Kapitän Allen hat unter 25° 28′ nördl. Br. u. 172° 40′ westl. L. eine Klippe mit dem Namen Maro bezeichnet, die nicht wieder gefunden worden ist. Die von dem nämlichen Kapitän im Jahr 1820 entdeckte und von dem Amerikaner Paulding im Jahr 1826 unter 25° 2′ nördl. Br. u. 170° 10′ westl. L. gesetzte Insel Gardner ist dieselbe, welche bei Andern, ohne Zweifel nach einem ältern Entdecker, Pollard heißt. Sie ist ein vulkanischer Felsen von mehr als 200 Toisen

*) S. Blatt 84.

im Umfang und einer Erhebung von 200 Fuß über die Fluth. Eine der Seiten dieses Felsen ist beinahe senkrecht. Dagegen an dem mehr schrägen Abhang der andern klettern die Robben leicht herauf und stieren apathisch von dort die schwimmende Masse der Schiffe an, die zu ihren Füßen vorübergleiten, während bei diesem Anblick eine Wolke von Vögeln erschrocken auffliegt! An der Ostspitze Mikronesiens im Nordwesten der Sandwichinseln, unter 23° 34′ nördl. Br. u. 166° 52′ westl. L., befindet sich die Insel Meker, so betitelt von Laperouse, ihrem Entdecker. Sie ist 500 Toisen lang, 60 hoch, bietet nicht einen einzigen Baum, hingegen viel Kräuter auf der Höhe. Diese öde Klippe ist in einem Umkreis von zehn Meilen von seichten Gründen umgeben, wo das Senkblei 25 bis 50 Klafter anzeigt. Wir sprechen nicht von einigen Inselchen im Westen Mikronesiens, welche die Spanier und die Amerikaner entdeckt zu haben glaubten, die aber nicht mehr zum Vorschein kommen wollen: in diesem Fall wären sie durch Erdbeben untergegangen. Wir nennen bloß die Inseln Borodino und Kendrik, die wirklich existiren.

Verweilen wir bei der Peelsinsel. Von Süden kommend, gelangt man zu dem Hafen Lloyd auf der Westküste dieser Insel, er ist kenntlich an einem hohen senkrechten Vorgebirg auf der südlichen und einem großen vulkanischen Kegel auf der entgegengesetzten Seite. Die Wallfischjäger, die seit einiger Zeit ihre Fahrten bis an die Küsten von Japan ausdehnen, haben ihn entdeckt und besuchen ihn am Anfang und am Ende jedes Fischfangs, um sich mit Wasser, Holz und Schildkröten zu versehen. Einige laufen in den Haufen ein, die meisten bleiben am Eingang unter Segel. »Der Hafen Lloyd,« sagt der russische Kapitän Lütke, »gewährt dem Seefahrer große Hülfsquellen, eine sichere Freistätte in allen Jahreszeiten, bequeme Ein- und Ausfahrt, ein schönes Klima, gutes Wasser, Holz in Ueberfluß, eine Unzahl antiscorbutischer Kräuter und Wurzeln und köstlichen Palmkohl, während der sechs Monate des Sommers eine Menge Schildkröten, ein an trefflichen Fischen und Krebsen fruchtbares Meer und seit der Niederlassung Schiffbrüchiger werden bald die Schweine sich so vermehrt haben, daß sie die ganze Insel bedecken werden. Das den größten Theil des Jahrs über von den Bergen strömende Regenwasser macht, daß nie Wassermangel eintreten kann. Wenn aber dieses Wasser durch die Trockenheit aufgezehrt würde, so dürfte man nur Brunnen graben. Wittrien, der schiffbrüchige Engländer, hatte einen neben seinem Haus gegraben, dessen Wasser stets frisch und schmackhaft war. Vom Mai bis zum Oktober füllen die Schildkröten alle Buchten des Hafens: sie entfernen sich gegen das Ende des Herbsts, einzeln zeigen sie sich jedoch selbst zuweilen im Winter. Zu fürchten ist, daß die Schweine sie verjagen: ihr äußerst feiner Geruch leitet sie auf die Löcher, in welche die Schildkröten ihre Eier legen, die Jenen dann zur Beute werden: so daß der Vortheil der Schweine kaum den Schaden aufwiegen würde, den ihre Gefräßigkeit verursacht. Es ist jedoch eher zu vermuthen, daß die Schildkröten sich nach den benachbarten Inseln machen werden, wohin die Schweine nicht dringen können. Sie haben noch einen andern Feind an den Raben, welche Legion sind: wenn sie ihre Eier legen, schleichen sie hinten her und nehmen sie ihnen weg. Die Raben greifen selbst die Schweine an: sie rauben ihnen oft die Kleinen und denjenigen, die sie nicht die Kraft haben fortzutragen, reißen sie die Schwänze aus. Durch eine merkwürdige Wirkung des Instinkts erkennt die Sau ihren Widersacher: sie

zieht sich, ehe sie wirft, in die Tiefe der Wälder zurück und erscheint nicht eher, als nachdem ihre Jungen einige Größe erreicht haben. Der majestätisch hohe und kräftige Wuchs der Bäume, die Mannigfaltigkeit und Vermischung der tropischen Pflanzen mit denjenigen der gemäßigten Himmelsstriche zeugt von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Güte des Klima's. Die meisten unserer Gartengewächse und Gemüse, vielleicht alle, Weizen, Reis, Mais würden bestens gedeihen. Für den Weinstock könnte man sich kein besseres Land, keine bessern Lagen wünschen. Die Hausthiere aller Art, die Bienen würden sich schnell vervielfältigen. Kurz mit einer wenig zahlreichen Kolonie, die fleißig wäre, ließe sich diese kleine Gruppe bald zu einem Ort des Ueberflusses umgestalten, mit wenigen Arbeiten und Kosten der Lloydshafen gänzlich unangreifbar machen. Es soll mich wundern, wenn die Engländer diese Inseln nicht bevölkern: sonst hätte ihre Besitznahme keinen Zweck gehabt. Diese Kolonie, von Anfang wichtig für die Wallfischjäger, würde es noch in höherem Grad für den chinesischen Verkehr, den erlaubten und den Schleichhandel, werden. Der Winter ist sehr gemäßigt. Im Herbst gibt es schreckliche Stürme, die manchmal von Erdbeben und Ueberschwemmungen begleitet sind. Im ersten Jahr seines Aufenthalts sah Wittrien seine Wohnung von den Wassern umgestürzt und er und seine Gefährten mußten auf die Berge fliehen. Im Oktober sind die Nordoststürme, im April die Südweststürme herrschend. Das schöne Wetter wird dauerhaft im Mai, besonders beim Wehen der Westwinde. Die Ostwinde bringen Nebel. Umgekehrt sind Winters die Nordostwinde Verkündiger des schönen Wetters. Die mit herrlichem Grün bekleideten Berge boten ein so malerisches als anziehendes Schauspiel. Zwischen wilde und nackte Felsen, die sich 300 Fuß und mehr über das Wasser erhoben, schnitten an mehreren Punkten Buchten mit sandichten Ufern, über welchen die bis an die Gipfel bewaldeten Berge ziemlich steil zu einer Höhe von 7 bis 800 Fuß emporstiegen. Einzelne Felsen im Meer von fantastischen Formen, zahlreicher an der Südspitze, erhöhten die Mannigfaltigkeit des Gemäldes. Auf einer dieser Höhen erblickten wir Rauch: Leute thaten Flintenschüsse und machten Signale mit einer englischen Flagge. Ob es gleich schon spät am Tag war, schickte ich augenblicklich ein Fahrzeug ab, um die unglücklichen Schiffbrüchigen, die wir vermutheten, nicht lange ohne Trost zu lassen. Ich befahl dem Fähndrich Ratmanoff mit der Schaluppe am Land zu übernachten. Die HH. Mertens und Kitlitz begleiteten ihn. Am andern Morgen brachten sie den Hochbootsmann Wittrien und den Matrosen Petersen von dem englischen Wallfischschiff Williams mit sich: dieses Schiff war im Herbst 1826 an dieser Küste zu Grunde gegangen. Von ihnen erfuhr ich, daß Kapitän Beechey, auf der Korvette Blossom mir im Monat Juni vorigen Jahrs in der Untersuchung dieser sämmtlichen Inseln zuvorgekommen war. Seefahrer werden sich nicht wundern, wenn wir gestehen, daß es uns ärgerte, daß uns so die unserer Zeit vorbehaltene Lösung eines der wenigen noch übrigen geographischen Probleme von einiger Wichtigkeit entging. Nach einem so geschickten Offizier wie Beechey eine zweite Untersuchung vornehmen wollen, wäre verlorene Arbeit gewesen. Ich benüzte daher die wenigen Tage zu Pendelbeobachtungen. Wir befanden uns gerade im Angesicht des Eingangs eines sehr guten Hafens, von welchem Wittrien mir den Plan übergab, welchen Beechey für die nach ihm Kommenden zurückgelassen hatte und den ich beim Einlaufen in den Hafen zum Führer nahm. Ich war mit den

beiden Einsiedlern ans Land gestiegen. Da war es eine eigene Erscheinung, als wir mitten im Wald, in großer Entfernung vom Ufer, bald auf Trümmer von Masten stießen, bald auf ganze Segelstangen, bald auf Massen von Schiffsverkleidungen, bald auf Fässer, die einen leer, die andern noch gefüllt mit dem reinsten Wallrath, denn der Williams hatte seine Ladung vollständig, als er Schiffbruch litt. Dieses Schiff lag in einer schlechten Gegend im südlichen Theil des Hafens vor Anker. Man könnte glauben, es sey unter dem Einfluß eines feindlichen Verhängnisses gewesen. Unmittelbar vor seinem Unfall hatte es durch den Sturz eines Baumes, den man fällte, seinen Kapitän verloren. Wenige Tage nachher wurde es durch einen heftigen Windstoß von den Ankern gerissen und auf die Felsen geschleudert. Die Mannschaft rettete sich ans Land. Nach einiger Zeit erschien das Schiff Timor, das dem nämlichen Rheder gehörte wie der Williams und nahm die Mannschaft des Leztern an Bord mit Ausnahme jener Beiden, die sich erboten, zu bleiben, um von dem Wrack zu retten, Was zu retten wäre, da ihnen der Kapitän versprach, sie übers Jahr abzuholen. Sie erbauten sich aus den gegen Ende des Herbsts durch einen Sturm über die ganze Küste zerstreuten Schiffstrümmern ein niedliches Haus und sey es, daß sie immer auf die Rückkehr ihres Schiffes zählten oder daß sie als Matrosen von Handelsschiffen den Dienst auf Kriegsschiffen scheuten — sie wollten sich nicht auf der Blossom *) einschiffen. Da nun aber seit Beechey's Abreise kein Seefahrer mehr sich hatte blicken lassen, so baten sie uns inständig, sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreien: Was wir natürlich gerne thaten. Am nächsten Morgen machten wir uns das Vergnügen eines Besuchs in der Wohnung des neuen Robinson. Die Nachkommen der Unglücksgefährten unserer Einsiedler, ungeheure Schweinheerden, kamen uns entgegen. Sie hatten seit 24 Stunden ihre gewohnte Nahrung nicht bekommen: daher umgaben sie uns und folgten uns nach allen Seiten. Das Haus **) war aus Brettern von der Schiffsverkleidung, hatte eine Außentreppe, war mit Segeltuch bedeckt und über der Thüre las man die Inschrift: »Karl Wittriens Hof.« Ein Tisch, zwei Hängmatten, ein Koffer, dessen Deckel von Mahagoniholz des Kapitäns Tischblatt gewesen war, Gewehre, eine Bibel, ein Band der englischen Encyklopädie, einige Fischereiwerkzeuge und zwei Kupferstiche bildeten das Geräthe dieser einzigen menschlichen Wohnung auf den Boninsinseln. An das Wohnzimmer stieß ein kleiner Verschlag mit Kupfer bedeckt, daneben war ein Magazin, etwas weiter entfernt ein Ofen mit zwei Töpfen zum Behuf der Salzsiederei, am Ufer zwei Kähne von zolldicken Brettern mit kupferner Verkleidung, überall eine Mischung von Armuth und Luxus, überall Spuren des vom Bedürfniß erweckten Erfindungsgeistes. Pfade in verschiedenen Richtungen führten von dem Haus nach einigen Ruheplätzen und kleinen Bänken, von wo man die Aussicht hatte aufs Meer und wo sie in Erwartung eines Schiffes, des Boten ihrer Befreiung, ganze Tage zubrachten. Langeweile und dieses unerträgliche Gefühl der Traurigkeit, das sich des Menschen bemächtigt, der des Umgangs mit Seinesgleichen beraubt ist, waren die einzigen Feinde, welche die Ruhe ihres Lebens störten, das sonst unter diesem schönen Himmel bei

*) Wittrien, ein Sechsziger und kränklich, hatte die Absicht zu erkennen gegeben, sich eine Frau aus den Sandwichinseln kommen zu lassen und sich hier bleibend anzusiedeln. S. Beechey's Reise, Thl. 2.

**) S. Blatt 82.

den Hülfsquellen, welche ihnen eine reiche Natur darbot, und mit Dem, was sie aus dem Schiffbruch gerettet, nicht anders als angenehm hätte seyn können. Die außerordentlich vervielfältigten Schweine (ursprünglich ein einziges Paar) überhoben sie nicht allein jeder Nahrungssorge, sondern dienten ihnen auch als wirkliche Begleiter, trotz der allgemein beglaubigten Meinung, daß dieses Thier keiner Anhänglichkeit an den Menschen fähig sey. Petersen hatte ein Ferkel ganz wie ein Schooßhündchen abgerichtet; es schlief bei ihm und tanzte selbst manchmal. In der Regel liefen die Schweine frei, aber auf ein Pfeifen kamen sie von allen Theilen der Insel herbei. Wir nahmen unser Observatorium in einer Bucht, die wir die Pendelsbucht nannten. Es ist die angenehmste Gegend der ganzen Bai. Zwischen dem Sand des Ufers und den Bergen ist eine mittelmäßig breite Ebene mit hundertjährigen Bäumen, die ein herrliches Lustwäldchen bilden und durchschnitten von einem Bach, von dessen Bett aus sich mir der Horizont gegen Süden bis zur Höhe von ungefähr 20° eröffnete.«

Jenseits des Gartens, in welchem die Schiffbrüchigen die nothwendigsten Gewächse pflanzten, hatte Beechey eine kupferne Platte an einen Baum genagelt: sie enthielt die Erklärung der Besitznahme der Peelsinsel im Namen Seiner britischen Majestät! Nach ihrer Entfernung mit Lütke waren die Schweine wild geworden: man sah noch Reste dieses Gartens, aber die Anpflanzungen waren umgewühlt.

3. Bemerkungen über Klima und Geologie.

Obgleich unter einer gemäßigten Breite wehen Winters kalte, heftige Nordwestwinde auf Munin-Sima. Im Januar 1826 verursachte ein Orkan, Vorläufer eines gräßlichen Erdbebens, ein solches Austreten des Oceans, daß die beiden Schiffbrüchigen sich, wie vor einer neuen Sündfluth, auf die höchsten Berggipfel flüchteten. Geologische Beobachtungen an Ort und Stelle zeigen, daß die Peelsinsel ganz und gar ein vulkanisches Produkt ist, und ohne Zweifel hat es mit der ganzen Gruppe die nämliche Bewandtniß. Auf verschiedenen Punkten des Lloydshafens, namentlich am Eingang in die Mündung eines Flüßchens, bemerkt man ein System basaltischer Säulen, dessen Anblick an den berühmten Riesendamm in Ireland erinnert. Mehrere dieser Felsen sind Tuff, vermischt mit Theilen von Chalcedon oder Kornalin von grauer und grünlichter Farbe. Die Peelsinsel erhält bis in den November hinein ganz grüne Bäume, Wälder die so geschlossen und verwirrt sind als die schönsten und dichtesten amerikanischen Urwälder *).

4. Naturgeschichte, Chenopodien ꝛc.

Der fruchtbare Boden scheint sich zu allen Arten von Anbau zu eignen: die Pflanzen der gemäßigten Zone wachsen neben denen des Aequators. Dort breitet die Corypha ihr fächerförmiges Laubwerk aus, hier prangt der Pandanus mit seinen scharlachrothen Früchten. Mehrere Lorbeerarten, Terminalen, Dodonäen, Eläokarpen, Kalophyllen mit den gerippten Blättern, selbst die nützlichen Chenopodien werden gefunden. Indeß

*) S. Blatt 31 und 85.

so stattlich die Bäume auf den Hügeln sich erheben, so sind doch wenige zum Bau großer Schiffe tauglich. Ein amerikanischer Kapitän machte mir bei Borneo ein Geschenk mit zwei schönen Chenopodien von einer der Inseln von Munin-Sima. Diese krautartigen Gewächse oder Stauden bestehen aus drei Familien: sie gehören zu den Pflanzen mit zwei Samenlappen und mit Blumenblättern, deren Staubgefäße unter dem Fruchtknoten eingefügt sind. Ihre Blüthen sind oft hermaphroditisch, manchmal eingeschlechtig und polygamisch. Man trifft sie fast in allen Theilen der Welt. Werden diese drei Familien einmal besser bekannt seyn, vielleicht bilden sie dann nur Einen Stamm. Auf der andern Seite haben die Chenopodien so viel Aehnlichkeit mit den amaranthartigen Pflanzen, daß sie sich von ihnen nur schwer unterscheiden lassen. Humboldt rühmt in seinem Werk über das spanische Amerika die Eigenschaften einer Pflanze, die derselben Familie der Chenopodien anzugehören scheint und in Mexico unter dem Namen Quinoa (chenopodium quinoa) bekannt ist. Diese Pflanze, sagt er, ersezt, wo sie von freien Stücken wächst, den Waizen, den Mais und die Kartoffel. Die Blätter werden in Südamerika auf dieselbe Art gebraucht wie in Europa der Spinat und der Sauerampfer und der Samen dient zur Nahrung wie in Hindustan, Persien und China der Mais. Der Quinoa ist ein jähriges Gewächs. Die Körner sind klein, rund, etwas platt, weißlicht. Durch Gährung erhält man ein angenehmes Bier. Der Naturforscher Dombey hat nach seiner Zurückkunft aus Peru diese nahrhafte Pflanze in Frankreich einheimisch machen wollen, seine Bemühungen sind aber vergeblich gewesen. Der mitgebrachte Samen ging nicht auf. Glücklicher war Lambert, ein französischer Landwirth, in England. Er erzielte in Boyton 3 bis 7 Fuß hohe Quinoa's, die eine vollkommene Reife hatten, daher zu hoffen ist, daß diese Pflanze in ganz Europa fortkäme.

Ich habe mir diese Abschweifung erlaubt, weil die Kultur eines so nützlichen Gewächses für unsere Zone eine eben so große Wohlthat wäre als die Kartoffel, die wir aus Amerika haben, und der kostbare Bergreis, den wir aus Indien und China nach unserem Süden verpflanzen könnten, wobei man überdieß den Vortheil hätte, daß das Land dadurch nicht ungesund würde, wie Dieß bei dem Anbau des Sumpfreises in Italien der Fall ist. Sollten Diejenigen, welche Nähr- und Heilpflanzen entdeckten und verbreiteten, welche die nützlichsten Thiere für den Hausstand gewannen, die Natur in ihrer Werkstätte belauschten und das Gebiet der Künste erweiterten und so die Gesetzgeber der Völker wurden — sollten sie nicht eher die Ehre des Pantheons verdienen als diese Helden, deren Thaten angezündete Städte, niedergehauene Wälder und der zerstörte Reichthum der Felder ist? Mit welcher Freude würde man den Wohlthätern der Menschheit Bildsäulen errichtet sehen? Mit welchen Gefühlen würde man das Bild des Erfinders des Pflugs und des Spatens, des Kompasses und der Dampfmaschine, der Schrift, der Malerei und der Baukunst, das Bild Triptolems, Thoths, Gioia's, Papins und Watts und tausend Anderer betrachten, deren unbekannte Namen unsere Undankbarkeit anklagen? Julius Cäsar weinte beim Anblick der Büste Alexanders aus Bedauern, daß er nichts Großes gethan, d. h. die Welt noch nicht verwüstet hatte. Die Ehre, die man jenen friedlichen Helden erwiese, würde auch Verlangen einflößen, sie nachzuahmen. Nach dem Beispiel des höchsten Wesens nähren und kleiden sie den Menschen, schaffen ihm ein Asyl und geben der Kunst die Weihe des Priesterthums. Wie das höchste Wesen

ist ihr Bild unsichtbar, während ein Alexander, ein Cäsar, ein Timur, ein Tschengis-Chan, ein Pizarro, ein Karl XII Gegenstände unserer strafbaren Bewunderung sind. Ich kenne nur Einen Eroberer, der Segnungen auf seinem Weg verbreitet und überall die Menschen erleuchtet und ihre Lage verbessert hat — es ist der indische Bacchus und vielleicht ist er nur ein fabelhaftes Ding.

Das Calophyllum ist von der harzgebenden Familie und monogynisch-polyandrisch. Die interessanteste Art ist das Calophyllum inophyllum Linné's oder Calophyllum tacamahaca Wildenow's. Es ist ein großer Baum, der an unfruchtbaren und sandichten Orten in Hindustan, auf den südafrikanischen Inseln, in Polynesien und Mikronesien wächst. Der Stamm ist dick und hat eine schwärzliche Rinde: wenn man ihn spaltet, fließt eine klebrige harzige Materie ab, welche fest wird und den Namen Tacamahacagummi führt. Die jungen Aeste sind viereckig und mit gegenüberstehenden sehr dichten und glänzenden Blättern besezt. Die Blüthen sind gewöhnlich polygamisch, weiß und wohlriechend, kleine Trauben bildend. Auf sie folgen kleine Steinfrüchte mit einem einzigen Kern, welche gelblich, kugelig und fleischig sind. Mittelst seiner betäubenden Blätter werden in Taiti und sonst Fische gefangen. Auf den Inseln Mauritius und Bourbon wird das Holz des Calophyllum oft zum Schiffsbau, zu Zimmermanns- und Wagnersarbeiten genommen. Loureiro bezeichnet den Baum mit dem Namen Balsamaria inophyllum und erwähnt als Unterscheidungsmerkmale von den andern Arten seinen doppelt gespaltenen Kelch, seine aus sechs Blumenblättern gebildete Krone und die in mehrere Büscheln gruppirten Staubgefäße.

Die Terminalen sind hohe Bäume, die Blüthen polygamisch, d. h. an demselben Stiel die obern männlich und die untern hermaphroditisch. Die Frucht enthält einen Stein. Der Kern besteht aus einem großen Keimling und die Blüthen sind klein. Am gemeinsten ist die Catappa-Art: sie wächst auch auf der Insel Mauritius und ihre Körner schmecken wie Haselnüsse. Eine andere Art, die Benzoe-Terminalen liefern eine wohlriechende harzige Substanz, die mit Benzoe verwandt und lange für den echten Balsam dieses Namens gehalten worden ist. Er wird aus dem Benzoe-Styrax gewonnen und ist in allen Theilen des Orients gesucht.

5. Zoologie. Vögel und Fische.

In der Eintönigkeit einer langen Schifffahrt ist es eine willkommene Abwechslung, wenn man da und dort in diesem Archipel einem See-Elephanten oder einem der mehr als sechszig Fuß langen Kaschalots begegnet, die eine mehrere Klafter hohe Wassersäule aus ihren Nüstern emporblasen und vier Lieues in der Stunde zurücklegen. Der Flug merkwürdiger Vögel, als da sind Fregatten, Tölpel, Phaëtons und Sturmvögel, die sich auf den Segelstangen des Schiffes niederlassen, machen den Matrosen viel Spaß. Zahlreiche Russetten, eine Art Fledermäuse von acht Zoll Länge, sind die einzigen eingebornen Säugethiere. Sie fliegen wenig: sie hängen am öftesten mit ihren Krallen an den Baumzweigen. Die Weibchen halten ihre Kleinen an sich gedrückt unter der Haut ihrer Flügel. Die Wälder sind zu verschiedenen Zeiten bevölkert von Regenvögeln, Wasserschnepfen,

Rallen, Tauben, schwarzen Raben*). Zuweilen sieht man schöne braune Reiher mit weißem Busch, einen kleinen Vogel gleich dem Zeisig und eine Art Kreuzschnabel. Das Meer ist reich an Fischen, die meist in den schimmerndsten Farben prangen. Arten wie unsere Aele und Karpfen, die bis zu 20 Pfund wägen, werden in süßen Wassern am häufigsten gefangen. Der mikronesische Ocean ist von besonders gefräßigen Haien bevölkert. Ihre vier- oder fünffachen Reihen scharfer Zähne machen sie sehr furchtbar: man könnte sie die Tiger des Meeres nennen. Sie folgen den Schiffen um die Reste ihrer Küche und die Leichen zu verspeisen, am liebsten den Sklavenschiffen, auf denen, weil sie mit Menschen überladen sind, die Sterblichkeit sehr stark ist. Wird ein Verstorbener in die Fluth versenkt, so ist der Magen eines dieser reißenden Haie meist sein Grab. Diese Ungethüme schwimmen ziemlich langsam und können Fische oder Menschen nur packen, indem sie sich umkehren, wodurch es Einem mitunter gelingt, sich ihrem mörderischen Gebiß zu entziehen. Mit einem eisernen Haken und einem Stück Speck daran, nach welchen sie gierig schnappen, bekommt man sie leicht. Sie richten sich mit Hülfe des Gesichts, aber quer schwimmend, auf ihren Raub. Ihr Aufenthalt sind die Ankerplätze, selten die hohe See. Doch entfernen sie sich zwischen den Tropen auch von allem Land. In den Baien leben sie, angelockt durch die nämlichen Bedürfnisse, in Haufen beisammen, wiewohl ihre Gewohnheiten einsam sind. Ihre Erzeuguug besteht gewöhnlich aus zwei Jungen, die lebendig zur Welt kommen. Die Griechen und Römer haben oft Haie und Delphine verwechselt. Die Haie, zumal die Arten der heißen Himmelsstriche, sind meist von den sogenannten Schiffhaltern (remora) und Piloten begleitet. »Ich betrachtete,« sagt Commerson in seinen Manuscripten, »stets als Fabel, Was man von den Piloten des Hai's erzählt. Durch meine eigenen Augen mußte ich mich eines Andern überzeugen. Was können diese beiden Fische für ein Interesse haben, ihnen zu folgen? Man begreift, daß ein Abfall von dessen Schmaus es seyn kann, was den kleinen Piloten anzieht. Aber man erräth nicht, warum der Hai, welcher der reißendste Fisch ist, nicht diesen Schmarotzer, der selten allein kommt, zu verschlingen sucht: ich habe oft deren fünf und sechs vor der Nase des Hai's gesehen. Wäre ihm also der Pilot zu Etwas nützlich? Reichte etwa sein Blick weiter? Benachrichtigte er ihn von der Nähe der Beute? Wäre er ein besoldeter Spion oder nur ein schwacher kleiner Fisch, der unter dem Schutz eines starken schwimmt, damit er Nichts von seinen Feinden zu befürchten hat? Ich habe oft bemerkt, wenn man den Köder auswarf, so schwamm zuerst der Pilote hin und kam sogleich zum Hai zurück, der sich sofort selbst an Ort und Stelle begab. Ist der Hai gefangen, so bleiben die Piloten, bis man ihn in die Höhe zieht. Dann fliehen sie. Ist aber kein anderer Hai da, dem sie sich anschließen können, so umschwärmen sie oft noch mehrere Tage das Hintertheil des Schiffs.« Ich selbst habe oft wahrgenommen, daß auch der Wallfisch einen kleinen Fisch hat, der vor ihm hergeht und dem dann dieser in allen seinen Windungen gefällig folgt. Aristoteles und Plinius versichern, das gefräßigste unter den Amphibien, das Krokodil öffne seinen Rachen den Zaunkönigen, die wegpicken, Was ihnen zwischen den furchtbaren Zähnen stecken geblieben ist.

*) Es gibt anderswo auch weiße, grüne, braune und blaue Raben.

6. Meerschildkröten.

Das zehn Klafterloch (ten fathom's hole) ist merkwürdig durch die große Zahl von Schildkröten, die man daselbst findet, von denen einige bis 300 Pfund wägen. Ungeheure Haie, gegen die ihr Brust- und Rückenharnisch nicht immer schützt, machen sie den Fischern streitig. Die Schildkröten haben keine Zähne: ihre Kinnladen haben eine hornene Verhärtung wie die Vögel mit Ausnahme der Rüsselschildkröten (à gueule), deren Maul eine Anlage hat wie das der Froscharten, namentlich der Pipakröte. Ihre beinige Hülle ist gewöhnlich mit einer mehr oder weniger durchsichtigen Schale überzogen. Es gibt jedoch auch Solche, die mit einer weichen Haut bekleidet sind und diese sind um so muthiger, je weniger sie passiven Widerstand leisten können. Man theilt die Schildkröten in fünf Sippschaften ein: Landschildkröten, Süßwasserschildkröten mit schuppigter Schale, weiche Schildkröten, Rüsselschildkröten oder Cheliden und Meerschildkröten. Nur von den Leztern ist hier die Rede. Bei ihnen allen ist die beschuppte Schale nicht so groß, um den Kopf aufzunehmen oder die Füße, welche, besonders die vordern, verlängert und floßenartig verflacht sind. Das mittelländische Meer ernährt eine große behäutete Schildkröte, welche wegen ihrer länglichten Gestalt und drei vorspringenden Gräten, die der Länge nach sich über ihren Schild ziehen, den Namen Laute empfangen hat. Die bekanntesten Meerschildkröten sind in den tropischen Gewässern, besonders die Caret- und Riesenschildkröte, jene geschäzt wegen ihres Fleisches, diese wegen ihrer Schale. Leztere, die auch die grüne heißt, hat einen mit dreizehn breiten Schuppen bedeckten Rücken, die Schuppen am übrigen Leib nicht gerechnet. Sie ist die größte von der Familie, wird 6 bis 7 Fuß lang und 7 bis 800 Pfund schwer. Dampier spricht noch von einer größern: denn sie war vom Rücken bis zum Bauch 4 Fuß dick und 6 Fuß breit. Ihre Schale bildete ein Fahrzeug, in welchem ein neun- bis zehnjähriges Kind, der Sohn des Kapitäns Rocky, sich einschiffte und eine Viertelmeile weit nach dem Schiff seines Vaters fuhr. So darf man wohl glauben, Was Plinius von den Schildkröten des rothen Meers erzählt. »Diese Schildkröten,« sagt er, »sind so groß, daß ihre Schalen als Schiffe dienen und eine einzige zur Bedeckung eines Wohnhauses hinreicht« (es versteht sich, einer kleinen arabischen Hütte). Zu Pau zeigt man noch die Schildkrötenschale, die Heinrichs IV Wiege war. Die seltenen Schildkröten, die man an unsern Küsten fangt, sind weit entfernt von diesem Maß. Doch hat man im Jahr 1752 eine bekommen, die sechs Fuß lang, vier breit war und gegen neun Centner wog. Eine Schildkröte von eben diesem Gewicht wurde im Jahr 1764 auf der Höhe der Insel Né gefangen. Ihre Leber (? foie), sagt ein Erzähler jener Zeit, war reichlich genug, daß mehr als hundert Personen davon speisen konnten. Man bekam über hundert Pfund Schmalz. Das Blut, das ihr entfloß, als man ihr den Kopf abschnitt, füllte acht bis neun Pinten. Das Fleisch war wie von einer Kalbe, nur hatte es wie das der amerikanischen Schildkröte einen auffallenden Bisamgeruch.« Vielleicht war auch dieses Individuum aus Amerika und durch den Golfstrom, der längs den Vereinigten Staaten hingeht und

*) Histor. Nat. Lib. XI, C. XII.

bis an den irischen Küsten wahrzunehmen ist, worauf er sich wieder zurückwendet, entführt worden. Weniger groß ist die Caretschildkröte: sie hat eine mehr verlängerte Schnauze und gezähnelte Kinnladen. Ihr Fleisch schmeckt nicht übel, ist aber schwer zu verdauen und erzeugt auf den Antillen, wenn man den Einwohnern glauben darf, Erbrechen und sehr schmerzhafte Blutgeschwäre. Aber ihre Eier sind gesucht als Leckerei und ihre Schale wegen der Schönheit der Farbe und der Dichtigkeit. Die Riesenschildkröten und zwei Arten, die sich ihnen sehr nähern, liefern eine Schale, die nur bei künstlichen Arbeiten gebraucht werden kann, weil sie zu wenig Dichtigkeit hat. Man kann dabei ihre Farbe beliebig ändern — um ihr ein lebhaftes Roth oder eine glänzende Vergoldung zu geben, darf man sie nur auf einer Kupfer- oder Messingplatte festmachen. Die Chinesen benützen sie auf verschiedenerlei Weise, bezahlen die dreizehn Schalen und die Füße gerne mit sechszig Piastern. Diese verschiedenen Arten fressen die auf dem Grund des Meers wachsenden Gräser und Kräuter und wenn sie die Noth treibt, nähren sie sich — Dank der Kraft ihrer hartrandigen Kinnbacken! — von Weich- und Schalthieren. Um sie zu fangen, verfährt man also. Man stellt ihnen nach, wenn sie zum Eierlegen am Ufer aus dem Wasser gehen. Obgleich sie nur bei Nacht kommen, so werden sie leicht entdeckt, weil sie einige Tage zuvor den Boden untersuchen und da Spuren im Sand zurücklassen. Weiß man den Ort, den sie lieben, so kann man an Einem Tag mehrere fangen: man begnügt sich, wenn man einer begegnet, sie auf den Rücken zu legen. Ist es eine Riesenschildkröte, so kann man sie in dieser Lage lassen, denn sie kann sich nicht mehr auf die Beine helfen. Ist es dagegen eine Caretschildkröte, so muß man sie, weil sie einen rundern Rücken und freiere Bewegungen hat, entweder mit einem großen Stein beschweren oder augenblicklich tödten. Es gibt mehrere öde Inseln, auf welche sich die Schildkröten vorzugsweise begeben und wo man sie in der Brütezeit zuverläßig in Menge antrifft: so auf der Schildkröteninsel bei Haiti und auf der Ascensioninsel, die in fast gleicher Entfernung zwischen Neu-Guinea und Brasilien liegt. Leztere befindet sich an der Straße von Europa nach Indien und bietet den Schiffsmannschaften eine gesunde und angenehme Nahrung. Noch kann man St. Vincent, eine der Inseln des grünen Vorgebirgs bei Martinique, mehrere Eilande von den Antillen, unter andern die beiden Caimansinseln nennen: von dort sind fast alle Schildkröten, die man nach Jamaika bringt, wo man sie in Parken aufbewahrt, bis man sie nach England abschickt. Oceanien, vor Allem die sandichten Ufer Mikronesiens, liefern Meerschildkröten in Fülle. Eine andere Fangart besteht in einem großen Netz mit schlaffen Maschen (la folle), das man so ausspannt, daß es den Schildkröten, die zum Eierlegen kommen, den Weg versperrt. Sie verwickeln sich schwerfällig mit den Füßen, so daß sie bald ertrinken, weil sie nicht mehr, um Athem zu holen, an die Oberfläche können. Das Netz wird gewöhnlich gefärbt: denn, wenn es weiß ist, so werden die Schildkröten mißtrauisch und kehren um. Endlich bedient man sich der Harpune. Auf den Antillen gibt es geschickte Harpunirer. Diese Fangart scheint mir belustigender, aber weniger produktiv und gefährlicher als die beiden andern zu seyn.

7. Erscheinungen durch Mollusken und Medusen.

Im äußersten Westen Mikronesiens, wo ich mich auf dem Dunira, Kapitän Hamilton, mitten durch die Südsee und das westliche Polynesien nach Kanton begab, sah ich sehr merkwürdige Weichthiere von dem Stamm der Medusen. Die glänzendste war die Galere (physalia), ein artiger und geschickter Schiffer, dessen Namen an Gestalt und Eigenschaften erinnert. Ich sammelte zwei Beroen, von der Ordnung der freien Acephalen, in der dritten Klasse der strahlenförmigen Thiere. Da diese Thiere wenig bekannt sind, so werde ich zwei Individuen, die mir eine neue Art zu bilden scheinen, beschreiben. Sie sind von gallertartiger Substanz, völlig durchsichtig, von länglicht runder Form, mit Zasern besezt und haben sieben wenig vorstehende Rippen. Der zu äußerst befindliche Mund hat den nämlichen Durchmesser wie der Leib, welcher Form und Maß eines Beutels hat. Um ihre Häutchen zu unterscheiden, sezte ich die Beroen zwischen das Licht: bald schimmerten sie in den herrlichsten Farben, selbst während ihrer Ruhe, denn die Thiere sind außerordentlich phosphorisch. Unter dem Vergrößerungsglas entfalteten sie eine erstaunliche Menge beweglicher farbiger Schuppen, welche durch Veränderung ihres Reflexionswinkels dieses Farbenspiel hervorbrachten. Wenn ich sie trocken der Sonne aussezte, vergingen sie nicht ganz. Ich hatte diese Art schon in Polynesien bei der Peliuinsel zu bemerken Gelegenheit gehabt. Ich glaube, die Beroen sind geschlechtlos. Ihre Fortpflanzung scheint eben so schnell zu seyn als ihr Wachsthum. Sie haben Gewohnheiten der Anhäufung: denn ich sah manchmal diese Thiere ohne Wirbelbeine, gleichwie Biphoren, Medusen und Mollusken, in so unzähligen Myriaden beisammen, daß das Meer ohne Uebertreibung auf einer Oberfläche von 2 bis 3000 Quadratmeilen bis zur Tiefe von 20 und 30 Fuß von ihnen bedeckt war. Bald funkelten ihre weißglühenden Massen im Sog des Schiffs, dessen Ruder sie in Wallung brachten, gleich Sternen aufgehängt über'm Abgrund zur Erleuchtung der Finsterniß des Oceans, bald gaben die gelben Flecken, welche eigentlich ihre einzigen farbigen Theile sind, ihnen von fern das Ansehen von Sandbänken. Die Täuschung steigerte sich, wenn der große Ocean (Was ziemlich häufig geschieht) ruhig war. Denn diese Thiere lagen so gedrängt, daß das Wasser beinahe fest wurde. Vielleicht, daß die zahlreichen Sandbänke auf den alten und selbst einigen neuern Karten, welche von den Seefahrern nicht wieder gefunden werden, Nichts waren als Anhäufungen von Medusen und Mollusken.

8. Temperatur des Meers.

Ein andermal, ungefähr unter 22° nördl. Breite und 125° östl. Länge, in der Nähe eines Eilandes von Mikronesien versuchte ich, die Tiefe des Oceans zu messen, fand aber mit 260 Klaftern keinen Grund. Wir waren außer Gesicht jedes Landes und die Meerfluth lieferte, destillirt, ein Wasser, das nicht den mindesten Salz- oder Bittergeschmack hatte. Da ich den Grad der Wärme des Meerwassers in einer gewissen Tiefe zu bestimmen wünschte, so sezte ich mich mit einem Fahrenheit'schen Thermometer in einen Nachen. Der Wärmemesser war in einem Cylinder von Blech und hatte an jedem Ende eine Klappe, welche, so lang das Instrument sank, das Wasser zuließ und sich beim Steigen schloß. Bei 100 Klaftern Tiefe zeigte es 32° über 0 und 33½° an der Oberfläche des Meers. Indem ich diese Messung mit andern Messungen verglich, die ich unter verschiedenen Breiten erhalten hatte, so mit einer bei St. Helena unter dem fünfzehnten südlichen Breitegrad, die das nämliche Resultat gewährte, so schloß ich, daß in den tropischen Regionen das Wasser

in einer großen Tiefe kälter ist als an der Oberfläche und dagegen wärmer unter der Linie als unter höhern Breiten. Ich darf nicht vergessen, daß ich in denselben Gewässern einen Republikaner oder gesellschaftlichen Kreuzschnabel (loxia socia) bekommen habe. Der Vogel war braun, gelb und schwarz, maß gegen sechs Zoll und hatte ziemliche Aehnlichkeit mit seinen Verwandten auf dem Cap.

9. Bildung von Coralleninseln.

In Oceanien greifen die Corallen von Tag zu Tag mehr um sich, aber merkwürdig! — das Vorhandenseyn von Strömungen süßen Wassers thut den Fortschritten der Polypen Einhalt. Daher können die Schiffe nur in Buchten einlaufen, in welche Flüsse münden: alle andern Theile dieser zahllosen Inseln sind von Corallenbänken umstarrt. Diese Bewandtniß hat es auch mit der Peelsinsel. Die Polypen haben daselbst rings die Buchten mit Corallen umgürtet und mit Ausnahme des Zehnklafterlochs nehmen sie den ganzen obern Hafenraum ein. Mit der Schilderung dieser Inseln entwirft man unwillkürlich die Bildungsgeschichte Mikronesiens und Polynesiens. Die Gruppen niederer Inseln, von welchen man den großen Ocean und das indische Meer in der Nähe des Aequators übersät sieht, sind die Spitzen unterseeischer Berge, deren Entstehung nach Chamisso unserer Weltepoche angehört. »Diese Berge,« sagt er, »erheben sich senkrecht aus dem Schooß des Abgrunds. Ihr Gipfel bildet überschwemmte Hochflächen, die ein rings gehender breiter Damm in eben so viel Becken verwandelt, von welchen die ausgedehntesten, wie es scheint, auch die tiefsten sind. Die kleinern füllen sich und eine Insel taucht auf, während die größern ganze Gruppen von Inseln ins Daseyn rufen, die im Kreis an dem Riff herum liegen, das ihre Einfassung bildet. Dieses Riff ist in dem Theil seines Umfangs, der dem Wind ausgesezt ist, über den Wasserspiegel der Ebbe erhoben und bietet zur Zeit derselben das Bild eines breiten Damms, der die Inseln, die er stüzt, unter einander verbindet. Eine so ausgesezte Lage bringt es mit sich, daß die Inseln zahlreicher, näher beisammen, fruchtbarer sind, auch daß sie vorzugsweise die vorspringenden Winkel des Riffs einnehmen. Dieses steht dagegen, wo seine Einfassung unter dem Wind liegt, fast überall unter Wasser. Manchmal ist es so unterbrochen, daß es Pässe öffnet, durch welche ein Schiff wie zwischen zwei Hafendämmen unter Begünstigung der Fluth in das innere Becken einlaufen kann. Solche Häfen trifft man auch in demjenigen Theil des Umkreises, welcher durch Vorsprünge und Inseln gegen die Wirkung der Winde und Wellen geschüzt ist. Da und dort erheben sich einzelne Bänke im Innern des Beckens, sie erreichen aber nie den Wasserspiegel der Ebbe. Das Riff zeigt, wie das Sekundärgebirge, unterschiedene parallele Lagen von mannigfaltiger Dichtigkeit. Die geologische Formation ist Kalkstein, zusammengesezt aus Bruchstücken und Trümmern, Steinpflanzen und Muscheln mit einer Verbindung durch einen Kitt von einer Festigkeit, die wenigstens der ihren gleich ist. Die Richtung ist horizontal oder leicht geneigt gegen das Innere des Beckens. Man bemerkt in einigen dieser Lagen beträchtliche Massen von Madreporen, die Zwischenräume mit kleinern Trümmern ausgefüllt, aber diese Massen immer zerbrochen, gerollt, immer, ehe sie einen Theil des Gesteins ausmachten, vorerst von ihrer ursprünglichen Stätte losgerissen. Andere Lagen, deren gleich beschaffene Elemente zu einem groben Sand gestaltet wurden, erscheinen als eine Art grober kalkiger Sandstein. Eine genaue Vergleichung läßt keinen Zweifel über die Identität dieses Gesteins

und des guadeloupischen, welches Menschenversteinerungen enthält. Eben dieses Gestein bildet die sogenannten Corallenriffe, welche in den Aequatorialmeeren häufig die Hochländer umsäumen und sich unter die Wasser verlieren, ohne den Wogen diese schroffen Mauerwände entgegenzusetzen, welche den niedern Inseln charakteristisch sind. Die Höhe des dem Ocean trotzenden Dammes ist oft von Klippen, umgestürzten und aufgehäuften Steinblöcken bekränzt, woran sich das Ungestüm des Sturms bricht. Der Rücken des Damms wird fast in einem Drittheil seiner Breite von den Wellen gesegt und ist wie geschliffen. Er hat einwärts eine sanfte Neigung, die sich unter den ruhigen Wassern der Lagune verlängert und oft in einen plötzlichen Absturz endigt. Manchmal jedoch bilden die Gesteinlagen in dem innern Becken gleichsam breite Stufenbänke und dieser Eigenthümlichkeit verdankt man schützende Ankergründe. Hin und wieder sind auf der Böschung des Dammrückens gegen das äußere Becken zu lose Felsenblöcke ähnlich denjenigen, die oben das hohe Meer aufhalten. In diesen Blöcken habe ich die größten Massen von Madreporen wahrgenommen. Auf der Böschung nach der Lagune zu setzt das Wasser einen kalkigen Sand ab, ungefähr wie den, aus welchem die Gesteinschichten von kleinerem Korn bestehen, und in dem innern Becken bringt die Sonde in der Regel den nämlichen Sand herauf. Die Polypen wachsen nach ihrer Gattung oder Art entweder in beweglichem Sand oder angeknüpft an Felsen. In den Grotten des Riffs, am Rand der Lagune, kann man sie leicht beobachten. Ueberall, wo sich die Wogen heftig brechen, ist eine Art Kalkcoralle von röthlicher Farbe, die den Felsen bekrustet und von dieser animolischen Vegetation rührt die Farbe her, welche das Riff, von der hohen See zur Zeit der Ebbe gesehen, gewöhnlich hat. Der auf der Böschung des Riffs abgesetzte und angehäufte Sand macht den Anfang der Inseln: die Vegetation stellt sich langsam ein. Die ältern und reichern Inseln, welche auf unbestimmter Länge die größte Breite des Riffs einnehmen, sitzen auf Schichten von Gestein, die höher sind als der während der Fluth unter Wasser gesetzte Dammrücken. Diese Schichten haben eine merkliche Neigung gegen das Innere des Beckens. Ihr Profil gegen die hohe See zu ist in der Regel maskirt durch eine in entgegengesetzter Richtung geneigte Schichte. Diese, die aus den gröbsten Fragmenten von Madreporen besteht, ist oft zerrissen und die umgestürzten Blöcke liegen durch einander. Schichten von neuer Bildung aus kleinerem Sand, abwechselnd mit Schichten von beweglichem Sand, scheinen an einigen Gegenden das Ufer zu bekleiden, besonders das Ufer, welches von der Lagune bespühlt wird. Auf felsichtem Grund erhebt sich auf der Meeresseite ein Wall von zerbrochenen gerollten Madreporen, der der äußere Gürtel der Inseln *) ist. Mehrere Stauden (scaevola koenigii, turnefortia sericea) wachsen auf diesem steinigten und beweglichen Boden — ein Gehölz mit verschlungenen Aesten und dichtem Laubwerk, das dem Wind die Stirn bietet. Das Innere dieser Inseln ist ihr niederster, fruchtbarster und beholztester Theil. Man findet daselbst Sumpfgründe und natürliche Cisternen. An dem innern Rand der Lagune ist der Boden sandicht und höher.« Ich glaube, daß die Wandervögel die ersten Pflanzensamen in diesen sandichten Boden legen oder die Wogen sie anschwemmen. Die Cocosbäume erstehen und einige unglückliche Schiffbrüchige, die der Welt überdrüssig oder ohne Mittel der Rückkehr sind, werden sich daselbst niederlassen

*) Die Gruppen niederer Inseln von dieser Formation empfinden die Stöße hoher vulkanischer Länder, wenn sie auch 4 bis 5 Grade von ihnen entfernt sind.

10. Niederlassung einer mikronesischen Familie.

Denken wir uns eine Familie, die so auf die Peelsinsel versezt worden wäre wie Adam und Eva nach Eden. Der Blitz, der auf die Häupter der hundertjährigen Bäume schlägt, die ihn umgeben, das Brüllen der Stürme, das Getöse der Wogen und das Geschrei der Thiere würden Anfangs den Muth des Menschen auf die Probe stellen. Er wird die beiden Prinzipien des Guten und Bösen anrufen: denn seine Vernunft muß erst philosophisch entwickelt seyn, bis er den einzigen Gott, Herrn des Geschicks, erkennen kann. Später vertraut mit der Gefahr, wird er seine Kräfte mit denen, die seinen Bedürfnissen im Weg stehen, vergleichen, wird sie schüchtern bekämpfen und zulezt darüber triumphiren. Er wird die Früchte sammeln, welche die Natur zu seinem Gebrauch erzeugt hat. Er wird seinen Durst in dem Bach löschen, der zu seinen Füßen murmelt. Mooſe und Farnkräuter werden ihm ein Bett geben, verschlungene Baumzweige, bedeckt mit breiten Blättern, eine Hütte. Er wird die Gemse nachahmen, die mit seltener Leichtigkeit die Felsen erklimmt, oder den Affen, der von einem Baum auf den andern springt, und er wird diesem die Kunst des Steineschleuderns ablernen. Aus biegsamen Baumästen wird er sich einen Bogen verfertigen. Weil er bemerkt, daß die Vögel mit Flügeln fliegen, so wird er seine Pfeile befiedern: so wird er zum Waidmann werden, der vom Ertrag seiner Jagd lebt. Ein Schilfrohr, an dessen Ende er die Zähne eines Thiers als Angel befestigt, wird ihm Fische verschaffen, und siehe da! er ist Fischer. Da die Peelsinsel nur wilde Schweine enthält, so wird er sie in Heerden vereinigen, um seine Familie während eines großen Theils des Jahrs mit ihrem Fleisch zu ernähren. Zwar müßte der Mensch im Anfang einen Widerwillen empfinden gegen das Abschlachten der Thiere um ihn, damit sie ihm zur Speise dienen. Ob er gleich nach der Form seiner Zähne berufen scheint, ohne Unterschied thierische und animalische Substanzen zu verzehren, so hat er doch nach der Anlage und den Bewegungen seiner Schläfe- und Backenknochen, nach dem Bau seines Verdauungskanals, der länger ist als der Darmgang der Fleischfresser und kürzer als die Speiseröhre der Pflanzenfresser, zuerst nach der Weise der Brahmanen, d. h. von Vegetabilien, Milch und Honig gelebt. Damals war sein Charakter sanfter, sein Schlaf friedlicher, sein Geist zugewandt den erhabensten Betrachtungen, seine Hautempfindlichkeit weniger entwickelt und mithin sein Körper weniger zugänglich der Hitze, dem Frost und dem Schmerz. Durch die thierische Kost ist er heftiger, unruhiger, grausamer geworden. In Amerika haben die Spanier aus dem Hund, weil sie ihn mit Menschenfleisch fütterten, das reißendste Thier gemacht. Mein Mensch ist Hirte. Bald wird ihm der Anblick der Wunder der Felder die Verrichtungen des Ackerbaues offenbaren. Hat er die natürliche Saat beobachtet, welche Winde, Wasser, Thiere über die Oberfläche der Erde streuen, so wird es ihm nicht schwer seyn, dieses einfache Verfahren der Natur mit seiner Hand nachzuahmen. Die Umwühlungen der Schweine werden ihm eine Vorstellung des Ackerns, das periodische Austreten der Wasser gewisser Flüsse über dürre Ländereien und deren jährliche Befruchtung des Düngers, der Regen wird ihm die Vorstellung einer Gießkanne geben. So wird er Ackerbauer. Das Morgenroth der Gesittung geht über meinem Wilden auf.

11. Erfindung der Wissenschaften und Entnehmung der Künste von den Thieren.

Uebung des Denkens und Ergründung der Natur ist es allein, was die Schranken menschlicher Kraft und Einsicht erweitert. Durch dieses Denken und durch die Nachahmung der Industrie der Thiere, seiner ältern Brüder in der Ordnung der Geschöpfe, wird mein Wilder die Arbeiten seiner werdenden Industrie nützlich leiten. Noch fliehen die Thiere nirgends vor dem Menschen. Sie leben mit ihm, so lange er ihr Freund seyn will und nicht ihr Henker. Wie würde es mich freuen, wenn in unsern Gesellschaften Menschen, welche Thiere mißhandeln, die weniger boshaft sind als sie, gesetzlich zur Verantwortung gezogen würden! Die Rinde der Bäume liefert ihm Gewebe, die Raupe lehrt die Frau die Fäden theilen, die Spinne sie spinnen. Die Reibung trockener Hölzer gibt ihr das Feuer, nachdem sie gesehen hat, daß die Reibung der Aeste harziger Bäume den Brand eines Waldes hervorbringen kann. Mit Hülfe des Feuers entdeckt sie die Kochkunst. Mit der Milch der Thiere hatte sie schon ihre Kinder gestillt. Das Austreten der Wasser setzt den Ackerbauarbeiten des Menschen, seinen Jagden, seinen Fischereien, seinen Waiden Hindernisse entgegen, die er noch nicht zu überwinden weiß. Die Biber lehren ihn die Flüsse ableiten, das Ungestüm der Wellen brechen durch Aufwerfung fester Dämme. Der Biber bedient sich seines Schwanzes, um die Erde zu verrühren und die Steine aufzuhäufen, die er mit diesem Mörtel kittet: unter dem Schutz dieser Dämme erbaut er seine Hütte. Der erste Peelier würde seine Hände gebrauchen zur Verrichtung des Werks des Bibers. Um die Wuth der Waldströme zu vereiteln, wird er seiner Hütte einen Platz anweisen, wo sie außer Wassersgefahr ist. Mit den Blättern des Bananen- und Cocosbaums wird er sie bedachen. Die Hülle der Thiere, die er getödtet, wird er zu seinem Lager ausbreiten. Bald wird er das Feld anpflanzen, das an seine Hütte stoßt, und um die Früchte gegen die Gier der Thiere zu verwahren, wird er es mit einem Hag umgeben. Die zierlichen Cocosstämme bieten ihm das Modell des Schafts dieser Säulen und Pfeiler, deren Kapitäler ihre schönsten Verzierungen von dem Satz der Lotusblätter entlehnen werden. Die Bogen der Grotten, die Decken der Hütte des Bibers werden die Vorbilder seiner Gewölbe, seiner Plafonds seyn. Der Ziegel, der Schiefer werden sie bedecken wie die Schuppen den Fisch. Siehe den Ursprung der ländlichen Baukunst!

Soweit hat der Mensch für seine Zukunft auf die unversieglichen Wohlthaten der Natur gerechnet, hat gedacht, daß die Früchte der Erde für Alle und die Erde Jedermanns sey. Jezt ist es die Selbstsucht, die ihn zur Thätigkeit spornt. Er führt eine Mauer um sein Feld und spricht: »Achte mein Eigenthum! Krieg Dem, der es antastet!« Seine Kinder, als der schwächere Theil, schweigen: so hört das natürliche Recht auf, das Recht des Eigenthums und der Stärke beginnt. An die Stelle des Gesetzes und der Gerechtigkeit tritt das conventionelle Recht, an die Stelle der Gleichheit und Freiheit das Vorrecht und die Tyrannei. Der Krieg mit seinen Plagen kommt über die Gesellschaft, welche es in ihrer übel begründeten Gesittung hat geschehen lassen, daß die Gesetze der Natur übertreten worden sind.

Nicht lange, so nimmt er die Form der Seevögel und ihre Schwimmkunst zum Muster. Aus dieser Schule empfangt er die ersten Elemente des Schiffbaues. Nach den krummen Linien, welche die Natur auf die Vögel gezeichnet hat, behaut der Mensch den Stamm, dem er sich anvertraut, und

Was er später Vorder- und Hintertheil und Kiel nennt, wird berechnet nach ihrem Kopf, Schwanz und Rumpf. Die Gestalt der Fische dient vielleicht zur Berichtigung des Modells seines Fahrzeugs: wie dieses verlängern sie sich als Vorder- und Hintertheil, runden sich auf den Seiten und enden als Kiel. Der Mensch stoßt seine unvollkommene Maschine ins Meer und wie die Fische hilft er sich mit Floßen, um sie nach Belieben zu bewegen, vor oder zurück. So entstanden die Ruder und ihrem Antrieb vertrauend, spottet der Kahn der Stille der Wasser und der Trägheit der Winde. Aber wie ist der erste Schiffer erstaunt, wenn er sieht, daß einfache Schalthiere ihm in dieser Kunst zuvorgekommen sind, die bereits in glänzenden Schiffchen schwimmen, deren Vereinigung zahllose Geschwader bilden würde, die geschickter als er in den Lüften Segel entfalten, in die die Winde blasen, glücklicher als er, während der Stürme sich auf dem Grund der Wasser verbergen und um ihre Fahrt fortzusetzen, auf die Rückkehr des schönen Wetters warten. Die Argonaute gewährt ihm das Schauspiel all dieser Wunder. Er erhält die nützlichsten Regeln von diesem neuen Lehrer. Er beschwert sein Schifflein und befestigt dessen Gang, der wegen der Unstätigkeit der Fluthen sonst oft wankend war. Er spannt unförmliche Tücher aus, in welchen die Lüfte sich fangen, und richtet sich nach den Sternen, es sey denn, daß der Himmel durch eine finstere Nacht verhüllt ist. Alle Verrichtungen des Thiers, das die Idee der Schifffahrt, einer unermeßlichen Wissenschaft, eingegeben hat, zeigen einen hohen Grad von Gedächtniß, Voraussicht, Urtheil, d. h. von Verstand. Es gibt kein noch so winziges Insekt, das ohne Reflexion, ohne die zu seiner Entwicklung und Erziehung und der seinen Eigenschaften entsprechenden Vervollkommnung erforderlichen Vernunft, ich möchte sagen — Moralität wäre, obwohl verschiedene Schriftsteller und der gefeierte Descartes selbst den Thieren nur den maschinenartigen Instinkt zugestehen wollen.

Der Mensch, der stolze Tyrann, ist krank, niedergeschlagen, sterbend. Wiederum sind es die Thiere, denen er seine Heilkunde verdankt. Der Rabe, die Ente zeigen ihm die Bäder durch ihr Plätschern im Wasser, wenn es heiß ist, der Hund Alcalien und Säuren oder Gras als Brechmittel. Die Napfmuschel kannte lange vor Erfindung der Luftpumpe die Macht des Luftdruckes und hängte sich an die Felsen am Rand der Meeresbecken, wenn sie mit ihrer pyramidenförmigen Schale luftleeren Raum macht. Lange vor Nollets Versuchen theilte der Krampffisch durch Berührung die elektrische Bewegung mit. Vor Entdeckung des Barometers prophezeite der Frosch den Regen. Vor Erfindung der Uhr verkündigte der Hahn das Morgenroth. Durch ihre Ankunft in unserer gemäßigten Zone, durch ihre Abreise nach den tropischen Regionen meldete die Schwalbe die Rückkehr des Frühlings und des Winters, ehe der Mensch Etwas von Kugel und Kalender wußte. Die Wachteln kannten die Herbstnachtgleichen, die Schwäne und die wilden Enten die Breitengrade und die Fregatten die Längengrade früher als Astronomen und Seefahrer. Die Schnecke war vor den Sternsehern mit Fernröhren versehen. Die Krokodile, die Straußen und die Schildkröten hatten nie einen Thermometer nöthig, um sich des Grads der Wärme des afrikanischen Sands zu versichern, ehe sie Eier legten. Ehe Archimed die Gesetze der Hydrostatik gab, sprangen alle Thiere ins Wasser und kannten folglich die spezifische Schwere der Körper. Was lag der Ameise an unserer Mechanik oder unserer Naturlehre der Pflanzen, als sie sich zur Fortschaffung eines Korns Getreide die Hülse ihrer Gefährtin erbat, weil der Hebel, den sie brauchte, an Kraft unter dem Widerstand war, und wenn sie, um das Keimen der Körner zu

verhüten, die sie aufspeicherte, die Spitzen benagte? Minerva und alle Künste schlummerten friedlich in Jupiters Haupt, als die Biene ohne Schnur, ohne Winkelmaß ihre Straßenlinien zog und die Häuser ihrer volkreichen Stadt baute und ein Achteck entwarf, das kein Zirkel mit strengerer Richtigkeit hätte bestimmen können. Die Spinne kannte die ganze Wirkung der Schwere der Körper: wenn sie sich von einem sehr hohen Ort herabläßt, bindet sie daselbst den Faden fest, an dem sie sich anklammert und den sie unter dem Niedersteigen abspult, um die Gefahr eines Sturzes zu vermeiden, wenn der Körper seiner ganzen Schwere folgt. Ohne an die Gesetze der beschleunigten Bewegung zu denken, hatte sie alle diese Vorstellungen. Die Kenntniß der Farben, ihrer Verwandtschaften, ihrer Abstiche und Gegensätze ist einer Unzahl von Thieren nicht fremd: einigen ist sie förderlich in Bezug auf ihre Sicherheit. Der Hase versteckt sich vor den Augen des Jägers unter Erdschollen, deren Farbe mit der seines Fells verschmilzt. Die Nachtigall, die Amsel, der Zeisig, der Lori und andere Vögel sangen und tanzten, ehe der Mensch seine Freude ausdrückte durch Gesang und Tanz. Der Geometer hatte noch keine Kreise beschrieben mit seinem Zirkel, so rundeten die Vögel schon ihre Nester zu Kegeln und der Seidenwurm gab seinem Cocon eine elliptische Gestalt. Die Biene nippte den Saft der Blumen und der Elephant schöpfte Flußwasser vor der Entdeckung der Pumpen und den schönen Versuchen Pascals und Torricelli's. Noch hat der Mensch verschiedene Werkzeuge seiner Thätigkeit, deren Modelle er in der Natur findet. Die Säge ist dargestellt in der Vertheidigung des Fisches, der diesen Namen trägt, der Hammer in der Muschel, die von ihm die Idee und die Form hat. Die Pfote einer gelehrigen Katze war wahrscheinlich das erste Modell einer Bürste. Von den Nadeln der Bäume haben wir die Gestalt unserer Nadeln geborgt. Der Beschuhung der einhufigen und zweihufigen Thiere haben wir den Holzschuh nachgebildet. Selbst unsere Flaschen und Carafinen erscheinen in den Verhältnissen der Calebassen.

Hätte etwa der Mensch aus Dankbarkeit gegen die Urbilder, die er nachgemacht hat, ihnen Namen verliehen, die sich auf die Werkzeuge oder Geräthschaften bezogen, wozu sie ihm die Idee gaben und das Modell? Diese Etymologien sind werth, daß man sie scharf ins Auge faßt. Der Mensch hat noch bei Weitem nicht die ganze Natur errathen: sie hat noch Originalien im Rückhalt, die er durch Beobachtungen eines Tages entdecken wird. Wohl lächelt sie allen Menschen, aber nur ihren treuen Liebhabern bewilligt sie ihre Gunst. So wird sich erweitern durch das Studium der Natur das Gebiet des Fleißes, die Herrschaft der Wissenschaft und die Verehrung des höchsten Wesens, des Ordners von Allem und Einrichters des allgemeinen Lebens, welcher will, daß Alles, was ist, nicht zwar gut sey, weil das Böse existirt, aber daß es nothwendig sey und der die zweiten Ursachen wirken läßt. Daher werden auch die Menschen einzig in der Anbetung Gottes und im Studium der Natur Ruhe, Zufriedenheit, Lust und Glück finden. Nie wird der Mensch Schöpfer seyn. Dieser Titel gebührt allein Gott. Für den Menschen ist Schaffen immer Nachahmen. Mag aber mit Salamo behauptet werden, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe — die Aerzte, die Gelehrten, die Philosophen können sagen, daß die Wissenschaft unerschöpflich ist und daß es unaufhörlich Neues gibt. Gott, Natur und Mensch liefern einem gebildeten Volk beständig Gegenstände des Studiums und der Entdeckung, denn ohne die Idee des Ganzen gibt es keine Philosophie.

Wir haben unsere Peelsinsulaner zur Gesittung geführt, indem wi

in eine Lage versezten, da sie beobachten, nachahmen, urtheilen, nützen konnten, Was sie umgibt. Wir glauben wirklich, daß so die alten Völker erzogen worden sind, daß ihr Leben, ihre Geschichte überall verbunden waren mit dem Einfluß des Bodens, des Himmelsstrichs, der Pflanzen, der Thiere, der Ebenen oder der Gebirge, der Flüsse und des Oceans. Der Wille des Menschen, sein Geist und seine Kraft sind unterthan Dem, was um ihn her ist. Unter diesem höchsten Gesichtspunkt betrachtet, würde die Geographie durch Entdeckung des geheimnißvollen Zusammenhangs zwischen unserem Planeten und seinen Bewohnern, durch Verbindung des Interesses der Erzählung mit den ersprießlichsten Wahrheiten, eine der Wissenschaften, welche die beste Auslegerin wäre Gottes, der Natur, des Menschen, dieser Dreieinheit, die stets hochgehalten wurde von den Weisesten aller Zeiten und aller Länder, sie lehrte die Geschichte, die Gesetze, die Sitten, die Politik und die Religion der Völker und tausend Dinge begreifen, die die Psychologie allein nicht zu deuten vermag.

Wird unser neuer Mensch in die Wüsten Afrika's geworfen, so bietet er uns die Familie oder den Stamm, der im Nomadenstand lebt, sich der Viehzucht widmet, den Fremden manchmal auszieht, aber stets die Gastfreundschaft achtet, wie die Beduinen, die Somalis, die Kirgisen, die Hirten in den Pyrenäen und den Abruzzen. In den unermeßlichen Wäldern Amerika's wird er dem wilden und mühsamen Gewerb des Waidmanns nachgehen, bei den Flüssen wird er Fischer seyn und am Meer wird er auf einem zerbrechlichen Fahrzeug den unbegrenzten Gesichtskreis des Oceans überschreiten, fremde Küsten verheeren oder die verschiedenen Theile der Welt durch das Handelsinteresse vereinen. Auf den fruchtbaren, wohlbewässerten Ebenen unter einem schönen Himmel sehen wir ihn als Landwirth. Seine Familie wird sich bälder vergrößern, ihre Gesittung wird schnellere Fortschritte machen: sie wird zur Nation werden. Seine Monumente werden Anfangs einfach und bescheiden seyn. Er wird die ländliche, hydraulische, militärische, bürgerliche, religiöse, maritime Architektur in ihren groben Anfangsgründen haben. Maler, Bildhauer, Stecher, Dichter und alle Künstler offenbaren sich früher als die großen Baumeister.

Verfolgen wir mit Aufmerksamkeit den Gang der Menschheit, so bemerken wir, daß der Mensch, das erhabenste Werk Gottes, bestimmt scheint, die Schöpfung fortzusetzen. Die Wunder der Natur werden zuweilen verdunkelt durch die Wunder der menschlichen Kunst. Berge wurden geebnet. Straßen, Kanäle und Schiffe verkürzten die größten Entfernungen und näherten Völker, die erstaunt waren über ihre Bekanntschaft. Die mit Dornen bewachsene Erde wurde genöthigt zur Hervorbringung der ausgesuchtesten Früchte. Die verwüstenden Waldströme wurden eingefaßt in das Bett eines regelmäßigen Flusses, dessen wohlthätige Wasser die Felder befruchten.

Die Leinwand hat Empfindung, der Stein Athem, der Marmor Gedanken, das Erz Bewegung empfangen. Aus ihrem Grab erheben sich die Schatten der Fürsten und erlauchter Männer als Gestalten und erscheinen auf einem Schauplatz, wo die Unsterblichkeit ihrer harrt. Der Blitz selbst konnte sich den Gesetzen des Menschen nicht entziehen. Dieser Halbgott der Erde gebietet ihm, fesselt ihn und zwingt ihn, harmlos zu seinen Füßen niederzufallen. Der Tod gehorcht seinem Willen und der Ewige erkennt mit Freude die Macht des Genius, die sich vor dem Gott der Welt dankbar beugt. Aber vor Allem ist es der Anblick der Schönheit der Natur, welcher Begeisterung und hohe Gedanken in der Seele erzeugt. Nach Betrachtung

des Athos *), der einen Theil Macedoniens, Lemnos und das ägäische Meer beherrscht, dieses Berges, der, das Haupt in ein Diadem von Schnee gehüllt, einem Gotte gleicht, der bald die benachbarten Thäler und Ebenen schirmt, bald den großen Schlachten von Pharsalus und Philippi vorsteht, wo das Schicksal sich zu Gunsten des Verbrechens gegen die Tugend, der Tyrannei gegen die Freiheit, der Gerechtigkeit gegen den Ehrgeiz erklärte, wo das Loos der Völker entschieden und die Herren der Welt verkündet worden — nach dieser Betrachtung schlug der Baumeister Dinokrates Alexander dem Großen vor, er wolle diesem Gebirg seine königlichen Züge leihen und daraus eine riesige Statue verfertigen, die in der einen Hand eine Stadt hielte und in der andern eine Urne, der alle Wasser entströmten, die es aus seinem Schoos ergießt. Wenn das Volk seine ganze Entwicklung erhalten hat, so wird die Architektur es von allen Seiten darstellen. Inbegriff einer großen Syntheſe wird sie einen Charakter allgemeiner Harmonie entfalten und die vollständige gesellschaftliche Organisation zu unserer Anschauung bringen. Besonders in den Epochen der religiösen Umgestaltungen wird der Architekt die Macht seiner Kunst offenbaren. Die großen Denkmäler seiner Hände sind Ausdruck der Gefühle, Meinungen, Bedürfnisse der Völker, mitunter erläutern sie sogar deren Sprache und Geschichte. Der Bildhauer, Maler, Stecher, Redner, Dichter und Tonkünstler stellen in den Tempeln ihre Werke auf oder lassen darin edle Worte vernehmen. Sie wirken Alle zusammen auf die Verwirklichung desselben Gedankens, des Typus der göttlichen Einheit, diesen Gedanken hat der Architekt in Form gebracht, in ihm begreift er die Sprache der Künste, haucht ihnen Seele ein und gibt ihnen Leitung. Seine erhabene Schöpfung wird ein Belustempel**) oder ein Tempel von Teotihuakan***), Karnak oder Baalbek, von Ellora oder Boro-Bodo, ein Parthenon oder ein Pantheon, die Kathedrale von Notre-Dame oder der Dom von St. Peter in, sie wird ein Jahrhundert, das nicht mehr ist, mit all seinen Ansichten, Sitten, Trachten, seiner ganzen Physiognomie wieder erwecken. Doch eine noch höhere Kunst, ein noch beredteres Denkmal ist die Geschichte dieser Nation. Wenn ihre Sprache, die Anfangs Nichts als ein unvollkommenes Gelall war, mit ihr groß gewachsen und gewissermaßen die innigste Offenbarung ihres Wesens geworden ist, wird ein Mann von Geist erscheinen, der wird ihre Geschichte schreiben und ein Zeugniß über den ganzen Umfang seines Wirkens ablegen, das sprechender ist als alle Denkmäler. Endlich wird die Reihe an die Reihe kommen und die Annalen der Unsterblichkeit überantworten. Wir haben unsere peelische Familie †) aus der Kindheit begleitet zur Gesittung. Aber sie ist kein auf die Gesittung von zwanzig Mischlingsvölker pfropftes Pfropfreis. Sie ist autochthonisch, natürlich, progressiv, von der andern sehr verschieden. Wir wollen es zeigen in einem

*) Heutzutag Agios oros. Auf meiner ersten Reise nach Griechenland besuchte ich daselbst eine Stadt von Klosterstadt, die mit griechischen Mönchen bevölkert ist, die im Besitz einiger alten Manuscripte sind.

**) Der Thurm zu Babel. Strabo nennt ihn das Mausoleum des Belus. Wahrscheinlich die Pyramide dem Sonnengott geweihte Pyramide. Die Bewohner der kleinen Stadt Hillah, in deren Nähe man noch drei von den acht Terrassen erblickt, welche diese Pyramide ursprünglich gehabt zu haben scheint, nennen sie Birs-Nembrod.

***) Der große Teocalli oder Sonnentempel (auch eine Pyramide) bei Otoremba oder San-Juan de Teotihuakan im Staat Mexico.

†) Kolonisation der Peelsinsel ist wirklich bereits ins Werk gesetzt. Wie man mir aus Indien selbst, ist das Schiff Raleigh am 10 Juni 1835 von der Rhede von Madras nach Lloydshafen gesegelt. Die Ausrüstung hat zum Zweck die ersten Einrichtungen zu treffen und die Seeräuber von den Gewässern von Munin-Sima zu entfernen.

Gespräch.

Der Peelier. Wie? Du hast die Geduld und den Muth gehabt, so viele Meere und Wüsten zu durchmessen, mochtest so lange umherirren zwischen dem Sand und dem Himmel, zwischen dem Himmel und den Wellen, mochtest Dich schütteln lassen von den Stürmen, Dich der Gefahr aussetzen, im Schiffbruch umzukommen, durch Krankheiten, durch das Uebermaß der Hitze oder der Kälte, durch Beschwerden aller Art aufgerieben zu werden, in Mörders Hand zu fallen, vielleicht dem Ueberdruß zu erliegen? Und warum?

Ich. Ich war es frühzeitig müde, dieselben Orte, dieselben Menschen, dieselben Laster und gehässigen Klopffechtereien einer kleinlichten Staatskunst vor mir zu haben. Unabhängig geboren, wollte ich ein unersättliches Bedürfniß befriedigen — ich wollte sehen, vergleichen, mich unterrichten und Meinesgleichen nützlich seyn. Wurde mir das Geräusch der Städte lästig, so packte ich mein Zelt auf, ergriff meinen Pilgerstab und machte mich auf den Weg.

Der Peelier. Ohne Zweifel brauchtest Du viel Philosophie, Bildung und Liebe zur Wissenschaft und Wahrheit, um so weite Fahrten zu unternehmen. Was hast Du nun gelernt?

Ich. Viele Dinge bezweifeln, viele Vorurtheile abstreifen, einige Wahrheiten entdecken, ein wenig Menschenkenntniß, Selbstkenntniß, wissen, daß ich ein Unwissender bin und es immer seyn werde. Indessen rücken die Jahre vor, Fluth drängt auf Fluth, Alles vergeht, nur der Ocean nicht, der alle Trümmer überlebt, und das Feuer nicht, das Alles überlebt. Und wir werden bald von hinnen scheiden und die Lösung des großen Räthsels suchen.

Der Peelier. Ich achte Deinen Eifer, Deinen Muth und Deine Freimüthigkeit. Aber mich dünkt, es verlohne sich nicht der Mühe, so zu rennen und zu jagen, damit man lernt, daß man ein Unwissender ist. Hast Du wenigstens das Glück gefunden? Denn das Glück ist mehr werth als die Wissenschaft.

Ich. Das Glück! . . . Das Glück ist ein Wort zum Verzweifeln. Das Glück ist für den Menschen nicht gemacht. Ich habe es erblickt, ohne es erhaschen zu können. Das einzige Glück, das der Mensch genießen kann, ist, daß er mäßig lebt und sich mit dem Nothwendigen begnügt.

Der Peelier. Warum wäre das Glück für den Menschen nicht gemacht? Haben wir nicht tausend unabläßig wiederkehrende Freuden? Ergötzen nicht die prächtigen Schauspiele der Natur auf jedem Schritt unser Auge, die Blüthen unsern Geruchssinn, die Früchte unsern Geschmack, der Gesang der Vögel unser Gehör und dieser kostbare Tastsinn, verschafft er uns nicht die angenehmsten Empfindungen? Allein der Europäer mißbraucht zu guter Stunde alle diese herrlichen Gaben und ich habe Mehrere gesehen, die waren siech, hinfällig, kraftlos mit vierzig Jahren.

Ich. Du magst Recht haben.

Der Peelier. Je mehr Eure Lüste sich vervielfältigen, vervielfältigt Ihr Eure Genüsse, erschöpft, vertrocknet Ihr Eure Organe. Mikromegas mit seinen zwölf Sinnen und Mohammeds Huri's können so viel Begierden nicht befriedigen.

Ich. Mißbraucht nicht auch Ihr die Gaben der Natur?

Der Peelier. Nichts ist unter uns so selten als das Uebermaß.

Ich. Nun? Wäre bei mir keine Wiedergeburt möglich?

Der Peelier. Dann müßtest Du Deine Lebensweise ändern, Dich auf Pflanzenkost beschränken, die geeignet ist, das heiße Blut zu stillen und

die Leidenschaften zu mäßigen, die Krankheiten zu verhindern, das Ziel des Lebens hinaus zu rücken. Aber Dein entartetes, seit Jahrhunderten von Deinen Voreltern her verdorbenes Blut könnte vielleicht eine solche Probe nicht bestehen, ohne daß sie Dir den Tod brächte, wofern Du nicht langsam und von Stufe zu Stufe auf diesen Punkt kämest, auf welchem wir sind. Möglich auch, daß Euer kalter Himmelsstrich sich mit einer solchen Kost nicht vertrüge.

Ich. So könnte ich wenigstens in Deinem Geburtsland den Versuch machen?

Der Peelier. Ich weiß nicht, ob überhaupt das Uebel heilbar ist. Wir selbst sind lange nicht mehr, Was unsere Väter waren. Zu ihrer Zeit war größerer Ueberfluß, alle Triebfedern der Natur unter einander besser in Einklang. Ich rathe Dir Arbeit.

Ich. Mein Leben war bis diesen Tag ein Kampf. Heute ist es Nichts mehr als eine anhaltende mühsame Arbeit.

Der Peelier. Ich meine nicht die Arbeit, die nur den Geist beschäftigt und das Leben abkürzt, sondern die tägliche Uebung Deiner Glieder.

Ich. Es ist wahr, ein Philosoph des Abendlandes *) hat gesagt, der Mensch, der denkt, sey ein verschlechtertes Thier.

Der Peelier. Es ist etwas Richtiges in diesem Ausspruch. Dein Philosoph hätte aber sagen sollen: der Mensch, der bloß denkt, ist ein verschlechtertes Thier. Mir scheint übrigens dieser Fehler nur eine Ausnahme zu seyn, deren sich höchstens der hunderttausendste Theil des Menschengeschlechts schuldig macht. Die erste Aufgabe, die Gott dem Menschen gegeben hat, ist die Arbeit. Ohne die Arbeit wären die Wunder der europäischen Industrie noch nicht zur Welt geboren. Warum stehen die Völker unserer tropischen Gegenden den Euren in den Künsten nach? Weil ihre ersten Bedürfnisse eben so schnell gefühlt als befriedigt sind. Unser Erdreich bringt fast ohne Anbau nährende Früchte hervor und die Bäume spenden uns einen duftreichen Schatten. Gott scheint den Menschen geschaffen zu haben für den tropischen Himmel.

Ich. Du urtheilst gut und räthst weise. Ich danke Dir. Ja, Dein Land ist das wahre Paradies unserer Dichter. Bei Euch ist das goldene Zeitalter.

Der Peelier. Ich bezweifle es. Möchtest Du, um mich hierüber aufzuklären, mir von den Sitten und Gebräuchen der zahlreichen Länder, die Du durchwandert hast, ein kurzes Bild entwerfen? Ich wäre doch begierig zu erfahren, ob es irgend in der Welt so viel Thorheiten gibt als in Eurem Europa?

Ich. Allenthalben ist das Menschengeschlecht fruchtbar an Thorheiten und Verbrechen. Allenthalben glänzt es mit Tugenden und einigen großen Handlungen. Ich habe fast ganz Europa durchwandert und überall Tausende verschiedener Sekten beobachtet, die die Liebe predigen und einander aus Herzensgrund verabscheuen. Ich sah in England den Stolz, die Vaterlandsliebe und die engbrüstigste Selbstsucht; in Ireland sieben Millionen zu Grunde gerichtet auf Kosten einer Million und die grüne Erin zum Fasten verdammt, um eine Herrin zu ernähren; in Schottland die Armuth und die Eitelkeit, das Studium und die Ausdauer, den Muth in Widerwärtigkeit, die Mäßigung im Glück, dauernde Eintracht und Anhänglichkeit zwischen Verwandten und Freunden; in Spanien und Portugal zwei ehedem große Völker, nun durch Aberglauben erniedrigt; in Italien die Nachkommen und Nachahmer der Guelfen unterdrückt durch die Gibelinen; in Deutschland die gewissenhafte Forschung, das Wissen, die Liebe

*) J. J. Rousseau.

zur Wahrheit, Treuglauben und Vaterlandsliebe politisch verkümmert; in Belgien ein Volk, das sein Land mit einem bewunderungswürdigen Gewerbsfleiß beschenkt hat, das aber noch eine Stellung sucht; in Griechenland ein Volk, das trotz seiner Fehler, der Erbschaft einer Jahrhunderte langen Sklaverei, zu hohen Verhängnissen berufen ist, wenn es seine Nationalität erhält; in Frankreich die Geckenhaftigkeit, den Leichtsinn, die Verleumdung, das Kind der Parteisucht, das Verlangen, jede Größe in den Staub zu ziehen, wenig Vaterlandsliebe und viel Eitelkeit — ein trauriges Ergebniß einer falschen Richtung, die zu lange einer Nation gegeben worden ist, die sonst alle Keime der Größe, der Macht, des Ruhms und der Wohlfahrt in sich vereinigt. In Amerika boten mir Haiti, Mexico und Columbien blutige Kämpfe. Und die Heimath Washingtons, die Adoptivtochter Lafayette's, ist mächtig, glücklich und frei, aber sie duldet noch die Knechtschaft in ihrem Schoos. Ich sah in Egypten einen neuen Pharao das Volk noch elender machen und in Abyssinien Mönche scandalös zusammenleben mit Nonnen. Arabien, voll neuer Ideen und alter Erinnerungen, schien mir das Bedürfniß eines großen Mannes zu fühlen und nach Unabhängigkeit und Einheit zu streben. Das ausgedehnte osmanische Reich schien mir auf dem Punkt des Auseinanderfallens, weil es eines Centralbandes entbehrt, und dem zerrissenen Persien bangte es vor seinen Beschützern. In dem in Kasten getheilten Indien sah ich eine große Nation, die unvermögend ist, sich unter einem Nationalhaupt zu sammeln, um das Joch des Fremden abzuschütteln, dessen Religion und Gebräuche es verachtet, der aber mit mehr Mäßigung regiert als die Muselmänner. Und in China ist der Kindsmord geduldet und die kleinlichste Etikette knechtet die Menschen. In Oceanien sah ich den malaiischen Piraten, der, trunken von Opium und Wuth, mitleidlos das Blut seiner Brüder vergießt, den tapfern Daya und den unternehmenden Bugui, den harten Ceramier und den harmlosen Caroliner, die von ihren Häuptlingen tyrannisirt werden, den auf seinem unermeßlich reichen Boden arm lebenden Papua und den schwarzen Bewohner von Arnheimsland, der elend ist, weil er an Einsicht nicht über dem Kangaru steht. In Frankreich, Spanien, Portugal und Italien ist der Sonntag ein Fest der Freude und der Lust, in England ist die Freude an diesem Tag vom Morgen bis zum Abend verboten. Bei allen Völkern ist seinem Vaterland mit den Waffen in der Hand dienen eine heilige Pflicht, in dem amerikanischen Staatenbund verweigern Penns Söhne den Kriegsdienst. Da kniet man mit entblößtem Haupt und singt dem Ewigen Hymnen, der Quäcker sagt kein Wort und behält den Hut auf. In Europa trägt eine Wittwe selten Bedenken, zur zweiten Ehe zu schreiten, in Indien wirft sie sich unter Musik auf den rauchenden Holzstoß ihres Gatten. Die Chinesen erwiesen den Verstorbenen eine Art göttlicher Verehrung, weihen ihnen herrliche Grabmäler, die Parsis überlassen sie den Raubvögeln. Bei uns wird ein Mädchen, das sich den Eindrücken der Liebe hingibt und schwanger wird, verachtet, in Polynesien sucht man vorzugsweise Mädchen zur Ehe, die von Fremden schwanger sind, die man oft bloß in dieser Absicht aufnimmt. In Afrika ist der Teufel weiß, in Europa macht man ihn schwarz. Hier ist der Freitag ein Tag von schlechter Vorbedeutung, dort erwartet man den Freitag, um ein Geschäft zu beginnen. Die Chinesen essen Hunde, die Dayas essen Fledermäuse, Eidechsen und Stachelschweine, in Europa sind diese

Speisen geächtet. Für hundert Völker ist das Schweinefleisch ein gesuchtes Gericht, für hundert andere Völker ist es ein Gegenstand des Abscheus. Bei den Einen trauert man schwarz, bei den Andern weiß. Den Einen bedeutet das Kommen einer Spinne Geld, den Andern Kummer. Hier dient eine Frau allen Männern derselben Familie als Gattin, anderswo bewilligen die Gesetze einem Mann vier rechtmäßige Frauen, ungerechnet die Beischläferinnen, die er in so großer Zahl halten kann, als sein Vermögen erlaubt. Die Wilden Nordamerika's schließen keinen Vertrag, ohne den Sonnengott als Zeugen und Bürgen ihrer Treue anzurufen: so Agamemnon bei Homer, so die karthagischen Anführer bei Polyb. Die Huronen und die Tschirokesen beten zur Zeit der beiden Solstitien zu dem Himmel als dem großen Geist und die Chinesen haben ihm einen Cultus errichtet. Die Hindu's glauben an die Gottheit des Ganges, wie die alten Egyptier an die Gottheit des Nils. In mehreren Theilen der Malaienlande und Polynesiens werden Sonne und Mond angebetet. In Surate und Bombay bewahren die Parsis in einem Tempel das heilige Feuer und richten an dasselbe, als an das reinste der Elemente, ihr Flehen. Mehrere tatarische Horden hegen die größte Verehrung für die Sonne, die nach ihrer Meinung der Vater des Monds ist, und spenden Libationen zu Ehren des Feuers und des Wassers. Die abscheuliche Menschenfresserei existirt noch bei einigen karaibischen Stämmen an den Ufern des Orinoco wie in Kalemantan, Sumadra und andern malaiischen, polynesischen und melanesischen Landen. Dagegen erstreckt sich die Seelenwanderungslehre von Indien nach der Mongolei, nach China, Japan, Afrika, bis zu den Ueberbleibseln der Tlastatleken in Mexico. Indem diese Lehre den Menschen gewöhnt, das Leben der Thiere zu verschonen, macht sie sie weniger grausam gegen einander. Hier kann der Mann seine Frau verstoßen, weil sie ihm keine Kinder gebärt, dort kann er die Scheidung nicht einmal gegen eine Ehebrecherin und Verschwenderin erlangen, wenn ihn auch das Gesetz von ihr getrennt hat, und er muß die Frucht ihrer Ausschweifungen als seine Kinder anerkennen, es sey denn, daß er das Meer zwischen sich und sie als Schranke sezt. Dort verachtet man den Mann ohne Bart, hier wird der Bart ausgerauft. Hier scheint der Hut die bequemste Kopfbedeckung, dort hüllt man das Haupt in einen weiten Turban. Hier fürchtet man Gespenster, dort ruft man sie herbei, um sie zu bewirthen. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle Buntheiten des menschlichen Geistes, die ich beobachtet habe, erzählen wollte.

Der Peelier. So Viel ich ersehe, gibt es so viel verschiedene Meinungen und Gebräuche, als es Völker oder Stämme auf Erden gibt. Woher nun diese Mannigfaltigkeit von Gesichtspunkten, Gefühls- und Handlungsweisen? Wenn die Völker von Einer Familie abstammen, wie es in dem Buch der alten Zeiten heißt, wie war die ursprüngliche Gesellschaft gestaltet?

Ich. Dieß ist eine Frage deren Lösung ich vielleicht später versuche: jezt schon darauf einzugehen, würde mich zu weit führen. Ich sage bloß, daß die Gestaltung der Gesellschaften bedingt ist durch die Verhältnisse der verschiedenen Rassen zu einander und daß die wichtigsten Modifikationen aus ihrer Mischung entspringen. Die wirklich unterrichteten Völker oder vielmehr Menschen haben mehr Mittel des Glücks als die Wilden Melanesiens, beider

Amerika und die Schangalas Abyssiniens. Die Wissenschaften und Künste und ihre Tochter, die Industrie, bereichern die Nationen und vergrößern die Quellen ihres Wohlstands. Eines Tages werden die Landengen von Suez und Panama durchstochen seyn und Indien wird mittelst Afrika's, China, Japan und Oceanien werden mittelst Amerika's Europa berühren. Die Haupt- und Handelsstädte der verschiedensten Theile der Welt werden durch Kanäle, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Tag- und Nachttelegraphen mit einander zusammenhängen. Dann wird der kleinste Winkel des Erdballs durchforscht werden. Um einen Franken wird man auf Fortschaffungsmaschinen reisen, die 25 Lieues in der Stunde zurücklegen, alle Rassen werden sich kreuzen, der Unterricht wird verbreiteter, in den Lagen weniger Ungleichheit seyn. Dann wird das heroische Polen nicht mehr zerstückelt und gefoltert werden, denn die Zeit kommt, da die Völker ihre Nationalität werden genießen dürfen. Die Vereinzelung wird dem Geist der Vereinigung Platz machen. Daraus wird sich Viel erzeugen, was gut und nützlich ist. Gleichheit und Freiheit werden herrschen, moralische und geistige Bildung, Friede, zwar nicht immerwährend, aber fast allgemein. Nicht bloß das Recht zu thun, Was das Gesetz nicht verbietet, ist Freiheit, denn man kann die Gesetzlichkeit nicht verletzen und doch sehr unfrei, sehr unsittlich seyn. Und auch die Gleichheit ist nicht unbedingt. Um aber ein so erhabenes Ziel zu erreichen, braucht man Zeit, eine umfassende allmälige Reform, nicht eine solche, die auf Einmal Alles niederreißt, sondern die aus richtiger Wahrnehmung der neuen Bedürfnisse hervorgeht, braucht man das Zusammenwirken und besonders eine andere Erziehung. Auf Erziehung haben alle Menschen ein Recht und ebenso auf den Dienst des Staates nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten. Indessen leben wir in einem Jahrhundert der Versuche, der Erneuung, des Egoismus, der Mißgunst, der Entmuthigung für Europa. Frankreich ist eine Beute unverschämter Schwätzer, geschickter Intrikanten, abgefeimter Höflinge, ruchloser Bankspieler und eines Schwarms unwissender und gewissenloser Kritiker, welche Aemter, Ehren, Belohnungen, Lob und Tadel, Staatsvermögen, Theater, Wissenschaften, Literatur und Künste monopolisiren. Ich habe in demjenigen Theil von China, welchen man gegenwärtig besuchen darf, keinen Dienstboten gesehen, der nicht lesen, schreiben und rechnen kann, und viele meiner Landsleute — es thut mir weh, daß ich es sagen muß — können nicht lesen.

Der Peelier. Du hast mir bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß Dein Vaterland eine größere Zahl Männer von mannigfaltiger Bildung besitze als irgend ein anderes Volk der Welt.

Ich. Ich habe es behauptet und bleibe bei meiner Behauptung. Ja, gerade diese Allseitigkeit der Kenntnisse ist es, was die Menschen oberflächlich macht, daß sie gleich mit Allem fertig sind, mit unzähmbarem Dünkel die schwierigsten Fragen zerschneiden, die Meisterwerke Moliere's verachten und dagegen, der Sittlichkeit und dem guten Geschmack zum Trotz, an den elendesten Possen *) Gefallen finden, daß ihnen die Gesetze der Natur und des Schönen Nichts gelten und sie Mehr scheinen wollen, als sie sind.

Der Peelier. Das ist ja wahre Marktschreierei.

Ich. Freilich. Wir haben Marktschreier von allen Sorten seit dem Grafen Saint-Germain, welcher die Leichtigkeit oder die Gimpelei des Hofs und der Stadt in Contribution sezte, seit dem Verfertiger des Lithovore bis auf den neuesten Haufen der Zusammenstoppler, Herausgeber,

*) Z. B. Auberge des Adrets, Robert Macaire.

Rabulisten, Austheiler von Gnadenbriefen des Ruhms und akademischen Denkmünzen. Der freche Marktschreier macht sich über Alles her: da sind Marktschreier der Kriegskunst, Marktschreier der Politik und Religion, Marktschreier der Wissenschaft und Philosophie, Marktschreier der Philanthropie, Marktschreier der Heil-, Erd- und Himmelskunde, Marktschreier, die die Literatur und Künste ausbeuten, um durch den Ruf zu Vermögen und Auszeichnungen zu gelangen und denen ein Troß von Don-Quixoten der Neuigkeitsjägerei und von Mückenfängern der Skandalsucht hintendrein zieht. Man kann nicht hundert Schritte in Paris gehen, ohne einem Marktschreier zu begegnen. So ein angeblicher Gelehrter wirft mit großen Worten um sich, faselt von Borax und Cyanogen, Sepalen und Pachydermen, Metacarp und Diaphragma, Zenith und Nadir, Vorzugsrechten und Licitationen, Azteken und Pelasgern und will seinem Leser oder Hörer glauben machen, als ob er ein gründlicher Kenner der Chemie, der Naturgeschichte, der Anatomie, der Geographie, der Jurisprudenz und der Geschichte sey, versteht aber von all Diesem nicht die ersten Elemente. Ein solcher Mensch gleicht jenem Apotheker, der, arm an Wissen, desto reicher an Eitelkeit, nicht wußte, was Hydrochlorat-Sode ist, wovon er gern sprach, ob er gleich damit täglich seinen Topf salzte. Alle Ideen unserer armen Gesellschaft sind in einem solchen Durcheinander, daß viele Menschen nicht nur von der Marktschreierei leben, sondern daß es hin und wieder Leute dieses Gelichters gibt, die mit lauter Modephrasen ihre 12,000 Franken jährlich verdienen — ein Beweis, daß das Handwerk nicht so übel ist. Aber nicht genug — außer den Marktschreiern gibt es eine unermeßliche Menge Menschen oder vielmehr große Kinder ohne Grundsätze, ohne feste Ansichten, tapfer auf dem Schlachtfeld, aber ohne bürgerlichen und politischen Muth, voll Unruhe, Ränkerei und Kleinlichkeitskrämerei, unbeständig in ihren Gefühlen und knechtisch in ihren Handlungen, Affen und manchmal Tiger, erpicht auf Possen, Schlagwörter, Zerrbilder, Witzlinge auf Kosten der Vernunft — ein schwaches Zwittergeschlecht, das keine Meinung hat ohne die, welche es aus den Zeitungen oder von der Mode erhält und die es wechselt, so oft diese wechseln — Leute, von denen es wimmelt am Hof, in der Stadt, in den Kammern, in den Akademien, auf den Bänken des Hippokrates und auf den Bänken des Cujas, im Salon wie im Atelier, bei den Großen wie bei den Kleinen — arme Leute, die nichts desto weniger von ihrem seltenen Verdienst und der stolzen Unabhängigkeit ihrer Stellung durchdrungen sind. Dazu diese pedantischen Schulknaben, rücksichtslos gegen die Frauen und ohne Achtung vor dem Alter, und diese Mannweiber, hochmüthig und schamlos, diese Ränkeschmidinnen, die ihre Männer, ihre Familie und die Nachbarschaft meistern und die leider zu viel Einfluß ausüben. Und diese zahlreichen Selbstmörder und eine Legion anderer Ungerathener, guter Peelier, ich kann Dir nicht helfen, wenn Du von diesem Extrakt unserer Gesellschaft Nichts begreifst! Was die Bastardmethoden und die Allerweltssuppen betrifft, so flößen sie mir den tiefsten Ekel ein. Ich liebe es, daß man seinem politischen, moralischen, artistischen und religiösen Glauben treu sey. Wenn man der Vernunft, der Gerechtigkeit und dem Gewissen Gehör gibt, so wird man auch der Sache der Menschheit und der Völker, des Rechts und der Wahrheit unabänderlich zugethan bleiben. Diese Sachen allein sind gerecht und heilig, erheben den Menschen und machen ihn unsterblich. Pfui über die Apostaten und diese politischen Achselträger, diese skeptischen Egoisten und

Indifferentisten, welche sich die Miene der Ueberzeugung geben, mit Selbstentehrung enden, ohne daß es ihnen gelingt, das Licht zu ersticken, das uns umgibt und die Unterdrückung nur verabscheuen, wenn sie sie zermalmt! Pfui über diese Proteus und Chamäleon, diese Janus und Wetterfahnen, die sich nach allen Winden der Gunst drehen! Pfui über diese Zöllner und Sünder, welche den Gedanken plombiren! Schmach über diese Tyrannen der menschlichen Vernunft, welche, um sie zu bannen, die Freiheit der Rednerbühne vernichten möchten und vor Allem die Freiheit der Presse *), das heiligste der Besitzthümer — sie, das gewaltige Echo, das alle Laute der Meinung durch den unendlichen Raum trägt. Diese Menschen vergessen, daß sie gleich ist der Hydra mit hundert Köpfen, die, so oft man einen abschlägt, wieder wachsen — sie vergessen, daß die, so überbleiben, einen Rachen haben, der ihre Feinde verschlingt. Schmach über die Ketzerrichter der Wahrheit, die wie die Diebe die Lampen zerschlagen, um im Dunkeln zu munkeln! Es leben die Apostel der Gerechtigkeit! Ewige Schmach diesen gefährlichen Komödianten, die die schöne Rolle des Menschen spielen und seine Würde schänden!

Der Peelier. Das goldene Zeitalter ist bei uns nicht, aber ich sehe, daß die alten Gesellschaften mehr Laster und Leiden haben als die neuen Völker. Durch all diese Betrachtungen hindurch erscheinen mir die Menschen aller Länder wie Puppen in der Hand der Vorsehung und ihre gegenseitige Verachtung beweist, wie wenig werth sie sind. Aber Was sind denn unsere Pflichten?

Ich. Gott anbeten, die Wahrheit lieben, das Vaterland vertheidigen, unabläßlich für Gerechtigkeit und Freiheit ringen, sich selbst glücklich machen, indem man zum Glück der Andern beiträgt, das Laster bekämpfen und der Tugend dienen. Das Morgenland, die Wiege der Wissenschaften und der Weisheit, sagts in diesen drei alten bewunderungswürdigen Sprüchen:

»Das Huhn trinkt keinen Tropfen Wasser, ohne den Blick gen Himmel zu erheben.«

»Sammle wie kostbare Perlen die Reden aus dem Born der Wissenschaft und Tugend.«

»Wie das Erdreich Die nährt, die es mit Füßen treten und seinen Schoos zerreißen durch ihre Arbeit, so sollen wir das Böse mit Gutem vergelten.«

---

*) Es wäre absurd, die Freiheit der Tribüne und der Presse einerseits zu dekretiren, andererseits beschränken zu wollen. Ich will es an einer Fabel zeigen. Harlekin ging eines Tages auf den Markt, um seinen Kindern Spielzeug zu kaufen. Er wählte eine Trompete und eine Trommel, die er ganz lustig nach Haus brachte. „Hier," sagte er zu den kleinen Fratzen, „hier habt Ihr Etwas zum Zeitvertreib." Die Kinder ließen sichs nicht zweimal sagen und bald machten sie einen Lärm, daß man sich hätte mögen die Ohren zuhalten. Harlekin hatte einige Zeit Geduld. Da das Geräth immer toller wurde, so wurde er ärgerlich. „Aber lieber Vater," sagten die Kinder, „Du hast uns ja erlaubt zu spielen." „Ich habe Nichts gegen Euer Spielen," versetzte Harlekin, „aber Ihr sollt nicht laut seyn."

Bougainville

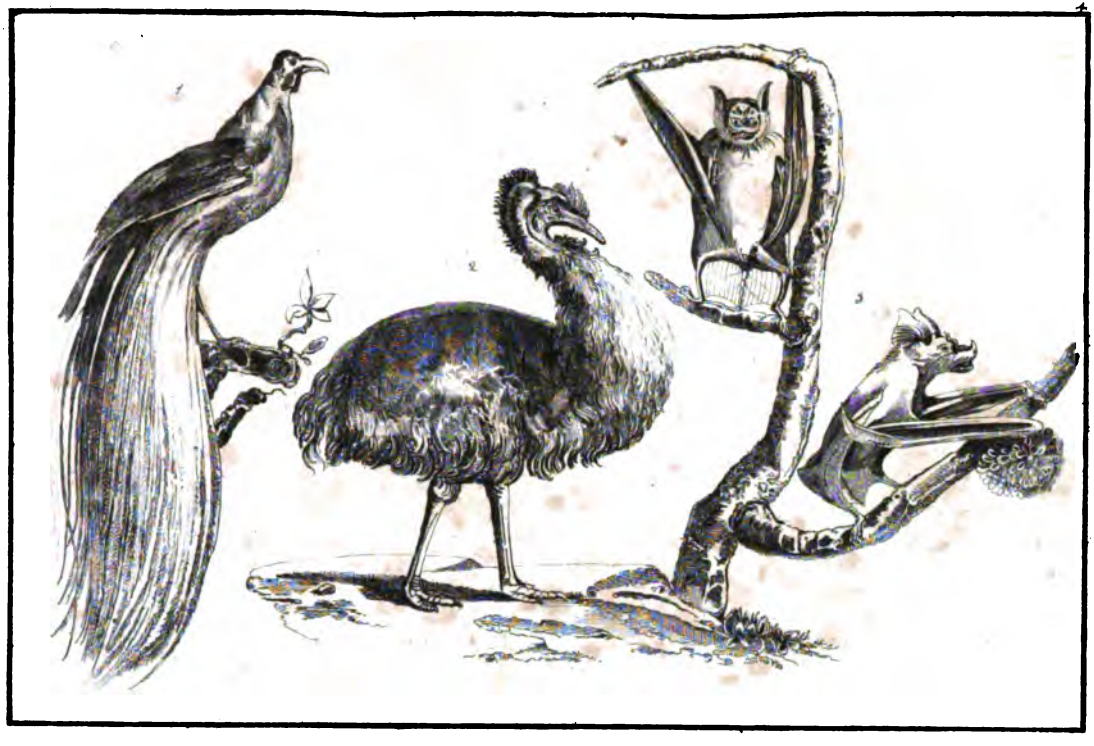
Cook

La Pérouse

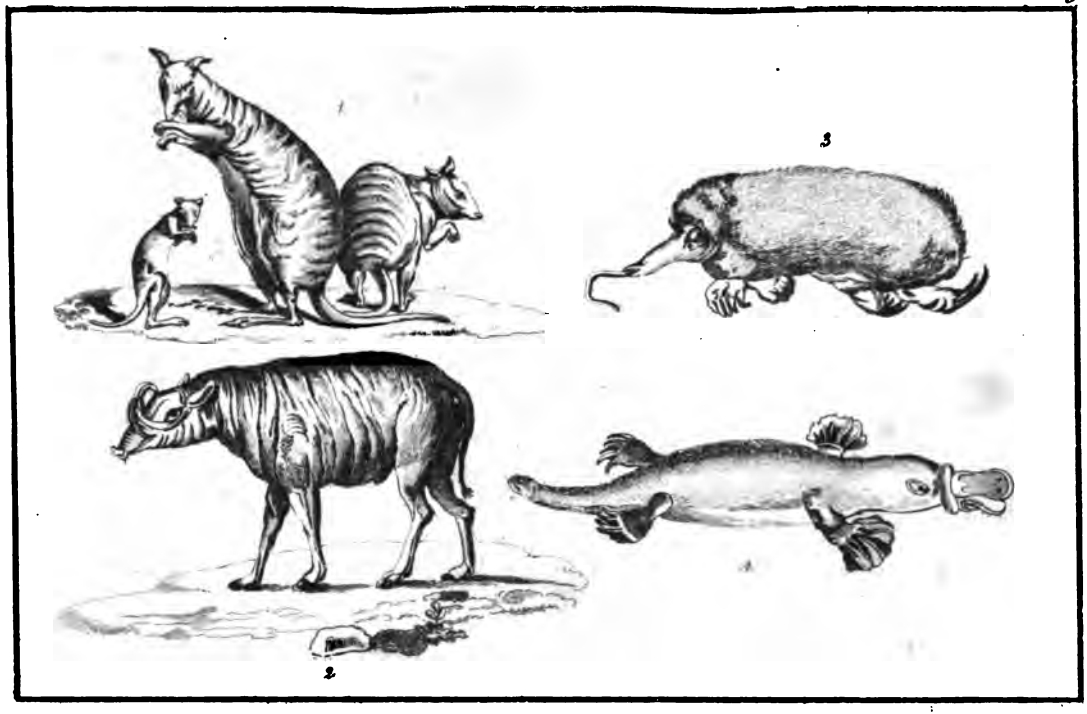
Baudin

Seefahrer und Entdecker

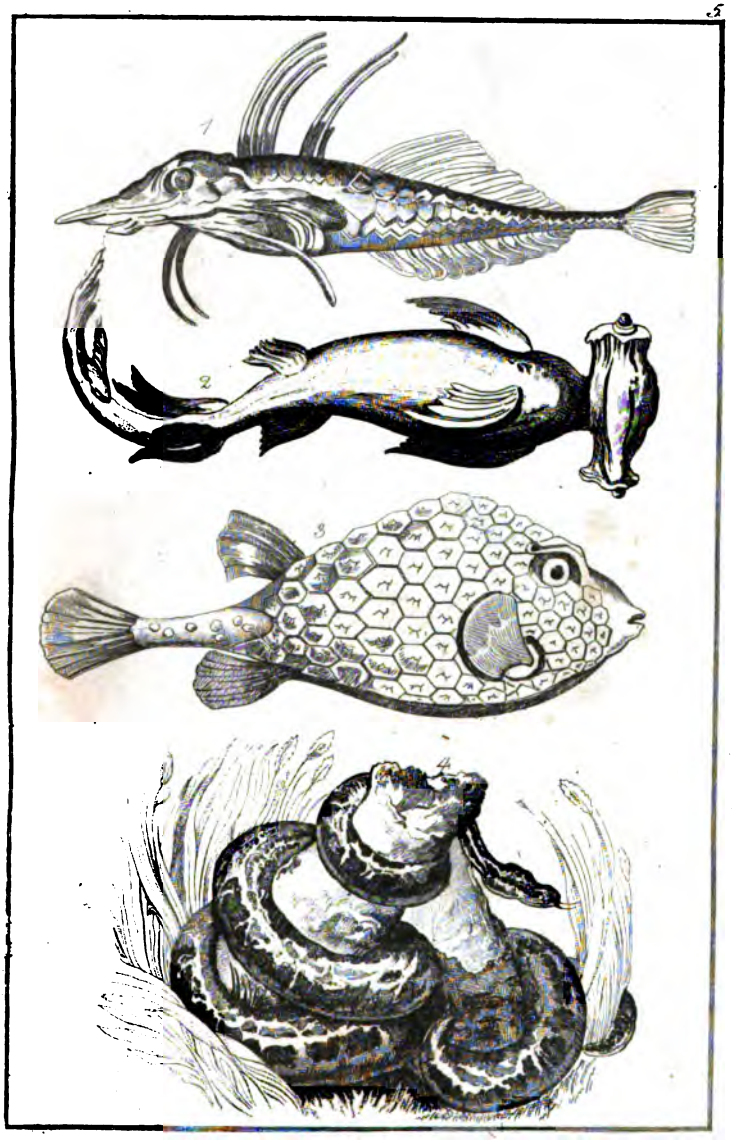
1 Frucht des Wanna 2 des Papaya 3 des Rima 4 der Flindersia 5 Berauschende und giftige Pflanze.



1. Großer Paradies-Vogel 2. Australischer Casuar 3. Rousettten Vampyre

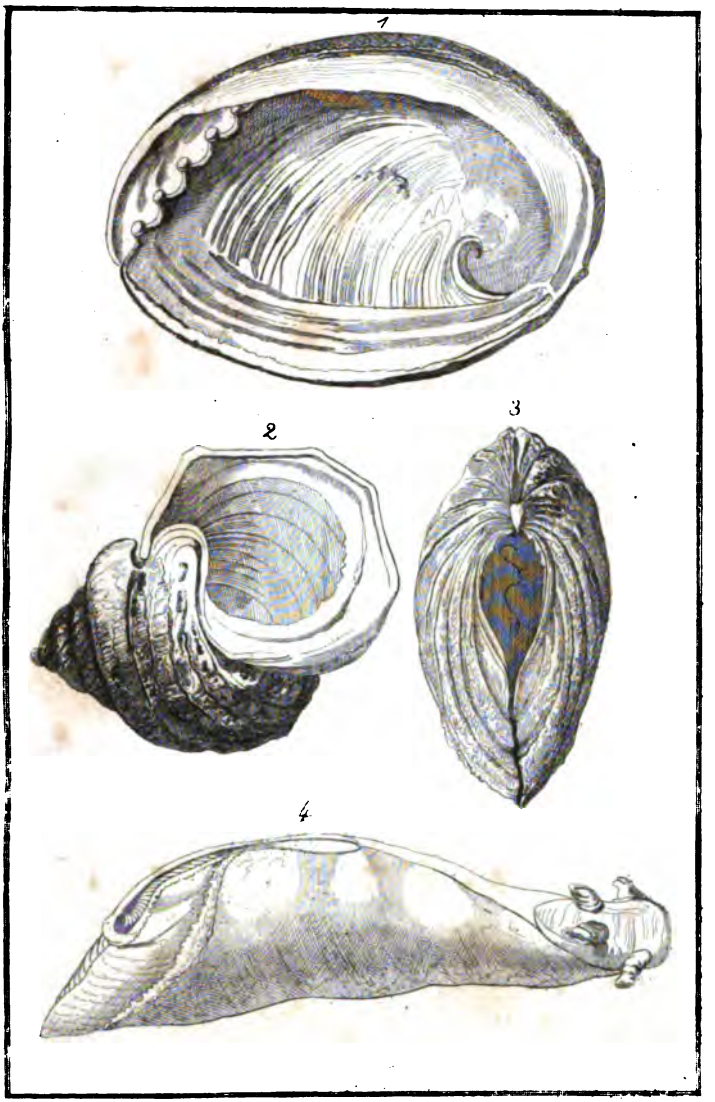


1. Känguruh. 2. das Hornschwein 3. Igel 4. das Schnabelthier



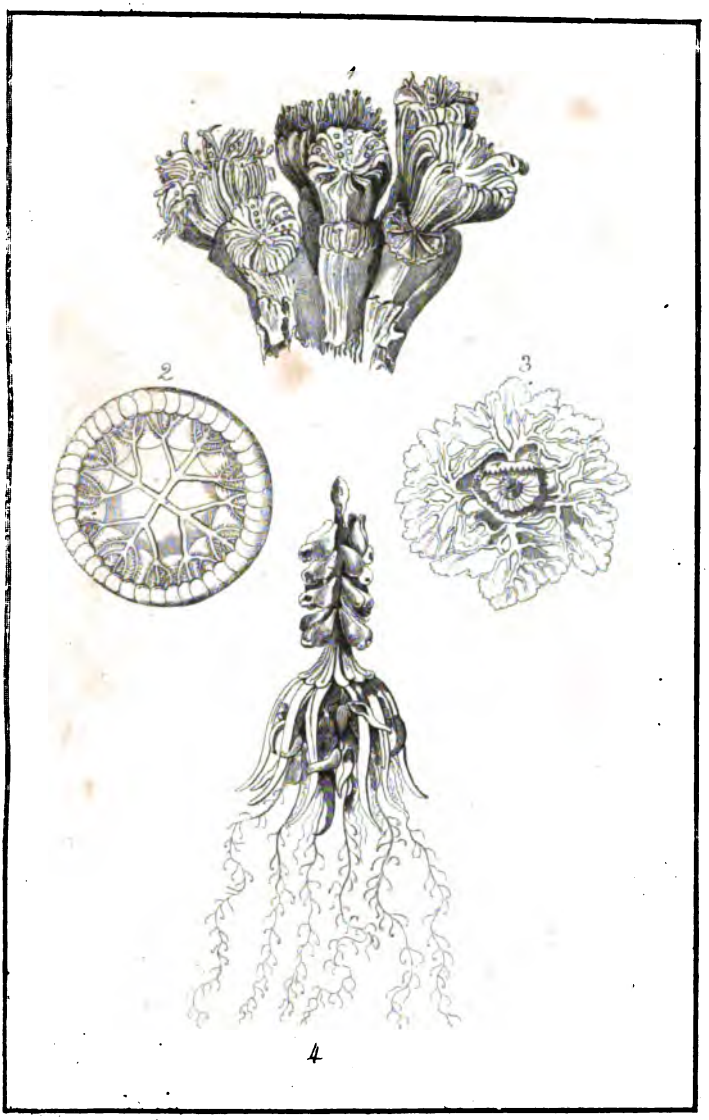
1. Leyerfisch
2. [illegible]
3. Ostrucu Tricornis
4. Riesen Python

MUSCHELN



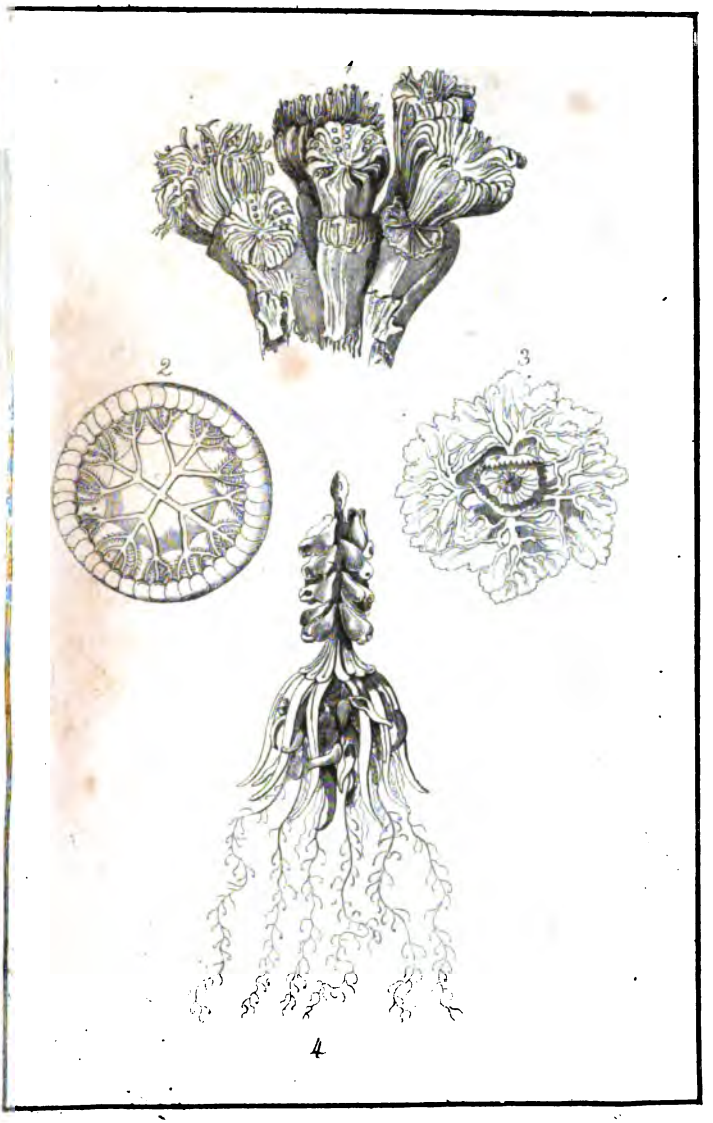
1. Haliotide. 3. Tridacne.
2. Marmorfarbiger Turbo. 4. Urvilles Aplysia.

PFLANZENTHIERE

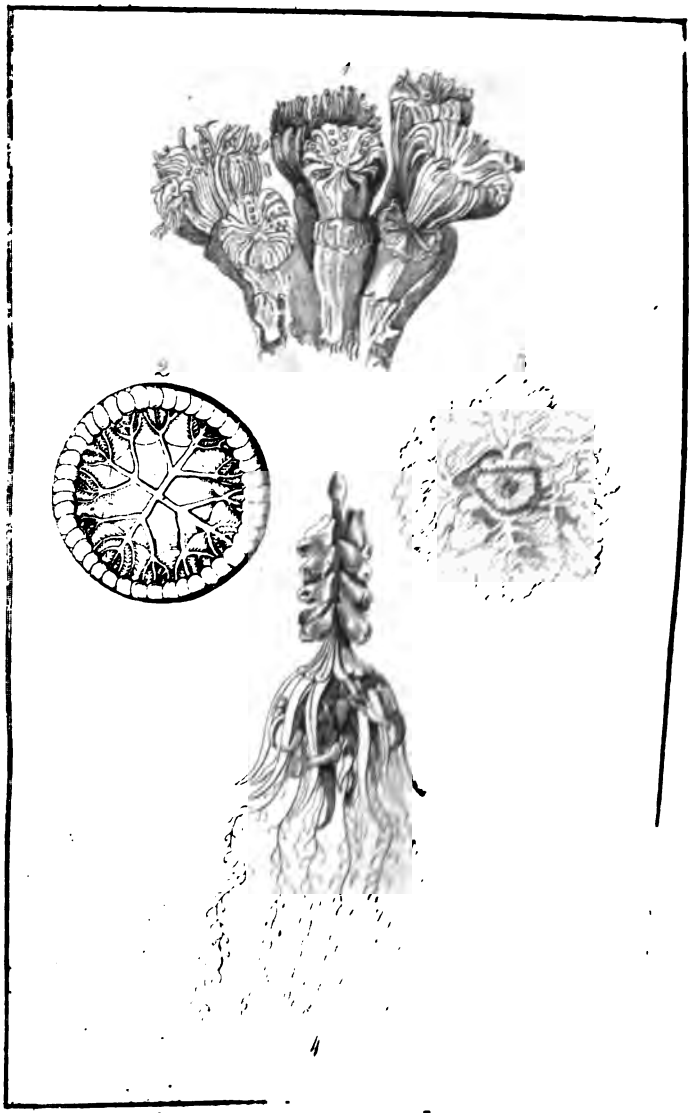


1. Sabophyllia
2. Cuvieria
3. Universibranchia
4. Physsophora

PFLANZENTHIERE



1. Labophyllia. 3. Universitranchia.
2. Cuvieria. 4. Physsophora.


1
2
3
4

Arthur Craig, Häuptling, mit dem Verfasser bei Tische.

Malleur

1.

2.

3.

4.

1 Mestizze von Manila 3 Tatowirter Neuseelaender
2 Tagal 4 Carolinier

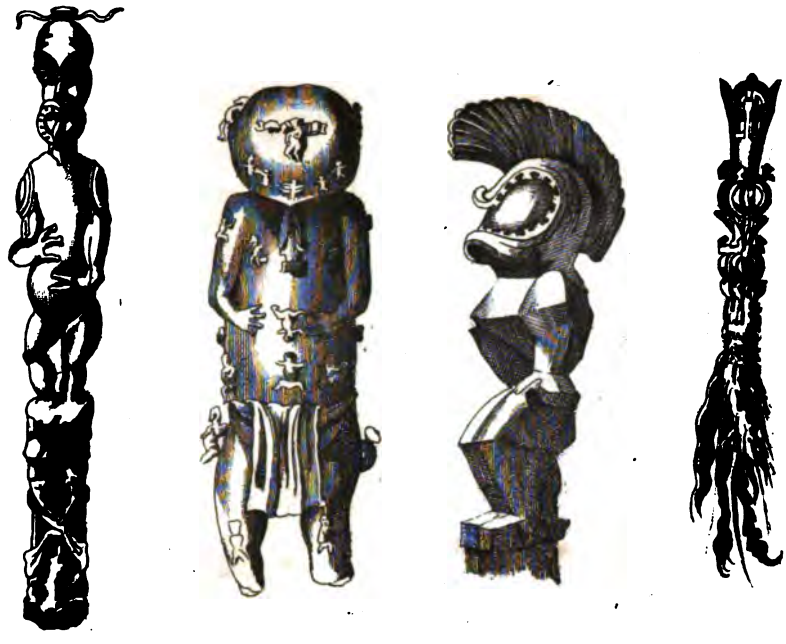
1

2

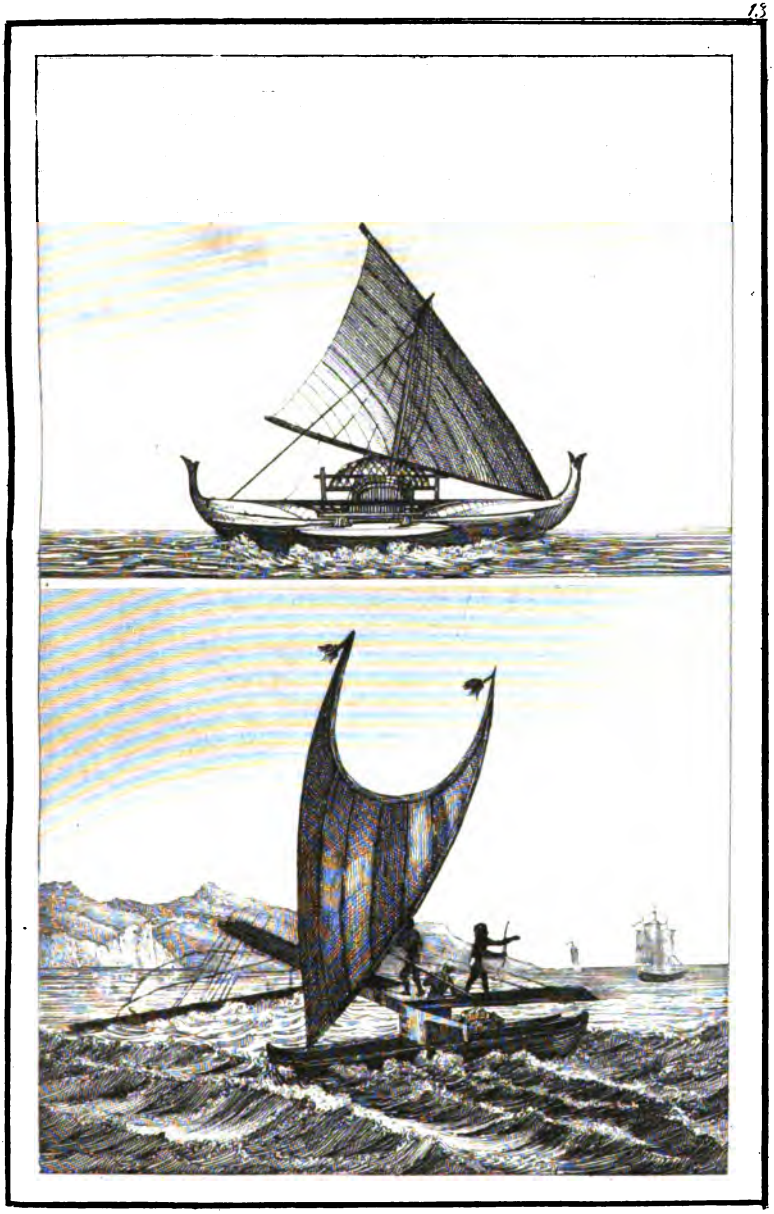
3

4

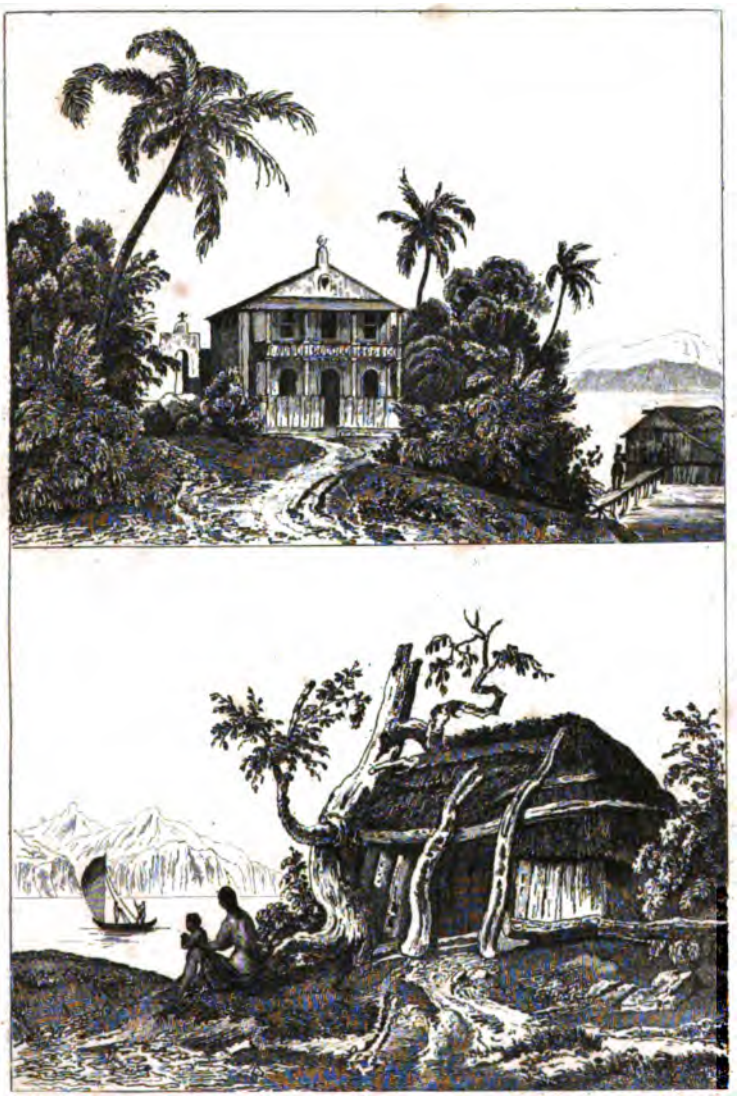
1. Tonganer.
2. Papuaner.
3. Australier aus Arnhemsland.
4. Einwohner Tanna's.



Polynesische Götzen

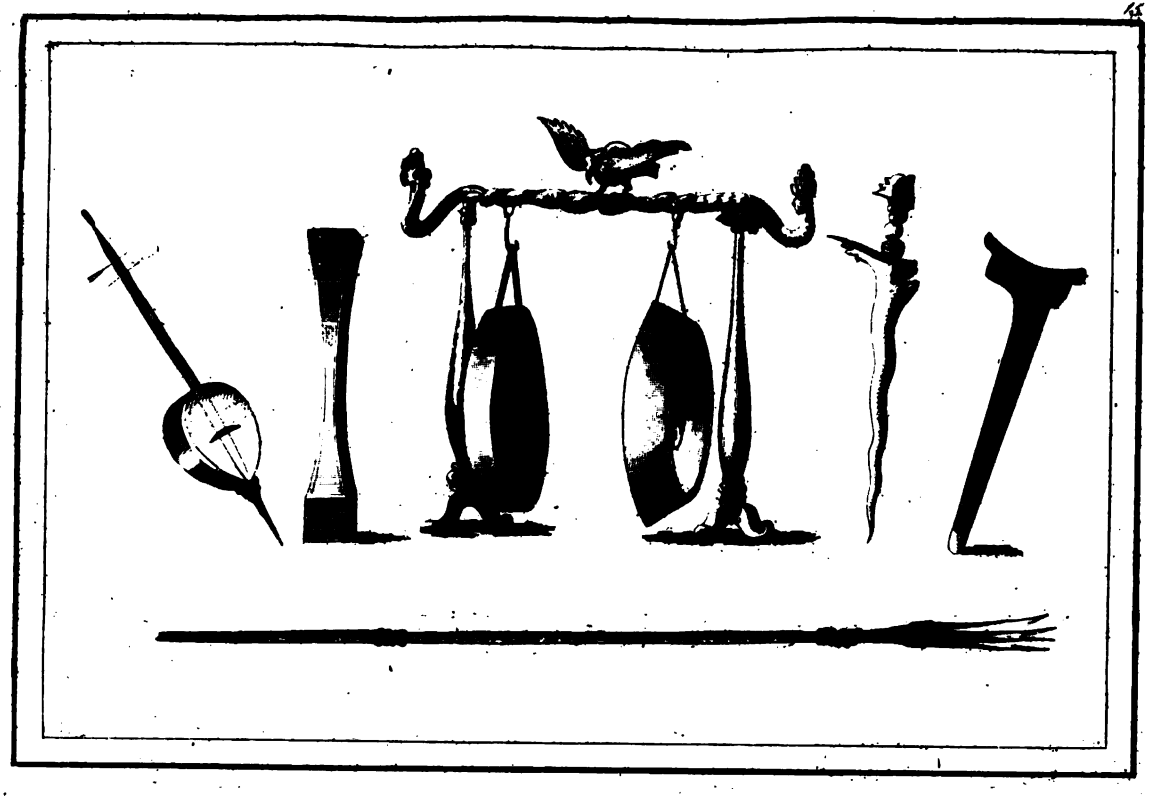


Pirogen



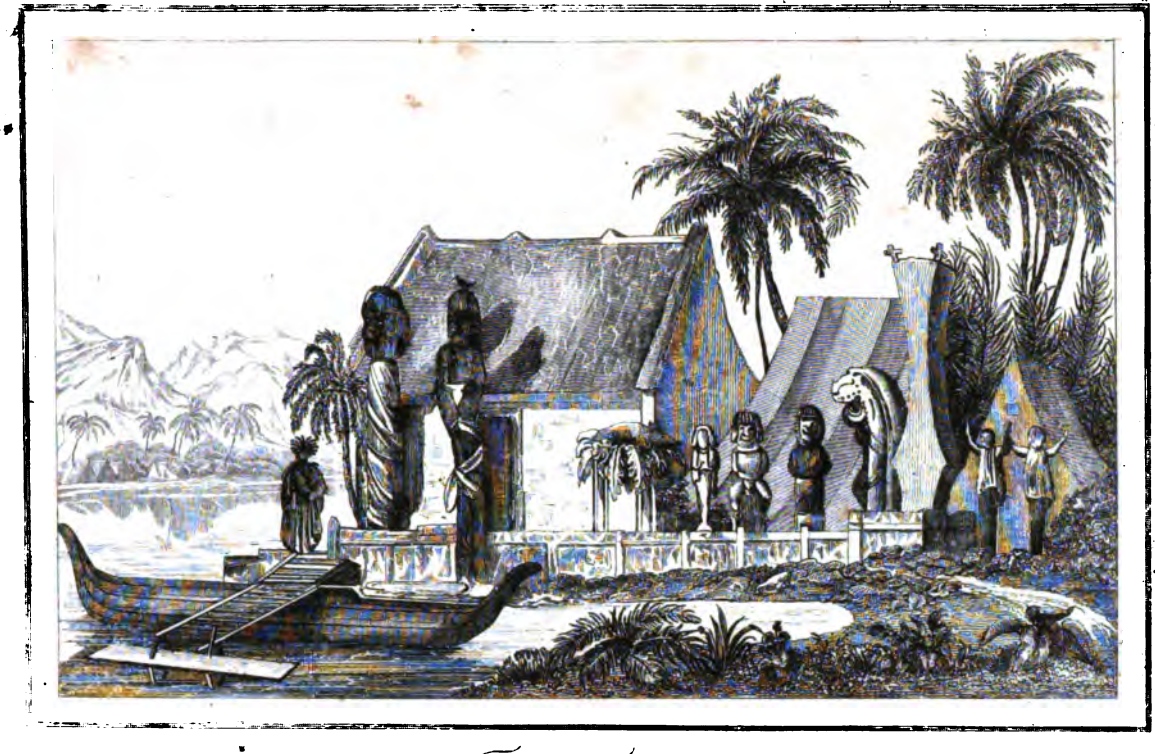
Malaische Behausung.

Hütte der Wilden in Arnhems-Land.

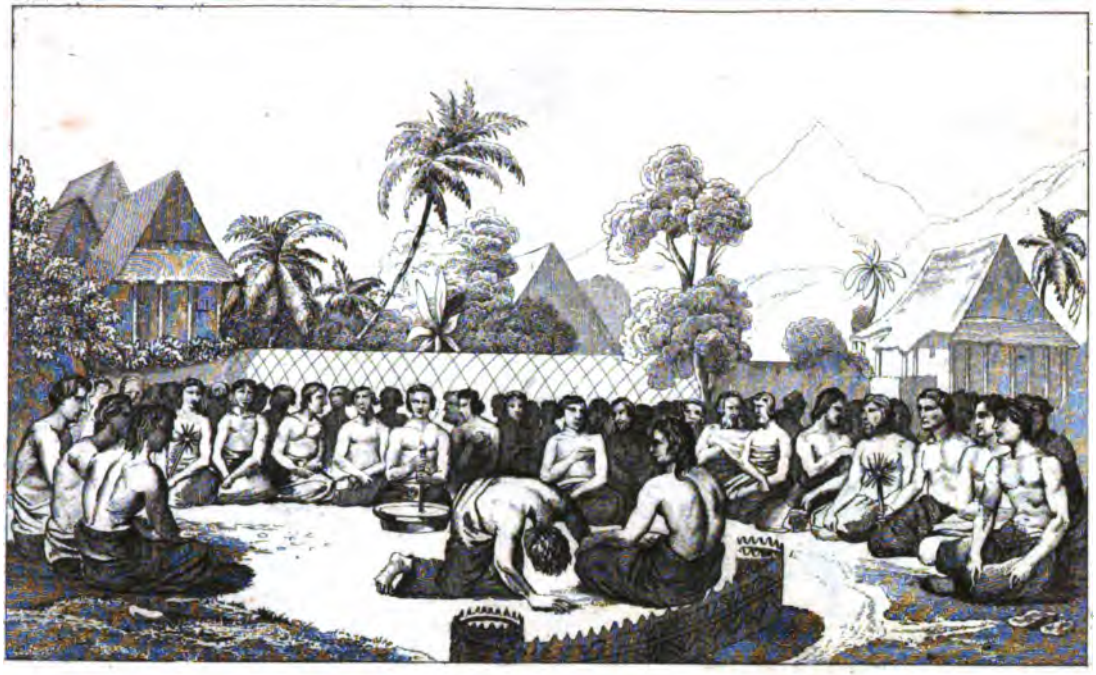


Waffen, Instrumente und Geraethschaften

Masken und Theater Personen zu Java.



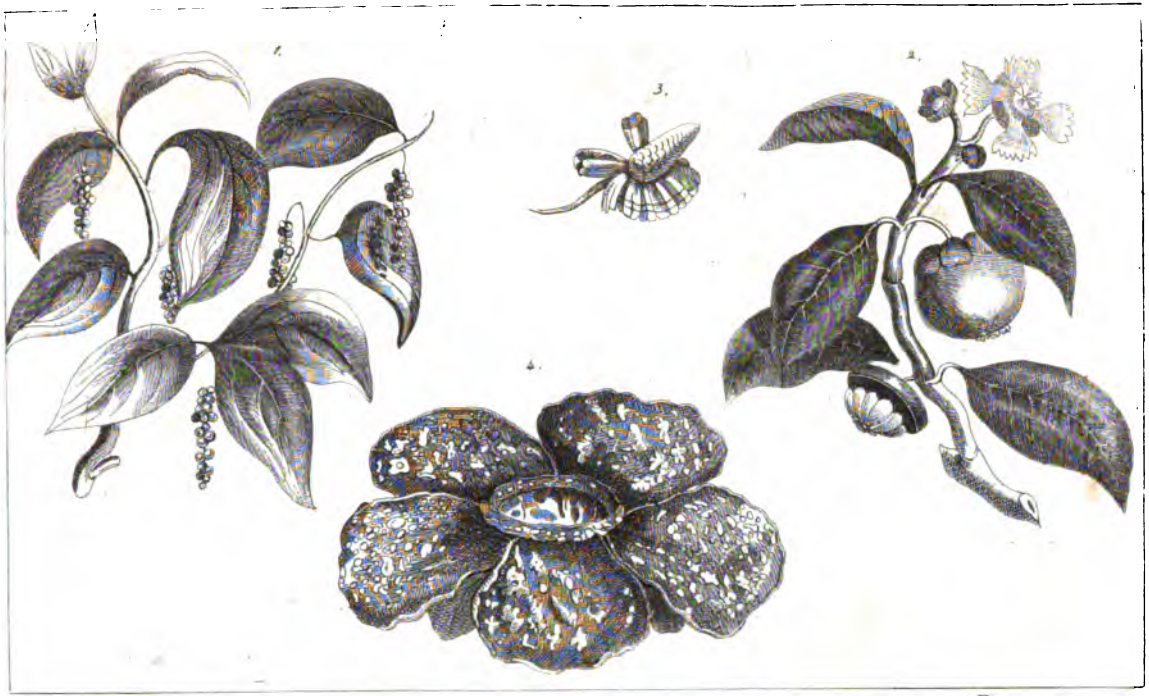
Tahitische Tempel.



Gesellschaft, wo man Cava trinkt.

Wasserhose.

Malayische Wohnung mit einem gezähmten Maibr.



1. Pfeffer-Staude. 2. Mangustan. 3. Vaquois. 4. Rafflesia.

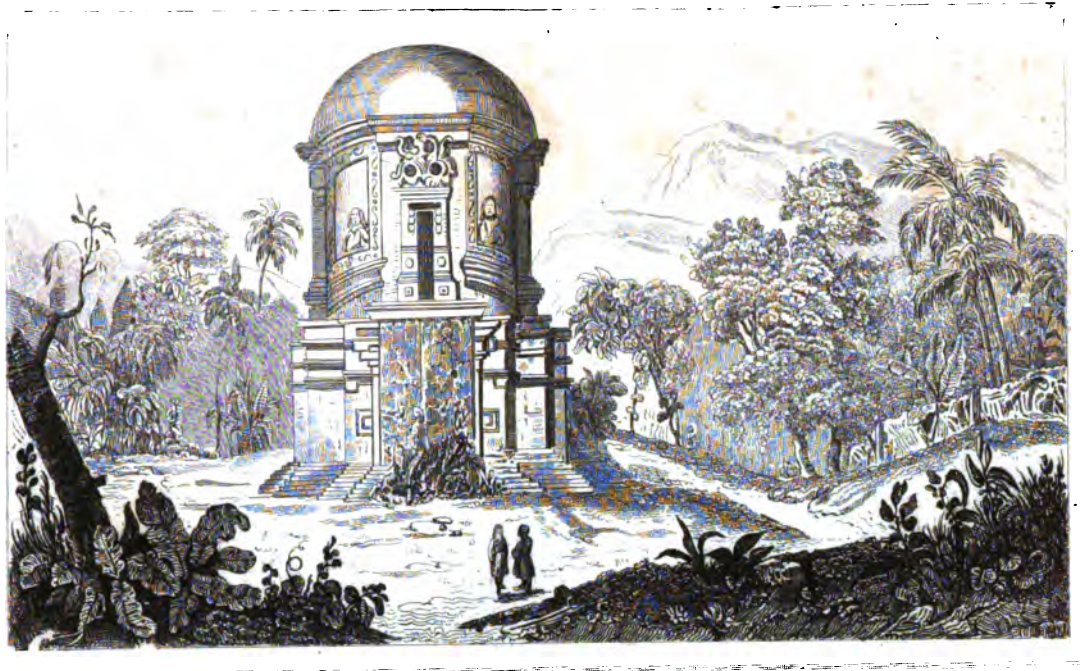
Manner, Frauen, Krieger von Sulu.

1. 2. Javaner der gemeinen Classe. 3. Hofmann. 4. Krieger. 5. Ronguin oder Taenzerin.

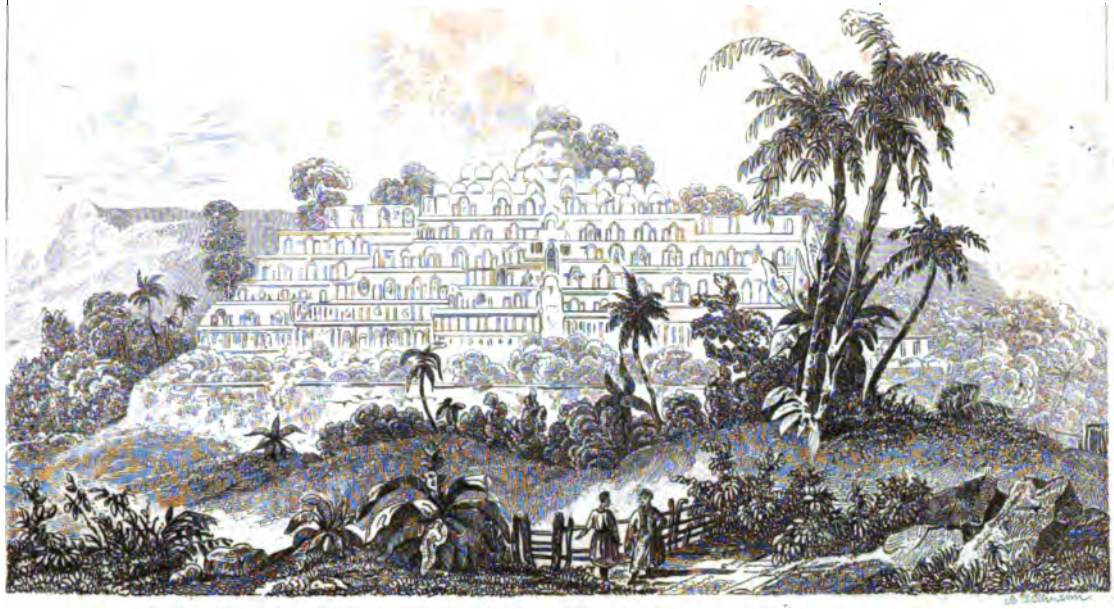
Kleidung von Bræutigam und Braut.

Argus. Männchen.

Reschaw oder Beschützer der Tempel.

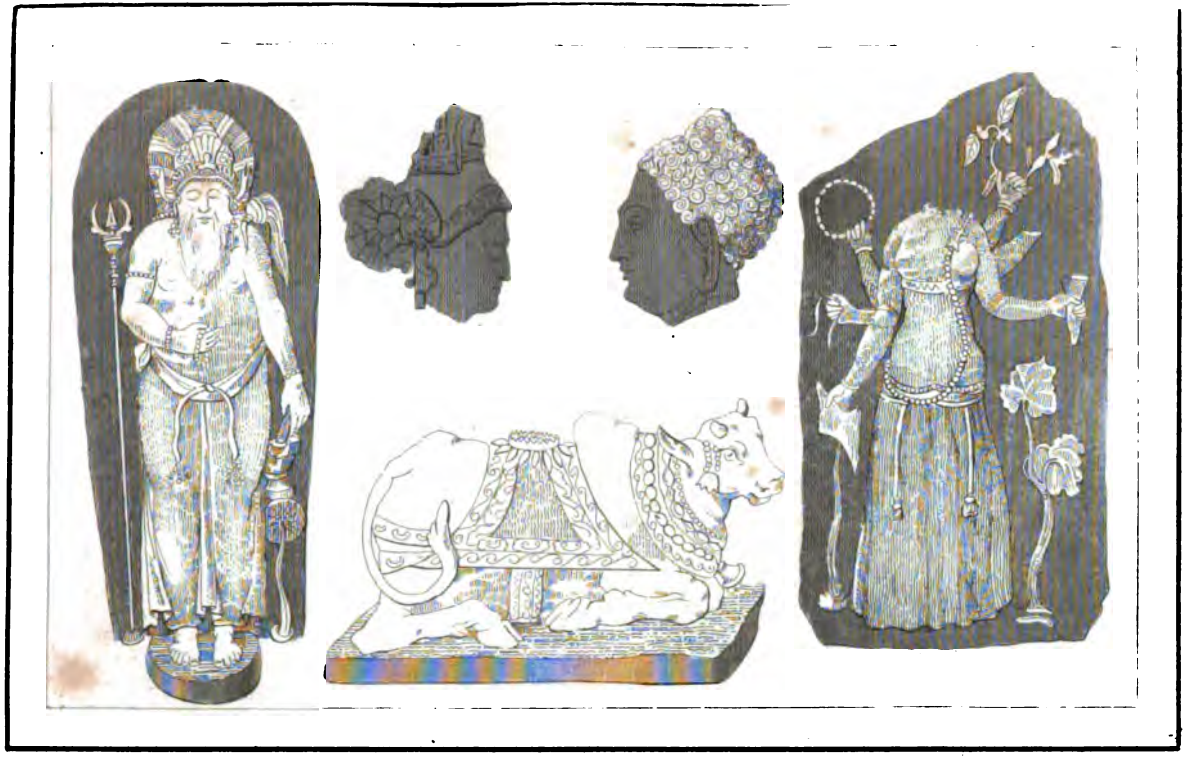


Tempel des Jabang.

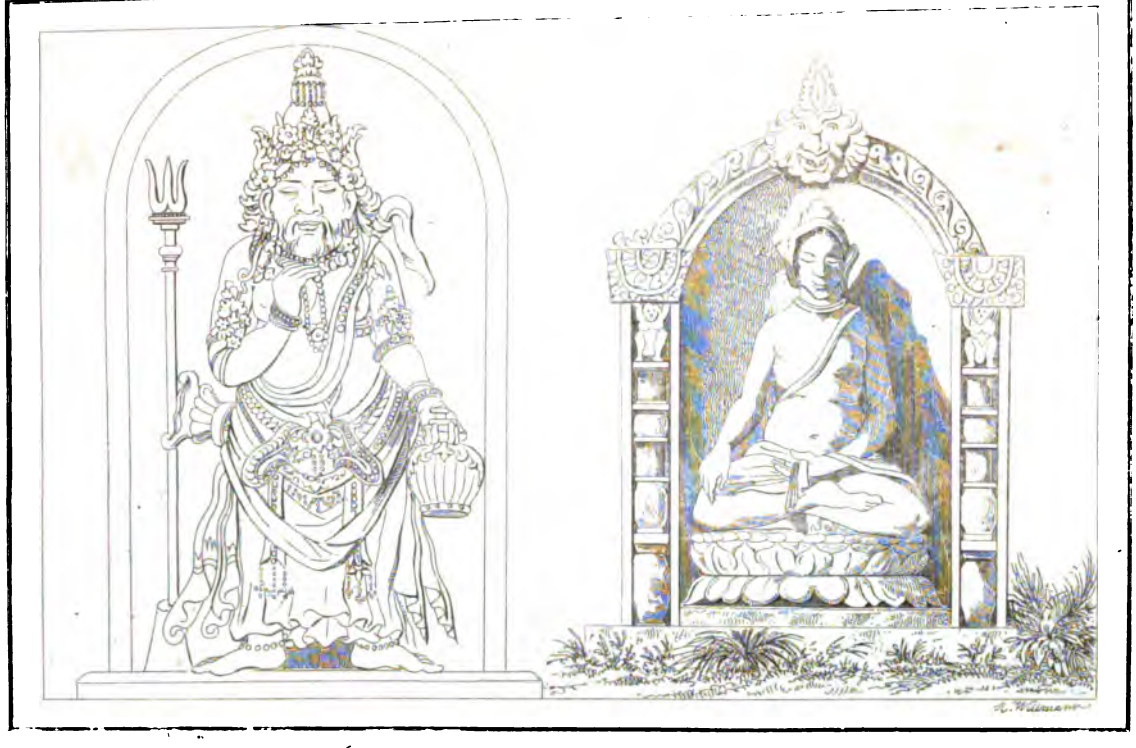


Tempel des Boro Bodo

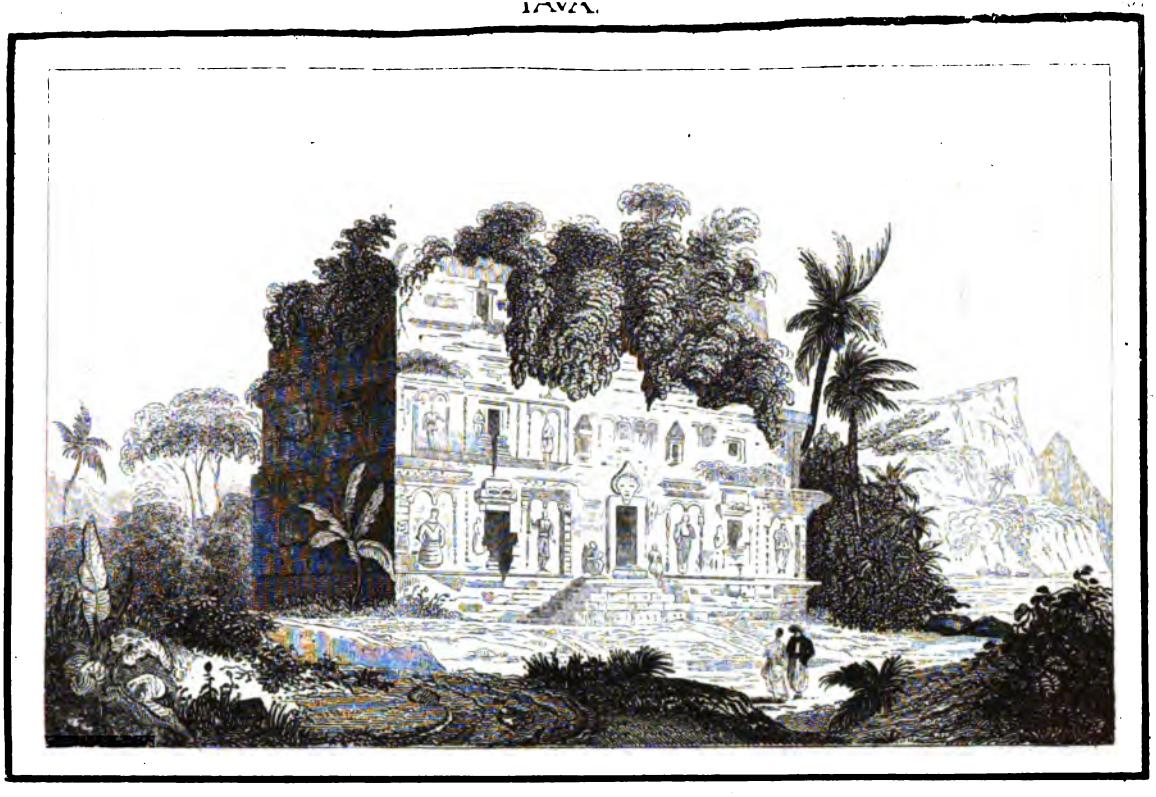
Statue des Tempels der Göttin Loro djongrang — Die Indische Trimurti — Statue der Göttin Loro djongrang



Verstümmelte Statuen zu Jing'a Sari und der Stier Nandhi



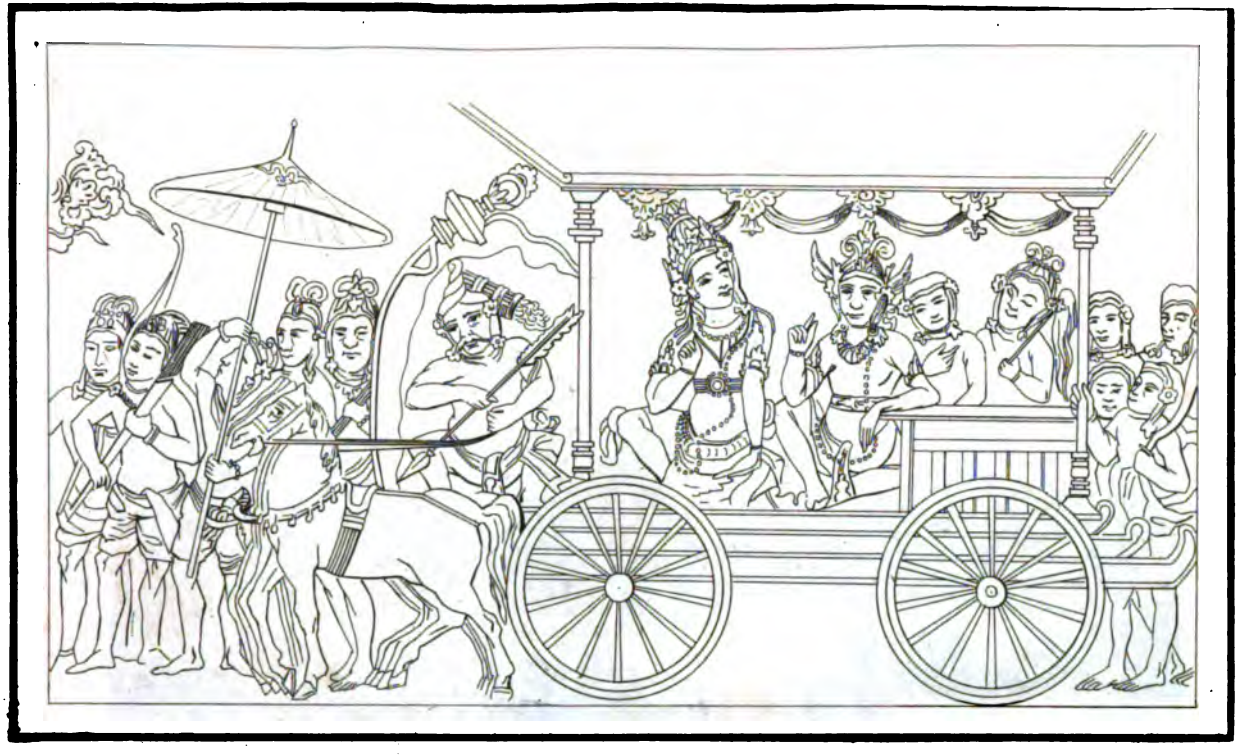
Statue des Mahadeva *Statue des Buddha*



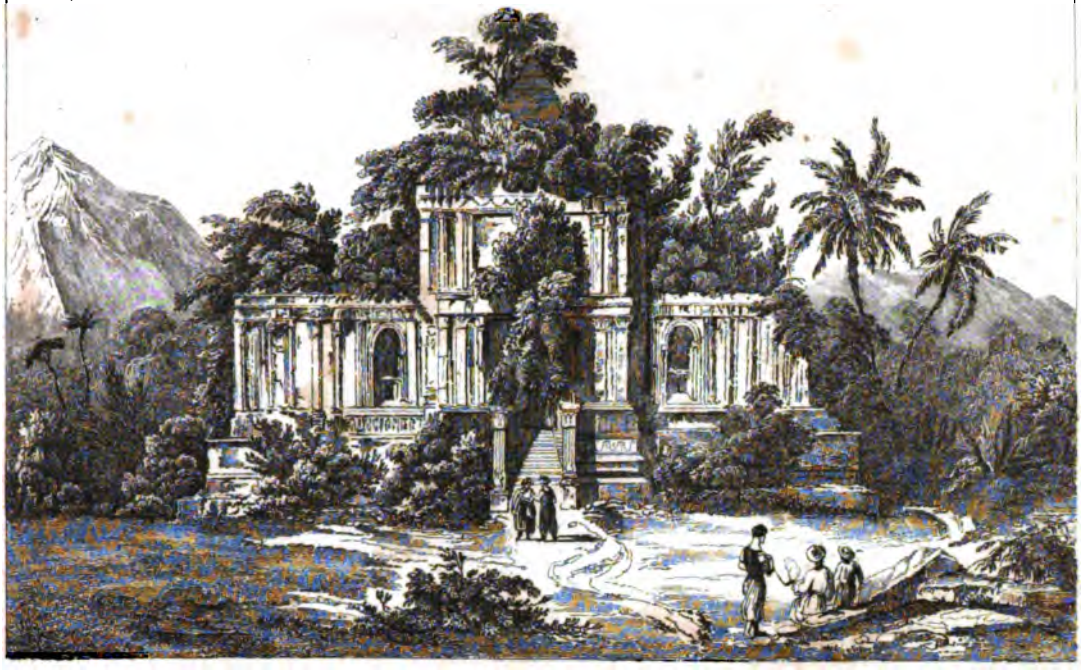
Palast zu Kalassan.

Thierkreis.

Brammnisches Bild einer Göttin

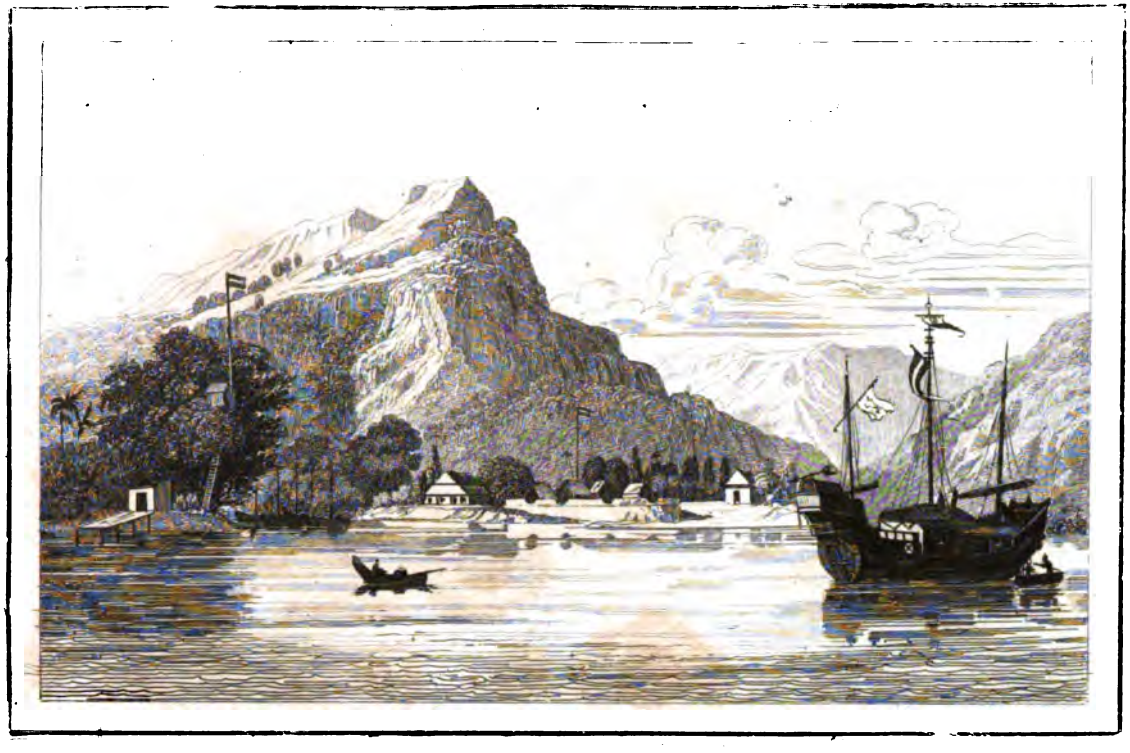


Antike Bildhauerey.



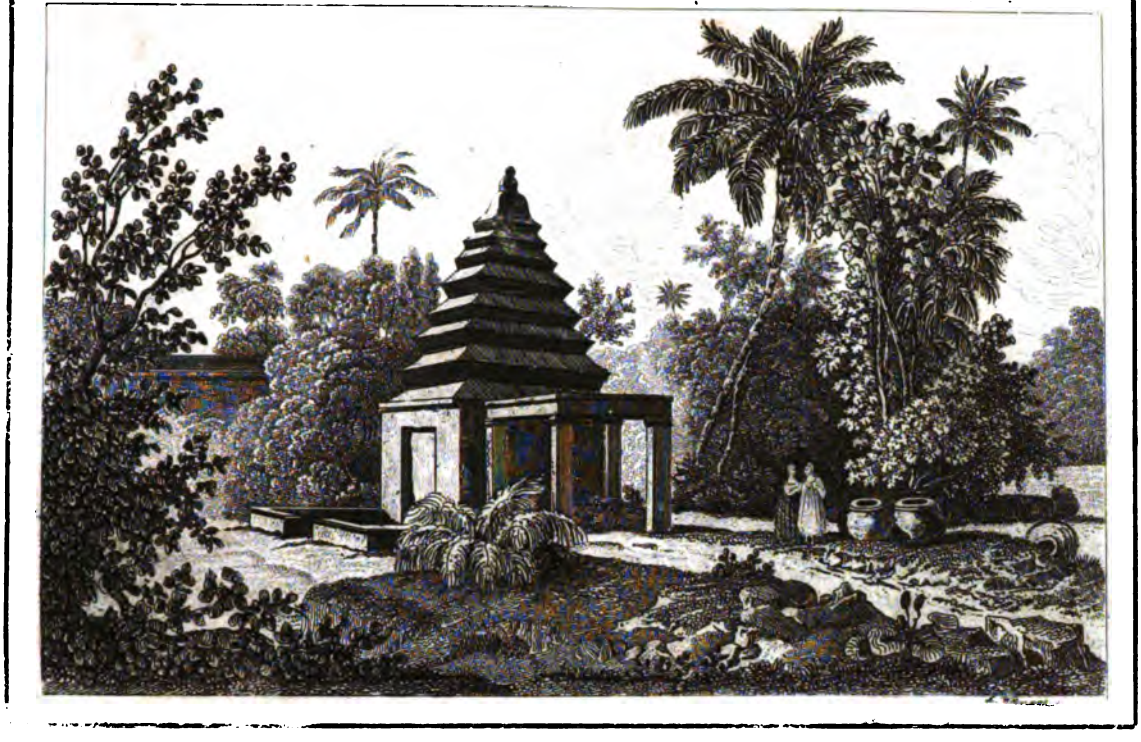
Templ. zu Brambano

Statue de Ganesa.

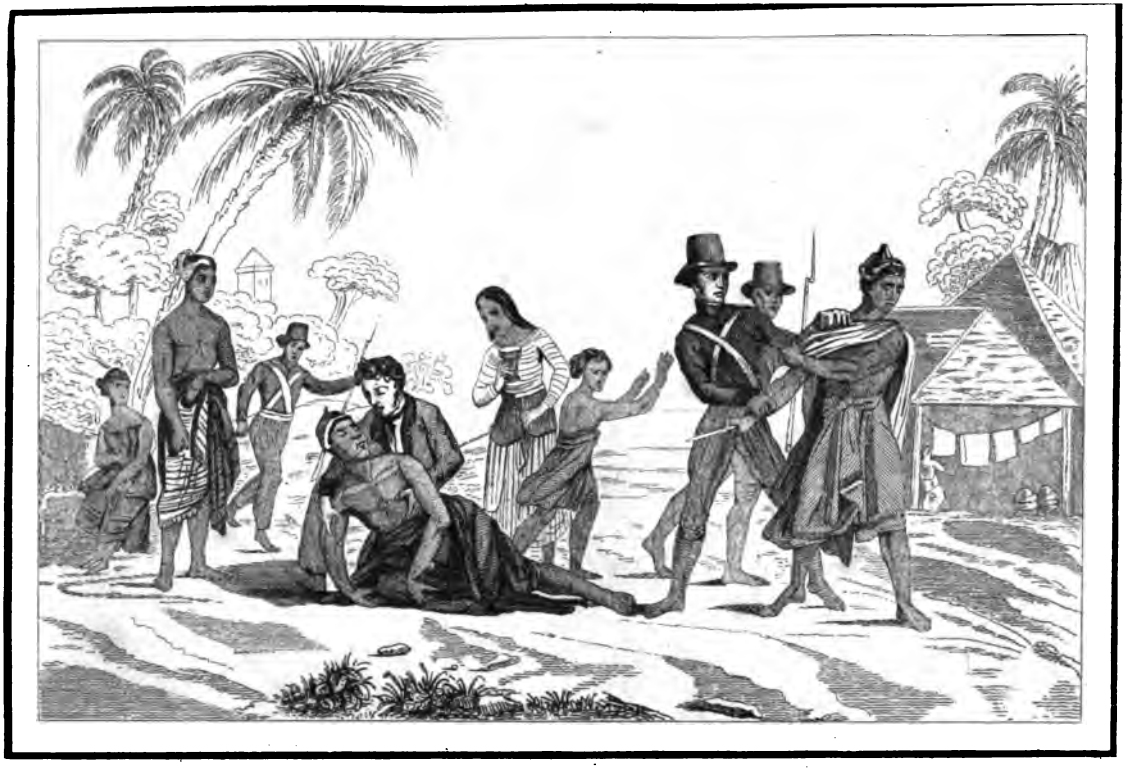


Ansicht von Anjer.

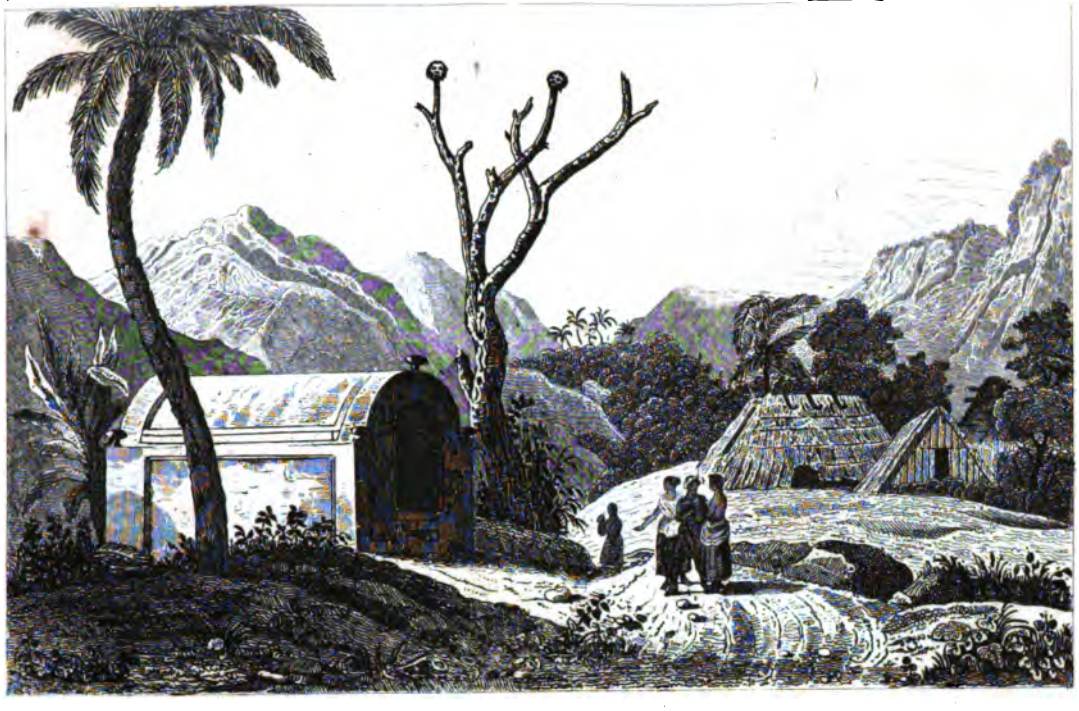
Einwohner. Ramahan Roy.



Grabmahl eines jungen Brahmine in Hindostan.

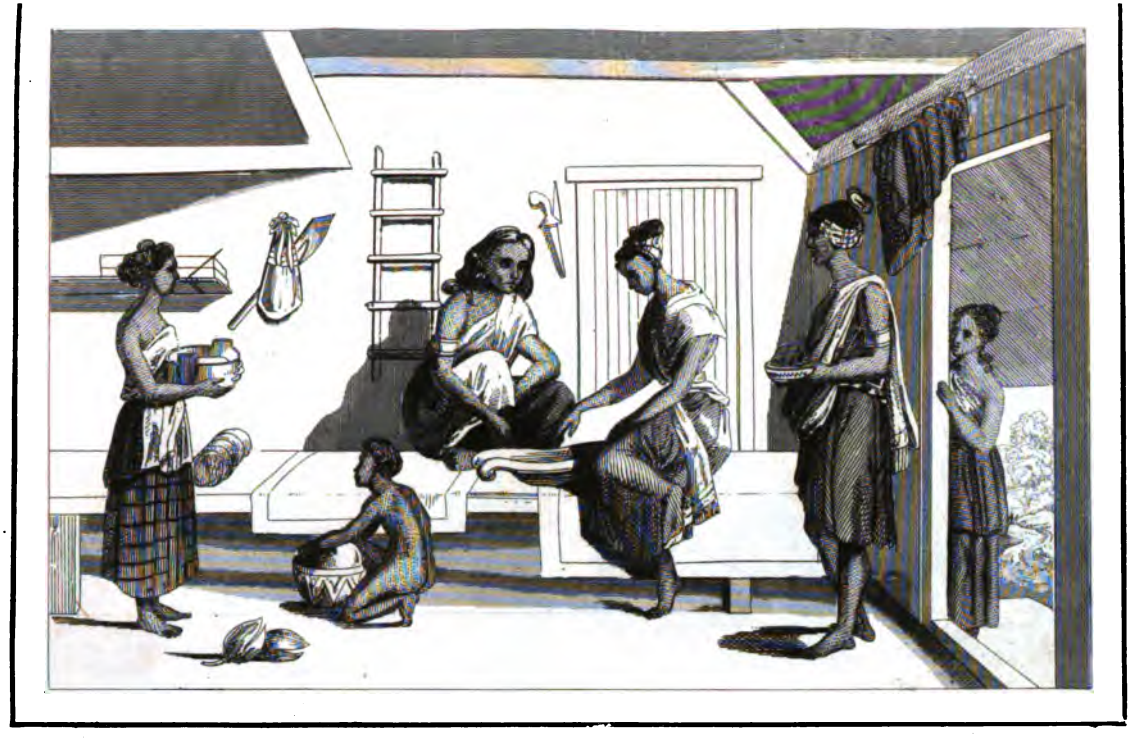


Rampok oder Muchelmord.



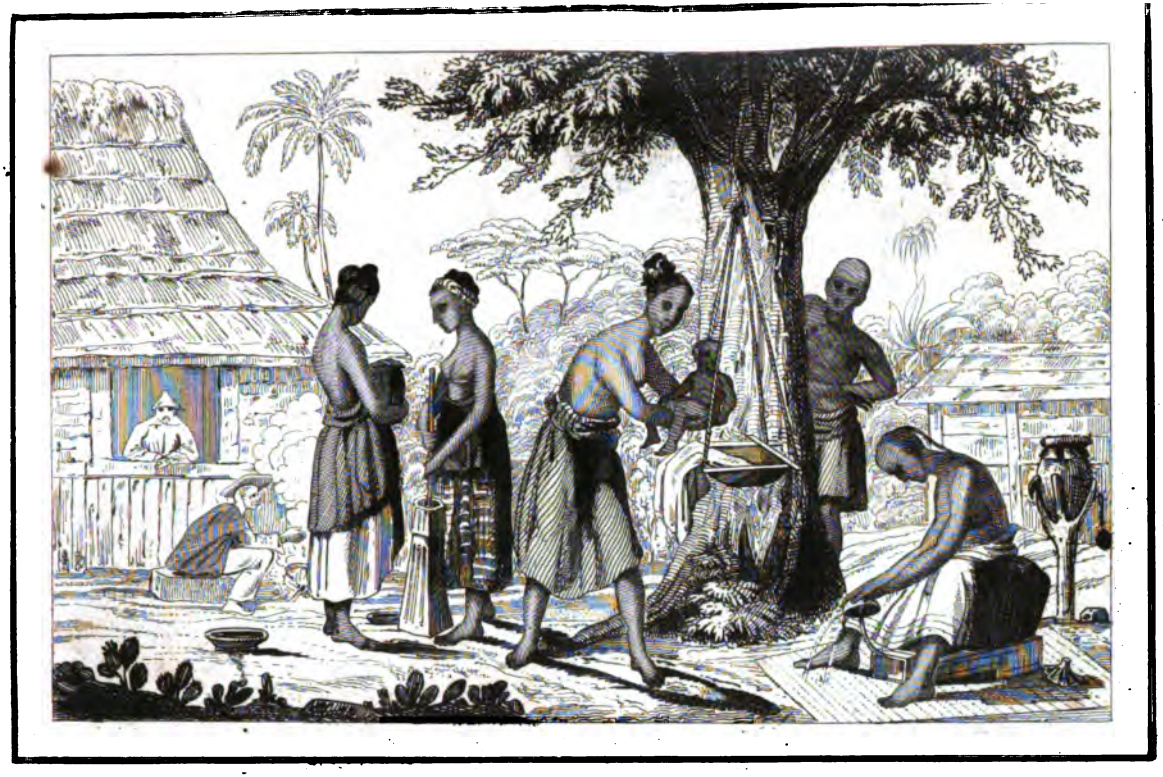
Grabmahler.

Trachten



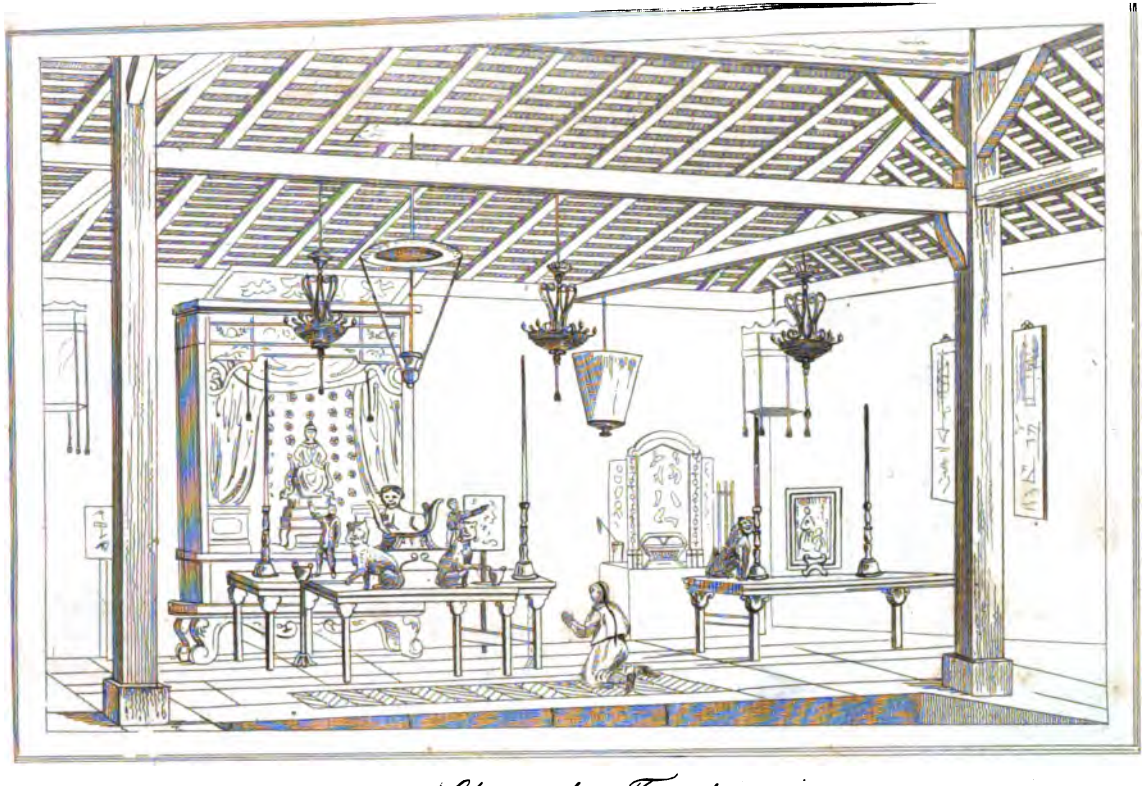
Frauen die Tschonka spielen.

Mädchen das die Harfe spielt.

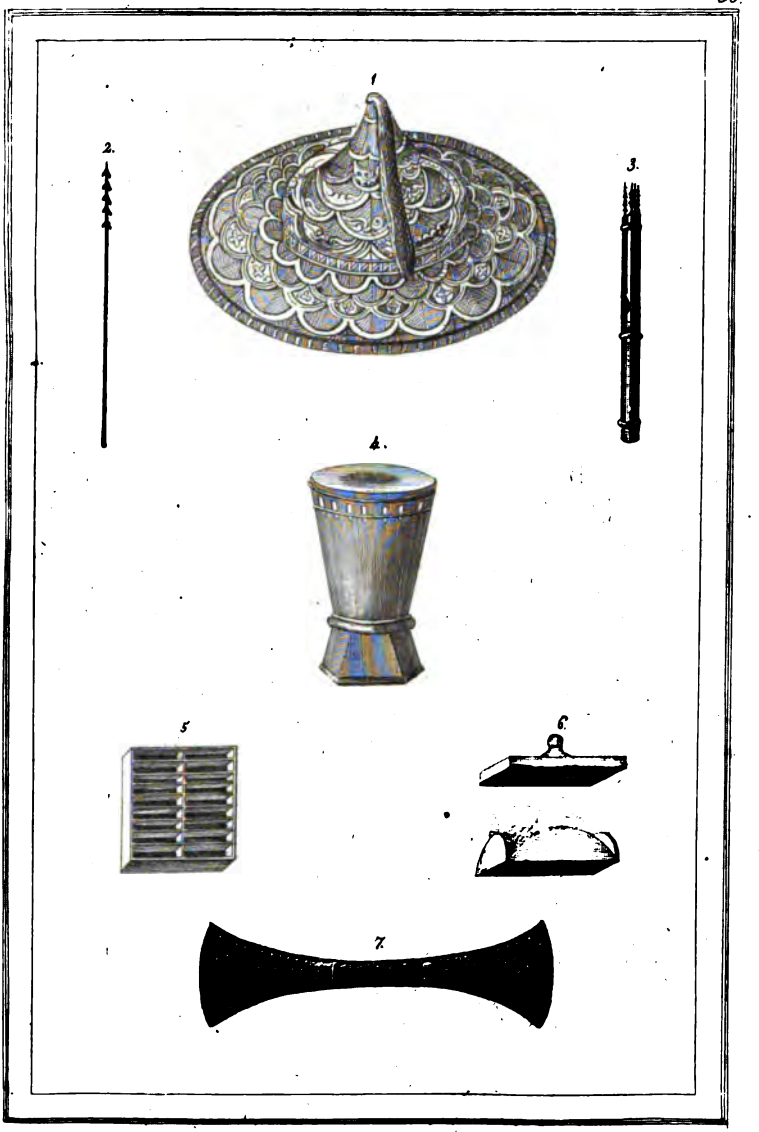


Häusliche Beschäftigungen.

Bauplatz.

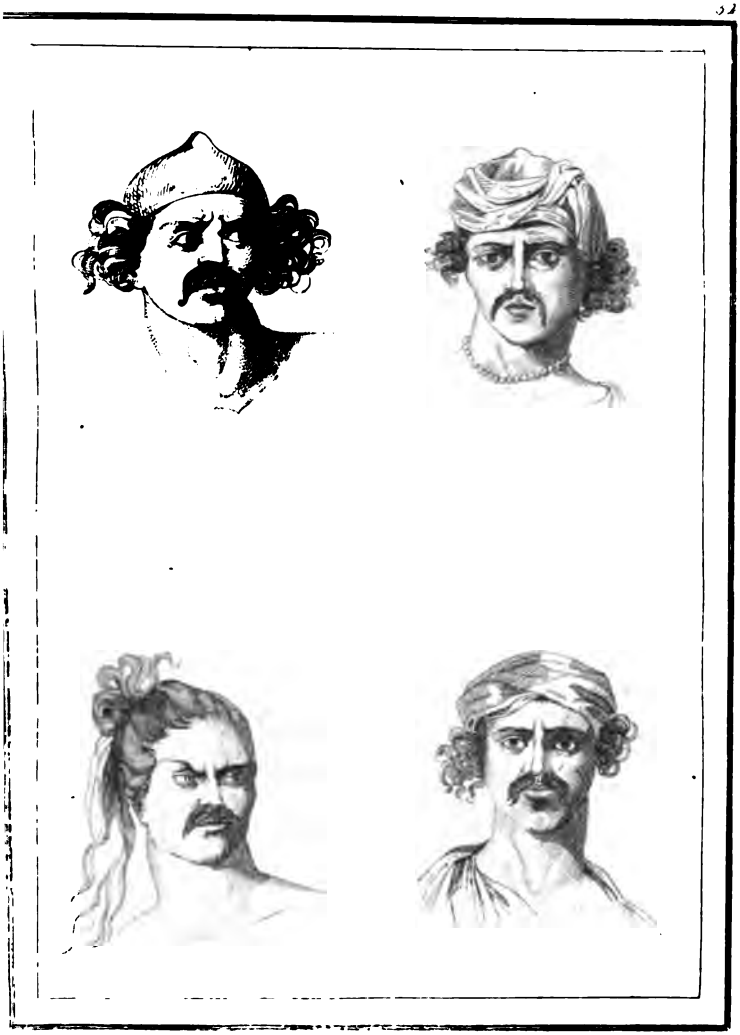


Chinesischer Tempel.

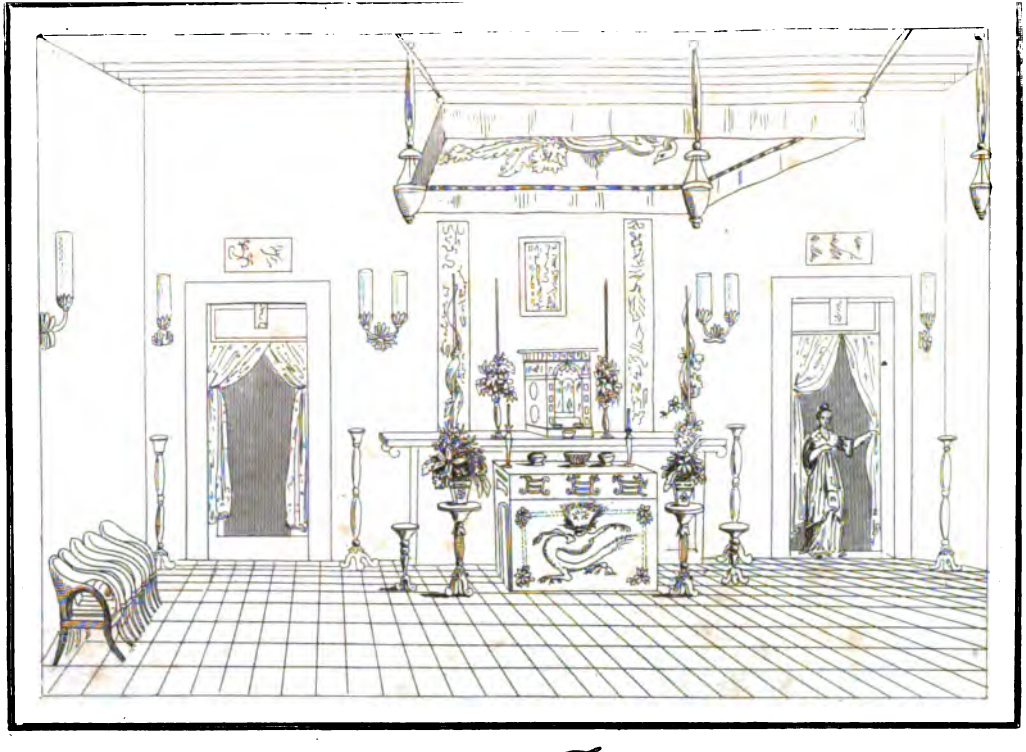


Chinesischer Hut. *Waffen und Geräthe.*

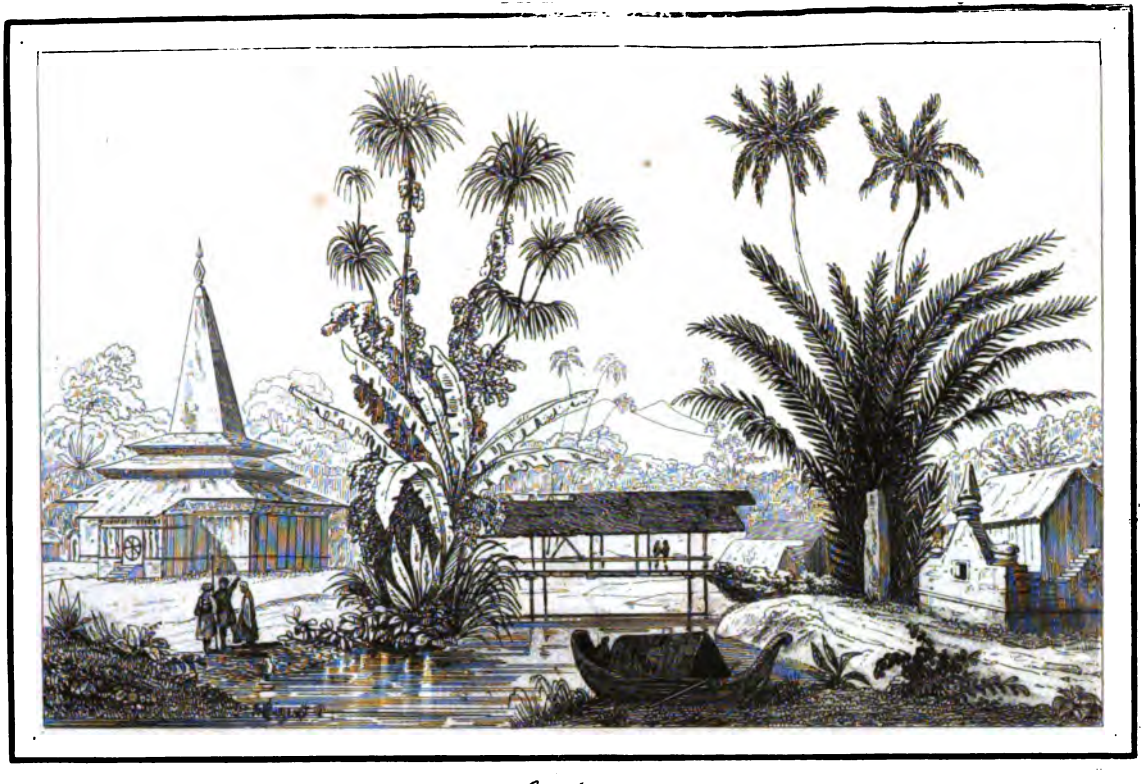
Chinesische Frauen am Schachbrett.



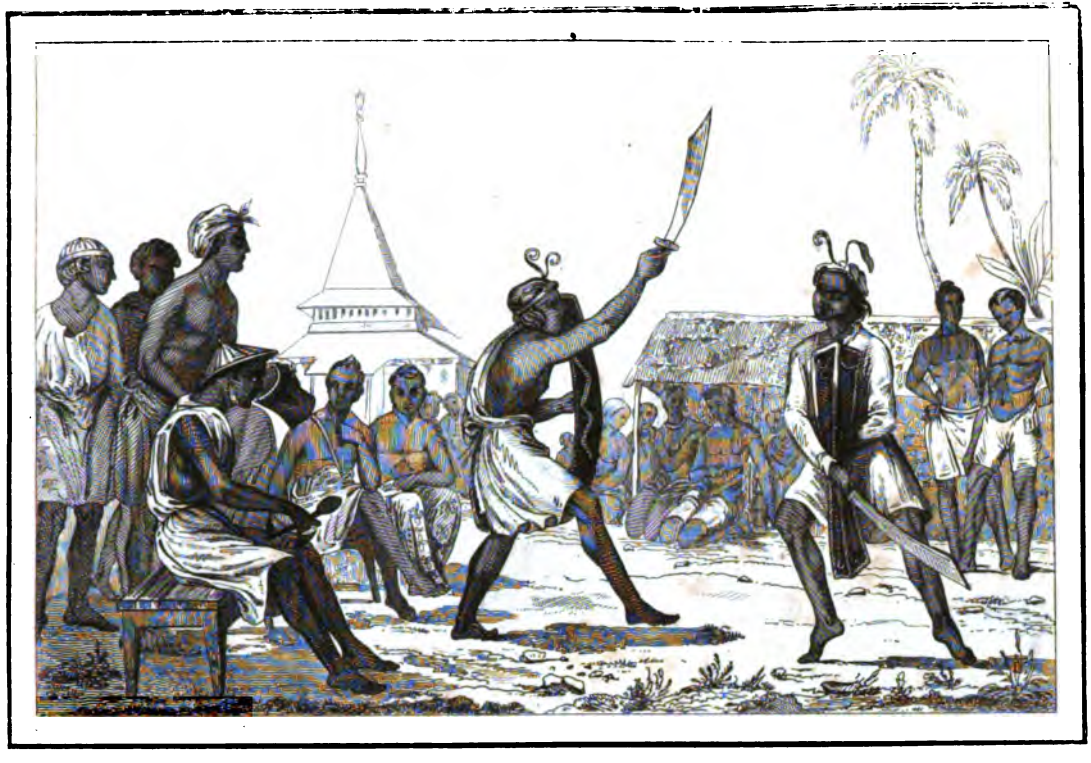
Portraits.



Chinesisches Zimmer.

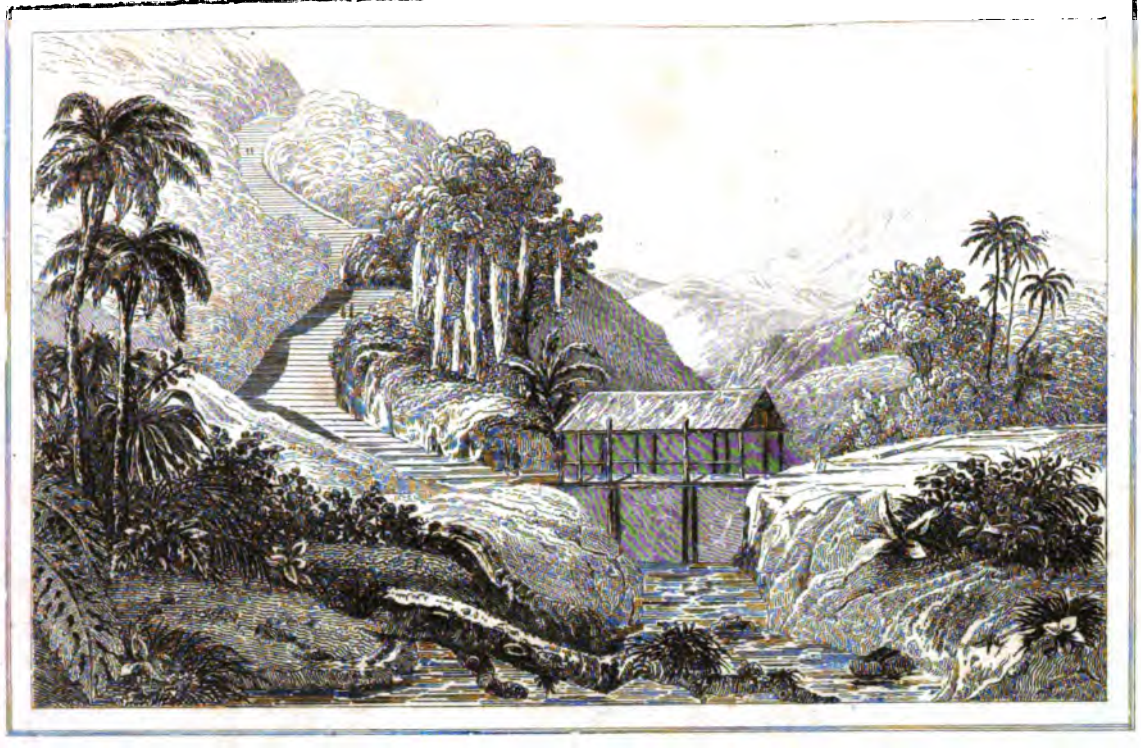


Graber.



Tanz.

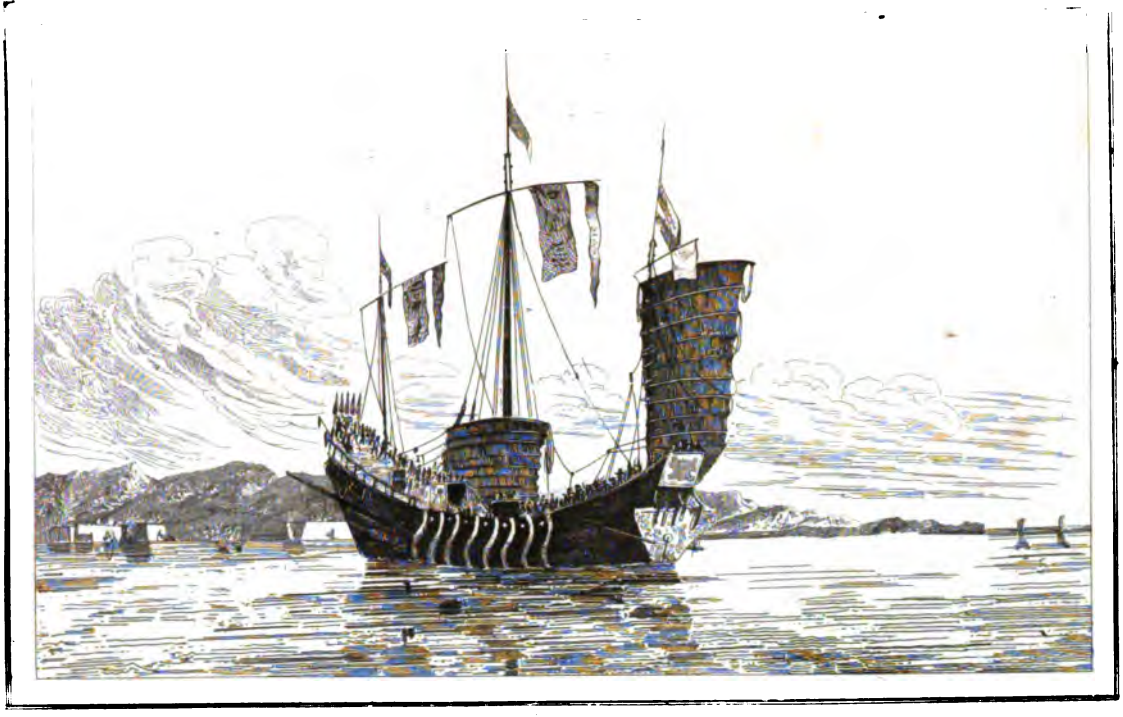
Fall des Flusses Tondano.



Strasse von Tondano.

Warme Quelle zu Posso.

Kriegerische Trachten.

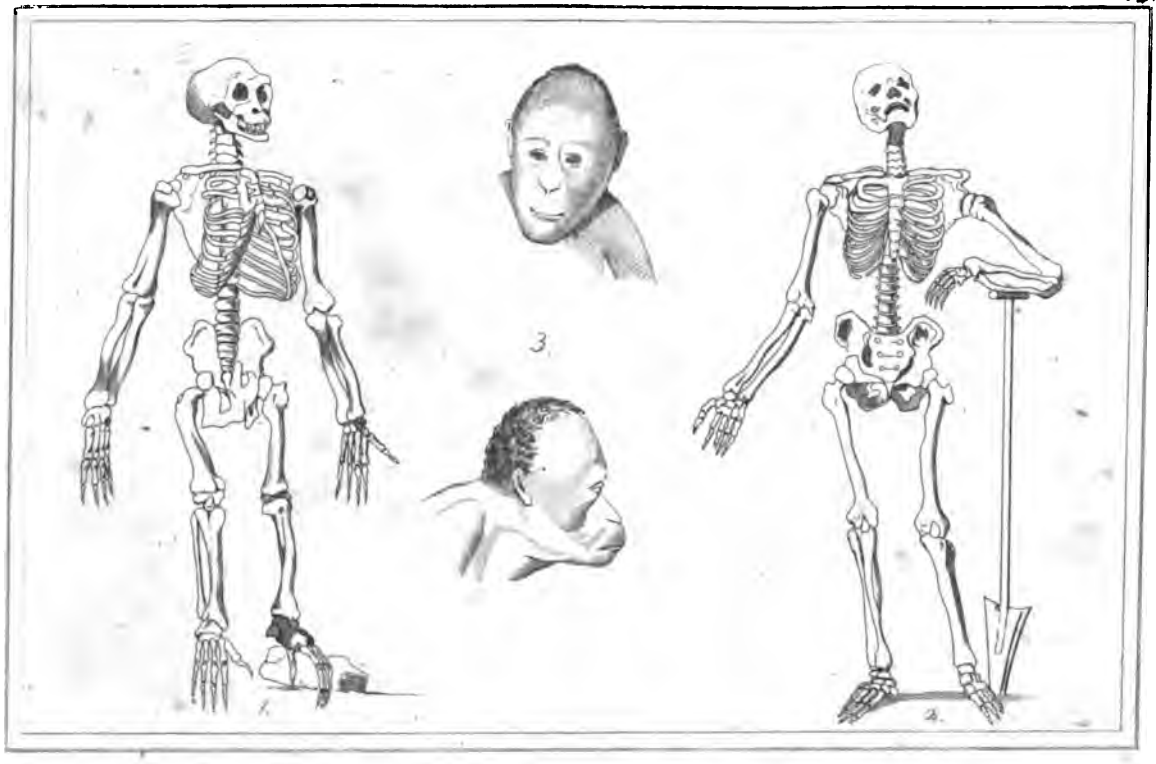


Chinesische Junke

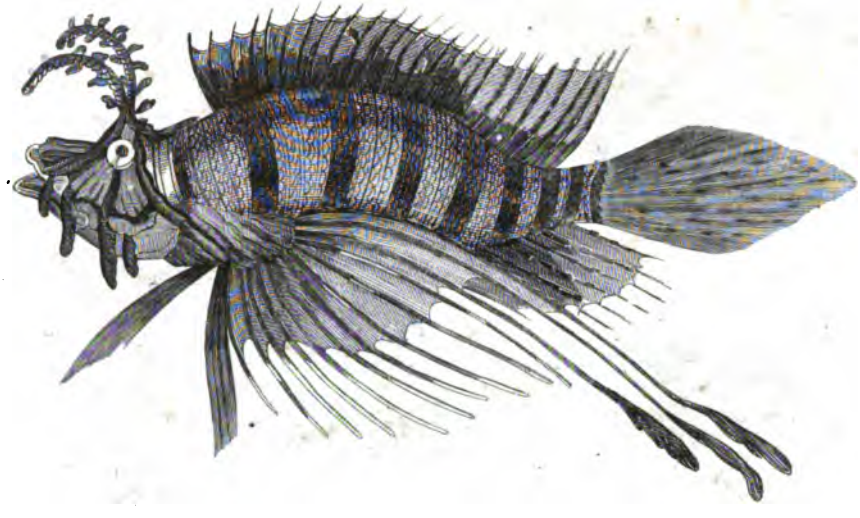
Gefecht mit Menschenfressern

Upas-Baum

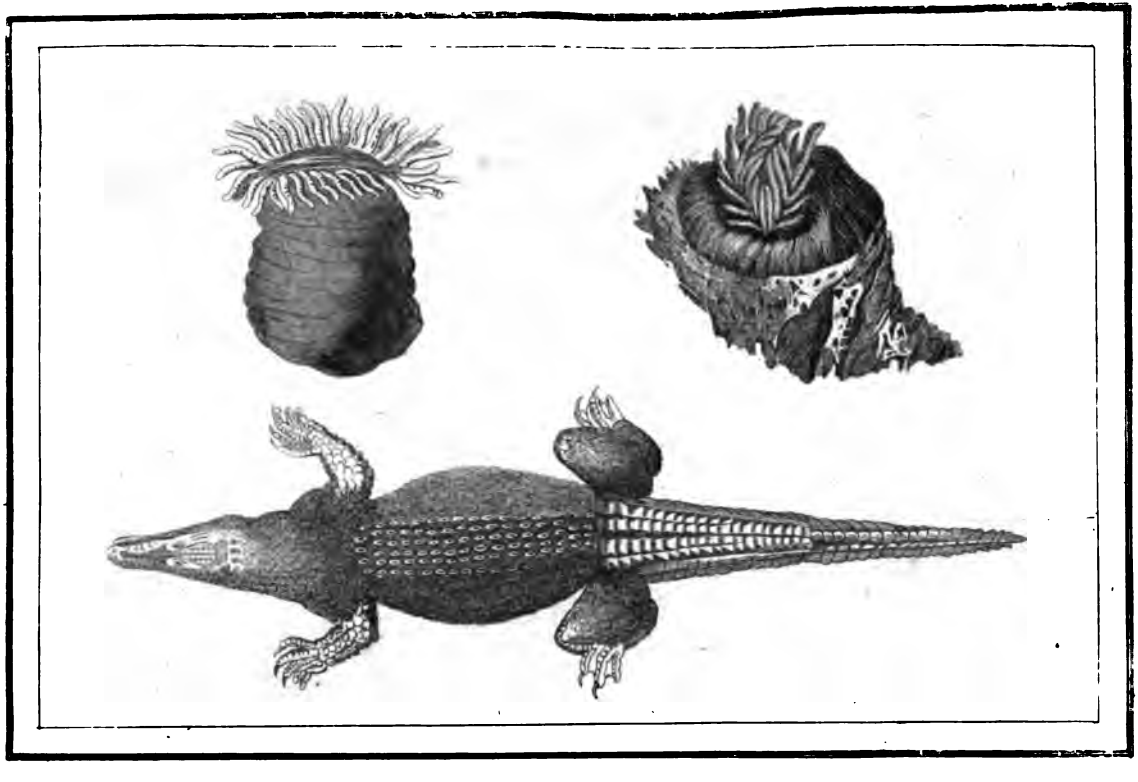
Camphor and Rambues



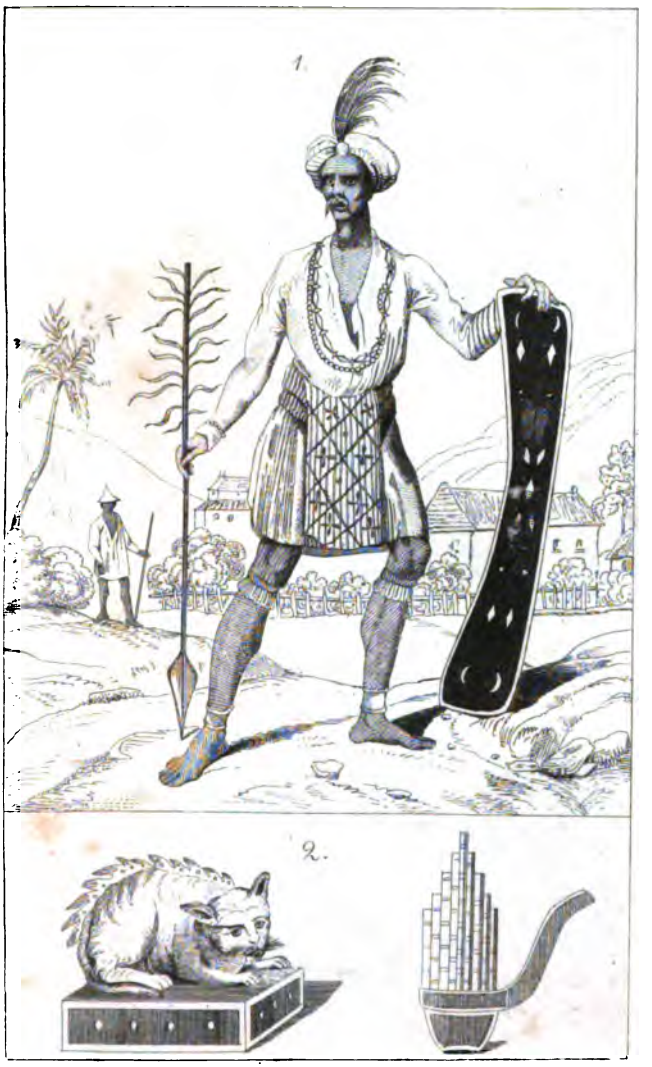
1. Skelett des Chimpanse. 3. Kopf des rothen Orang. 2. Menschen-Skelett.



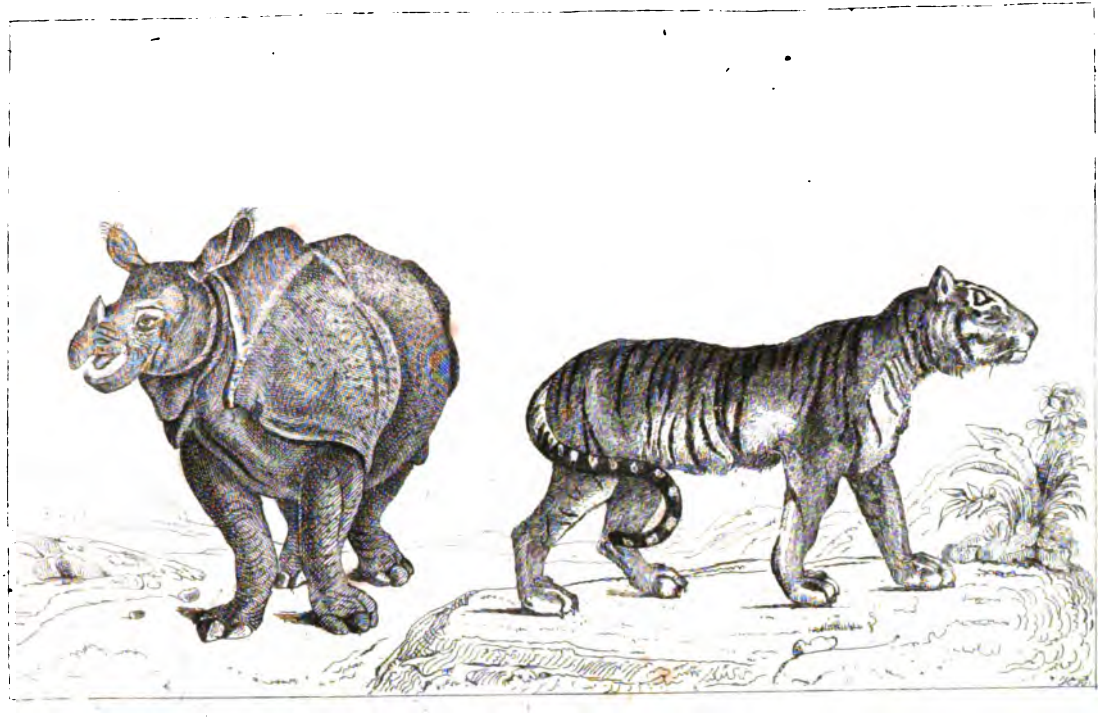
Scorpena.

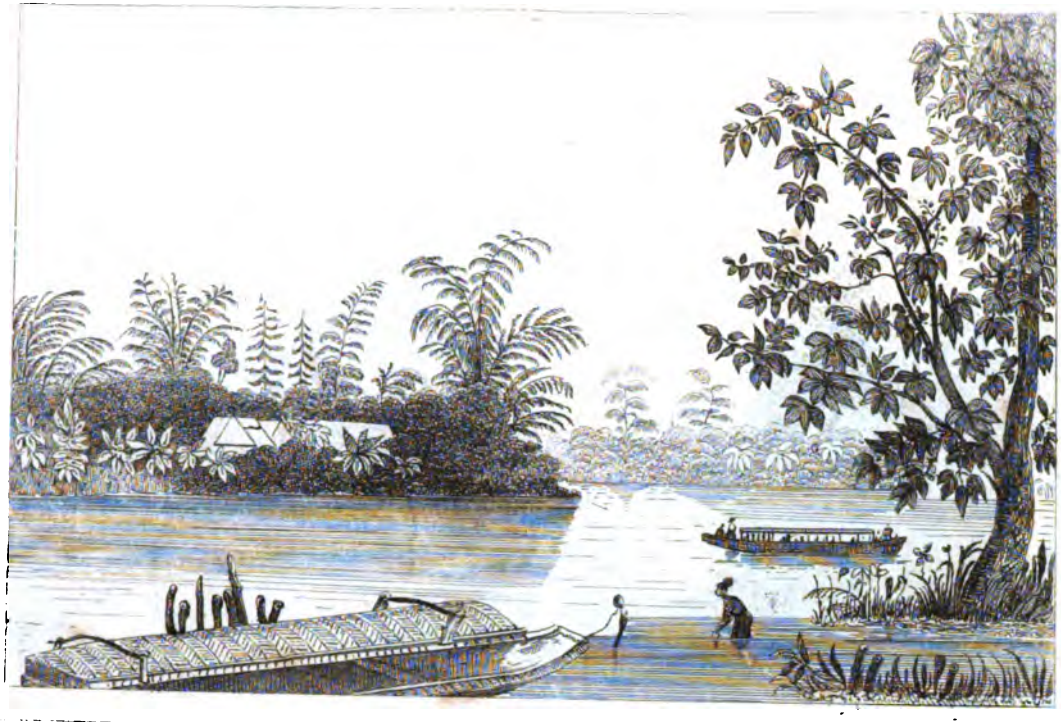


Actinien und Crocodil



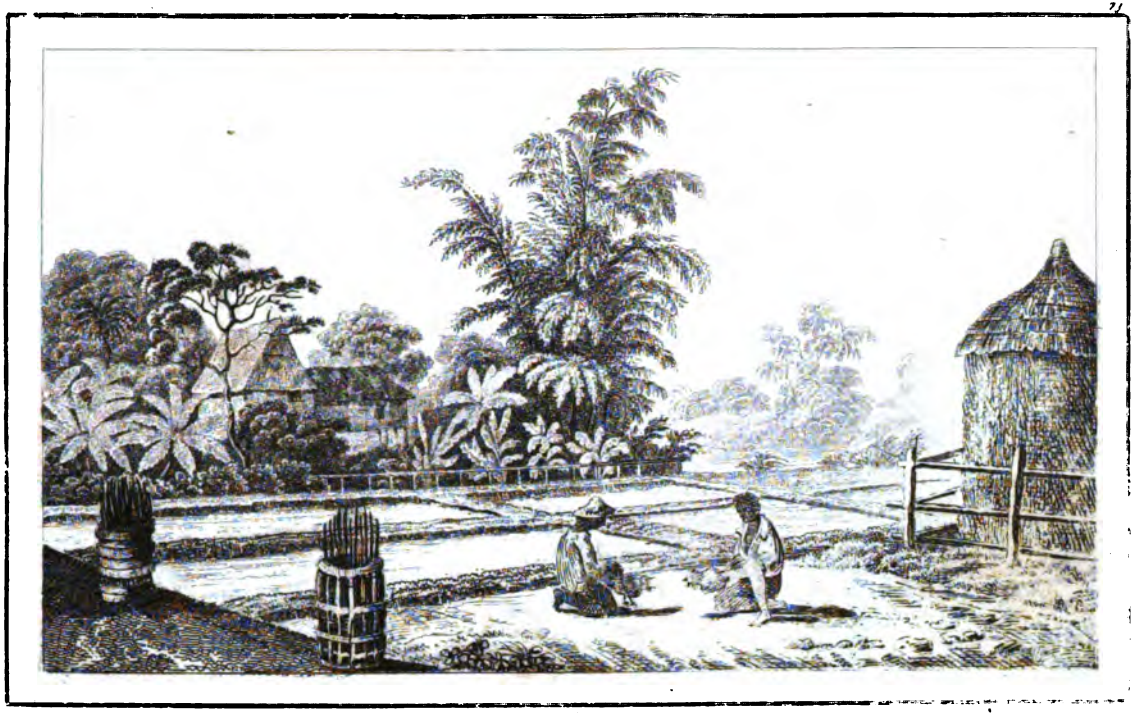
1. Mura in seiner Festtracht.
2. Musikalische Instrumente.



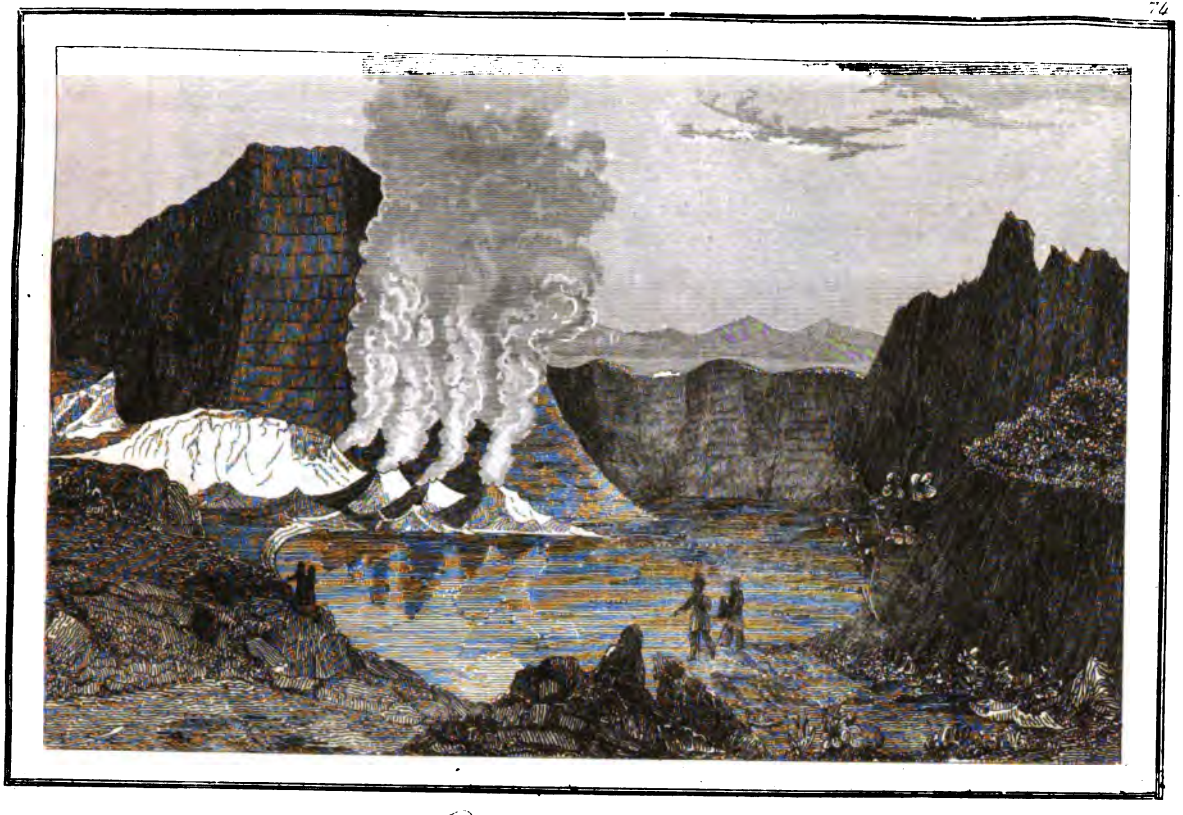


Passing a stream

Inneres der Insel Luzon



Wohnung auf der Insel Luzon

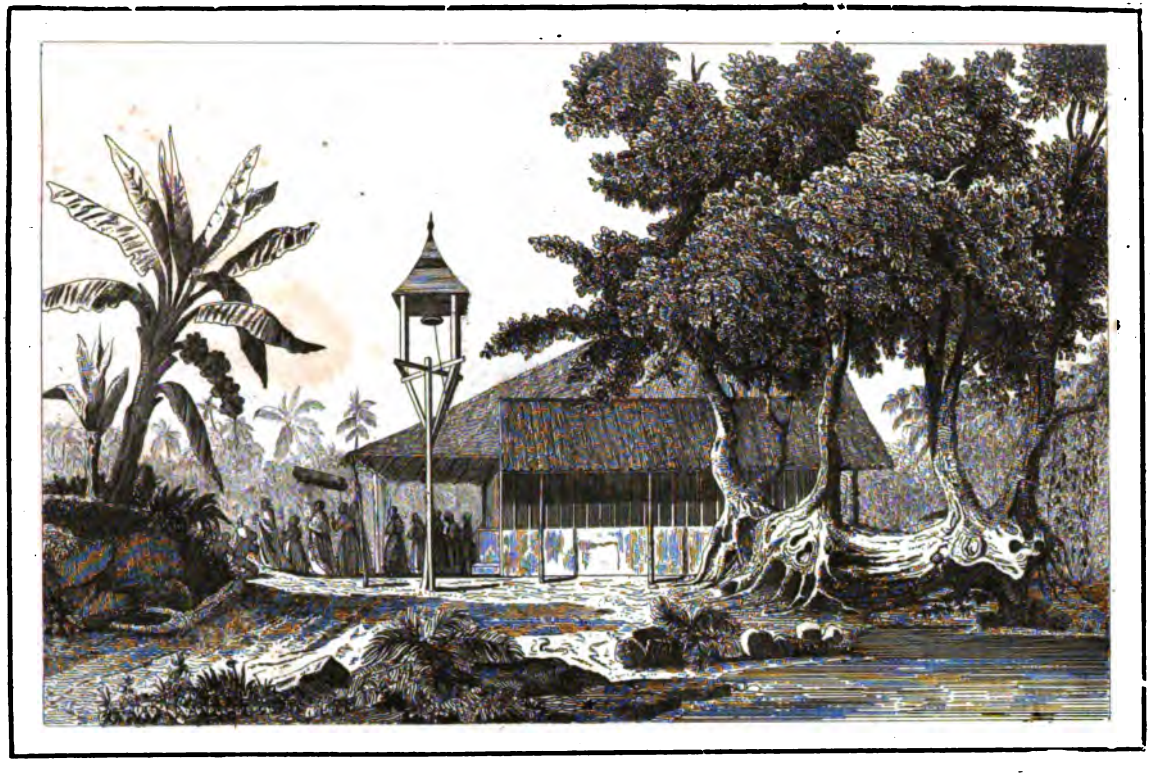


Vulcan von Taal.

Wasserhose.

Tugalen von der Insel Louçon, und junge Otaitische Berg-Bewohnerin

Trachten

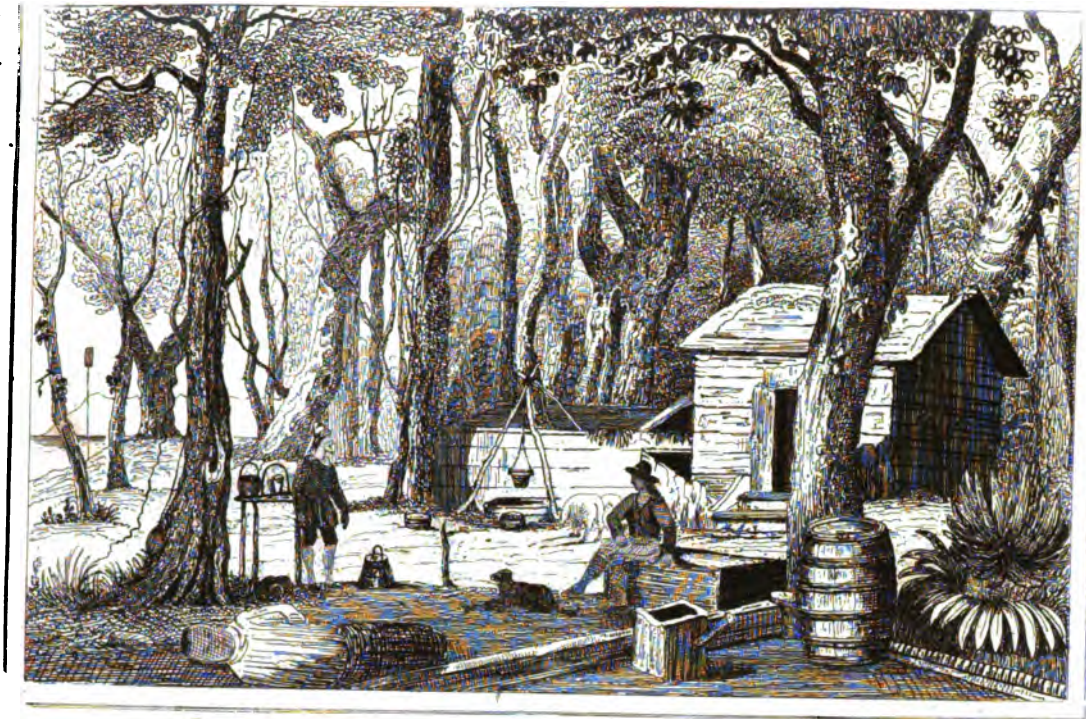


Ländliche Capelle zu Bacon.

Hahnengefecht.

Urwald.

Wald zu Munin Lima.

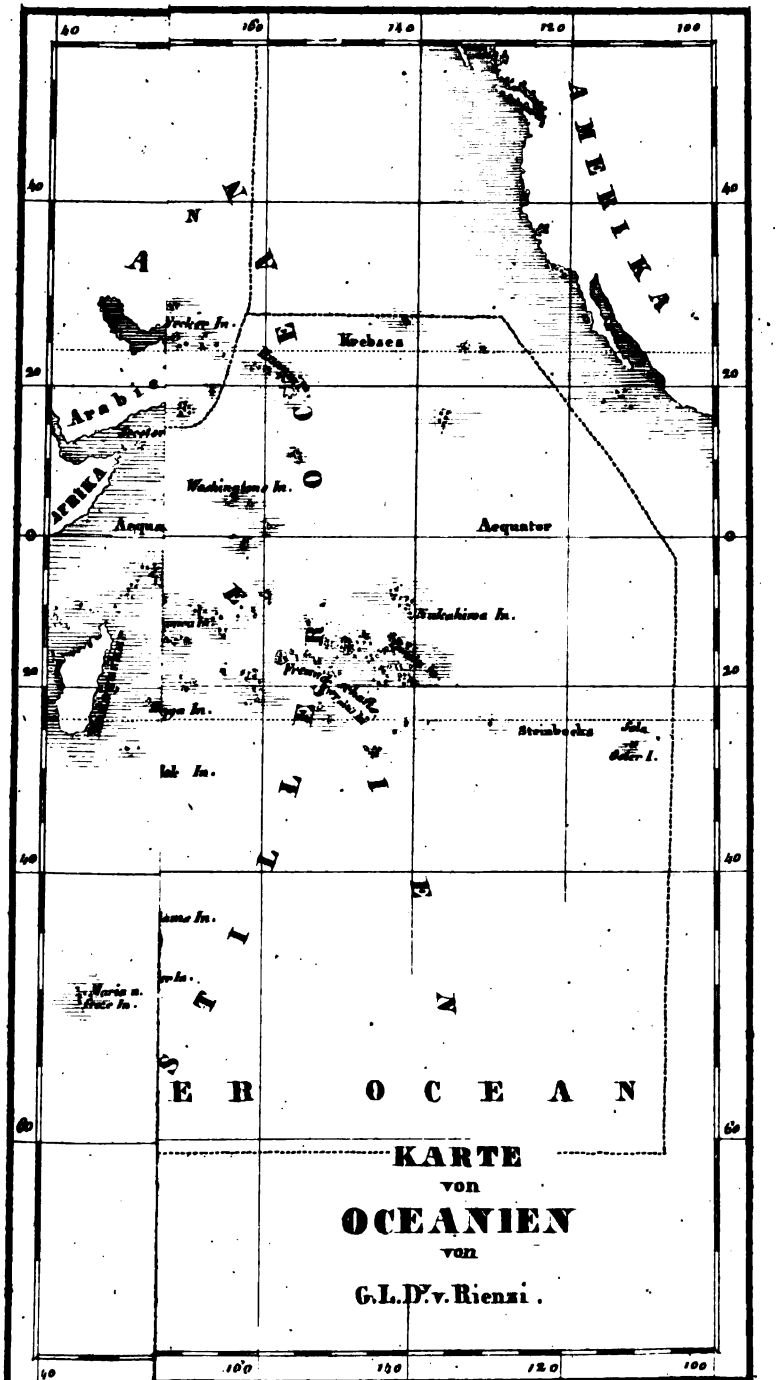


Wohnung zweier schiffbrüchigen Matrosen.

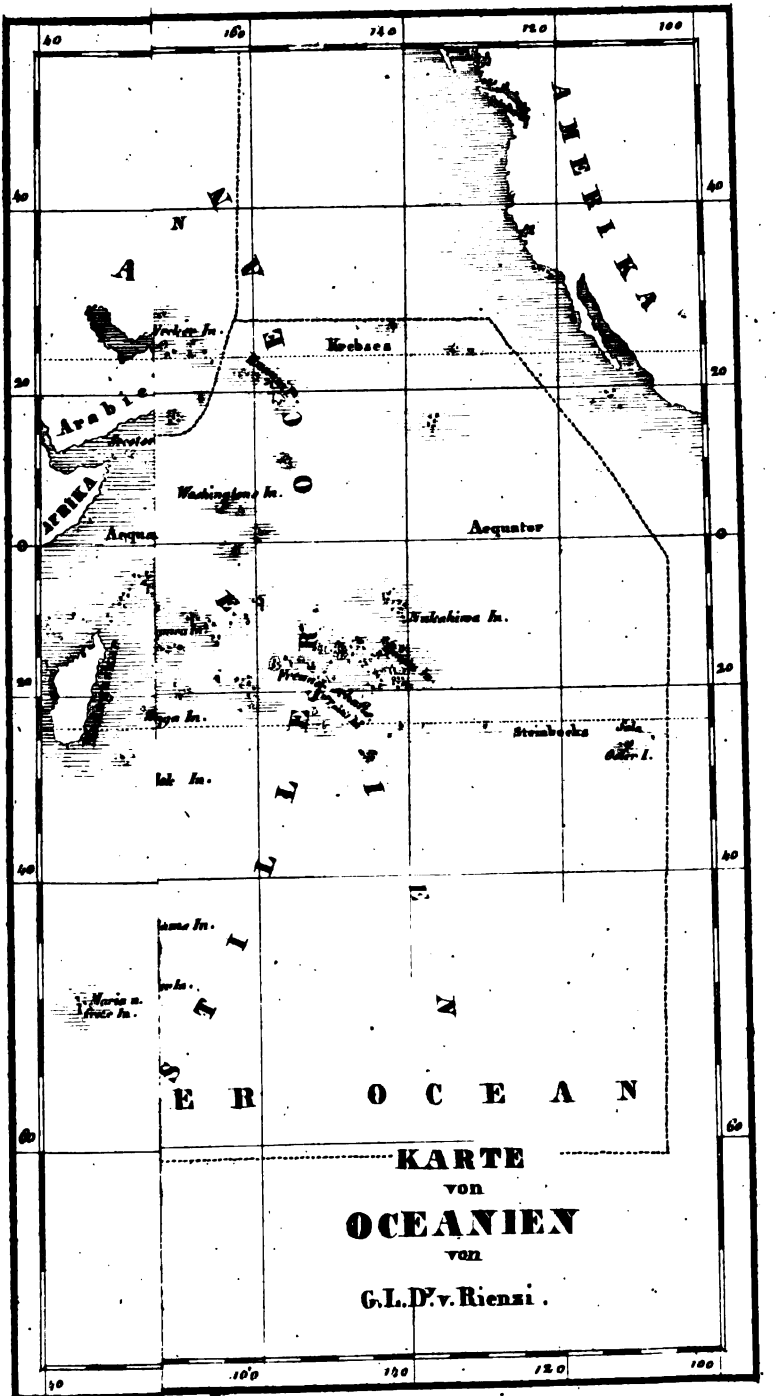
Urwald zu Illawarra.

Altes Denkmahl der Insel Tinian, (Marianen.)

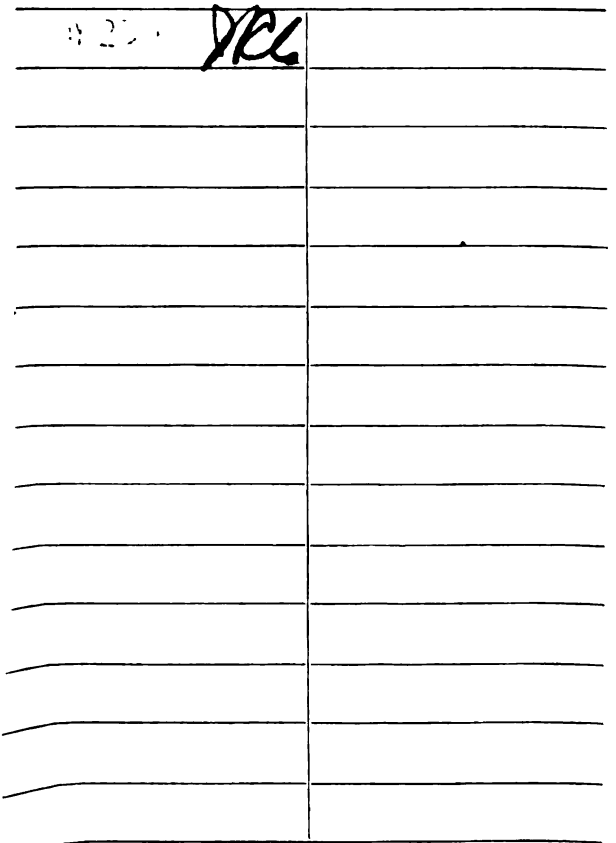
Ansicht aus den innern Wäldern.



KARTE
von
OCEANIEN
von
G.L.D.v.Rienzi.


KARTE
von
OCEANIEN
von
G.L.D.r v. Rienzi.
AMERIKA
Arabie
AFRIKA
Krebses
Washingtons In.
Aequator
Nukahiwa In.
Stembocks
Oder I.
Maria n.
Frere In.
ER OCEAN
40
160
140
120
100
20
0
60

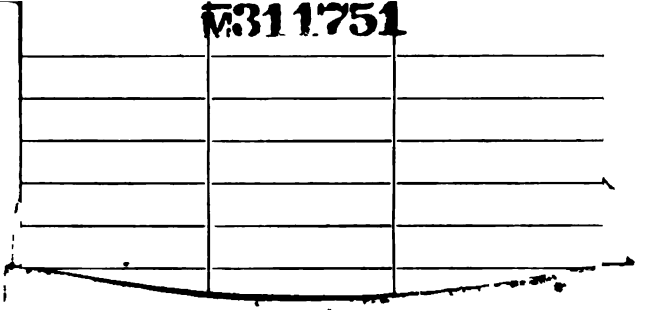
14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.



LD 21A–60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

M311751



M311751

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C042611372